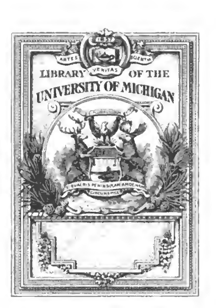


Deutsche Rundschau


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



(October — November — December 1890.)

Band LXV.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).



Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundsechzigsten Bande (October — December 1890.)

(Fortsetzung umstehend.)

Die Dryas.

Ein Capriccio
von
Paul Heyse.

Vom Thurm der Frauenkirche hatte es eben erst Fünf geschlagen. Aber ein Schneesturm tobte durch die Gassen der Stadt und löschte den letzten bleichen Tagesschimmer so völlig aus, als wäre die Nacht schon hereingebrochen. Auch brannten schon seit einer Stunde in dem Atelier des jungen Malers Ralph die drei Gasflammen, die ihm zu einer eiligen Arbeit hatten leuchten müssen. Es galt, an einer großen Landschaft die letzten Striche zu thun, um sie „Punkt Heiligabend", wie der Besteller sich ausgedrückt hatte, seiner Frau ins Weihnachtszimmer hängen zu können. Er war Vormittags selbst gekommen, um den Meister an sein Wort zu mahnen, hatte die ansehnliche Summe, die ausgemacht war, in blanken Doppelkronen auf den Tisch gezählt und Nachmittags zwei handfeste Packträger geschickt, das Werk wie es gehe und stehe von der Staffelei zu holen. Die Leute hatten sich noch eine Weile gedulden müssen; immer noch konnte die letzte Hand sich nicht genug thun. Endlich hatte der Künstler, von seiner eigenen Erschöpfung bezwungen, da er seit dem ersten Tagesschein nicht von der Staffelei gewichen war, das Bild den Boten ausgeliefert und war dann wohl eine halbe Stunde auf dem Stuhl vor der Staffelei sitzen geblieben, mit geschlossenen Augen in sich hineinstarrend. Es war ihm jedesmal eine peinliche Empfindung, eine seiner Arbeiten in fremde Hände geben zu müssen. Wenn er seinem Werk dann am dritten Orte in schlechtem Licht unter gemüthlosem Luxus von seelenlosen Augen begafft wiederbegegnete, beschlich ihn eine peinliche Reue und Scham, als hätte er ein eigenes Kind in die Sclaverei verkauft und müßte mitansehen, wie es mißhandelt würde.

Nun vollends dieses Bild, an das er sechs Wochen lang all seine Liebe gewendet hatte. Die Skizze dazu, nach der Natur gemalt und unter anderen Entwürfen an die Wand geheftet, hatte dem reichen Kunstfreund in die Augen gestochen, und als Ralph äußerte, er könne sich nicht von diesem Stücke trennen, hatte Jener nicht nachgelassen und einen so hohen Preis geboten, daß der Maler

in einem Augenblick der Schwäche auf den Antrag eingegangen war, ein großes Bild danach zu malen. Hundertmal hatte er seine Nachgiebigkeit, seinen Geiz verwünscht. Was für Erinnerungen an dieser Waldscenerie hingen, warum jeder Blick auf die sanft ansteigende grüne Halde, von hohen Fichten abgeschlossen, auf das schlanke Stämmchen vorn neben dem Wildbach und die kleine Bank in seinem Schatten ihm das Herz in süßen und bitteren Gefühlen aufwallen machte, hatte er dem Besteller freilich nicht verrathen. Und doch war es ihm wie eine Entweihung, daß er dieses Fleckchen Erde, wo ihm so wohl und weh geworden war, wie nie in seinem Leben, den gleichgültigen Blicken wildfremder Menschen preisgegeben hatte.

Es war nun geschehen. Er gelobte sich im Stillen, keinen Fuß je in das Haus des Mannes zu setzen, dem er für schnödes Geld ein Stück seiner Seele verhandelt hatte. Und hätte ihn noch die Noth dazu getrieben! Aber so jung er war, sein Ruf hatte sich schon dergestalt verbreitet, daß ihm jede Leinwand zu jedem Preise, den er machen wollte, frisch von der Staffelei weggekauft wurde.

Ein heftiger Windstoß, der an dem großen Fenster rüttelte, riß ihn endlich aus seinem Brüten. Er stand mühsam, wie aus einem schweren Schlaf sich ermunternd, auf, trug die Staffelei in einen dunklen Winkel seines Studio und begann überhaupt ein wenig aufzuräumen. Es war ja Heiligabend, er erwartete seinen einzigen vertrauten Freund, um unter vier Augen mit ihm sich über die Stunden hinwegzuhelfen, die schwersten des ganzen Jahres für einsam Lebende, zumal in der Jugend. Dennoch hatte er verschiedene Einladungen in Familien, zumal töchtergesegnete, höflich abgelehnt und sich ebenso wenig entschließen können, an den lustigen Veranstaltungen Theil zu nehmen, welche die jüngeren Künstler in ihrer Kneipe vorbereitet hatten. Er wußte, daß sich unter den Fröhlichen und Ausgelassenen die Schwermuth nur drückender ihm auf die Seele legen würde.

Denn freilich, im Sommer hatte es so ausgesehen, als ob er diesen heiligen Abend froher als je feiern würde. Daß er das verscherzt hatte — wenn auch ohne seine Schuld, wie er meinte, — das mußte ihm jede andere Festfreude vergällen.

Er war es aber sehr zufrieden, daß auch sein langer Freund, den sie wegen seiner ungeschlachten Glieder Enak nannten, die gleiche Abneigung gegen eine lärmende Weihnachtsfeier empfand und versprochen hatte, auf ein Glas Punsch und einen stillen Schwatz bei ihm vorzusprechen. Dem guten Menschen, der übrigens auch ein guter Maler war und eine besondere Virtuosität in Jagdstücken nach Snyder's Vorbild besaß, sollte es heute Abend so heimlich und behaglich werden, wie ein paar einsame Menschen sich's irgend zu bereiten vermöchten.

Im eisernen Ofen summten und glühten noch die Kohlen, und das hohe Gemach war trotz des wüthenden Decembersturmes leidlich durchwärmt. Ralph aber entfachte noch zum Ueberfluß ein Feuerchen im Kamin, den er neben dem Ofen eigens hatte anbringen lassen, da er nichts lieber that, als in Zwielichtstunden in das helle Feuer schauen und dem Flug der springenden Funken folgen. Er schob das breite Ruhebett, über das ein persischer Teppich geschlagen

war, in die Nähe der Feuerstätte, breitete das Bärenfell davor aus und trug ein Tischchen herbei, auf dem etwas kalte Küche und alles zum Punsch Erforderliche einladend beisammen stand. Daneben stellte er den großen Schaukelstuhl, in welchem Enak seine gewaltige Figur lang auszustrecken liebte, und nachdem er einen zufriedenen Blick über diese Zurüstung geworfen, wandte er sich dem Fenster zu, wo in den Winkel gepflanzt die dritte Hauptperson des heutigen Heiligabendfestes stand: ein herrlich gewachsenes, frischgrünes Fichtenbäumchen, das mit seinem obersten, kerzengerade aufstrebenden Wipfelzweig bis genau an die Decke des hohen Raumes reichte.

Schon gestern, als er nach der hastigen Arbeit durch die Stadt geschlendert war, um sich ein wenig zu erfrischen, war ihm auf einem der Plätze, wo Weihnachtsbäumchen feil geboten wurden, der stolze Wuchs dieses jungen Stämmchens aufgefallen, das seine ansehnlichsten Genossen um etliche Haupteslängen überragte. Er hatte dann die Nacht davon geträumt und war in grauer Morgenfrühe wieder hingegangen, besorgt, Andere möchten ihm zuvorgekommen sein. Damit habe es keine Gefahr, versicherte ihm der Händler. So hohe Bäume würden nur selten begehrt, und er wisse selbst nicht, warum er diesen mitgenommen; er habe es ihm aber gleichsam angethan, weil er so schön gewachsen sei, und die Zweige so regelmäßig um den Stamm herumständen. Aber weil er ihn sonst doch schwerlich los werden würde, gebe er ihn dem Herrn Kunstmaler billig und fordere für das Prachtstück nur so und so viel.

Ralph hatte trotz des unverschämten Preises nicht daran gedacht, zu handeln. Auch ihm schien das Bäumchen „es angethan“ zu haben. Und freilich, so ungefähr hob jenes, das die kleine Bank an dem Waldbach überschattete, sein kräftiges Haupt — oder war es nur der Trug seines schwermüthigen Herzens, daß ihn heute so Vieles an die schöne verschwundene Sommerszeit erinnern mußte?

Er hatte den Transport des Fichtchens die drei steilen Treppen zu seinem Atelier hinauf selbst geleitet und darüber gewacht, daß keiner der weit ausladenden Zweige geknickt wurde. Ueber Tag, in jenem Winkel am Fenster, hatte das Bäumchen ihm dann Modell gestanden, und die Arbeit nach der lebensgroßen Natur war dem Bilde noch sichtbar zu Gute gekommen.

Nun trat der Maler zu dem stillen Gefährten seines Fleißes und sog mit vollen Zügen den kräftigen Harzgeruch und die Waldfrische ein, die aus dem Labyrinth des Nadeldickichts ihm entgegenströmte. Nachdenklich vertiefte sich sein Blick in das geheimnißvolle Innere des Astwerks, und seine Hand strich liebkosend an einem der Zweige entlang, ohne auch nur eine der kleinen derben glatten Nadeln abzustreifen. „Du bist schön,“ sagte er vor sich hin, „und hast so jung dein frisches Leben hingeben müssen, armer Geselle! Dir wäre jetzt wohler draußen in deinem Wald, trotz der Schneelasten, die du tragen müßtest, als hier in der dumpfen Ofenluft. Aber auch Anderen geht es nicht besser, denen es noch schärfer in Mark und Bein fährt, wenn sie losgerissen werden, wo sie Wurzel geschlagen zu haben glaubten. Komm, wir Beide wollen den Kopf nicht hängen lassen, sondern uns putzen und gute Miene zum bösen Spiel machen!“

Wenn er vom Putzen sprach, so hatte er durchaus nicht im Sinn, den schönen stillen Baum mit allerlei Zierwerk, vergoldeten Nüssen, Gold- und Silberketten zu behängen. Sein Künstlerauge hatte, seitdem er die Knabenschuhe ausgetreten, diesen kindlichen Schmuck der Weihnachtsbäumchen abscheulich gefunden, als eine Entstellung der edlen natürlichen Gestalt, in welcher die Kinder des Waldes aufwachsen. Aber der Glanz des heiligen Abends sollte denn doch auch in dieser Künstlerwerkstatt von dem Baume ausstrahlen. Aus einem hohen geschnitzten Schrank nahm der Maler einen wohl zwei Fuß im Umkreis sich ausbreitenden Stern, dessen gläserne Strahlen in bunten Farben leuchteten. Hinter dem Kern, einer kreisrunden Kapsel aus Rubinglas, war ein Lämpchen angebracht, das theilte sein Licht den farbigen Strahlen mit, die alle davon wie in einem sanften Feuer zu entbrennen schienen. Behutsam stieg der Maler auf einem Leiterchen bis zur Gipfelhöhe des Baumes hinan und befestigte dort das magische Leuchtwerk, das schon bei manchem Künstlerweihnachtsfest großes Entzücken erregt hatte. Auch heute goß es seinen Schimmer so freundlich herab, daß die oberen Zweige wie in Korallen oder Smaragden verwandelt schienen und Ralph sich eine Weile oben auf der Leiter an dem märchenhaften Anblick weiden mußte, ehe er wieder herunterstieg. Er löschte dann sogleich die Gasflammen; nun war eine reizende Dämmerung ringsum, — die Gluth im Kamin schien nach dem Stern hinaufzublinken und die Strahlen droben das verwandte Element in der Tiefe zu grüßen. Nur eine dreiarmige römische Messinglampe trug der Maler noch auf das Credenztischchen; er wollte sie aber erst anzünden, wenn der Gast sich eingestellt hätte.

* * *

Es war nun so heimlich in dem hohen, halbdunklen Gemach, von den Wänden blickten die schönen Studien aus dem ernsten Norden und dem lachenden Süden den jungen Meister, der sie auf die Leinwand gebannt, so vertraulich an: die helle Brandung an den Nordseeklippen, die stille blaue Flut an dem hochgethürmten Strande von Amalfi, die leuchtenden Seen der Lombardei und die Buchenwälder und dunklen Marschengelände Holsteins. Seine Augen aber kehrten immer wieder zu der kleinen Skizze von jener grünen Halde am Wildbach zurück und blieben an den Zweigen der jungen Fichte hängen, die das Bänkchen unter ihnen im hohen Grase beschatteten. Draußen wurde das Unwetter immer ärger; der Sturm trieb den Schnee in große Massen geballt gegen die klirrenden Scheiben und fuhr sausend durch den Schlot herab, daß die Flammen hoch aufprasselten. Den Maler überlief ein fröstelnder Schauer. Er ging, die Hände in die Taschen vergraben, eine Weile mit halbzugedrückten Augen im Kreise herum, schwer athmend, mit brennender Stirn und klopfenden Schläfen, bis die Ermüdung ihn still zu stehen zwang. Da nahm er aus dem Geigenkasten, der neben seiner Palette lag, das alte schwärzliche Instrument heraus, das in seiner Familie schon vom Urgroßvater herab sich vererbt hatte, und that ein paar Bogenstriche. Aber das alte Beschwichtigungsmittel versagte heute; auch war die gute Freundin bedenklich verstimmt. Mechanisch machte er sich daran, die reine Stimmung wieder herzustellen; als es ihm aber gelungen war, legte er die Geige auf seine Pinsel und wandte sich mit einem tiefen Seufzer

ab, dem Kamine zu. Da stand er und starrte lange in das Geflacker und schürte den Brand und warf sich dann auf das Ruhebett und seufzte wieder. In diesem Augenblick fühlte er sich so unselig und verlassen, als könne es auf der weiten Welt keinen Menschen geben, der einen trostloseren heiligen Abend erlebte.

Auf dem Kaminsims lagen neben allerlei kleinen antiken Figürchen in Bronze etliche Skizzenbücher aufgeschichtet. Das oberste haschte seine Hand, von selbst schlug das Blatt sich auf, das er wie tausendmal betrachtet hatte: der Umriß eines schönen Mädchenkopfes halb vom Rücken gesehen, das Profil mit einem reizenden Lächeln zurückgewendet, das Haar in einen starken Knoten hoch aufgebunden, so daß ein kleiner Kranz krauser Löckchen über dem Nacken sichtbar wurde. Ein Zug von Muthwillen und junger Schelmerei belebte Mund und Augen des lieblichen Gesichts, und die Unterlippe schien von einem schalkhaften Trotz geschwellt, daß man sich zugleich angezogen und gewarnt fühlte, mit dieser gefährlichen Person sich in kein Herzensabenteuer einzulassen, da sie selbst von ihrem Herzen noch nichts zu wissen schien.

Nur einen raschen Blick warf der Maler auf das Blatt, fast als habe er sich nur versichern wollen, ob das Gesicht noch immer den gleichen unbarmherzig lustigen Ausdruck habe. Dann ließ er das Buch aus der Hand gleiten und lehnte sich auf dem Divan zurück. Die strenge Arbeit des Tages machte sich fühlbar, auch konnte er den Freund noch vor einer Stunde kaum erwarten. So schloß er die Augen und versank in einen dumpfen Halbschlummer. —

Nicht lange aber konnte er so geruht haben, da rüttelte ihn ein furchtbarer Windstoß auf, der mit so wüthender Macht gegen das Haus fuhr, daß es in seinen Grundvesten erzitterte und in allen Fugen erkrachte. Der junge Maler öffnete schlaftrunken die Augen, aber was er sah, war dazu angethan, ihn sofort zu hellem Wachen zu ermuntern.

Das Ungestüm der Windsbraut hatte die mittlere große Scheibe seines Atelierfensters aufgerissen und trieb den Schnee in einer dicken weißen Wolke mitten in das Gemach. Da aber, wo auf dem Teppich die schweren Flocken sich zu einem großen Klumpen geballt zu haben schienen, blieb es nicht lange regungs- und gestaltlos. In dem Schneehäuflein wurde es lebendig, ein wunderliches Zucken und Schwellen begann, und plötzlich hob sich aus der schimmernden feuchten Masse eine weiße Gestalt, die aus der Nebelhülle sich herauswand und nun frei auf winzigen Füßchen sich zu bewegen begann.

Der Maler, den der Wunderanblick völlig zur Bildsäule erstarrt zu haben schien, folgte mit weitgeöffneten Augen jeder Regung des sonderbaren Wesens. Es schien ihm die Größe etwa eines zehnjährigen Mädchens zu haben, aber zugleich schlanker und schmächtiger und doch mit den voll ausgereiften Formen eines jungen Weibes. Die aber blickten nur hin und wieder bei einer hastigeren Bewegung aus dem Schleier hervor, den das wallende aschgraue Haar, das bis zu den Knieen reichte, rings um die zarte Gestalt flattern ließ. Das Gesicht konnte er nicht gleich erkennen. Denn ohne auf ihn zu achten, schritt oder schwebte vielmehr der zierliche Spuk auf das Bäumchen am Fenster zu und stand dort eine Weile still, zu dem Stern hinaufschauend, während kleine weiße Hände

aus dem Lodenmantel hervortauchten und eifrig die glatten Nadeln der unteren Zweige zu streicheln begannen.

So gespenstig das Alles sich ausnahm, so fühlte der heimliche Zeuge der wunderlichen Scene doch nicht das geringste Grauen, nur ein gewisses Befremden darüber, daß es ihm mit keiner Gewalt möglich war, sich von seinem Sitz zu erheben oder nur einen Laut von den Lippen zu bringen. Er meinte, nie etwas Anmuthigeres gesehen zu haben, als die kleine weiße Gestalt, die dort das Bäumchen liebkos'te, und das Verlangen regte sich in ihm, wenigstens mit ein paar flüchtigen Strichen die Erscheinung in seinem Büchlein festzuhalten. Da wandte die kleine Fremde sich plötzlich nach ihm um und kam mit gelassenen Schritten, immer den Boden kaum berührend, auf ihn zu.

Nun sah er auch ihr Gesicht. So viel er bei dem Zwielicht und dem Feuerschein aus dem Kamin unterscheiden konnte, waren die weichen kinderhaften Züge von einem leidvollen Ausdruck beseelt, der dem schmalen Gesichtchen etwas Frauenhaftes gab. Der kleine blutlose Mund schien nie gelächelt zu haben, aber auch nie durch einen bösen Hauch von Haß oder Tücke entstellt worden zu sein. Das Wunderbarste aber waren die großen ruhigen Augen von smaragdenem Glanz, mit langen Wimpern umsäumt, die niemals auf und nieder gingen. Und doch blickten diese grünen Sterne nicht starr und seelenlos. Wie eine innere Flamme zuckte es zuweilen in ihnen auf, die dann wieder zusammensank, so daß der grüne Schein plötzlich zu erblassen schien.

Sie war nun ganz nah an den jungen Maler herangeglitten, da schienen die Flammen im Kamin ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Leise wandte sie sich nach der Glut, kauerte davor nieder, den grauen Haarschleier dicht um ihre Schultern und den jungen Busen gezogen, und schüttelte dann ein paarmal wie in tiefer Betrübniß das kleine Haupt. Dann erhob sie sich wieder und trat dicht vor den Regungslosen hin.

Eine leise Kühle wehte ihn an, zugleich ein feiner Duft wie von frisch abgerissenen Fichtenzweigen. Er wollte etwas sagen, aber noch immer war er wie verzaubert.

Ein Weilchen stand sie vor ihm. Dann sagte sie mit einer zarten Frauenstimme, die ungemein lieblich klang:

„Schläfst Du, Ralph?"

Jetzt erst fiel der Bann von ihm. Aber aufzustehen vermochte er noch immer nicht.

„Ich schlafe nicht," sagte er. „Siehst Du nicht, daß ich die Augen offen habe und Alles sehen kann, was Du thust? Aber woher weißt Du meinen Namen? Und wer bist Du? Und warum bist Du zu mir gekommen?"

„Deinen Namen hab' ich ja draußen im Walde gehört," erwiderte sie, ohne eine Miene zu verändern. „Entsinnest Du Dich nicht mehr? Es war ein schöner Tag, die Sonne schien, und der Kuckuck rief, und die Mücken spielten über meinem Bach. Damals schon gefiel Dir mein Baum. Hast Du ihn nicht darum zu Dir genommen, weil Dir's leid that, wie er abgehauen draußen unter den häßlichen Menschen stehen mußte und Alle gingen an ihm vorbei? Warum fragst Du nun, wer ich bin und warum ich zu Dir gekommen bin?"

Er sah sie mit erstaunten Augen an. „Dein Baum?" fragte er. „Aber wer bist Du denn, und was hast Du mit jenem Baum zu schaffen?"

„Ich bin ja seine Dryas," sagte sie, einen traurig zärtlichen Blick nach dem Fichtenbäumchen werfend.

„Seine Dryas?" wiederholte er mit ungläubigem Lächeln. „Kind! Du willst mir ein Märchen aufbinden."

Ihre großen grünen Augen funkelten. „Wir sind immer wahr," sagte sie. „Aber ihr habt grobe Sinne, ihr Menschen von heute. Meine Mutter, als sie noch neben mir stand — vor drei Wintern haben die grausamen Männer ihren Stamm gefällt — oft hat sie mir erzählt, was sie von ihrer Mutter gehört hatte, und die von der ihren, und so fort: einst sei eine Zeit gewesen, da habe man auch uns in Ehren gehalten, uns und all unsere Verwandten, die im Wald, in Felshöhlen, Bächen und Weihern leben, und damals seien wir auch frommen Menschen sichtbar geworden. Der Hirt habe uns gesehen, wenn wir am heißen Mittag aus dem Wipfel unseres Baumes hervorgeschlüpft seien, oder uns zu der Quellnymphe geneigt hätten, ein Stündchen zu verplaudern und unser heißes Gesicht zu kühlen. Und in hellen Nächten, wenn die schöne Mondgöttin durch den Hain gefahren, hätten wir uns ganz hinaus gewagt aus unserem Gezweig und Reigen getanzt auf der Waldwiese, daß der Jäger am Morgen noch die Spuren gesehen, wo unser langes Haar im thauigen Grase nachgeschleift war, während wir uns neigten und beugten. Es sei aber schon lange her, daß fremde Götter ins Land gekommen und die alten vertrieben hätten. Die seien traurig geflüchtet und wohnten nun — Niemand wisse in welchem dunklen Versteck. Wir Kleinen aber, die wir an unseren Ort gebannt seien und ihnen nicht hätten folgen können, würden seitdem Menschenaugen nimmer sichtbar, und nur selten sei es einem Begnadeten, einem Künstler oder Poeten vergönnt, etwa eine Dryas leibhaftig zu schauen oder die schönen Nymphen, die in den Wildbächen hausen. Und so kannst auch Du mich mit Augen sehen und hören, was ich sage. Ist es Dir nicht lieb? Gefalle ich Dir nicht?"

Sie schmiegte sich an sein Knie und hob die schlanken, blassen Aermchen zu seinem Nacken auf, als ob sie sich an ihn hängen wolle. Er empfand aber nur ein kühles Wehen, wie wenn ein Nebelstreif seine Brust umwallte.

„Wie solltest Du mir nicht gefallen?" stammelte er, da es ihm nicht ganz geheuer war, sie sich so nah zu fühlen. „Aber wenn das Alles wahr ist, wie kommt es, daß Du meine Sprache sprichst, und warum bist Du überhaupt hier herein gekommen?"

„O," sagte sie, „das ist doch einfach. Ich stand ja draußen nah am Wege, und auf der Bank unter mir ließen sich täglich wandernde Menschen nieder, Alte und Junge, Männer und Frauen, und führten oft lange Gespräche. Da habe ich die Ohren gespitzt und bald verstanden, was sie sagten; denn wir Waldgeister sind klüger als ihr. Wie es gemeint war, wußte ich nicht immer, denn sie redeten oft von Dingen, die ich nie gesehen. Manches aber erklärte mir die Mutter, manches auch die Quellnymphe, die weiter hinaus ins Land reisen konnte, und in der Mühle unten, wenn die Bauern und Jäger dort sich trafen, Vieles erfuhr, wie's in den Dörfern und großen Städten zugeht. Da hörte ich

auch, warum allemal um Winters Mitte die Holzleute mit ihren blanken Aexten zu uns kommen und meine jungen Geschwister an der Wurzel umhauen, damit sie dem neuen Gott geopfert werden. Schon darum haßte ich ihn, wenn er auch nicht all die anderen verjagt hätte. Denn Du mußt wissen, Ralph: unser Leben ist an das unseres Baumes gebunden. Nur wenn wir uns durch Zufall gerade zu der Zeit, wo das Eisen unsern Stamm verwundet, von ihm entfernt haben, flackert in uns noch ein Weilchen die Lebensflamme, bis der Stamm und die Zweige verdorrt oder" — und sie warf einen düsteren Blick nach dem Kamin — „von dem gefräßigen Feuer verzehrt sind.

„Nun schlafen wir Jungen meist in der kalten Zeit, und so trifft uns die Axt erbarmungslos, ohne daß wir noch einen Seufzer dem schönen Leben nachschicken. Ich aber — ich weiß nicht, wie es kam, — vor drei Tagen wachte ich auf aus einem hellen Frühlingstraum und wunderte mich, daß es schon an der Zeit sein sollte zu neuem Blühen und stieg leise zum Wipfel hinauf, zu sehen, ob die Quellnymphe ihre starre Decke schon abgeschüttelt habe und die Wiese grün werde. Da war's noch tiefer Winter ringsum, kein Vogelruf erscholl, aber nahe bei mir die Axtschläge der bösen Männer, die meine kleinen Brüder und Schwestern fällten. Bisher hatten sie mich immer verschont, vielleicht weil ich dem Bänkchen und den Leuten, die darauf rasteten, Schatten gab. An jenem Morgen aber hörte ich Einen sagen: Warum soll die Große da stehen bleiben? Die Wiese wird doch nächstens wieder zu Ackerland gemacht, der Thalmüller hat sie gekauft, der nutzt den Boden anders aus. — So kamen sie zu mir, und mein Glück war's, daß ich schon das Haus geräumt hatte. War's denn aber wirklich ein Glück? Wär's nicht besser gewesen, ich hätte zu leben aufgehört, als sie meinen lieben Baum von der Wurzel trennten? Ich fühlte doch jeden Axthieb wie einen Schlag auf mein Haupt, und wie von Sinnen vor Schmerz flog ich dem Schlitten nach, auf dem sie meinen Baum in die Stadt schleiften. Da saß ich in seinen Zweigen, und Niemand konnte mich sehen, und ich kam fast nicht zur Besinnung vor all dem Neuen und Wunderlichen, was sich da um mich her bewegte. Nur immer weher und trauriger wurde mir zu Muthe, und ich wünschte nur Eins, daß es bald ganz zu Ende gehen möchte. Das einzig Hübsche, was ich sah, waren die vielen Kindergesichter mit den rothen Backen und blanken Augen, die zu mir hinaufstaunten, und ich wünschte nur in ein Haus zu kommen, wo recht viel lustiges Kindervolk um mich herum tanzte, und wenn ich dort endlich in Feuer aufginge — ich meine, mein Baum — wollte ich mich nicht beklagen.

„Statt dessen aber bist Du gekommen, und ich kannte Dich gleich wieder, weil Du einmal so lange auf meinem Bänkchen gesessen hattest, und nicht allein; und hernach bist Du noch zweimal wiedergekommen. Weißt Du es noch? Und wie Du mein Bäumchen kauftest, flog ich Dir ganz vergnügt nach. Aber in das dunkle dumpfe Haus, die enge Treppe hinauf Dir zu folgen, konnt' ich mich nicht überwinden. Da umflatterte ich die hohen Fenster, bis ich das Deine fand, und sah, wie mein Baum von Dir dorthin gestellt wurde, und hing draußen an den Scheiben, sehnsüchtig, denn ich wäre gern zu ihm und zu Dir hineingekommen. Und endlich riß der Sturm das Fenster auf, und da bin ich nun!"

* * *

Sie schwiegen darauf eine Weile, denn die lange Rede schien sie erschöpft zu haben, und ihm schwirrte Alles, was er gehört, so wunderlich durch den Sinn, daß er Mühe hatte, sich's zurechtzulegen. Er betrachtete sie, wie sie vor ihm auf dem Bärenfell kauerte, die lange aschfarbene Mähne, die wie die Bartflechten alter Tannen herabhing, mit ihren silberweißen Händchen strählend, wie ein spielendes Kind. Denn sie dachte nicht daran, sich vor ihm zu verhüllen, und sein Malerauge konnte sich an den feinen Linien weiden, mit denen der jugendliche Leib aus dem spinnewebenen Schleier hervorschimmerte.

„Wie es nur möglich ist, daß Du in dem schmalen Stämmchen wohnen kannst!" sagte er, vor sich hin sprechend.

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte sie und sah nach dem Fichtchen hin. „Aber es geht ganz leicht. Wir werden wie ein dünner Rauch und schlüpfen zwischen den Jahresringen durch ins Innere. Wenn wir aber an die Luft hinaufsteigen, schwillt unsere Gestalt sofort zu dem Umriß an, wie Du mich siehst. Es ist aber viel hübscher, wenn die Wohnung uns so dicht und warm umschließt, als wie ihr Menschen in den weiten leeren Räumen hauf't."

„Willst Du meine Wohnung Dir nicht ein wenig ansehen?" fragte er und stand auf. Er öffnete die Thür zu dem Nebenzimmer, wo sein Bette stand, sie aber warf nur einen gleichgültigen Blick hinein. Sie wußte offenbar nicht, was sie aus all dem Geräth und den Möbeln, die da herumstanden, machen sollte. Dagegen schienen die Skizzen an den Wänden des Ateliers sie zu fesseln, aber sie hörte Alles, was er darüber sagte, mit einem dumpfen Staunen an. „Was ist das, was Du das Meer nennst?" fragte sie. „Und Pinien und Cypressen, von denen hab' ich nie gehört." — Er sah, daß es vergebene Mühe sein würde, ihr so viel Fremdartiges zu erklären. „Komm hieher!" sagte er. „Erkennst Du das?" — Es war die Skizze der Berghalde mit ihrem eigenen Baum und dem Bänkchen davor, und sie erkannte es nach einigem Sinnen. „Aber es ist todt!" sagte sie. „Es rauscht nicht und duftet nicht. Wie ist das Abbild da an die Wand gekommen? Wenn ich mich im Bache spiegelte, sah ich Alles viel schöner, obwohl die Wellen es kraus und wirr machten. Nein, hier möchte ich nicht wohnen. Es ist wärmer hier als draußen, aber es macht die Brust beklommen, und ist nicht, wie wenn das Sonnenlicht durch meine Zweige rieselte."

Dann sah sie die Geige liegen und fuhr mit den Händen darüber hin. „Was ist das?" fragte sie. Er nahm das Instrument auf und begann leise darauf zu spielen. Da wurde sie erst sehr ernst, aber nach und nach verklärte sich ihr Gesicht, sie drückte die Augen zu und horchte wie verzückt. „Mehr, mehr!" hauchte sie. „Es ist, wie wenn der Winter vergeht und das Eis schmilzt, und nun wachen alle Vögel auf, und der Bach fängt wieder an zu rauschen, und oben in den hohen Wipfeln unserer Alten säuselt und sauf't es — oh, wie süß!"

Und ihre Aermchen über dem kleinen Haupt zusammenschlingend, begann sie mitten im Zimmer auf dem Teppich zu tanzen, in dem Schnee, der durch das aufgerissene Fenster hereingedrungen war, große Figuren mit den Spitzen ihrer schlanken Füße zeichnend, dazwischen sich wie ein flatterndes Wölkchen aufschwingend und in der Luft herumwirbelnd und dann wieder herabschwebend,

von der grauen Mähne umflogen, ähnlich einer Möve, die auf dem weißen Wellenschaum schwebt, sich hin und wieder aufschwingt und in die Fluth zurücksinkt. Während er all seine Kunst aufbot in den lieblichsten Tanzmelodien, hingen seine Augen entzückt an der reizenden Gestalt, und er hätte bis an den lichten Morgen so fortspielen und ihrem Tanz zuschauen mögen. Da sprang plötzlich eine Saite, und wie er einen Augenblick innehielt, sah er die Tänzerin in die Kniee sinken und ihn mit flehenden Augen anblicken.

„Was hast Du?“ rief er erschrocken und eilte zu ihr hin.

„Es ist nichts,“ hauchte sie. „Mir ward so wunderlich, es fuhr mir wie ein Blitz durch alle Glieder. Aber spiele nicht mehr. Mir ist, als könnte ich nicht ruhig sterben, wenn ich solche Musik höre, als fühlte ich zum ersten Male, wie süß das Leben ist, und wie bitter der ewige Schlaf.“

* * *

Sie erhob sich langsam und glitt nach dem Kamin. Er sah, wie sie davor niederhockte und in die Gluth starrte, die jetzt bis auf wenige zuckende Flämmchen zusammengesunken war. Dann schüttelte sie sich und wandte sich nach dem Divan, wo sie sich lang ausgestreckt zum Schlafen anzuschicken schien. Doch dauerte es nur wenige Augenblicke, so schnellte sie wieder in die Höhe. Ihr Blick war auf das Skizzenbuch gefallen, das er vorhin weggeworfen hatte; das Blatt mit dem Mädchenkopf war noch aufgeschlagen, sie senkte ihre Augen dicht darauf und rief plötzlich mit einer munteren Stimme, wie er sie in der ganzen Zeit nicht von ihr gehört hatte:

„Da ist sie ja! Warum hast Du sie mir nicht längst gezeigt? Und warum ist sie nicht selber hier?“

„Wer?“ fragte er erstaunt. „Wer sollte hier sein?“

Sie antwortete nicht. Sie strich nur mit der Hand über die Zeichnung, als ob sie den schönen Mädchenkopf liebkosen wolle. Dann schüttelte sie die Haare von der Stirn zurück und sah den Maler mit einem mißbilligenden Blicke an.

„Du warst nicht gut zu ihr. Weißt Du's nicht mehr? Und es war doch ein so schöner Tag. Ich hatte den heißen Mittag verschlafen. Als die Luft sich verkühlte, stieg ich in meinen Wipfel und sah mich um und freute mich an den hellgrünen jungen Sprossen, die an all meinen Zweigen vorgedrungen waren. Auch die Nymphe kam aus dem Bach hervor; mit halbem Leibe tauchte sie aus dem Wasser und nickte mir zu, und wir plauderten in unserer Sprache miteinander.“

„Wovon?“ fragte er.

„Von unseren Geheimnissen. Die würdest Du nicht verstehen. Bald aber horchten wir auf die Menschenstimmen, die droben im Walde unter den alten Bäumen laut wurden. Wir sahen einen fröhlichen Schwarm gelagert, sie hatten Tücher auf das Moos gebreitet, blanke Geräthe standen darauf, wir konnten deutlich sehen, wie sie aßen und tranken, und hernach sangen sie. Auch eine Musik erklang, ungefähr wie Dein Spiel auf dem kleinen braunen Holz.“

„Ich war's, der spielte!“ warf er dazwischen und senkte seine Stirn mit einem düsteren Ausdruck.

„Freilich warst Du's," fuhr sie fort. „Und damals sah ich Dich auch zum ersten Male, Du aber konntest mich nicht sehen, weil heller Tag war, und Du warst auch zu fern von mir. Und Kinder sah ich, die droben auf dem Hang Ball spielten und jauchzten, und die Alten lagerten im Schatten und schauten ihnen zu. Einige liefen über den Rasen und Andere ihnen nach, sie zu haschen, und es gab viel Gelächter, und ich mußte heimlich seufzen, da ich eure Lust sah und selber einsam war. Denn die Nachbarin war wieder in ihre Wellen hinabgetaucht.

„Und auf einmal sah ich ein schönes Mädchen, das kein Kind mehr war, sich unter die Kleinen mischen und zwei an den Händen nehmen und mit ihnen tanzen. Du aber warst an den Saum des Waldes getreten und blicktest immer auf die Schöne, und wie sie dann ein Tanzliedchen zu singen anfing, nahmst Du Dein braunes Spielgeräth und begleitetest ihre Stimme, daß alle Kinder zu spielen aufhörten und ganz still herankamen, um auch zuzuhören. Das Mädchen aber verstummte plötzlich, drehte sich im Kreise, daß ihr Röckchen flog, und rief Dir etwas zu, was ich nicht verstand. Ich sah aber, wie sie auf einmal zu laufen anfing, und Du ihr nach, und erst huschte sie oben zwischen den Stämmen durch und lachte, da Du ihr nicht nachkommen konntest, und als sie's so eine Weile getrieben hatte, während die Kinder lachten, daß Du sie nicht fangen konntest, tauchte sie jetzt aus dem Waldschatten hervor und sauf'te den grünen Abhang herunter, gerade auf mich zu, und warf sich athemlos auf das Bänkchen unter mir, das liebe Gesicht ganz roth von der hastigen Jagd, und dabei blitzten ihr die schwarzen Augen vor Lebensfreude und Schelmerei. Du aber — Du wirst wohl noch wissen, wie Du dann athemlos nachgestürmt kamst und Dich neben sie setztest, und was Du ihr ins Ohr sagtest, mit heimlicher Stimme, obwohl Niemand als ich in der Nähe war, Dich zu belauschen, und meine Zweige euch auch gegen die Blicke der Anderen beschirmten. Oder hast Du's vergessen, Du böser, wunderlicher Mensch?"

Er war auf einen Sessel gesunken und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Schone mich!" stammelte er. „Warum mahnst Du mich an die süßeste und traurigste Stunde meines Lebens?"

„Ich habe seitdem oft daran denken müssen," sagte sie, das Köpfchen ernsthaft wiegend.

„Ich wußte schon so Manches von euch Menschen; vierzehn Jahre lang hatte ich hören können, was man auf dem Bänkchen plauderte. Aber so zärtliche Worte hatte ich nie gehört, wie Du sie dem schönen Mädchen ins Ohr rauntest. Ich sah auch, wie ihr das Lachen verging und wie schwer sie athmete, daß sie kaum ein Wörtchen zu antworten vermochte. Du aber schienst auch keine lange Rede erwartet zu haben, Du stießest einen Freudenruf aus und wolltest das Liebchen stürmisch in Deine Arme schließen. Aber sie wehrte Dir und sagte: Laß mich! Wir sind hier nicht allein. Was würden die Eltern denken und die Andern, wenn sie uns sähen! Ist Dir's nicht genug, daß ich Dir gesagt habe, ich wolle Dein sein? — Da runzeltest Du die Stirn. Ist es denn auch kein Traum? riefst Du. Hat mich nicht der Mittagszauber zum Besten, und wenn es Abend wird, erlischt all mein Glück, und ich bin so arm wie zuvor? W

soll ich glauben, daß Du mich wirklich liebst, wenn Du mir nicht einmal den ersten Kuß gönnen willst, und auch sonst habe ich kein sichtbares Zeichen, das meine Zweifel beschwichtigt! — Da lächelte sie schalkhaft und sagte: Du Ungläubiger! Wart', ich will Dich trösten! — Und aus einer kleinen Tasche, die sie am Gürtel trug, zog sie ein Scherchen hervor und sagte: Ich werde Dir eine der jungen Sprossen von diesem Bäumchen abschneiden, die sollen Dir dafür bürgen, daß ich eine immergrüne Liebe zu Dir trage. — Du aber ergriffst ihre Hand und sagtest: Was soll mir der kleine stachliche Zweig! Wenn Du es ernstlich meinst, was ich immer noch nicht glauben kann, da ich Dich immer lachen sah, während ich selbst so betrübt und hoffnungslos Dich anschaute — so gieb mir ein Pfand, das mir eine bessere Bürgschaft leistet: laß mich eines der krausen Löckchen abschneiden, hier hinten an Deinem Nacken, die nur einmal anzurühren ich mich so toll gesehnt habe. Wenn ich so ein Stück von Dir selbst besitze, werde ich nicht mehr zweifeln, daß Du Dich ganz mir schenken willst.

„Sagtest Du nicht so, Du Wunderlicher? Und sahst das liebe Kind mit glühenden Augen dabei an, als wolltest Du sie zu Asche versengen, wenn sie Dir nicht den Willen thäte? Sie aber fürchtete sich nicht. Sie schüttelte mit einem leisen Lächeln den Kopf und sagte: Wenn Du das Fichtenzweiglein nicht willst, bekommst Du nichts. Eines von meinen Löckchen darf ich Dir nicht eher geben, als bis meine Eltern mich Dir verlobt haben. Es sind genau gezählt ihrer sieben. Die Mutter zählt sie jeden Abend nach, und wehe mir, wenn eines fehlte! Also sei lieb und vernünftig! Und gedulde Dich fein!

„Du aber warst gar nicht zur Vernunft und Geduld aufgelegt. Wenn Du mir dies Kleine verweigerst, in der ersten Stunde, da Du mir Dein Herz ergeben hast, wie soll ich glauben, daß Du es redlich meinst, daß Du überhaupt ein Herz besitzest! — O, rief sie und lachte, zu einer richtigen guten Frau gehört nicht bloß ein Herz, sondern auch ein bischen Verstand, und der meine warnt mich, Dir nicht gleich zu viel nachzugeben. Du mußt wissen: in diesen Nackenlöckchen steckt meine ganze Stärke und Selbständigkeit. Wenn ich eine davon verliere, muß ich Deine Sclavin werden, und dazu habe ich keine Lust, wenigstens für jetzt noch nicht. Hernach, wenn wir Mann und Frau sind, kannst Du sie mir freilich alle abschneiden, und wirst ja dann mein Herr sein — mußt Du freilich mein Herr sein — wenn sie mir nicht wieder wachsen, setzte sie schalkhaft hinzu. Für heute aber begnüge Dich mit dem Zweiglein, das grün ist wie die Hoffnung.

„Damit stand sie auf und schnitt wirklich eine der frischen Sprossen ab und reichte sie Dir. Du aber sahst sie mit einem wilden Blick fast feindselig an, nahmst das Zweiglein und zerrissest es. Ich sehe, was ich Dir werth bin, riefst Du. Es war ein Wahnsinn, zu denken, Du trügst ein Herz in der Brust, und dies Herz könne mir gehören. Zu einem Spiel bin ich Dir gut genug, aber im Ernst willst Du mir nicht das kleinste Opfer einer eigensinnigen Laune bringen. — Da sah die Liebliche Dich mit großen traurigen Augen an. Das kann Dein Ernst nicht sein, Ralph! sagte sie gelassen. — Mein bitterster Ernst! riefst Du dagegen und standst nun ebenfalls auf. Und es ist besser, es entscheidet sich gleich zwischen uns, als daß Du Dein übermüthiges Spiel ferner mit mir treibst, wie bisher. — Ich spiele nicht! antwortete sie, und ihre Stimme zitterte. Auch

wäre mir der Einsatz zu hoch. Wenn Du mir nicht vertrauen kannst, so ist es besser, wir bleiben Beide frei. — Du weißt, womit Du mich ewig binden kannst, sagtest Du da. — Dann war's eine ganze Weile still zwischen euch, und ihr standet mit abgewendeten Gesichtern. Ich sah, wie es feucht unter ihren langen schwarzen Wimpern vorquoll, aber sie blieb fest. Sie steckte die kleine blanke Schere wieder in die Tasche, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: Wir wollen zu den Anderen gehen. Sie werden unruhig sein, wo wir geblieben sind.

„Dann schritt sie langsam die Halde hinauf, ohne sich nach Dir umzusehen. Du aber sankst auf das Bänkchen, und ich glaube, die Hände, die Du vor das Gesicht drücktest, sollten der Sonne droben verbergen, daß Du großer Mensch in Thränen ausbrachst, wie ein krankes Kind."

* * *

Er hatte sie reden lassen, ohne einen Laut von sich zu geben. Nur zuweilen fuhr ein schmerzliches Zucken durch seine Brust, und er drückte die geschlossenen Lider fester zu, als ob er einer unbequemen Erleuchtung, die sich ihm aufdrang, wehren wolle. Eine ganze Weile war es so still in dem weiten Raum, daß man das leise Geräusch der zu Asche sinkenden Kohlen im Kamin vernehmen konnte. Da fühlte er auf einmal ein kühles Wehen an seinen Schläfen, wie wenn ein Lüftchen drüber hinführe, und als er die Augen aufschlug, sah er seinen geheimnißvollen Gast auf seinen Knieen sitzen, mit dem rechten Händchen sein Gesicht streichelnd, während das linke ihm über die feuchte Wimper fuhr. Er fühlte aber keinen Druck eines körperlichen Wesens auf seinem Schoß, nur wieder der seltsame Harzduft umspielte ihn.

„Was träumst Du nun, Du armer Narr!" hörte er sie flüstern. „Damals im Walde war ich höchlich erstaunt, wie thöricht Du es getrieben. Denn Du mußt wissen, so jung ich Dir erscheine, ich bin kein Kind mehr, das noch nichts vom Lieben wüßte. Nur verstehen wir im freien Walde es anders, als ihr Menschen in den steinernen Häusern. Wenn wir unsere Reife erlangt haben und in der Mondnacht mit den Andern unseren Reigen tanzen, finden wir uns zusammen mit Denen, die uns benachbart sind, und vermählen uns, wie es uns beliebt. Wir sind nicht so thöricht, von Herrschen und Dienen zu plaudern und ein Pfand zu fordern für unsere Treue, uns das junge Leben zu verbittern mit eigensinnigen Grillen. Auch ich hatte schon einen schönen Geliebten und Gemahl, er stand nur wenig Schritte aufwärts am Bache neben mir, und ich hätte ihm, wenn er so thöricht gewesen wäre, es zu verlangen, all meine grünen Sprossen geopfert. Vorm Jahr hat man ihn gefällt, seitdem bin ich einsam geblieben. Aber eben, weil ich weiß, was man da leidet, habe ich nicht begriffen, wie ihr jungen Menschenkinder, die ihr euch so viel klüger dünkt als unsereins, euch so plagen und narren mögt. Denn wie ich sehe, noch immer bist Du nicht zur Vernunft gekommen, und diesen Abend, der in allen Häusern fröhlich gefeiert wird, verbringst Du allein, und hätte ich Dich nicht besucht, wer weiß, Du hättest Dich erst spät in den Schlaf geweint. Wenn ich schadenfroh wäre, hätte ich geschwiegen, zur Rache dafür, daß mein Leben dahin ist, da ihr meinen Baum

umgehauen habt. Aber wir Waldgeister sind gut und mitleidig. Und darum dauerst Du mich, und ich möchte Dich glücklich sehen."

„Glücklich!" rief er. „O Dryas, ich kann es nie wieder werden. So gut Du es meinst, Du verstehst das nicht, was mich all meiner Hoffnungen beraubt. Sie ist kalt wie ein Stein geblieben, all die langen Monate, sie hat mir nicht das kleinste Zeichen gegeben, daß es ihr leid thue um mich. Ich habe nur Eine Hoffnung: daß ich sie mit der Zeit vergessen lerne!"

Sie wiegte nachdenklich das Köpfchen und schloß die grünen Augen halb, wie um ungestörter nachzusinnen. Nach einer kleinen stummen Pause sagte sie: „Du warst blind damals. Ich aber hatte die Augen offen. Ich sah, daß eine schöne, stille Flamme in ihrem Herzen loderte, Du aber streutest Asche darauf durch Deinen unsinnigen Trotz. Nur ein Hauch von Deinen Lippen, und die Gluth schlägt ihr wieder hell aus den Augen. Willst Du sagen, Du liebtest sie, und bist so ungroßmüthig? Und bestehst auf Deinem herrischen Willen, daß Du sie von Dir zurückschreckst, statt sie mit holder Milde vertraulich zu machen? Schäme Dich, Du großer thörichter Mensch, und mache wieder gut, was Du verdorben hast. Heut' ist eben die rechte Zeit. Ich flog an einem großen Hause vorbei, da stand ein Greis mitten unter vielen Menschen und sprach zu ihnen von Engeln, die in dieser Nacht vom Himmel herab gerufen hätten: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind. Bist Du das nicht auch und möchtest Frieden schließen? So verliere keine Zeit, geh zu dem schönen Lieb und zause sie an ihren Löckchen, und freue Dich, daß sie so kraus um den glänzenden, schlanken Nacken stehen. Und bring ihr einen Gruß von der Dryas, die ihr wünscht, daß sie ihres Glückes sich länger freuen möge, als es mir beschieden war. Auf, Du Träumer! Wenn Du wiederkehrst, wirst Du mich nicht mehr finden. Ich kehre in meinen Baum zurück und will dort einschlafen, um nie mehr zu erwachen."

Sie neigte ihr weißes Gesichtchen gegen ihn, und er empfand den kühlen Hauch ihrer Lippen an den seinen. Dann glitt sie von seinen Knieen herab und wandte sich nach dem Baum. Er hatte sich erhoben und blickte ihr nach, und wie er sie zwischen den Aesten hinaufklimmen sah und das reizende Spiel der weißen Glieder zwischen dem Gezweig bemerkte, kam ihm plötzlich die Lust, die schwindende Erscheinung festzuhalten.

Er nahm das Skizzenbuch zur Hand, setzte sich auf den Divan und bat sie, ihm nur ein kurzes Weilchen still zu halten. Sofort blieb sie ruhig im Astwerk hängen, auf einen der breitesten Zweige hingelagert, den einen Arm um den Stamm geschlungen, den anderen über ihr schlankes Haupt gelegt. Sie schien einzuschlummern in dieser Lage; zuweilen kam ein Laut wie ein tiefer Seufzer von ihren Lippen, und nur die Augen blieben weit geöffnet und schienen dem jungen Freunde liebreich zuzuwinken.

Der aber sputete sich, die reizenden Linien nachzuzeichnen, und nur die Sorge, sie möchte ihm entschwinden, drängte sein Verlangen zurück, gleich auf der Stelle fortzueilen und zu beweisen, daß er guten Willens sei und Frieden auf Gnad' und Ungnade schließen wolle. So zeichnete er immer hastiger, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er hielt den Athem an, als könne jeder Hauch das Bild

verschwinden machen; nun begann er schon, die Zweige um ihre lieblich hingegossene Gestalt anzugeben, der Stern zackte sich über ihrem Kopf in großen, hellen Strahlen, noch eine kleine Geduld, und auch der Stamm, an den sie lehnte, war im Umriß vollendet — da erschollen drei kräftige Schläge an die Thür des Ateliers, der Zeichner fuhr in die Höhe, das Buch glitt ihm von den Knieen, und wie er nach dem Fichtenbäumchen hinübersah, war der weiße Spuk aus seinen dunklen Zweigen verschwunden.

* * *

Die Thür ging auf, ohne daß das Herein! abgewartet wurde. An der Schwelle stand eine hohe Gestalt in langem Kapuzenmantel, über und über beschneit, und stampfte den Schnee von den derben Stiefeln. „Teufel auch, ist's hier ungemüthlich!" rief eine tiefe Baßstimme. „Ich glaube gar, die Höhle ist leer, oder das Murmelthier schläft seinen Winterschlaf!"

„Du bist's, Enak?" klang jetzt die Stimme des Malers vom Divan her. „Ich habe Dich schon lange erwartet."

„Es sieht nicht gerade danach aus," erwiderte der Ankömmling und trat vollends herein, den triefenden Hut auf einen Schemel werfend und den Mantel lüftend. „Wenigstens hast Du Dich nicht sehr angestrengt mit den Vorbereitungen zu meinem festlichen Empfang. Eine sibirische Temperatur und die schönste ägyptische Finsterniß, und da schneit es noch dazu ganz frech zum Fenster herein. Erlaube, daß ich das Fenster schließe und dann vor Allem die Beleuchtung verbessere. Denn bei dem zweifelhaften Glimmen des Weihnachtssterns da oben hätten weder die Hirten auf dem Felde noch die heiligen drei Könige den Weg zur Krippe finden können. Oder möchtest Du noch weiter in den heiligen Abend hineinschlafen?"

Er war zu dem dreiarmigen Gaslüster getreten, der von der Decke des Ateliers herabhing, und im Nu leuchteten die drei Flammen auf und warfen ihren Schein über die Gestalt des jungen Malers, der sich jetzt schwerfällig von dem Ruhebett erhob.

„Guten Abend, Enak!" sagte er und streckte dem Freunde die Hand entgegen. „Du bist sehr im Irrthum, wenn Du meinst, daß ich geschlafen hätte. Ich habe vielmehr Besuch gehabt, sehr angenehmen, — Damenbesuch!"

„Nun, dann begreif' ich," lachte Enak mit seinem dröhnenden Baß, „daß Du's hier warm genug gefunden hast, und daß Dir auch die Beleuchtung genügte. Am Ende habe ich gestört, und das erschrockene Fräulein hat sich schamhaft in Deine Schlafkammer versteckt, als ich anklopfte. Ruf sie nur wieder herein, ich bin kein Spielverderber, und übrigens weißt Du, daß ich immer den Kopf geschüttelt habe, wie Du Dein junges Leben vertrauert hast, seit Du mit Deiner Toni auseinander gekommen bist. Teufel auch! Du hättest froh sein sollen, daß Du noch bei Zeiten den Kopf aus der Schlinge ziehen konntest. Wenn's Ernst geworden wäre mit dieser Liebschaft — wie ich das Mädel kenne, wärst Du furchtbar unter den Pantoffel gekommen. Aber wenn es die Vorsehung gnädig mit Dir gemacht und Dir Deine Freiheit erhalten hat, mußt Du darum das ewig Weibliche ein für alle Mal Dir vom Leibe halten? Komm! Laß uns Feuer im Ofen und im Kamin machen und einen süßen und feurigen Punsch

brauen, und wenn es dann hier gemüthlich zu werden anfängt, laden wir das verscheuchte Fräulein ein, an unserm frugalen Tische vorlieb zu nehmen, und ich werde mich so artig betragen, daß sie sich in mich verlieben soll, eh' sie das zweite Glas ausgetrunken hat. Wer ist's denn? Kenn' ich sie? Etwa die kleine, blonde Hexe mit den Taubenaugen, die neulich bei Dir war, um zu fragen, ob Du kein Kopfmodell brauchen könntest?"

Während der Freund diese lange Rede in seinem humoristisch brummigen Ton von sich gab, war Ralph wie ein Träumender im Zimmer herumgegangen, in alle Winkel spähend, als suche er etwas schmerzlich Vermißtes; zuletzt war er an dem Bäumchen neben dem Fenster stehen geblieben und hatte seinen Blick in das Dunkel der grünen Zweige gesenkt.

Nun wandte er sich zu dem langen Gefährten um, der bemüht war, in dem erloschenen Ofen die Kohlen wieder in Brand zu bringen.

„Wer bei mir gewesen ist", sagte er langsam, „erzähle ich Dir nachher. Ich habe jetzt — Du wirst mich entschuldigen — aber ich muß vor Allem einen eiligen Gang machen. Spätestens in einer halben Stunde bin ich zurück. Indessen magst Du dafür sorgen, daß es hier warm wird, und wenn Du mittlerweile unsern Schlaftrunk präpariren willst — da auf dem Tische findest Du alles Nöthige. Also auf Wiedersehen, mein Alter!" rief er, indem er sich in großer Eile, als fürchte er zurückgehalten zu werden, den Mantel umhing und den Hut aufsetzte. „Frage mich jetzt nicht! Hernach — wenn ich hoffentlich ein leichteres Herz mitbringe — sollst Du Alles erfahren."

Der Freund sah in höchstem Erstaunen von seinem Geschäft, das er knieend verrichtete, auf. Aber ehe er noch den Mund zu einer Frage öffnen konnte, war Ralph schon aus der Thür, und der Zurückgebliebene hörte brummend und kopfschüttelnd, wie er die steile Treppe in so weiten Sätzen hinabstürmte, als säße ihm ein Verfolger im Nacken.

* * *

Die halbe Stunde war aber noch kaum vergangen, da hörte Enak dieselben beflügelten Schritte die Treppe wieder heraufsausen; die Thür ward aufgerissen, und der Träumer, der vor Kurzem hier herumgewankt war, trat mit strahlenden Augen und elastischem Gang ins Zimmer.

„Da bin ich wieder!" rief er. „Nein, nicht ich, sondern ein neuer Mensch, ein glücklicher, selig wie ein junger Gott! Ahnst Du, wo ich war, mein Alter? Bei ihr, bei dem geliebten einzigen Mädchen, gegen das ich mich so sträflich vergangen habe. Die Dryas hatte Recht: es war eine kindische Thorheit, an ihrem Herzen zu zweifeln. Wie ich in ihrer Wohnung ankam, — mein Herz klopfte so laut, ich meinte, sie müßten es drinnen hören, ohne daß ich klingelte. Aber dann öffnete mir das Dienstmädchen, ich drückte ihr einen Thaler in die Hand, daß sie schweigen möchte, wer da sei, und nur das Fräulein herausrufen. Und nun stand ich in dem Flur, wo nur ein schwaches Lämpchen brannte, und hörte im Wohnzimmer drinnen die lustigen Stimmen von Toni's jungen Geschwistern und dachte, wie auch ich jetzt unter ihnen Weihnachten feiern könnte, wenn ich nicht ein so unsinniger Starrkopf gewesen wäre. Und jetzt ging eine Seitenthür auf, und ich sah meine Liebste eintreten — nein, ich sah sie kaum, denn ohne

daß ich wußte, wie es geschah, hielt ich sie in den Armen und drückte sie an mich, und wir hatten uns auf den Mund geküßt, so lang und fest, wie ich es im schönsten Traum nie erlebt hatte. Als wir aber ein wenig zur Besinnung kamen, stammelte ich von der langen trefflichen Rede, die ich mir unterwegs ausgedacht, nichts weiter als: Toni, ich war ein großer Narr! Kannst Du mir vergeben? Und sie drückte mir ihr kühles zitterndes Händchen auf den Mund und flüsterte: Und ich erst, Ralph, was für eine Närrin war ich! — und gleich darauf hörte ich ihr süßes schalkhaftes Lachen, und sie sagte: So wäre ja Alles in der Ordnung, daß der Narr und die Närrin in einander vernarrt sind! — Dann sprachen wir noch ein paar Augenblicke vernünftiger miteinander, und wir waren Beide einverstanden, daß ich nicht jetzt in ihren heiligen Abend hineinschneien, sondern morgen früh ganz ehrbar bei ihren Eltern um sie anhalten sollte. Die Hauptsache ist doch, sagte sie, daß wir uns jetzt einander selbst beschert haben fürs ganze Leben. — Und nun wollte ich fort, damit wir nicht überrascht würden, aber: Warte noch einen Augenblick! raunte sie mir zu und ließ mich im Vorplatz stehen. Nicht drei Minuten, so huschte sie wieder herein und gab mir ein verschlossenes Briefcouvert. — Was hast Du mir noch zu schreiben gehabt, Schatz? fragt' ich. — Lies es, wenn Du zu Hause bist, sagte sie, und drückte mich noch einmal an sich und drängte mich dann hinaus. Wie ich den Weg zurückgefunden, weiß ich wahrhaftig nicht. Hier aber ist der Liebesbrief."

Er zog das kleine Couvert aus der Tasche und öffnete es beim Schein der römischen Messinglampe. Ein zusammengelegtes Papier war darin enthalten, unbeschrieben. Als er es aber auseinanderfaltete, kam eine kleine braune Haarlocke zum Vorschein.

„Das herrliche Kind!" rief er. „Siehst Du nun, Enak, wie Unrecht Du ihr gethan hast? Sie denkt nicht daran, ihre Macht über mich zu mißbrauchen. Sie liefert mir selbst den Zauber aus, in welchem sie ihre Stärke verborgen glaubt."

Und er drückte das seidene Pfand demüthiger Liebe an seine Lippen.

„Armer Junge!" brummte der Freund. „Du wirst Deinem Schicksal nicht entgehen. Meinst Du, ein Frauenzimmer verzichte je auf ihre Herrschaft über uns Mannsbilder? Aber ich merke, daß all meine Weisheit heut' an Dir verschwendet wäre. Laß uns lieber darauf trinken, daß Dir die Augen nie aufgehen, daß Du aus dem Traum, den Du heute träumst, nie unsanft geweckt werden möchtest."

Er schenkte beide Gläser voll. „Auf das Wohl Deiner Braut," rief er, „wenn's denn einmal nicht anders sein soll!"

„Und auf das der Dryas, der ich sie verdanke," setzte Ralph andächtig hinzu, indem er das Glas auf einen Zug leerte.

„Was ist's mit der Dryas?" fragte der Andere. „Du hast schon vorher den Namen genannt."

„Das ist eine lange seltsame Geschichte," sagte der glückliche Bräutigam, indem er sich auf den Divan setzte. „Aber da ich versprochen habe, Dir von meinem Damenbesuch zu berichten —"

Und er erzählte, was ihm begegnet war.

Als er geendet hatte, sagte der Andere ruhig:

„Das hast Du geträumt, mein Sohn, und ich könnte Dich darum beneiden. Man träumt nicht immer so artige Sachen."

„Geträumt! Aber wenn ich Dir sage, daß ich es nur ihr verdanke, zur Vernunft gekommen zu sein und meiner Liebsten das erste gute Wort gegeben zu haben! Und übrigens, ich kann Dir's ja beweisen, daß es keine Einbildung war, daß sie mich wirklich leibhaftig besucht hat, Gott weiß freilich, wie es damit zugegangen ist. Da liegt ja noch das Buch, in das ich meine Skizze von ihr gemacht habe, wie sie sich oben zwischen den Zweigen ihres Baumes so malerisch hingestreckt hatte. Deinen eigenen Augen wirst Du doch glauben müssen."

Er hob das Skizzenbuch auf und schlug die Blätter um. Er wußte ganz genau, auf die linke Seite, Toni's Porträt gegenüber, hatte er seinen lieblichen Gast abconterfeit. Aber wie er jetzt die Seite aufschlug, sah ihn nur das Gesicht seiner jungen Braut schalkhaft über die Schulter blickend an; — die Seite gegenüber war leer!

Algerische Erinnerungen.

Von

Ernst Haeckel.

I.

Die bedeutungsvolle Colonialfrage steht heute im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Durch die erstaunliche Entwicklung des modernen Weltverkehrs haben die Colonien, auch in den entferntesten Welttheilen, für die europäischen Culturstaaten eine früher nicht geahnte Bedeutung erlangt. Täglich berichtet uns der Telegraph von wichtigen Vorgängen im fernen Colonialbesitze; täglich werden in den Zeitungen die internationalen Verhältnisse desselben erörtert; täglich beschäftigen sich Parlamente mit den Beziehungen der Colonien zum Mutterlande. Vor allen anderen Staaten ist gegenwärtig Deutschland an der naturgemäßen Entwicklung der großen Colonialfragen interessirt; ist doch unser Vaterland später als alle anderen großen Culturstaaten in den bedeutungsvollen „Kampf ums Dasein" auf diesem Gebiete eingetreten, und hat mit größeren inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen als alle anderen. Erst allmälig und mit großem Widerstreben hat das deutsche Volk die Nothwendigkeit des Colonialbesitzes und seine weitreichende Bedeutung begriffen. Endlich fangen wir jetzt an, mit Bewußtsein und Consequenz die neuen Bahnen der Colonialpolitik zu verfolgen. Wenn wir dabei ausharren, und uns den rücksichtslosen nationalen Egoismus Großbritanniens und Frankreichs, die musterhafte Colonialverwaltung Hollands zum Muster nehmen, wird es uns auch an dem vollberechtigten Erfolge nicht fehlen.

Unter diesen Verhältnissen dürfte gerade jetzt eine allgemeine Betrachtung Algeriens in mehrfacher Beziehung interessant und lehrreich sein. Denn unter allen außer-europäischen Colonien liegt die Berberei Europa am nächsten; sie ist jetzt — dank der modernen Dampfschiffahrt — nur eine Tagereise von Frankreich entfernt. Sie ist zugleich unter allen Colonien desselben die größte und von höchstem Werthe für das Mutterland. Schon vor zweitausend Jahren entwickelte sich dort unter der Herrschaft Carthagos ein reiches Culturleben; bald wurden dann Numidien und Mauritanien zur werthvollen Kornkammer Roms.

Auch unter der Herrschaft der Araber erhielt sich noch eine Zeit lang die Culturblüthe des gesegneten, von der Natur so reich ausgestatteten Landes. Später sank sie mehr und mehr, um endlich unter der Türkenherrschaft ganz zu verfallen. Erst seit 1830, seitdem die Franzosen der letzteren ein Ende gemacht und der Seeräuberei der Barbaresken das Handwerk gelegt haben, hat eine neue Periode begonnen; mit zunehmendem Erfolge blüht neues Leben aus den Ruinen der Berberei auf. Aber trotzdem hört man noch heute über Algerien die widersprechendsten Urtheile. Nicht allein wird die fehlerhafte Verwaltung der französischen Colonie hart getadelt, sondern auch ihr wirklicher Werth noch vielfach angezweifelt. Schon aus diesen Gründen dürfte die nachstehende allgemeine Schilderung derselben nicht überflüssig sein.

Allerdings reicht die kurze Zeit von zwei Monaten, welche ich in diesem Frühjahre dem Besuche Algeriens widmen konnte, bei Weitem nicht aus, um zu gründlicher Kenntniß und vollem Verständniß des ausgedehnten Landes zu gelangen. Indessen ist gerade eine solche schnelle Durchsicht des ganzen Gebietes, bei der alles specielle Studium des Einzelnen von selbst ausgeschlossen ist, am besten geeignet, ein allgemeines, wenn auch nur skizzenhaftes Charakterbild desselben von einem höheren Standpunkte aus zu gewinnen. Auch glaube ich dadurch zur Widerlegung der vielen irrthümlichen Ansichten beitragen zu können, welche noch heute in weiten Kreisen, und ganz besonders in Deutschland, über Algerien herrschen.

Außerdem dürfte die Mittheilung dieser „Algerischen Erinnerungen" noch dadurch besonders gerechtfertigt werden, daß „Afrikareisen" jetzt alljährlich mehr Mode werden und sich zu beliebten und leicht erreichbaren Touristenprojecten gestalten. Unter allen verschiedenen Afrikareisen ist aber diejenige nach Algerien bei Weitem die einfachste, bequemste, kürzeste und billigste. Sogar als Ziel von Hochzeitsreisen fängt das französische Nordafrika an beliebt zu werden. Ich begegnete in Algerien und Tunesien einer beträchtlichen Anzahl von jungen Ehepaaren, welche ihre Flitterwochen dort verlebten, und, wie es schien, sich dabei recht wohl befanden. In der That ist jetzt das Reisen in Algerien selbst fast ebenso leicht und bequem und nicht viel theuerer als im französischen Mutterlande. Die zahlreichen, überall zu findenden Hôtels sind ganz auf französischem Fuße eingerichtet; in den größeren Städten zahlt man täglich 12—15 Francs, in den kleineren 10—12 Francs Pension. Der bescheidene Tourist kann aber meistens leicht noch billigere Unterkunft finden.

Die Betten sind in den algerischen Gasthöfen allenthalben vorzüglich, groß, reinlich und bequem, wie meistens jenseits der Alpen. Besonders angenehm wird durch diesen Comfort der deutsche Reisende berührt; in unseren deutschen Gasthöfen werden ja leider die Betten bekanntlich mit jedem Jahre schlechter; ein deutscher Mann von normaler Körperlänge kann sich selten mehr in der engen Bettstelle gerade ausstrecken; zum Zudecken muß er meist das mitgebrachte Plaid zu Hülfe nehmen, da die schmale und kurze Bettdecke nicht ausreicht, und das unsinnige „Keilkissen" nähert sich immer mehr den Holzkeilen, welche die Japaner beim Schlafen unter den Nacken schieben. Da alle Klagen der deutschen Reisenden über diese Uebelstände gegenüber dem Geize der deutschen Gastwirthe

machtlos sind, sei hier ganz besonders rühmend der vortrefflichen Betten in Algerien, Frankreich und Italien gedacht! Auch in Bezug auf Comfort und Eleganz der Zimmerausstattung steht die afrikanische Colonie nicht hinter dem französischen Mutterlande zurück.

Unbequem ist hingegen — besonders für den eifrigen Touristen, der seine Zeit gut ausnützen will — die allenthalben festgehaltene Einrichtung, daß man gezwungen ist, zwei große Mahlzeiten (jede von vier bis sechs Gängen) zu bestimmten Stunden einzunehmen, das „Déjeuner" um 11 oder 12, das „Diner" um 6 oder 7 Uhr. Nach Belieben, à la carte, kann man nur selten speisen. Uebrigens läßt die Verpflegung kaum Etwas zu wünschen übrig. Die herrlichen Früchte und Gemüse, welche der fruchtbare Boden Algeriens unter dem köstlichen Klima erzeugt, erfreuen Auge und Zunge jeden Tag aufs Neue; aber auch Brot, Fleischspeisen und Fische sind meistens gut und nach französischem Kochbuch zugerichtet.

Der deutsche Reisende nimmt den directen Weg nach Algerien am zweckmäßigsten über Marseille. Wenn er dabei über Paris geht, hat er den großen Vortheil, eines der vielen festen Rundreisebillets zu sehr ermäßigtem Preise benutzen zu können, welche von der Bahn Paris-Lyon-Méditerranée und der Compagnie Générale Transatlantique vereinbart sind. Sie werden ausschließlich in Paris, am Bahnhof der ersteren und im Bureau der letzteren ausgegeben; das Verzeichniß derselben findet man in dem „Livret-Chaix de l'Algérie" (Paris, Librairie Chaix, S. 49—86). Da man jetzt von Berlin mit dem Schnellzuge in zwei Tagen nach Marseille und von hier mit dem Schnellschiffe in sechsundzwanzig Stunden nach Algier gelangt, kann der Berliner die ganze Reise in drei Tagen zurücklegen. Die Compagnie Transatlantique läßt jeden Tag einen großen, bequemen und sicheren Schnelldampfer („Rapide") nach Algier abgehen. Dieser legt die directe Fahrt gewöhnlich in sechsundzwanzig Stunden zurück, bei gutem Wetter sogar in vierundzwanzig Stunden. Ein Platz in der ersten (sehr eleganten) Classe kostet hundert Francs, in der zweiten (ebenfalls sehr guten) Classe fünfundsiebzig Francs. Die Dampfer anderer Gesellschaften (namentlich Touache) fahren bedeutend billiger, aber auch langsamer.

Desgleichen ist nach den anderen algerischen Häfen (Oran, Bougie, Philippeville) und nach Tunis in Marseille jede Woche mehrmals Gelegenheit zu finden. Außerdem gehen aus diesen Häfen täglich Dampfschiffe mit Ladungen von Früchten, Gemüsen, Halfagras und anderen Landesproducten theils nach dem Mutterlande, theils nach England, Spanien, Frankreich und anderen Ländern ab; dieser rege Schiffsverkehr allein schon bezeugt die Bedeutung, zu welcher Frankreichs reichste Colonie sich neuerdings emporgeschwungen hat.

Ein „Bädecker für Algerien" existirt leider noch nicht. Das einzige ausführliche Reisehandbuch für dieses Land ist ein Band der „Collection des Guides-Joanne". Dieser starke Octavband, fast sechshundert enggedruckte Seiten umfassend, ist bei Hachette in Paris erschienen unter dem Titel „Algérie et Tunisie par Louis Piesse" (mit neun Karten und sechzehn Plänen). Derselbe kann zwar als ein ziemlich ausführliches geographisch-statistisches Handbuch gelten, aber durchaus nicht als ein praktisches und brauchbares Reisehandbuch. Es ist voll

überflüssiger und unnützer Angaben. Drei Viertel des Ganzen könnten wegfallen ohne irgend welchen Schaden. Dagegen ist das wirklich Interessante und Sehenswerthe nicht gebührend hervorgehoben. Außerdem sind sehr viele Angaben unrichtig und widersprechen sich. So ist z. B. in der neuesten Ausgabe (mit dem Titelblatt von 1889!) die Eisenbahn nach Tebessa zwar richtig auf der Karte von Tunesien angegeben (S. 396), im Texte ist aber davon keine Rede. Vielmehr wird der Reisende angewiesen, von Constantine nach Tebessa in vierundzwanzig Stunden mit der Diligence zu fahren! Es ist sehr zu bedauern, daß eine sehr angesehene Buchhandlung, wie Hachette in Paris, so wenig Sorgfalt auf das einzige Reisehandbuch für Algerien verwendet.

Die wichtigsten Schriften aus der sehr umfangreichen Literatur über Algerien findet der Leser in der Bibliographie verzeichnet, welche Piesse auf vier Seiten des Guide-Joanne zusammengestellt hat (p. XXXIX—XLII). Unter den verschiedenen deutschen Reisewerken, welche ich selbst gelesen habe, kann ich vor allen anderen die trefflichen „Reise-Erinnerungen aus Algerien und Tunis" von W. Kobelt empfehlen (Frankfurt a. M., 1885). Der Naturforscher findet noch nähere Angaben in der deutschen Uebersetzung der Reisebriefe von P. de Tchihatchef: „Spanien, Algerien und Tunis" (Leipzig, 1882). Eine interessante allgemeine Darstellung der französischen Colonialverhältnisse in Afrika, und der Hoffnungen, welche daran geknüpft werden, gibt die Schrift von Waille Marial: „La France d'Afrique et ses Destinées".

II.

Algerien gehört nach seiner ganzen physischen Natur und Geschichte zu Europa, nicht zu Afrika; das beweist sowohl seine geologische Zusammensetzung und Entwicklung, wie seine ursprüngliche Thier- und Pflanzenbevölkerung. Mit diesem Satze sollte jede Beschreibung Algeriens beginnen. Er wird zwar manchem Leser sehr befremdend erscheinen, ist aber nichtsdestoweniger wahr, und durch die neueren geologischen und chorologischen Forschungen sicher begründet.

Unsere übliche Unterscheidung der „fünf Erdtheile", durch ihr Alter geheiligt, entspricht in keiner Beziehung den historischen Thatsachen der Entwicklung. Nicht einmal „alte und neue Welt" sind naturgemäße geographische Begriffe. Wie Nord- und Südamerika früher als getrennte Erdtheile bestanden, so war auch das nordwestliche Afrika — von Marokko bis Tunis — vor nicht langer Zeit noch ganz vom eigentlichen Afrika geschieden, hing dagegen unmittelbar mit Europa zusammen. Das mächtige Atlasgebirge, welches heute Algerien von der Sahara trennt, bildete damals das südliche Faltenland des gewaltigen Continents Eurasien; dieser umfaßte ganz Europa und den größten Theil Asiens, nur Vorderindien, Syrien und Arabien ausgenommen.

Das eigentliche Afrika, ein selbständiges uraltes Tafelland, beginnt erst jenseits des Atlas, mit der Sahara. Da dasselbe auch Madagascar, Arabien und Vorderindien, sowie einen (jetzt versunkenen und als Lemurien bezeichneten) Theil des indischen Oceans umfaßt, wird es von der neueren Geologie „Indo-Afrika" genannt. Durch sehr lange Zeiträume, Jahrmillionen umfassend, war

dieser südliche Continent der „alten Welt", das Tafelland Indo-Afrika, von dem nördlichen Continente, Eurasien, völlig getrennt. Erst in verhältnißmäßig neuer Zeit traten beide Erdtheile der alten östlichen Halbkugel in Verbindung.

Der breite Wüstengürtel der Sahara, welcher das Kettengebirge des Atlas vom eigentlichen Afrika trennt, ist reich an cretassischen Versteinerungen und war noch zur Kreidezeit vom Meere bedeckt. Hingegen ist die Hauptmasse des indo-afrikanischen Tafellandes, das „Gondwana-Land", seit uralter Zeit, seitdem vor vielen Millionen Jahren die Steinkohlen abgelagert wurden, nicht wieder vom Meere überfluthet worden. Das jüngere nordafrikanische Tafelland, außer der Sahara auch noch Aegypten, Syrien und Arabien umfassend, hat Süß in seinem classischen Werke, „Das Antlitz der Erde", als die große Wüstentafel bezeichnet. Dieselbe bildete noch während der Kreidezeit, zum Theil selbst noch während der nachfolgenden Tertiärzeit (der caenozoischen Periode) ein ausgedehntes Saharameer.

Das nördliche Ufer dieses mächtigen Saharameeres bildete Jahrtausende hindurch das Kettengebirge des Atlas, in unmittelbarem Zusammenhange mit den Faltengebirgen Südeuropa's. Die schmale Gibraltarstraße, welche heute Afrika von Europa trennt, ist erst viel neueren Ursprunges, in der Quartärzeit entstanden. In der älteren Tertiärzeit bildete die Westhälfte des Mittelmeeres ein geschlossenes Binnenmeer, umgeben von einem hohen, ringförmig zusammenhängenden Gebirgswall: dem Atlas im Süden, der bätischen Cordillere Spaniens im Westen, der Alpenkette im Norden und dem Apennin (Italiens und Siciliens) im Osten. Da hier im Osten Sicilien ebenso unmittelbar mit Tunesien zusammenhing wie im Westen das marokkanische Ceutagebiet mit dem spanischen Andalusien, so war das westliche Mittelmeerbecken von dem östlichen völlig abgetrennt. Jenes westliche Becken ist es, welches die Franzosen als ihr natürliches Eigenthum beanspruchen, und mit Stolz (zum großen Aerger ihrer lateinischen Schwesternationen Spanien und Italien) als das „französische Mittelmeer" bezeichnen. Thatsache ist es, daß tagtäglich ein mächtiger französischer Verkehrsstrom, Hunderte von Menschen und Tausende von Frachttonnen umfassend, die beiden gegenüberliegenden Küsten des „französischen Mittelmeeres", Südfrankreich und Algerien, in der lebendigsten Verbindung erhält; diesem Strome gegenüber kann der Verkehr zwischen seinen beiden anderen Küsten, dem westlichen spanischen und dem östlichen italienischen Gestade, kaum in Betracht kommen. In noch viel höherem Maße würde sich dieser Unterschied geltend machen, wenn Tunis vollkommen dem italienischen Einfluß entzogen und Frankreich einverleibt sein würde.

Die geognostische Zusammensetzung des Atlasgebirges, die Structur seiner Felsmassen und die Beschaffenheit seiner Versteinerungen lassen keinen Zweifel darüber, das dasselbe gleichen Ursprunges und gleicher Entwicklung ist wie die anderen südlichen Kettengebirge des Festlandes Eurasien, wie der Apennin im Osten, die Alpen im Norden und die bätische Cordillere im Westen. Daß diese zusammenhängenden Gebirgsketten Jahrtausende hindurch das französische Mittelmeer rings umschlossen haben, geht aber auch außerdem aus vielen chorologischen Thatsachen hervor, aus besonderen Erscheinungen in der geographischen Verbreitung

der Thier- und Pflanzenformen; von diesen will ich nur zwei Beispiele hier anführen, die Zwergpalme und den Berberaffen.

Die **Zwergpalme** (Chamaerops humilis) ist die einzige Palme, welche heutzutage noch in Europa wild wächst. Sie findet sich in großen Mengen im westlichen Sicilien, an vielen Punkten der Westküste Italiens (besonders an vorspringenden Kalkfelsen der Küste, z. B. den Vorgebirgen Circello und Argentaro), und ferner an der Ostküste Spaniens. Dieselbe Art kommt außerdem nur noch im nordwestlichen Afrika vor, vorzugsweise in Marokko und dem westlichen Algerien; sie wächst hier in solcher Menge, daß die aus ihren Blättern gefertigten Pflanzenhaare (Crin végétal) einen werthvollen Handelsartikel bilden. Meist bleibt der Stamm kurz, und das Büschel der fächerförmigen Blätter tritt scheinbar direct aus dem Boden hervor. Wo jedoch die Zwergpalme an geschützten Stellen wächst, wie z. B. an den senkrechten Felsen hinter dem Fort Santa Cruz bei Oran, oder auf dem Buzareaberge bei Algier, da bildet sie Stämme von mehreren Metern Höhe. Ueber Tunis geht die Zwergpalme nach Osten nicht hinaus. Sie fehlt im östlichen Mittelmeerbecken ganz. Ihr Verbreitungsbezirk ist also ausschließlich auf das westliche Becken beschränkt.

Dasselbe gilt von dem Magot oder **Berberaffen** (Inuus ecaudatus). Dieser schwanzlose Affe ist in mehrfacher Beziehung von besonderem Interesse und der einzige Vertreter der Affenordnung im nordwestlichen Afrika. Es ist dieselbe Art, welche gewöhnlich in Affentheatern ihre dramatischen und mimischen Künste producirt und welche früher so häufig von wandernden Savoyardenknaben gezeigt wurde. Der Berberaffe ist noch heute in den Gebirgsschluchten des Atlas und besonders der großen Kabylie sehr häufig; in der Nähe von Algier ist die vielbesuchte Affenschlucht bei Blidah (Gorge des Singes) sein nächst gelegener Wohnort. Er findet sich aber außerdem auch noch auf den Felsen von Gibraltar, wo ich im März 1867 eine kleine Heerde lebend beobachtete. Man hat bis heute viel darüber gestritten, ob der Berberaffe — der einzige Affe, der heute noch in Europa wild vorkommt — ursprünglich auf dem Gibraltarfelsen heimisch oder von der gegenüberliegenden Ceutaküste eingeführt sei, und wie er die Meerenge überschritten habe. Da sich versteinerte Knochenreste desselben auch noch in anderen Theilen Spaniens finden, und da so viele andere chorologische Thatsachen den früheren ununterbrochenen Zusammenhang der berberischen und bätischen Gebirgsketten beweisen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er in der Quartärzeit eine viel ausgedehntere Verbreitung in den Schluchten dieses Faltengebirges besaß und aus seinen europäischen Wohnsitzen erst durch die fortschreitende menschliche Cultur verdrängt wurde. Ursprünglich wird der Magot sich in dem südwestlichen Zipfel Eurasiens aus einer älteren Affenart entwickelt, dann weit über die Küstengebirge des westlichen Mittelmeeres ausgebreitet haben und später wieder auf den Atlas beschränkt worden sein.

Die Araber sowohl als die Kabylen hassen den Berberaffen, der ihren Pflanzungen großen Schaden thut und namentlich in den Fruchtgärten große Verwüstungen anrichtet. Sie wagen ihn aber nicht zu tödten, da sie als gläubige Mohammedaner jeden Affen für einen verwunschenen Menschen halten, für einen Freigeist, der zur Strafe für seinen Unglauben und seine Verhöhnung orthodoxer

Kirchenlehren in Affengestalt verwandelt wurde. (Monistische Ketzer, welche etwa durch diese Ansicht erschreckt werden könnten, dürfen sich mit dem Glauben der Mohammedaner trösten, daß der verzauberte Affe nach Ablauf der Strafzeit wieder Mensch wird!) Um nun die lästigen Affenheerden los zu werden, wenden die kabylischen Feldhüter ein ebenso sinnreiches als wirksames Mittel an. Haben sie einen Affen, der sich in Fruchtsaft berauscht hat, gefangen, so hängen sie ihm an einem Drahthalsband eine Schelle um und nähen seine Brust in eine enge Weste von derbem rothen Zeug ein. Dann lassen sie ihn wieder laufen. Die ganze Affengesellschaft wird durch diese unheimliche Verkleidung ihres früheren Genossen so erschreckt, daß sie vor ihm flieht, und die Gegend, wo solche Wunder geschehen, verläßt.

Wie der Berberaffe und die Zwergpalme, so sind auch viele andere charakteristische Thier- und Pflanzenarten dem europäischen und afrikanischen Küstengebirge des westlichen Mittelmeerbeckens gemeinsam und beweisen nicht minder als die geologischen Thatsachen den früheren Zusammenhang der Continente. Die ganze Flora und die ursprüngliche Fauna von Marokko und Algerien zeigen in der Hauptsache dieselbe wesentliche Zusammensetzung wie diejenige von Spanien, Südfrankreich, Italien und Sicilien. Wer die mediterrane Thier- und Pflanzenwelt dieser europäischen Gebiete gut kennt, wird in jener Provinz von Nordwest-Afrika (besonders unter Berücksichtigung der jüngst ausgestorbenen tertiären Bevölkerung) zwar manche verschiedene Arten, aber keine neuen charakteristischen Gruppen finden. Diese typische Uebereinstimmung der mediterranen Flora und Fauna, oder mit anderen Worten: ihre *chorologische Einheit*, d. h. die geschlossene Einheit ihres Verbreitungsbezirks, tritt uns überall entgegen, gleichviel ob wir die Waldbedeckung der Gebirge oder die Grasdecke der Steppen, die Gebüsche der Hügel und Flußthäler, oder die Kräuter der Wiesen und des Meeresstrandes vergleichen.

Die *Wälder* des Atlas sind aus denselben Baumarten zusammengesetzt wie diejenigen des Apennin, der Seealpen und der Sierra Nevada. Unter den Nadelhölzern ist ganz überwiegend die gemeine Aleppokiefer (Pinus halepensis); sie bildet mehr als vier Fünftel des ganzen Nadelwaldes; der Rest ist aus Lebensbäumen (Thuja), Cedern und Strandkiefern zusammengesetzt. Unter den Laubhölzern herrschen drei Arten von Eichen vor; die immergrüne Steineiche, Korkeiche und Sommereiche; sie setzen zwei Drittel des ganzen Laubwaldes zusammen; das übrige Drittel besteht vorzugsweise aus Eschen, Eucalyptus, Karuben (Johannisbrot) und wilden Oelbäumen. Beiläufig bemerkt, bedecken diese Wälder Algeriens noch jetzt einen Flächenraum von 2 800 000 Hektaren, mehr als alle Forsten Frankreichs zusammengenommen. Von welchem hohen Werthe dieselben sind, geht allein schon daraus hervor, daß in einem der letzten Jahre die Korkeiche (einen Flächenraum von 440 000 Hektaren bedeckend), nahezu fünf Millionen Kilogramm Kork lieferte im Werthe von ungefähr sechs Millionen Francs.

In den herrlichen *Fruchtgärten* von Algerien, die jetzt einen Flächenraum von siebzehn Millionen Hektaren bedecken, gedeihen Wein und Oliven, Orangen und Citronen, Feigen und Granaten nebst allen anderen Fruchtbäumen Süd-

europa's, ebenso wie in Sicilien und Spanien, und auch die charakteristischen Gesträuche sind hier wie dort dieselben. In den immergrünen Schluchten sind die Wände ebenso hier wie dort dicht bedeckt mit Lorbeer und Myrthe, Erdbeerbaum und Haidebaum; dazwischen schlingen sich die südeuropäischen Stechwinden, Smilax und Ruscus, und am Boden glänzen die schönen dunkelgrünen Blätter von Acanthus und Arum. Die kiesigen Flußbetten sind mit Oleander und Tamarisken geschmückt. Die ausgedehnten Haideflächen der trockenen Gegenden sind mit Pistacien und Phyllireen, weißen Cistrosen und goldgelbem Ginster dicht bedeckt; Rosmarin und Lavendel, Salbei und Thymian verbreiten weithin ihren würzigen Duft, ebenso wie viele andere charakteristische Lippenblüthen der Mittelmeerflora. In gleicher Weise finden sich auch die meisten Compositenarten, Liliaceen und Orchideen der letzteren in Algerien wieder.

Der nordische Wanderer, welcher zum ersten Male die Alpen überschritten hat, in die gesegneten hesperischen Gefilde hinabsteigt und die Olivenregion betritt, wird vor allen anderen Gestalten der südlichen Pflanzenwelt durch einige wenige Charakterformen derselben gefesselt. Diese erscheinen so fremdartig und eigenthümlich, daß sie auch im Vordergrunde der mediterranen Landschaftsbilder überall wiederkehren, ebenso in den Ansichten von Spanien und Südfrankreich, von Italien und Griechenland, wie in denjenigen von Tunesien und Algerien. Unter diesen auffallenden Charakterpflanzen der Mittelmeerländer sind sonderbarer Weise gerade die drei fremdartigsten erst durch den Menschen eingeführt: die Dattelpalme schon im grauen Alterthum aus Arabien; die amerikanische Aloe (Agave) und die Feigendistel (Opuntia) erst nach der Entdeckung der neuen Welt, aus Mittelamerika. Die beiden letzteren dienen in Algerien ebenso wie in Spanien und Italien mit ihren stacheligen, graugrünen, fleischigen Blättern und Stämmen allgemein als Heckenverzäunung und Schutzwehr der Gärten und Felder; die Dattelpalme wird hier wie dort als edler Zierbaum allenthalben angepflanzt; als nutzbarer Fruchtbaum in Massen cultivirt, tritt sie erst jenseits des Atlas in der Sahara auf.

Wie die einheimische Pflanzenwelt der Berberei, von Marokko bis Tunis, ganz und gar dem Mittelmeergebiet angehört, so auch die Thierwelt. Die charakteristischen Wirbelthiere, die zahlreichen Formen von Insecten und Spinnen, Crustaceen und Würmern, Schnecken und Muscheln, welche wir in Algerien und Tunesien finden, kehren gleicher Weise in Sicilien, Italien und Spanien wieder, theils in identischen, theils in nahe verwandten Speciesformen. Der Zoologe, welcher dieselben genau vergleicht, überzeugt sich bald, daß er sich in einem einheitlichen, zusammenhängenden geographischen Gebiete befindet.

Wenn man in algerischen Reisebeschreibungen von den Löwen und Panthern des Atlasgebirges liest, von den Hyänen und Schakalheerden der Tellsteppen, so könnte man leicht verleitet werden, in diesen Raubthieren echt afrikanische, Europa fremde Typen zu erblicken. Das würde aber durchaus unrichtig sein. Dieselben Raubthierarten bevölkerten früher auch Südeuropa, und in den diluvialen Knochenhöhlen von Sicilien und Italien, von Südfrankreich und Spanien finden wir dieselben Säugethierspecies wie in denjenigen von Marokko, Algerien und Tunesien. Ebenso sind noch die meisten charakteristischen Arten von Vögeln, Reptilien und

Amphibien in den ersteren Gebieten dieselben wie in den letzteren. Wenn heutzutage jene großen Raubthiere in Südeuropa fehlen, so sind sie nachweislich erst durch die Ausbreitung der menschlichen Cultur daraus verdrängt worden. Die echt afrikanische Fauna fehlt in der ganzen Berberei, von Tanger und Wadi Draa bis nach Tunis und Gabes; sie beginnt erst südwärts von der großen Atlaskette, in der Sahara.

Während vieler Jahrtausende — vielleicht länger als eine Million Jahre hindurch — bildete die lange Atlaskette einen unübersteiglichen Grenzwall zwischen den südwestlichen Provinzen von Eurasien und den nordwestlichen Theilen von Indo-Afrika. Ganz unabhängig von einander, und unter sehr verschiedenen Existenzbedingungen, entwickelte sich in beiden großen Gebieten Thier- und Pflanzenwelt. Daran ist nicht mehr zu zweifeln, seitdem unsere heutige, von Charles Darwin neu begründete Entwicklungslehre auch für jene großen chorologischen Thatsachen die natürliche Erklärung gefunden hat. Die damit verknüpfte Migrationstheorie findet, wie schon vor langer Zeit Moritz Wagner zeigte, gerade in der Berberei schlagende Beweise; überraschend besonders dann, wenn man von den südlichen Abhängen des großen Atlas hinabsteigt und das Gebiet der Sahara betritt. In dieser großen Wüstentafel tritt plötzlich und unvermittelt dem Naturforscher eine ganz neue Welt entgegen, die südliche Fauna und Flora des uralten Indo-Afrika. Ihren ganzen Reichthum entfaltet dieselbe freilich erst südlich vom großen Wüstengürtel, in dem wunderbaren Gondwanalande. Aber auch die arme Flora und Fauna der Sahara läßt deutlich erkennen, daß man sich nicht mehr in Eurasien befindet.

Die Grenze zwischen dem Nordrande dieses Tafellandes und dem Kettengebirge am faltenreichen Südrande von Eurasien ist von Süß scharf bezeichnet worden. Sie beginnt am atlantischen Gestade bei der Einmündung des Wadi Draa, gegenüber der canarischen Insel Fuerta-Ventura, zieht längs der großen Atlaskette an ihrem Südfuße hin, gegen Nordost, und geht zwischen dem großen Salzsee, Schott Melrir, und dem Südrande des Auresgebirges durch. Dann wendet sie sich nach Westen und endet bei Gabes, am Gestade der kleinen Syrte. An vielen Stellen, besonders im Süden der Provinz Constantine, ist die Grenze so scharf, daß man „zugleich mit den Füßen in der Wüste stehen und mit der Hand noch den Atlas berühren kann“. Steil, gleich einem riesigen Festungswall, steigt hier das zerklüftete Pliocängebirge des Atlas aus dem flachen Quartärbecken der Sahara auf; die wunderbaren rothen Farbentöne mit blauen Schatten, in denen das erstere bei Abendbeleuchtung glänzt, heben sich scharf von den gelben und grauen Sandflächen der Wüste ab. Als ich, vom Auresgebirge herabkommend, Biskra kurz vor Sonnenuntergang erreichte, überraschte mich die purpurn leuchtende Felsenkette jener Grenzmauer, mit duftigen lasurblauen Schatten modellirt, durch ein magisches Farbenspiel von unvergeßlicher Pracht. Für den echten Afrikaner, der von Süden aus der großen Wüstentafel kömmt, bedeutet diese Festungsmauer die Grenze einer neuen Welt, die Pforte der uralten Culturwelt Eurasiens.

III.

Das mächtige Atlasgebirge setzt sich in Algerien aus zwei verschiedenen Bergketten zusammen, dem großen und kleinen Atlas. Beide verlaufen im Ganzen parallel, ungefähr in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost. Beide sind durch eine breite Hochebene geschieden, das Steppenplateau der Schotts. Der große Atlas oder „Saharaatlas", das südliche Grenzgebirge, erhebt sich in vielen Gipfeln zu 2000 Meter Höhe; im Auresgebirge, in der Provinz Constantine, steigt der Cheliagipfel zu 2330 Meter auf. Der kleine Atlas oder „Tellatlas", die niedrigere nördliche Kette, hat viele Gipfel zwischen 1200 und 1500 Meter, erhebt sich aber nur selten über 2000 Meter; in der Provinz Algier erreicht der Ouarsenis 1985, in der großen Kabylie der Lella Khedidja 2308 Meter. Die schimmernden Schneehäupter dieser braun-violetten zackenreichen Hochgebirge, in langer Reihe über dem Küstenlande und dem blauen Meere aufsteigend, bilden für viele algerische Landschaften einen großartigen Hintergrund.

Die „Steppentafel", d. h. die Hochebene der Schotts oder Salzseen, zwischen den beiden Atlasketten eingeschlossen, umfaßt einen Flächenraum von 11 Millionen Hektaren und hat eine durchschnittliche Meereshöhe von 800 bis 900 Meter, steigt jedoch allmälig von Osten gegen Westen an, zugleich sich verbreiternd; die tieferen Theile liegen in 600, die höheren in 1100 Meter Höhe. Während der Regenzeit, im Frühjahr und Herbst, ist dieses Steppenplateau von zahlreichen arabischen Hirten bevölkert, deren Heerden hier reiche Weide finden. Während der trockenen und heißen Jahreszeit ist es den Sandstürmen ausgesetzt und verödet. Die zahlreichen Salzseen und Sümpfe desselben trocknen dann zum Theil aus. In größter Menge wächst auf diesen Hochsteppen das Halfagras (Stipa tenacissima); durch seine zähe und feste Faser zur Papierfabrikation vorzüglich geeignet, hat dasselbe in neuester Zeit eine hohe Bedeutung als Handelsartikel erlangt. Wegen des „Oceans von Halfa", welcher den größten Theil der Steppentafel bedeckt, hat man sie auch geradezu als die „Halfaregion" bezeichnet. Obgleich schon die Phönicier und die alten Griechen den Werth dieses zähfaserigen Grases, ihres „Leukolinon" kannten, und auch die Römer es vielfach als Surrogat für Flachs und Hanf benutzten, wurde bisher doch erst ein kleiner Theil desselben verarbeitet. Viele Quadratmeilen der Halfatafel sind noch unbenutzt. Erst seitdem man in neuester Zeit bessere Methoden gefunden hat, die ebenso feste als geschmeidige Pflanzenfaser der Halfa leichter zu isoliren und feiner zu präpariren, ist ihr hoher Werth erkannt worden. Nicht nur zur Fabrikation von Papier, sondern auch von künstlichen Haaren u. dgl. ist die Halfa so werthvoll, daß sie sich zu einem der wichtigsten Exportartikel der Berberei emporschwingt.

Der bei Weitem wichtigste und der als Culturland werthvollste Theil der algerischen Colonie ist jedoch der Tell — „Tellus" der alten Römer — d. h. der kleine Atlas und alles Land zwischen ihm und dem Mittelmeer; hier findet der europäische Colonist das herrlichste Klima, den fruchtbarsten Boden, eine Fülle von Wasser, und jene Gesammtheit von ungewöhnlich günstigen geographischen Bedingungen, welche die werthvollsten Küstenstriche des Mittelmeeres auszeichnet. Alle die beneidenswerthen Verhältnisse, welche wir an den schönsten und fruchtbarsten Küstenstrichen der spanischen, südfranzösischen und italienischen

Mittelmeerküste antreffen und welche dieselben zu einem „Hesperidengarten" machen, alle diese finden wir auch im Tellgebiete wieder. Selbst die Temperaturverhältnisse des letzteren sind von jenen der ersteren nur wenig verschieden; viel weniger als man nach der südlicheren Lage erwarten sollte. Die Nähe der hohen Atlaskette einerseits, der Einfluß der weiten Meeresfläche andererseits, mildern die hohen Wärmegrade, welche die jenseits des Atlas gelegene Sahara herübersenden könnte; die mittlere Jahrestemperatur des Tell ist 16—18° C.; die mittlere Temperatur in den Wintermonaten (Januar, Februar, März) 12° C., in den Sommermonaten (Juli, August, September) 28° C. Das Klima Algeriens ist somit viel weniger „afrikanisch" als man gewöhnlich bei uns annimmt.

Das Tellgebiet selbst zerfällt wieder in drei natürliche Abtheilungen, die man mit den Arabern als Sahel, Utah und Djebel unterscheiden kann. Der Sahel, d. h. Küstenstrich, besteht meistens aus Reihen von niederen Hügeln, die unmittelbar an der Meeresküste oder in geringerer Entfernung von derselben aufsteigen. Selten erheben sich die Gipfel derselben über dreihundert Meter. Da an diesen Küstenhügeln die ersten Niederschläge der feuchten Meeresluft erfolgen, sind sie meist sehr wasserreich und von üppigster Fruchtbarkeit. In dem dichten Buschwerk ihrer feuchten Felsenschluchten findet der Botaniker die reichste Fülle des südlichen Pflanzenwuchses, und auf ihren frei vorspringenden Aussichtspunkten entzückt den Landschaftsmaler ein entsprechender Reichthum der herrlichsten Motive. In der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt Algier sind die anmuthigen Hügelketten, welche im Westen über Frai-Vallon und Buzarea, im Süden über Mustapha und Birmandreis sich hinziehen, berühmte und vielbesuchte Beispiele der Sahelpracht. An ihren Abhängen, in deren grünen Gärten Tausende von weißen Landhäusern zerstreut liegen, bauen sich die prächtigen Küstenstädte auf.

Als Utah bezeichnet der Araber die fruchtbaren Ebenen, welche im Norden von den Sahelhügeln der Küste, im Süden von dem Kettengebirge des kleinen Atlas eingeschlossen werden. Diese flachen Ebenen, von sehr wechselnder Breite, bieten den europäischen Colonisten den besten Garten- und Ackerboden. Wo sie gut cultivirt und bewässert sind, wie z. B. in der Mitidja zwischen Algier und Blidah, da geben diese üppigen Gefilde den reichsten Ertrag. Indessen ist der größte Theil der Utah zur Zeit noch nicht oder nur mangelhaft cultivirt. Vor Allem müßte hier für genügende Bewässerung gesorgt werden, und müßte die vielfach begonnene Regulirung der zahlreichen vom Atlas herabkommenden Bäche allgemein durchgeführt werden. An einigen Stellen ist dieselbe durch zweckmäßige Drainirung und durch Anlage von großen „Barrages" bereits erreicht. Aber im größeren Theile der Utah vermißt man noch die genügende Anzahl von Canälen und Dämmen, ebenso wie von Brücken und Vicinalwegen. Die französische Regierung läßt es hier an den nöthigen Baumitteln fehlen. Außerdem fehlt es noch sehr an ausreichenden Arbeitskräften. Tausende von überschüssigen Arbeitern, die Europa alljährlich durch Auswanderung in fremde Welttheile verliert, würden hier als Colonisten vortrefflich fortkommen; vorausgesetzt, daß die Regierung besser als bisher für ihr Fortkommen Sorge trägt. Der jährliche Zuwachs der französischen Bevölkerung, die sich bekanntlich nur schwach vermehrt, reicht bei Weitem dafür nicht aus.

Der Djebel, die vielgipflige Gebirgskette des kleinen Atlas, zum Theil noch heute mit schönen Wäldern bedeckt, entsendet nach beiden Seiten, nach Nord und Süd, Tausende von Bächen und Hunderte von kleinen Flüssen. Die südwärts abfließenden verlieren sich in den salzigen Sümpfen und Seen der Schotthochebenen, welche im Sommer großentheils austrocknen. Die nordwärts hinabfließenden Wasserläufe durchströmen die fruchtbare Utahebene und sammeln sich in einer geringen Anzahl größerer Flüsse; diese müssen die Sahelkette durchbrechen, um das Meer zu erreichen. Schiffbar sind sie nicht. Unzweifelhaft bietet der Tellatlas bei seinem Wasserreichthum und seinen günstigen klimatischen Verhältnissen die besten Bedingungen für üppige Waldentwicklung. Zur Zeit ist jedoch nur ein kleiner Theil desselben bewaldet. Die verderbliche Unsitte der arabischen Nomaden, die Wälder abzubrennen, und der Schaden, den ihre Heerden dem jungen Waldwuchs zufügen, sind das größte Hinderniß einer ausgedehnteren Forstcultur. Wie die Engländer in Cypern, so haben die Franzosen in Algerien sich bisher vergeblich bemüht, den Kampf mit diesen uralten Feinden des Waldbaues durchzuführen. Wo jedoch zahlreiche Forstbeamte den Wald vor den beständigen verderblichen Angriffen der Araber in Schutz nehmen, da entwickelt sich der algerische Forst, im kleinen wie im großen Atlas, in herrlicher Ueppigkeit; so die Eichenwälder von Bougie und Bona, die Cedernwälder von Teniet el Had und Batna.

IV.

Die Bevölkerung Algeriens ist über den weiten Flächenraum von zwölftausend Quadratmeilen sehr ungleichmäßig vertheilt. Der bei Weitem größte Theil kömmt auf das Sahelgebiet, auf die großen Küstenstädte und die zahlreichen Dörfer des Küstenlandes. Die nahezu vier Millionen Einwohner vertheilen sich auf die drei Provinzen Algeriens dergestalt, daß die Westprovinz Oran ungefähr 600 000, die Ostprovinz Constantine 1 600 000 und das zwischen beiden gelegene Alger 1 800 000 enthält. Unter diesen vier Millionen befinden sich nur etwa 220 000 Franzosen und ungefähr die gleiche Zahl Fremde von verschiedenen Nationalitäten. Die übrigen dreieinhalb Millionen sind größtentheils Eingeborene, von Religion Mohammedaner. Der Grundstock dieser eingeborenen Bevölkerung setzt sich aber aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammen, aus Kabylen und Arabern.

Die Kabylen, die eigentlichen „Ureinwohner" Algeriens und Tunesiens, bilden einen Zweig der Berberrasse oder im weiteren Sinne des libyschen Stammes. Andere und nächstverwandte Zweige dieses Stammes sind die Marokkaner und Guanchen (die Ureinwohner der canarischen Inseln), sowie die Tuariks oder Imoscharh. Den libyschen Stamm selbst leiten wir von der altägyptischen Rasse her, aus welcher auch die Kopten des heutigen Aegypten, sowie die Altnubier oder Aethiopier entsprungen sind. Alle diese Völker hängen durch die charakteristischen Grundzüge ihres Körperbaues, ihrer Sitten und vor Allem ihrer Sprachentwicklung eng zusammen und werden als Zweige der uralten Hamitenrasse aufgefaßt. Die Einwanderung der alten Hamiten in Nordafrika, wahrscheinlich von Aegypten ausgehend und allmälig bis zur atlantischen Westküste und den

canarischen Inseln vordringend, hat wohl schon mehrere Jahrtausende vor Christus begonnen. Als die semitischen Phönicier, ungefähr achthundertachtzig Jahre vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, zuerst an der berberischen Küste landeten und Carthago gründeten, fanden sie überall die längst eingesessene Urbevölkerung der Kabylen vor. Diese bildeten die Hauptbevölkerung der alten Königreiche Numidien und Mauritanien, welche achthundert Jahre später in römische Provinzen verwandelt wurden.

Ganz anderen Ursprunges und ganz verschiedener Natur sind die Araber, ein Hauptzweig der Semitenrasse. Die Ethnographen nehmen zwar jetzt meistens an, daß die tieferen Wurzeln der semitischen und hamitischen Rasse zusammenhängen, und daß diese beiden großen Rassen vereinigt, als eine Hamosemitenrasse, einen der vier selbständigen Stämme der mediterranen Menschenart bilden (wie die Stammbäume auf S. 727 und 750 in der achten Auflage meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" zeigen). In der That ist es auch sehr wahrscheinlich, daß die gemeinsame älteste Wurzel aller Hamosemiten im südwestlichen Asien zu suchen ist. Allein die Trennung der beiden Hauptstämme derselben ist dennoch uralt, und in ihrer weiteren Entwicklung entfernten sie sich immer weiter von einander. Die Hamiten, sich nach Westen wendend, fanden zunächst ihre günstigste Ausbildung im alten Aegypten und wanderten von da theils nach Süden (Aethiopier), theils weiter nach Westen (Libyer oder Berber). Die Semiten hingegen gingen theils nordwärts nach Kleinasien (Mesopotamier, Syrer, Phönicier und Hebräer), theils südwärts nach Arabien. Der nördliche Zweig dieses arabischen Stammes war es, welcher im siebenten Jahrhundert, mit der Gründung und Ausbreitung des Islam, Nordafrika überfluthete und in raschem Siegeslaufe auch die ganze Berberei unterwarf. Acht Jahrhunderte hindurch (vom achten bis sechzehnten Jahrhundert) blieb dieselbe unter arabischer Herrschaft und unter dem Einflusse der hohen Cultur, welche das arabische Khalifenreich damals am größten Theile der Mittelmeerküste (vor Allem in Spanien) entfaltete.

Der zähe Charakter der Kabylen und die ursprüngliche Selbständigkeit dieser hamitischen Urbewohner von Tunesien, Algerien und Marokko setzte jedoch dem tieferen Eindringen der arabischen Cultur einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Zwar wurden die Ersteren gezwungen, sich den Letzteren äußerlich zu unterwerfen und auch die Religionsform des Islam anzunehmen. Allein die Berber wurden niemals so gute und gläubige Mohammedaner wie die Araber. Und nachdem die arabische Herrschaft im sechzehnten Jahrhundert zerfallen war und die Berberei sich unter türkischer Oberhoheit zu dem gefürchteten Piratenstaate der Barbaresken entwickelte, trat die innere ursprüngliche Verschiedenheit des hamitischen und semitischen Wesens aufs Neue wieder hervor. Noch mehr geschah das innerhalb der letzten sechzig Jahre, seitdem unter französischer Herrschaft die eindringende europäische Cultur jenen beiden feindlichen Gegensätzen einen freieren Spielraum der Entwicklung gewährte. Die genauere Kenntniß der beiden Rassen und eine Reihe gründlicher Untersuchungen ausgezeichneter Ethnographen hat uns seitdem einen tieferen Einblick in die Beziehungen und die Bedeutung

derselben gewährt. Uebrigens erkennt der aufmerksame Beobachter schon auf den ersten Blick die anthropologische Kluft, welche beide Rassen trennt.

Der Kabyle ist im Allgemeinen von mittelgroßem und gedrungenem Körperbau; sein Kopf ist breit, Nase und Lippen sind dick, die Augen meistens blau, die Haare blond, roth oder hellbraun, der Bart wenig entwickelt, die Hautfarbe hell, mehr röthlich-gelb als braun. Der Araber hingegen ist von hoher und schlanker Statur; sein Kopf länglich-oval, Nase und Lippen schmal, Augen und Haare schwarz, der Bart lang, die Hautfarbe dunkler, mehr bräunlich. Ganz verschieden ist in beiden Stämmen die Lebensweise und Verfassung. Die Kabylen sind vorzugsweise fleißige und tüchtige Ackerbauer und hängen mit zäher Vorliebe an ihrem kleinen Grundbesitze; ihre Verfassung ist durchaus demokratisch, in vieler Beziehung derjenigen der alten Germanen ähnlich. Die Araber hingegen sind noch heute, wie vor Jahrtausenden, vorzugsweise unstäte Nomaden, welche mit ihren Viehheerden das weite Land durchziehen und ihre Weideplätze wechseln; sie verachten die seßhafte Lebensweise und den Grundbesitz; die Verfassung der einzelnen Stämme ist aristokratisch. Mit besonderer Vorliebe pflegen die Araber die Pferdezucht und sind bekanntlich vorzügliche Reiter. Die Kabylen bekümmern sich darum nicht, und zogen es schon in den punischen Kriegen vor, zu Fuß zu fechten. Ganz verschieden ist in beiden Rassen die Stellung der Frau und somit des Familienlebens. Bei den Kabylen ist die Hausfrau die treue, hochgeachtete Lebensgefährtin des Mannes, seine ausdauernde, gleichgestellte Mitarbeiterin, und im Kriege seine tapfere Mitkämpferin. Genauere Kenner des kabylischen Familienlebens behaupten sogar, daß das „Pantoffelregiment" sich hier oft recht entwickelt finde. Daran ist beim Araber gar nicht zu denken. Für ihn ist die Frau nur untergeordnete Sklavin, auf der einen Seite ein nützliches Hausthier, das die schweren Hausarbeiten zu verrichten hat, auf der anderen Seite ein Werkzeug sinnlichen Vergnügens. Außerdem werden beim orthodoxen Araber alle Lebensbeziehungen durch den mächtigen Einfluß der mohammedanischen Religion unmittelbar bestimmt, während diese beim Kabylen nur einen oberflächlichen Firniß darstellt und unter demselben die uralten heidnischen Vorstellungskreise ihren maßgebenden Einfluß bewahrt haben. Der Koran, als Grundlage der ganzen Weltanschauung, besitzt daher für letzteren nicht entfernt die Bedeutung wie für ersteren.

Die vielen Aehnlichkeiten, welche im Körperbau und Charakter zwischen den Kabylen und der germanischen Rasse bestehen, haben einige Ethnographen auf die Vermuthung gebracht, daß zwischen Beiden ein unmittelbarer Zusammenhang bestehe. Diese Vermuthung ist wahrscheinlich insofern begründet, als die Vandalen während ihrer zweihundertjährigen Herrschaft (vom Ende des vierten bis Ende des sechsten Jahrhunderts) tiefe Spuren in der Berberei hinterlassen haben. Allein auf der anderen Seite ist zu bedenken, wie viele, ganz verschiedene Völker, seit fast drei Jahrtausenden abwechselnd dieses Land beherrscht haben: die Phönicier (sieben Jahrhunderte), die Römer (fünf Jahrhunderte), die Vandalen (zwei Jahrhunderte), die Araber (acht Jahrhunderte), die Türken (drei Jahrhunderte) und zuletzt die Franzosen, seit 1830. Alle diese verschiedenen Völker haben mehr oder minder großen Einfluß auf die kabylische Urbevölkerung aus-

geübt und sich vielfach mit ihr vermischt, ohne doch jemals im Stande gewesen zu sein, sie völlig zu unterwerfen und die originale Selbständigkeit ihres zähen Rassencharakters auszulöschen. Nachdem die Franzosen die Oberherrschaft der Araber in Algerien vernichtet und ihren bedeutendsten Führer, Abd-el-Kader, gefangen genommen hatten, glaubten sie nunmehr Herren des ganzen Landes zu sein. Sie waren aber nicht wenig überrascht, beim Eindringen in die Gebirge noch den heftigsten Widerstand seitens der Kabylen zu finden. Erst nach langen blutigen Kämpfen gelang es ihnen, auch dieses kräftigen Urvolkes Herr zu werden, und seit 1837 sind auch sie französische Unterthanen. Aeußerlich ist jetzt ganz Algerien in den Händen der Franzosen; aber von einer inneren Aneignung, von einer wahren Assimilation der eingeborenen Bevölkerung sind die heutigen Herren des Landes noch weit entfernt.

Unter diesen Umständen bleibt für die Zukunft der kostbaren algerischen Colonie die wichtigste Frage: „Wie wird sich dauernd das Verhältniß der Masse der eingeborenen mohammedanischen Bevölkerung zu den französischen Herren des Landes gestalten?" Diese Frage läßt sich schon jetzt mit Wahrscheinlichkeit dahin beantworten, daß das Schicksal der beiden verschiedenen eingeborenen Rassen sich entgegengesetzt entwickeln wird. Die Araber, eine in Rückbildung und Verfall begriffene Rasse, werden alljährlich mehr zurückgedrängt und gehen langsam ihrem Untergange entgegen. Die Kabylen umgekehrt treten vermöge ihrer natürlichen Energie und Tüchtigkeit in immer nähere Beziehungen zu der europäischen Cultur und werden voraussichtlich mit ihrer Hülfe sich aufsteigend entwickeln.

Der Verfall der arabischen Rasse in Algerien ist überall deutlich sichtbar, ganz besonders aber in den größeren Städten, und vor Allem in der Hauptstadt Algier. Der reiche Grundbesitz, den hier die früheren Herren des Landes hatten, die zahlreichen maurischen Schlösser und Paläste, Villen und Gärten sind schon jetzt größtentheils in europäischen Händen. Nachdem die Eroberung des Landes durch die Franzosen vollendet war, verkauften die meisten wohlhabenden Araber ihren Grundbesitz, oft zu einem Spottpreise, in der sicheren Ueberzeugung, daß die Fremdherrschaft von vorübergehender Dauer sei, und daß sie nach deren baldigem Ende umsonst wieder in ihre früheren Rechte eintreten würden. Darin haben sie sich bitter getäuscht. Kein gründlicher Kenner des Landes hält es für möglich, daß die Araber jemals die verlorene Herrschaft wieder gewinnen werden. Die zahlreichen maurischen Adelsherren, reichen Kaufleute und Großgrundbesitzer, die damals in Scharen auswanderten und nach Tripolis, Aegypten, Kleinasien und Constantinopel gingen, in der Hoffnung, bald in das befreite Algerien zurückzukehren, werden ihr Vaterland nie wieder sehen. Aber auch der Rest, der im Lande geblieben ist, erweckt kein Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Schon die äußere Tracht der algerischen Araber macht meistens einen dürftigen Eindruck. Da sie seit dem letzten Aufstande keine Waffen mehr tragen dürfen, fehlt die lange Flinte, welche den stolzen Beduinen im Oriente ziert. Auch fehlt die charakteristische lange Pfeife des Letzteren; die Araber der Berberei rauchen statt deren Papiercigarretten. Die Gewandung ist meistens schmuckloser und ärmlicher als im Orient. Die arabischen Quartiere, welche in Algier, Constantine, Oran und anderen größeren Städten noch jetzt existiren, scharf getrennt von den

glänzenden, mit europäischem Luxus und Comfort ausgestatteten Frankenvierteln, machen allenthalben den kümmerlichen und dürftigen Eindruck des zunehmenden Verfalls. Und noch kümmerlicher, noch dürftiger erscheinen die Rohrhütten und Zelte der nomadischen Araber, die mit ihren Heerden die weiten Weideflächen des Landes durchziehen. Wenn man auf der Eisenbahn an Hunderten derselben vorüberfährt, immer denselben Eindruck des alttestamentlichen Hirtenlebens vor Augen, kann man sich nicht der Ueberzeugung verschließen, daß diese traurigen Ueberbleibsel einer untergehenden Semitenrasse im Kampf ums Dasein mit der übermächtigen europäischen Cultur unterliegen werden. Die unwürdige Stellung des Weibes, der Fatalismus des Koran, welcher alle Unternehmungslust ausschließt, verbürgen keine bessere Zukunft.

Ganz anders die Hamitenrasse der Kabylen. Freilich erscheinen ihre äußeren Verhältnisse auch nicht glänzend, und ihre elenden Steinhütten in den Gebirgen der Kabylie mit ihrer dürftigen Ausstattung zeugen auch von keinem Reichthum. Aber die kleinen Gärten und Felder, welche diese Bauernhütten umgeben, sind auf das Sorgfältigste angebaut. Mann und Frau arbeiten hier fleißig um die Wette, und ihr munteres Familienleben verräth Interesse am Dasein und dessen Gestaltung. Neuerdings gehen auch die Kabylen mehr und mehr in die Städte und verrichten dort allerlei Arbeiten mit Fleiß und Geschick. Die Berranis, Biskris und Mozabiten, von Alters her Todfeinde der Araber, sind solche strebsame Berber. Es entstehen franco-kabylische Schulen, in denen die Berber — bisher des Lesens und Schreibens unkundig — mit Begierde die Elemente europäischer Civilisation in sich aufnehmen; ganz im Gegensatz zu den Arabern, welche dieselbe mit Geringschätzung oder selbst mit Abscheu von sich weisen. Erwägt man nun dazu noch die natürlichen Charaktertugenden dieser kräftigen Berberrasse, die sie von ihren numidischen und mauritanischen Vorfahren geerbt hat; bedenkt man, wie sie dieselben, trotz der wechselnden Oberherrschaft fremder Eindringlinge, Jahrtausende hindurch treu bewahrt, und dabei doch von den Letzteren mancherlei gelernt hat, so wird man in ihr die Keime zu einer neuen kräftigen Culturentwicklung nicht verkennen können. Wenn die Franzosen dieses Verhältniß richtig erkennen und sich die Kabylen zu assimiliren verstehen, so werden sie sich in diesen strebsamen Ackerbauern die besten Kräfte für die Bewirthschaftung ihrer werthvollen, zum größten Theile noch brachliegenden Colonie heranziehen können.

Weiterhin ist zu bedenken, welche große Rolle schon wiederholt die Berber in der Weltgeschichte gespielt haben, welche Bedeutung Carthago schon vor zweitausend Jahren erlangt hatte. Helden wie Hamilcar und Hannibal, Masinissa und Jugurtha bedrohten damals das heranwachsende römische Weltreich mit dem Untergange. Als dann aber das Letztere den Sieg gewann, wurde die reiche mauritanische Provinz, im Wettstreite mit Sicilien, zur Kornkammer Roms. Späterhin gingen Tausende von Kabylen mit ihren arabischen Oberherren nach Spanien hinüber, und es ist sehr wahrscheinlich, daß den ersteren ein Hauptantheil an der glänzenden Culturentwicklung zufällt, zu welcher sich Spanien damals aufschwang und welche man gewöhnlich nur den Arabern zuschreibt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man daher dem Berberstamme noch eine bedeutende Rolle in der Zukunft der algerischen Colonie versprechen; sei es, daß sie mit den Europäern zu einem franco-berberischen Mischvolke verschmelzen; sei es, daß ihre wieder erwachende Nationalität sich noch einmal zu einer selbstständigen Blüthe entfaltet.

V.

Die Verdienste der Franzosen um die algerische Colonisation, um die Entwicklung ihrer nächstgelegenen, größten und werthvollsten Colonie werden heute noch sehr verschieden beurtheilt. Die Einen sprechen den Franzosen überhaupt alle Colonisationsfähigkeit ab, bezeichnen die Eroberung und Verwaltung Algeriens als eine Reihe von großen Fehlern, und halten es auch jetzt noch für das Beste, diese kostspielige Unternehmung aufzugeben; im Mutterlande selbst hat diese Ansicht heute kaum noch ernsthafte und einflußreiche Vertreter, obwohl es früher an solchen nicht fehlte. Die Anderen hingegen behaupten, daß für Frankreich die Erwerbung Algeriens eine der glücklichsten Unternehmungen im großen Stile, daß damit der erste Schritt zur französischen Herrschaft über das Mittelmeer geschehen sei, und daß Frankreich die große, ihm damit zugefallene Aufgabe vortrefflich gelöst habe. Auf Grund meiner eigenen Anschauungen halte ich diese letztere Ansicht im Ganzen für richtiger, obgleich auch die in der ersteren erhobenen Vorwürfe theilweise berechtigt sind. Die Wahrheit liegt wohl zwischen beiden extremen Auffassungen in der Mitte; doch muß ich glauben, daß diese optimistische Auffassung viel mehr Berechtigung hat als jene pessimistische.

Daß Algerien und Tunesien an sich höchst werthvolle Besitze sind, daß diese Länder der Berberei, von Tunis bis Gibraltar, alle Bedingungen zu einer glänzenden Culturentfaltung in sich tragen, kann nicht bestritten werden. Die geographische Lage, der geologische Aufbau des Landes, der Wasserreichthum seiner Gebirge, der fruchtbare Boden seiner Ebenen, das herrliche Klima der südlichen Mittelmeerküste vereinigen alle Bedingungen, um diese nordafrikanische Colonie zu einem Hesperidengarten zu machen. Auch brauchen wir bloß einen Blick auf die Geschichte von Numidien und Mauritanien zu werfen, um zu erkennen, was dieselbe früher gewesen ist. Der einzige Name Carthago und die Erinnerung an seinen Kampf mit Rom genügen, uns davon zu überzeugen. Die großartigen Ruinen der mächtigen Römerstädte, die wir noch heute in Lambessa, Timgad und Tebessa bewundern, führen uns leibhaftig den entschwundenen Glanz dieser alten römischen Provinzen vor Augen. Warum sollte es nicht möglich sein, heute, wo alltäglich mehrere große Dampfschiffe einen lebhaften Verkehr zwischen der südlichen und nördlichen Küste des französischen Mittelmeeres unterhalten, jenen erloschenen Glanz neu zu beleben und ihm eine weitere Ausbreitung zu geben?

Um zu erkennen, was Frankreich in den sechzig Jahren seiner Herrschaft aus Algerien gemacht hat, muß man vor Allem daran erinnern, was dasselbe 1830 war. Die ganze Küste der Berberei, von Tunis bis Gibraltar, trug die Charakterzüge orientalischer „Barbarei"; sie stand damals noch unter der immer mehr verfallenden türkischen Oberherrschaft, unter der Mißregierung einzelner arabischer Fürsten oder Deys. Zwar flößten die Piratenflotten dieser „Barbaresken-

Staaten" nicht mehr den Schrecken ein, welchen sie drei Jahrhunderte hindurch an allen Mittelmeerküsten verbreitet hatten; aber immerhin stand die Seeräuberei noch in üppiger Blüthe. Der Handelsverkehr zwischen den berberischen und europäischen Küsten war von geringer Bedeutung. Der innere Verkehr beschränkte sich beim Mangel fahrbarer Wege auf den Transport durch Kameele, Esel und Pferde. Die Städte Algeriens und Tunesiens besaßen überwiegend arabischen Charakter; für den Culturfortschritt waren sie ohne Werth. Der größte Theil der natürlichen Hülfsquellen des Landes lag brach, oder wurde nur zum Nutzen der herrschenden Classe ausgebeutet.

Heute, nach sechzig Jahren französischer Herrschaft, sind dem reichen Lande alle Pforten des modernen Culturlebens geöffnet. Das Drahtnetz des elektrischen Telegraphen und Telephons, das Nervensystem der heutigen Culturstaaten, durchzieht das ganze Gebiet der Berberei, von der Küste des blauen Mittelmeeres bis zum gelben Sandmeer der Sahara. Ferner ist dieses ganze ausgedehnte Gebiet mit einem Netze guter Verkehrswege überzogen. Zahlreiche Diligencen und kleinere Postwagen vermitteln täglich die Communication zwischen den größeren und kleineren Ortschaften. Eine ununterbrochene Eisenbahnlinie erstreckt sich durch das ganze fruchtbare Gebiet, von Tunis im Osten bis zur marokkanischen Grenze, bis Tlemcen und Lalla Marnia im Westen; sie verbindet geraden Weges eine lange Reihe von mächtig aufblühenden Städten: Guelma, Constantine, Alger, Blidah, Milianah, Orleansville, Oran. Zweigbahnen gehen von dieser Hauptlinie nordwärts zu den Küstenstädten: Bona, Philippeville, Bougie, Mostaganem, Arzew. Andere Zweigbahnen, südwärts abgehend, führen bis in die Sahara hinein, von Perregaux nach Tiout, von Relizane nach Tiaret, von Constantine nach Biskra, von Souk-Arras nach Tebessa. Wenn auch der kühne Plan der Franzosen, eine Eisenbahn durch die Sahara selbst bis Timbuktu zu legen und von da nach dem Senegal fortzuführen, zunächst nicht ausführbar ist, so zeigt er doch die Großartigkeit der Colonisationspläne, durch welche Frankreich die ganze nördliche Hälfte von Westafrika in seine Gewalt zu bringen sucht.

Der Aufschwung des inneren Verkehrs, welcher durch das neue Eisenbahnnetz und die zahlreichen Poststraßen in Algerien herbeigeführt ist, wird noch weit übertroffen durch die lebhafte Steigerung des Seeverkehrs zwischen den berberischen und europäischen Küsten. Zahlreiche Dampfer gehen jetzt täglich von den vortrefflichen Häfen aus, welche die französische Regierung unter großen Schwierigkeiten und mit hohem Kostenaufwande an der algerischen Küste angelegt hat. Die neuen Magazine und Waarenhäuser an den stattlichen Quais reichen vielfach bereits nicht mehr aus für den anwachsenden Schiffsverkehr. Dieser wird sich mit jedem Jahre um so großartiger gestalten, je mehr die natürlichen Hülfsquellen des Landes erschlossen und ausgebeutet werden. Die ausgedehnten Strecken fruchtbaren Tellgebietes, welche heute noch von den arabischen Hirten als Weideland benutzt werden, lassen ahnen, was sie künftig, nach ihrer Drainirung und ihrer Verwandlung in fruchtbares Culturland, werden leisten können. Was aber auf der cultivirten Strecke bereits erreicht worden ist, das sieht man auf den herrlichen Frucht- und Gemüsemärkten der algerischen Städte, an den mächtigen Getreidemagazinen, an den ausgedehnten Olivenwaldungen und Orangengärten,

an den stetig zunehmenden Weinbergen und Tabakpflanzungen. Und doch hat der gegenwärtige Aufschwung des Acker- und Gartenbaues bei Weitem nicht die Höhe erreicht wie unter der Herrschaft der alten Römer! Was wird sich aber erst aus diesem herrlichen Lande gewinnen lassen, wenn die begonnene Canalisirung des Tell überall durchgeführt ist, wenn die Waldcultur auf den langgestreckten Atlasketten erst wieder größere Ausdehnung erreicht und damit zugleich größere Wassermengen zur Berieselung des fruchtbaren Küstenlandes gewonnen werden. Von den reichen Mineralschätzen des Atlas haben die zahlreichen neuerdings angelegten Bergwerke (über fünfzig an Zahl) auch erst einen kleinen Theil auszubeuten begonnen. Von einhundertfünfzig Thermalquellen sind erst einige wenige in Benutzung gezogen.

Angesichts der großen Umwandlung, welche der algerische Barbareskenstaat unter der französischen Herrschaft innerhalb eines halben Jahrhunderts erfahren hat, muß der Vorwurf verstummen, daß die Franzosen „nicht zu colonisiren verstehen". Freilich theile ich die Ansicht, daß die Franzosen für die Kunst der Colonisation bei Weitem nicht so geeignet sind wie die Holländer und Engländer. Aber trotzdem muß ich einem der erfahrensten Kenner von Nordafrika, Gerhard Rohlfs, beipflichten, wenn er der französischen Colonisation von Algerien volle Anerkennung zollt und ihre Erfolge sehr hoch schätzt.

Um einen unbefangenen Vergleich zwischen „Sonst und Jetzt" in Algerien zu ziehen, und um die großen Verdienste der französischen Colonialregierung gerecht zu würdigen, erscheint besonders lehrreich ein Blick auf die Hauptstadt Algier selbst. Ich besitze ein gut illustrirtes Werk über Algerien aus dem Jahre 1839, von einem Schweizer, Dr. Adolph Otth. Die dreißig Tafeln dieser „Esquisses Africaines", mit gewissenhafter Naturtreue vom Künstler gezeichnet und höchst sorgfältig lithographirt, geben uns ein lebendiges Bild davon, wie die Hauptstadt und ihre Umgebung vor einem halben Jahrhundert aussahen. Der Unterschied von dem Gemälde der Gegenwart ist überraschend groß und gibt viel zu denken. Wenn man diese lebensvollen und offenbar sehr naturgetreuen Landschaftsbilder von Algier und seiner Umgebung mit den heutigen Zuständen vergleicht, so hat man Mühe, sich zurecht zu finden und die identischen Oertlichkeiten wiederzuerkennen. Was damals, unter der arabischen Herrschaft, eine offene und unsichere, nur durch einzelne Felseninseln geschützte Rhede war, ist heute ein schönes, von sicheren Molen umschlossenes Hafenbecken. An die Stelle der zerrissenen Felsenküste, die zwischen Hafen und Stadt lag, ist der unvergleichliche Prachtbau der zwei Kilometer langen Mortonterrasse getreten, der herrliche Boulevard de la République, dessen beide Bogenreihen, sechsundzwanzig Meter hoch, 350 Gewölbe einschließen; ein großer englischer Bauunternehmer, Morton Peto, hat diese großartige Strecke auf eigene Kosten hergestellt, unter der Bedingung, daß er neunundneunzig Jahre das Recht behält, die Bogengewölbe als Läden und Magazine zu verpachten. Ansehnliche Magazine, vortreffliche Lazarethe, Schulen, Kirchen und andere öffentliche Bauten hat die Regierung in großem Maßstabe ausgeführt. Der Prachtbau der École des sciences (Universität und Polytechnicum), auf hoher Terrasse vor Bab-Azoun gelegen, beweist, daß man neuerdings auch der Wissenschaft mehr Pflege zuwendet. Diese war leider

bisher sehr vernachlässigt; so z. B. sind die Mittel der Stadtbibliothek, deren trefflicher Leiter, Maupas, sich auch als Naturforscher auszeichnet, immer noch sehr ungenügend. Viel mehr ist für das Kriegswesen geschehen. Mächtige Festungswerke schützen Hafen und Stadt von Algier, und zahlreiche detachirte Forts auf den Hügeln der Umgebung schrecken jeden Angriff der Araber ab. Die alte Barbareskencapitale Algier, die weiße Masse von maurischen Steinwürfeln, welche über dem Hafen auf steilen Terrassen emporsteigt, gekrönt von der alten Citadelle der Kasba, tritt heute ganz zurück gegen die glänzenden europäischen Quartiere, welche sie rings umgeben und welche in den sechzig Jahren der französischen Herrschaft eine stetig wachsende Ausdehnung erlangt haben. In ihren stattlichen Hauptstraßen finden wir dieselben prachtvollen Läden und schönen Luxusbauten, dasselbe lebhafte Getreibe von Handel und Verkehr wie in den größeren Städten Frankreichs. Durch den Tramwagen, der alle fünf Minuten von einem Ende der Stadt zum anderen geht, durch zahlreiche Omnibusse und billige Droschken ist für leichten und raschen Verkehr so gut wie in den größeren europäischen Städten gesorgt. Der Europäer, welcher Algier zum ersten Male betritt und hier das charakteristische Leben des Orients erwartet, wird sehr enttäuscht sein — besonders wenn er den wahren Orient in Aegypten und Syrien kennt, wenn er die lebenden Märchenbilder auf den Straßen von Cairo und Damascus, von Smyrna und Constantinopel schon gesehen hat. Viel mehr Aehnlichkeit als mit diesen echten Orientstädten besitzt Algier mit Marseille; das französische Element ist ganz überwiegend, während das eingeborene arabische heute schon ganz in den Hintergrund getreten ist und alljährlich mehr zurückbleibt.

Nicht weniger als die Stadt Algier selbst hat sich ihre nähere und fernere Umgebung im Laufe eines halben Jahrhunderts verwandelt. Die ausgedehnten Hügelreihen des Sahel, welche die Stadt rings umgeben und in Buzarea bis zu vierhundert Meter emporsteigen, erscheinen auf den Abbildungen von Otth dicht bedeckt mit wildem Gebüsch, aus welchem hier und da einzelne Landhäuser auftauchen. Heute muß man, aus den Ringmauern der eigentlichen alten Stadt austretend, erst lange Zeit durch ausgedehnte europäische Vorstädte fahren, ehe man die freie Umgebung erreicht, und dann tritt man nicht etwa in eine grüne Wildniß, sondern in ein prachtvolles Gartenland, geschmückt mit Hunderten von schönen Villen, eleganten Sommerpaläften und kleineren Landhäusern; stundenweit ziehen sich diese Gärten und Pflanzungen, reich an den edelsten Blumen und Früchten, an den schönsten Bäumen und Schlingpflanzen, nach allen Richtungen hin. Die Spaziergänge auf den vortrefflichen Wegen, welche die üppigen Schluchten dieses prangenden Hügellandes durchziehen, gewähren eine Fülle der herrlichsten Aussichten auf die weiße Stadt und ihre grüne Umhüllung, auf das blaue Meer und den violetten Gebirgskranz des wundervollen Golfs. Die Genüsse, welche der Naturfreund hier in den Schluchten von Obermustapha und Birmandreis, von Frais-Vallon und Buzarea findet, wetteifern mit den schönsten an anderen Prachtorten des Mittelmeeres, mit Neapel und Palermo, mit Smyrna und dem Bosporus.

In gleicher Weise, wie Algier selbst, sind auch die anderen größeren Städte der algerischen Colonie europäisirt und im Laufe eines halben Jahrhunderts in

französische Städte verwandelt worden. Ueberall erscheint die ursprüngliche Araberstadt räumlich getrennt, nach außen zurückgedrängt und im Verfall begriffen, der maurische Charakter verwischt und geschwächt. Vollends die kleineren Städte und die Hunderte von Dörfern, welche in dem fruchtbaren Küstenlande während dieser Zeit entstanden, sind ganz und gar französisch und erinnern überhaupt nicht an „Afrika". Erst wenn man ihre geraden langweiligen Straßen verläßt, das Gebiet der umgebenden Culturfelder durchschritten hat und draußen auf der Grassteppe die zerlumpten arabischen Hirten vor ihren elenden Zelten findet, wird man daran erinnert, daß man nicht in Frankreich selbst, sondern in seiner berberischen Colonie ist.

Angesichts dieser Thatsachen erscheint der Vorwurf unbegründet, daß Frankreich ungeheuere Summen in Algerien verloren habe. Verloren sind diese riesigen Capitalien nicht, sondern in einer großartigen Colonialunternehmung angelegt, und diese Unternehmung beginnt bereits ihre werthvollen Früchte zu reifen, jedes Jahr in zunehmender Fülle. Daß dazu Zeit gehört, versteht sich von selbst, so gut wie zum Wachsthum eines Fruchtbaumes. Man darf nicht, gleich den Kindern der Fabel, heute einen Dattelkern in die Erde legen und verlangen, daß morgen bereits der edle Palmenbaum mit zahlreichen Früchten daraus hervorgegangen sei.

Man darf zugeben, daß die französische Regierung bei der Colonisation Algeriens viele und große Fehler begangen hat. Aber welche Regierung hat das nicht gethan? Sind nicht bei der Anlage und dem Ausbau der größten Colonien, z. B. in Indien, von den besten Colonialregierungen, englischen und holländischen, ebenfalls viele und große Fehler gemacht worden? Gewiß steht die lateinische Rasse, der Franzose ebenso wie der Spanier, an Colonisationstalent der germanischen Rasse bedeutend nach. Er versteht sich viel weniger in den Ideenkreis und die Bedürfnisse der Eingeborenen einzuleben als der Engländer, der Holländer und der Deutsche. Aber trotzdem hat der Franzose in Algerien schon sehr viel erreicht. Wenn die französische Regierung es versteht, die Kabylen noch mehr zur Culturarbeit heranzuziehen und dem europäischen Colonisten zu amalgamiren, wird sie noch weit rascher glänzende Resultate erzielen.

Viele und große Fehler in der französischen Verwaltung Algeriens sind beseitigt, seitdem die frühere militärische Administration in die Hände der Civilregierung übergegangen ist, und besonders seitdem die berüchtigten „arabischen Bureaux" aufgehoben sind. Manche der großen begangenen Fehler sind freilich nicht wieder gut zu machen und werden mit Recht von den Franzosen selbst heftig getadelt. Als zwei Beispiele unglaublicher Mißgriffe führe ich hier den Jardin d'essay und das naturhistorische Museum an. Der „Versuchsgarten" oder „Hammagarten", auch Acclimatisationsgarten genannt (Jardin d'essay oder Jardin du Hamma), ist ein botanischer landwirthschaftlicher Garten ersten Ranges. Er liegt in der weiten Vorstadt Hussein-Dey, fünf Kilometer entfernt vom Südthore der Altstadt. Gegründet wurde derselbe 1832 von M. Hardy; im Laufe eines Menschenalters hat ihn dieser ausgezeichnete Gartenbauer mit Hülfe des herrlichen Klimas und der vorhandenen Wasserfülle zu bewunderungswürdiger Blüthe erhoben. Der Garten hat achtzig Hektare Ausdehnung und

die denkbar günstigste Lage. Sein östlicher Theil berührt den Meeresstrand, erfüllt die fruchtbare Ebene zwischen ihm und den Hügeln der Sahelkette und besitzt in Folge der Verschiedenheit seiner Bewässerung theils trockene, theils nasse Standorte; der natürliche Wasserreichthum des Landes ist durch die arabische Benennung „Hamma" (Sumpf) angezeigt. Der westliche Theil steigt an den steilen Abhängen jener Hügel selbst empor und bietet durch die Terrainverhältnisse eine Fülle günstiger Bedingungen für verschiedene Baumculturen. Nicht allein alle Pflanzen der gemäßigten und der subtropischen Zone, sondern auch zahlreiche echte Tropengewächse finden hier den günstigsten Boden. Kein einziger Garten außerhalb der Tropen kann in Bezug auf Reichthum und Verschiedenartigkeit der darin versammelten Pflanzenarten mit dem Hammagarten verglichen werden. Er erinnert an die berühmten Tropengärten von Peradenia (Ceylon), Calcutta und Buitenzorg (Java). Fast alle die herrlichen und wunderbaren Pflanzengestalten der Tropenzone, welche wir mühsam und langsam in unseren Treibhäusern aufziehen, gedeihen hier ohne besondere Pflege im Freien.

Die vollkommene Acclimatisation der Tropengewächse im Hammagarten ist um so merkwürdiger, als das Klima von Algier, trotz seiner bevorzugten Lage zwischen dem Meere und der Hügelkette des Sahel, keineswegs ganz frei von Nachtfrösten ist. Jeden Winter kommen einzelne Nächte vor, in denen das Thermometer einige Grade unter den Gefrierpunkt sinkt; Algier steht in dieser Beziehung unter dem nördlicher gelegenen Palermo. Aber die einzelnen Nachtfröste thun nur wenigen und vorübergehenden Schaden, weil die innere Temperatur des Pflanzensaftes von derjenigen des Grundwassers oder der mittleren Jahrestemperatur des Ortes abhängt. Diese beträgt in Algier fast 19° C., während sie bei uns nur auf 6—8° C. sich beläuft. Daher wird der Pflanzensaft bei uns viel leichter in Eis verwandelt als dort. Selbst in dem ausnehmend kalten Winter von 1877—78, in welchem der Frost bei Algier im Januar sechs Tage, im März drei Tage hintereinander anhielt und das Thermometer bis auf 4° C. unter Null sank, wurden dadurch von 258 tropischen Pflanzenarten im Hammagarten nur sechsundzwanzig vorübergehend geschädigt und nur eine einzige getödtet (der Bananenbaum von Madagaskar, Ravenala).

Großartige breite Alleen von vierhundert Meter Länge durchschneiden die Ebene des unteren Hammagartens in verschiedenen Richtungen. Eine von diesen herrlichen Alleen (von der Landstraße zum Meere hinabgehend) wird bloß von riesigen indischen Feigenbäumen oder Gummibäumen gebildet, mit einem Walde von Luftwurzeln (Ficus Roxburghii); eine andere Allee, der ersteren parallel, besteht aus mächtigen schattenreichen Platanen; eine dritte ist zusammengesetzt aus abwechselnden Drachenbäumen (Dracaena), Dattelpalmen und Fächerpalmen (Latania). Diese imposanten Längsalleen werden geschnitten durch breite Queralleen, von denen die eine aus chinesischen, eine zweite aus borbonischen Fächerpalmen zusammengesetzt ist; eine dritte bildet einen Tunnel von prächtigem Bambusdickicht. Nicht weniger als vierzig verschiedene Palmenarten wurden im Hammagarten cultivirt. Herrliche tropische Schlingpflanzen (Bougainvillea, Caesalpinia u. a.), zum Theil mit prachtvollen Blüthen geschmückt, klettern an den Stämmen der Palmen empor; andere Lianen wuchern in dem Gebüsch, welches auf den zahl-

reichen Rasenplätzen und am Ufer der Teiche malerisch vertheilt ist. Auf den Wasserflächen der Teiche öffnen tropische Seerosen (Nelumbium, Nymphaea) ihre großen schimmernden Blumenkelche.

Während der eine Theil des unteren Hammagartens so das Auge des Botanikers entzückt und ihn aus der Mediterranwelt in die Vegetationspracht der Tropenzone versetzt, erfreut ein anderer Theil den Sinn des Landwirths. Alle jene herrlichen Fruchtbäume, Nuß- und Gemüsepflanzen, welche aus der wärmeren Zone in Algerien eingeführt sind und dort so vortrefflich gedeihen, vor Allem die Bananen und Ananas, die verschiedenen Spielarten von Orangen und Limonen, Tabak und Baumwolle u. s. w., ferner die zahlreichen Rassen der massenhaft im Lande cultivirten Feld- und Gartengewächse werden hier in großartig angelegten Pflanzschulen cultivirt, Samen und Ableger an die Colonisten zu billigen Preisen abgegeben. Wenn dieser Theil des Hammagartens auch neben der Pracht jenes Tropenparks wenig imponirt, so ist dagegen sein Nutzen um so größer.

Der obere Theil des Hammagartens, der vom unteren durch die nach der Kubbah führende Landstraße getrennt ist, steigt an den jenseits gelegenen Sahelhügeln bis zu dem europäischen Friedhofe empor; einem freien Punkte, von dessen vorspringendem Felsenrande man einen prachtvollen Blick über die weite Bucht von Algier, die weißschimmernde Stadt und die grünen, villenreichen Hügelketten von Obermustapha und Aga genießt. Die Terrassen dieses oberen Gartens waren früher vorzugsweise zur Pflanzschule für Forstbäume bestimmt und mit vielen verschiedenen Arten exotischer Waldbäume bepflanzt. Seit längerer Zeit schon ist derselbe aber sehr vernachlässigt. Außer Araucarien und Grevillien fallen wenige Ausländer besonders auf: An den verwilderten Abhängen überwiegen Eucalypten und Casuarinen, zwei australische Charakterbäume, die in Algerien ganz vorzüglich gedeihen. Insbesondere hat die Cultur der Eucalypten jetzt einen überraschenden Aufschwung genommen. Wenn man das Land mit der Eisenbahn durchfährt, erblickt man allenthalben kleinere Gebüsche oder auch größere Wälder von Eucalyptus globulus in der Nähe der Stationen und zerstreut in den Ebenen. Das fabelhaft schnelle Wachsthum des Stammes, drei bis vier Meter in einem Jahre, die Nutzbarkeit des vortrefflichen Holzes, der dichte Schatten seiner blau-grünen Belaubung, die Ueberzeugung, daß Fiebergegenden durch Eucalyptenpflanzungen gesunder werden, haben diesen australischen Einwanderer zum Liebling des algerischen Colonisten gemacht, und jetzt schon, nach vierundzwanzig Jahren, sind Millionen desselben über das Land zerstreut. Da er in vier Jahren eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Metern erreicht und im Alter über hundert Meter hoch werden soll, wird dieser stattliche Baum bald auch für den landschaftlichen Charakter der Colonie bestimmend werden. Ausgedehnte Pflanzschulen desselben bestehen bereits an verschiedenen Orten.

Die üppige Pracht des Hammagartens ist in den oben erwähnten Werken von Kobelt und Tchihatchef ausführlich geschildert. Seine hohe Bedeutung für das Gedeihen der algerischen Colonie hat insbesondere Charles Martins, der ausgezeichnete Botaniker von Montpellier, in seinen interessanten Reiseerinnerungen „Von Spitzbergen zur Sahara“ (Jena, 1868) gebührend gewürdigt. Er besuchte den Hammagarten zweimal, in den Jahren 1852 und 1864, und ist erstaunt

über die wunderbare Entwicklung, zu welcher dieser unvergleichliche „Paradiesgarten" — dank den außerordentlich günstigen Vegetationsbedingungen der vorzüglich gewählten Localität — im Laufe dieser zwölf Jahre sich emporgeschwungen hatte. Das wohlverdiente Lob, welches Martins damals der französischen Regierung für die Sorgfalt und Freigebigkeit spendete, mit der sie diese bedeutungsvolle Anstalt förderte, ist aber leider heute nicht mehr gerechtfertigt. Auf die früheren Gouverneure und Präfecten, die eifrigen Gönner des Gartens, sind später leider Andere gefolgt, die weder Verständniß für seine vielseitige Bedeutung noch Mittel zu seiner kräftigen Förderung besaßen. Im Jahre 1867 überließ die algerische Regierung, in unbegreiflicher Verblendung, den Hammagarten einer privaten Actiengesellschaft, der „Société franco-algérienne". Allerdings wurde letztere in dem Vertrage dazu verpflichtet, die dreifache Bestimmung des Gartens aufrecht zu halten: 1. als öffentliche Promenade; 2. als Pflanzschule zur Vervielfältigung und Verbreitung der einheimischen Nutzpflanzen; 3. als botanischer Garten und wissenschaftliches Institut, insbesondere zur Acclimatisation neuer exotischer Gewächse. Aber nur die beiden ersten Bedingungen sind von der franco-algerischen Gesellschaft theilweise erfüllt worden; um die dritte und wichtigste hat sie sich sehr wenig gekümmert. Was kann auch eine „Actiengesellschaft", deren einzige Sorge in dem reichen Geldertrage ihrer Actien liegt, außerdem an Interesse für Wissenschaft übrig haben? Ideale Interessen für allgemeine Ziele sind nicht bei der modernen Rasse der „Actienmenschen" zu erwarten, welche unter „Interessen" bloß die klingenden Zinsen ihrer Capitalien verstehen. So beutet denn auch die franco-algerische Gesellschaft den herrlichen Hammagarten nur als milchende Kuh aus, hat den botanischen Theil ganz vernachlässigt, einen großen Theil des unvergleichlich günstigen Terrains zu Baustellen parcellirt und so dem großartigen Institute statt zunehmender Förderung vielmehr empfindlichen Schaden zugefügt. Unter Aufwendung der nöthigen Geldmittel hätte der Hammagarten, bei der unvergleichlichen Gunst der natürlichen Verhältnisse, noch viel höher sich entwickeln können, und ein genialer Director hätte unter Benutzung des vielgestaltigen Terrains ein wahres Paradies daraus herstellen können. Statt dessen verliert der prachtvolle Garten jedes Jahr mehr an Bedeutung, und dieser Rückgang ist um so mehr zu bedauern, als die Universität von Algier sich jedes Jahr mehr hebt, und die tüchtigen Botaniker an derselben ein unschätzbares Arbeitsfeld für Beobachtungen und Versuche in dem Hammagarten besaßen.

Mit demselben bedauerlichen Mangel an Interesse, den die algerische Regierung durch das Aufgeben des Versuchsgartens zeigt, hat sie auch ein anderes, sehr werthvolles, wissenschaftliches Institut verfallen lassen. Durch die eifrigen Bemühungen von gebildeten Privatleuten, Beamten und Officieren war ein algerisches Museum gebildet worden, welches sich zu einer möglichst vollständigen Sammlung der Naturproducte, Kunst- und Industrieerzeugnisse des Landes entwickeln sollte. Die Grundlage dazu bildete die „Exposition permanente des produits de l'Algérie", welche Major Loche mit rühmlichem Eifer zusammengebracht hatte. Die Sammlung hatte sich bereits so vielverheißend entwickelt, daß die 1881 in Algier tagende Association française einstimmig vorschlug, die

reichhaltige Privatsammlung in ein Staatsmuseum zu verwandeln. Die Regierung hat indessen diesen zweckmäßigen Vorschlag nicht angenommen und die zur Ausführung nöthigen Mittel nicht bewilligt. Ein Theil der kostbaren Sammlungen (insbesondere der naturwissenschaftlichen) ist sogar öffentlich zu Spottpreisen versteigert worden. Die Bedürfnisse des Universitätsunterrichts werden bald genug die kostspielige Wiederanschaffung derselben nöthig machen.

So habe ich denn auch sonst manche Klagen über die französische Verwaltung der algerischen Colonie gehört, und namentlich über ihr geringes Interesse an den wissenschaftlichen Instituten, sowie über die dürftigen Mittel zu ihrer Förderung. Indessen ist neuerdings doch Vieles besser geworden; besonders seitdem die oberste Verwaltung aus den Händen der Militärgewalt in diejenigen der Civilregierung übergegangen ist. Die schöne neue zoologische Station, welche auf dem Nordmolo des Hafens in den letzten Jahren erbaut ist und unter der trefflichen Leitung von Professor Viguier ein vorzügliches Laboratorium für marine Zoologie zu werden verspricht, ist dafür ein erfreuliches Beispiel.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Achim von Arnim[1].

Ein Vortrag aus dem Nachlasse
Wilhelm Scherer's.

Zum Gegenstande dieser Vorlesung habe ich einen Mann gewählt, der Manchem unter Ihnen vielleicht kaum dem Namen nach bekannt ist, der aber gleichwohl zu den phantasievollsten Dichtern, den besten Bürgern, den edelsten Patrioten, den herrlichsten Menschen gehört, welche Deutschland je hervorgebracht hat.

Ich muthe Ihnen dabei kein Interesse zu, das unsere Gegenwart nichts anginge, ich führe Sie nicht weit ab in eine ferngelegene Region der Poesie und Literatur, um welche sich nur einzelne Liebhaber, und nicht unser ganzes Volk zu kümmern brauchte. Ich erbitte mir vielmehr Ihre Aufmerksamkeit für eine

[1]) Da Professor Burdach und ich eine Sammlung von Scherer's „Kleinen Schriften" in zwei sachlich geordneten Bänden betreiben, hat mir Frau Marie Scherer auch diesen Vortrag zu näherer Prüfung eingehändigt. Nachdem aus den Bruchstücken der Reinschrift und der ersten Niederschrift mit den nothwendigsten leisen Aenderungen ein ziemlich vollständiges Ganzes hergestellt war, schien es mir und anderen Freunden des Verewigten erwünscht, dies jugendfrische Stück des Nachlasses gerade hier zuerst mitzutheilen. Oder auch zu erneuern: denn Manchem ist der Abend im Berliner Handwerkervereine (12. December 1867) noch gegenwärtig, wo der junge Wiener Professor durch bewegte populäre Rede Verständniß und Liebe für den liebenswerthesten Romantiker zu wecken suchte, den ihm selbst seine Studien über Jacob Grimm neuerdings so nahe gebracht hatten. Der Leser möge Zeit und Gelegenheit des Vortrags erwägen. Es ist nicht leicht, Arnim's dichterische Erscheinung einem großen Publicum zu beleuchten. Worauf der Hauptaccent fallen müsse, konnte in jenem Kreise nicht zweifelhaft sein; so ergab sich eine Formulirung, welche der eigenthümlichen Kunstübung Arnim's kaum völlig entspricht, die aber dann unverändert in Scherer's Collegien wiederkehrte. Einiges, wie die sorgsam ausgearbeiteten Seiten über Volkslectüre, ist unmittelbar auf den Verein berechnet, der Eingang zur Steigerung des gemeinverständlichen Tones mehrmals umgeschrieben. Besonders die letzten Partien sind ganz auf lebendige Rede angelegt und voll politischer Leidenschaft, die hier in heftigen Wallungen einen jugendlichen deutsch-österreichischen Charakter zeigt und den Redner zu ungestümer Vortragsweise fortgerissen haben soll. — S. 62 gebe ich in eckigen Klammern ein paar Schlagworte, um die nöthige Verzahnung wenigstens anzudeuten; die Lücke aus eigenem Vorrath auszufüllen, konnte meine Aufgabe nicht sein.
Erich Schmidt.

Persönlichkeit, deren Streben und Wirken mit den höchsten Angelegenheiten unserer Nation auf das Engste und Innigste verknüpft ist.

Die „Wiedergeburt Deutschlands, die Erneuerung des deutschen Nationalgeistes" sind Ihnen geläufige Begriffe. Sie wissen, daß es das Weltregiment des ersten Napoleon, daß es der egoistische, brutale, hohnlächelnde Militärdespotismus war, unter dessen Druck die schlummernden Nationalgeister erwachten und, indem sie halb träumend mit ihren Ketten rasselten, der innewohnenden Riesenstärke sich bewußt wurden. Sie wissen, daß es die Zeit der tiefsten Erniedrigung, die Zeit nach der Schlacht bei Jena, nach dem Frieden von Tilsit war, in welcher sich die Wiedergeburt Deutschlands vollzog. Aus zahlreichen Darstellungen sind Ihnen die Männer bekannt, welche damals politisch und militärisch an der Spitze standen. Die Namen Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau sind Ihnen nicht bloße Namen; Sie tragen ein anschauliches Bild dieser Männer in der Brust, das in Ihnen lebt und als ein Inbegriff des Besten in unserer Nation Sie mit Muth und Hoffnung für Gegenwart und Zukunft befeuert.

Aber ist Ihnen wohl ebenso genau bekannt, was in jener Zeit rein geistig, literarisch, poetisch und wissenschaftlich das deutsche Volk bewegte?

Ich müßte mich sehr irren, oder diese Kenntniß ist bisher nur höchst unvollständig verbreitet; unsere Nation besitzt im Allgemeinen keine bestimmte und allseitige Vorstellung der großen Umwandlungen, welche sich damals poetisch und wissenschaftlich vollzogen. Auch auf dem poetischen Gebiete freilich nennt und kennt man einige hervorragende Namen, Arndt, Körner, Schenkendorf, welche die Leidenschaft des Krieges, den stürmischen Haß der Feinde in hochklingende Worte und Reime zu fassen verstanden. Aber das, was der Aufregung des Moments entsprang, was die eifervolle Stimmung des Kampfes wiedergab, das waren nur die brandenden Wogen am Ufer, nicht die gewaltige, sichere Bewegung des Stromes, wo er am tiefsten ist.

Dennoch gibt es auch hier eine Formel, an die ich anknüpfen kann, es gibt auch hier einen Namen, der ins allgemeine Bewußtsein gedrungen ist, der den Geist jener Tage nicht erschöpft, aber dessen wichtigste Tendenz doch enthält: ich meine den Namen der Brüder Grimm, ich meine die folgenreiche That, die sich an ihren Namen vorzugsweise knüpft, die Wiedererweckung des deutschen Alterthums, die Wiederbelebung der deutschen Volkspoesie.

Wenn Ihnen das Wollen und Wirken der Grimm nach seinen Grundzügen gegenwärtig ist, wenn Sie durchdrungen sind von dem ungemeinen Werthe, welcher für die Wissenschaft und für das Leben der Wiedererweckung des deutschen Alterthums, der Wiederanknüpfung an die frühere Geschichte unseres Volkes in ihrem ganzen Verlauf und in ihrer ganzen Breite beiwohnte: so kann ich mit wenigen Worten Ihnen die Bedeutung und geschichtliche Stellung Achim von Arnim's klar machen.

Die Brüder Grimm standen nicht für sich allein da, sie waren im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Mitglieder eines begeisterten Kreises von Jünglingen und Männern, welche gleiche Gesinnung und gleiches Streben zur gemein-

samen Thätigkeit verband. Und der anerkannte Mittelpunkt dieses Kreises, das energische Haupt dieser verbundenen Genossen war kein Anderer als Arnim.

Arnim war es durch den Zauber einer gewinnenden Persönlichkeit, durch die Ueberlegenheit einer vielseitigen Bildung und Weltkenntniß, durch die thatkräftige Entschlossenheit, mit der er handelnd voranging und Andere zum Handeln trieb.

Das erste bedeutende und tiefeingreifende Buch, das aus dem genannten Kreise im Jahre 1806 hervorging, ein Buch, woraus die größten deutschen Lyriker nach Goethe, Uhland und Heine, den wesentlichsten Theil ihrer poetischen Bildung gewannen — ich meine die Sammlung von Volksliedern, die unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ erschien, dieses Buch rührte in seinen Anfängen von Arnim so gut wie allein her. Und das Buch, welches unter allen deutschen Büchern nächst der Bibel vielleicht am meisten ein Volksbuch geworden ist und noch immer mehr wird, ein Buch, woran sich Junge und Alte, Angehörige aller Confessionen und Stände gleichmäßig erfreuen, ein Buch, das auf das ganze Volk wirkt, weil es aus dem ganzen Volke hervorgegangen ist — ich meine die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: dieses Buch ist auf speciellen Betrieb Arnim's 1812 zuerst erschienen.

Des Knaben Wunderhorn und die Grimm'schen Märchen sind in gleichem Sinne unternommen: wie dort das Lied, so wurde hier das Märchen aus der Ueberlieferung des Volkes aufgefaßt und zu neuer Wirkung berufen. Es war darauf abgesehen, das, was einzelne Volkstheile, abgelegene Thäler, vergessene Waldwinkel des deutschen Landes, was einzelne Stände, Bauern, Hirten, Jäger, Handwerksburschen an Poesie für sich besaßen, vom Untergang zu retten und dem ganzen Volke wieder zuzuführen, alle Schichten unserer Gesellschaft mit dieser Poesie von Neuem zu durchdringen. In jenen Tagen, in welchen die ganze Nation nur Eine öffentliche Angelegenheit kannte, die Befreiung von dem fremden Unterdrücker, die kräftige Sammlung zu einer gemeinsamen That: damals suchten die Arnim, Grimm, Görres, Brentano auch die lang verlorene Einheit der Bildung, des Geschmackes, der poetischen Erbauung wiederherzustellen, indem sie die ewige unverlierbare Poesie in dem nachwiesen, was sich an Schätzen des deutschen Alterthums theils als lebendige Ueberlieferung des Volkes, theils im Staube der Bibliotheken erhalten hatte.

Und ich wiederhole es: Arnim ging mit der ersten entscheidenden That voran, Arnim war es, der die bedächtigeren Freunde zu rascher That ermunterte.

Wenn Arnim ganz allein nur dieses Verdienst um unser geistiges Leben sich erworben hätte: ein unverwelklicher Lorbeer müßte schon dafür im Gedächtniß des deutschen Volkes seine Stirn umkränzen.

Aber Arnim's eigenthümliche Stellung innerhalb der deutschen Literatur ist hiermit keineswegs erschöpft.

Arnim war der erste deutsche Dichter, welcher darstellend die Zeit, in der er lebte, zu umfassen suchte. Der Geist, der in der Wiedererstarkung Preußens, in der Stein'schen Gesetzgebung waltete, dieser Geist ist nirgends so vollständig in dichterischen Gebilden krystallisirt worden wie in Arnim's Roman „Gräfin Dolores“; die Frage, welche nach den Freiheitskriegen die Besten unseres Volkes

in tiefer Bekümmerniß beschäftigte, die deutsche Verfassungsfrage, hat Arnim in seinem Roman „Die Kronenwächter" behandelt. Arnim ist also der einzige Dichter im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und der erste deutsche Dichter überhaupt, welcher darauf ausgeht, umfassende Zeitbilder zu entwerfen, das innerste Leben der Gegenwart, die ihn umgibt, poetisch zu gestalten.

Wenn dem nun aber so ist, wenn in der That Arnim einerseits an der Spitze der Wiedererweckung des deutschen Alterthums und der deutschen Volkspoesie stand, andererseits die Motive seines poetischen Schaffens den höchsten Lebensinteressen der Zeit entnahm: wie war es möglich, daß er dem deutschen Publicum der Gegenwart so völlig fremd werden konnte? Ja noch mehr: wie war es möglich, daß Arnim auch bei seinen Lebzeiten, auch mit seinen tiefstempfundenen, auch mit den reichsten und wunderbarsten Erfindungen, deren seine Phantasie fähig war, zu einer machtvolleren und allgemeineren Wirkung im deutschen Publicum niemals hindurchdrang? Wie kam es, daß von seinen Dramen kein einziges die Bühne sah, daß seine beiden Romane nicht gelesen wurden, daß von seinen zahlreichen Erzählungen und Novellen nicht eine sich die dauernde Liebe der deutschen Nation erwerben konnte?

Ich suche auf alle diese Fragen die Antwort zu finden, indem ich Arnim's Leben und Dichten einer näheren Betrachtung, den im Allgemeinen umschriebenen Charakter seiner poetischen Thätigkeit einer genaueren Prüfung unterziehe.

Arnim ist nicht alt geworden. Er ist 1781, acht Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution, in Berlin geboren, und schon 1831, ein Jahr nach der Julirevolution, raffte den Fünfzigjährigen ein plötzlicher Tod hinweg. Welche Wandelungen des öffentlichen Zustandes aber fallen in diesen Zeitraum, und wie viel hat sich innerlich begeben im Denken und Empfinden unseres Volkes! Wie reich kann ein Leben gewesen sein, das an Allem, was im Aeußeren und im Inneren geschah, verständnißvollen Antheil nahm!

Die französische Revolution allerdings konnte nicht mehr mit dem ersten Zauber ihrer Erscheinung auf ihn wirken. Jener große Aufschwung der Geister, jenes erhebende Gefühl, als ob ein neuer Messias aufgetreten wäre, der eine neue Religion der Menschheitsbeglückung verkündigte, konnte ihn nicht mehr ergreifen. Vielmehr, je älter er wurde, desto mehr enthüllte die Revolution ein abschreckendes Gesicht. Die Greuel des Terrorismus, die immer glücklicheren Kriege gegen sein deutsches Vaterland konnten ihn empören, die Revolution konnte ihm wie ein Werk höllischer Mächte erscheinen, das die Grundlagen der allgemeinen Existenz bedrohte, in der er lebte. Wenn er demnach auch als Gegner der Revolution gelten muß, so scheint es doch nicht, daß ihn je wie viele seiner Zeitgenossen blinde einseitige Furcht und Haß der Revolution beherrschte, sondern sein maßvoller Geist scheint das Ewige und Große darin erkannt und gewürdigt zu haben.

Ich sage „scheint", denn wir sind außerordentlich schlecht unterrichtet über Arnim's Jugendzeit wie über sein ganzes Leben. Wir wissen nicht, welche Einflüsse seine Kindheit beherrschten; von seinen Eltern und Lehrern ist wenig überliefert; nur daß er das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin besuchte und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Universität Halle bezog, steht außer Zweifel.

Es ist immer ein bedeutsamer Augenblick, worin ein Jüngling sich das Feld künftiger Thätigkeit wählt, ein Augenblick der Entscheidung, welcher der großen Lebensmächte, die seine Zeit bewegen, er Gewalt über sich einräumen will.

Arnim ging aus einem alten Geschlechte der Mark hervor: war es nicht natürlich, wenn er, seinen Vorfahren gleich, jenen Ehren nachstrebte, welche die Thätigkeit in der Verwaltung oder im Kriege ihm gewähren konnte? Aber weder nach dieser Seite lockte es ihn, noch zog es ihn zunächst zur Kunst. Ein begeisterter Wissenstrieb muß ihn erfüllt haben, ein unwiderstehlicher Drang, das Welträthsel aufzulösen, sich um die höchsten Fragen der Wissenschaft zu bemühen. Durch neue chemisch-physikalische Entdeckungen, durch neue Blicke, welche die Erscheinungen der Elektricität und des thierischen Magnetismus ins Innere der Natur zu gewähren schienen, durch die bahnbrechenden geologischen Forschungen, welche zuerst den Gedanken einer Erdgeschichte aufstellten, war die Naturwissenschaft in philosophischer Behandlung die Lieblingswissenschaft der Zeit geworden. Und für eben diese Wissenschaft erklärte sich Arnim. Seine Anfänge liegen also ungefähr auf demselben Punkte, von welchem zwei andere märkische Barone ihren Ausgang nahmen, um zum höchsten Ruhme der Gelehrsamkeit aufzusteigen: Alexander von Humboldt und Leopold von Buch. Und wie viele Andere sehen wir eben dort beginnen, die nachher zu ganz anderen Forschungen sich wenden. Es ist, als ob alle Begabtesten der Zeit durch die Naturphilosophie wie durch die unumgänglichen Propyläen den Eingang zu aller wahren Wissenschaft gesucht hätten.

Was Arnim betrifft, so dürfen wir auf bedeutende Geistesgaben schließen, wenn wir beobachten, wie er, kaum achtzehnjährig, schon selbständig schaffend auftritt mit einer Theorie der elektrischen Erscheinungen und gleichzeitig in verschiedenen Fachzeitschriften eine große Thätigkeit entwickelt, nach allen Seiten hin bewandert, an Allem, was neu gefunden wird, den lebendigsten Antheil nehmend, recensirend, kritisirend, ergänzend, klar machend, mit den tiefsten Problemen beschäftigt.

Ich bin nicht im Stande, anzugeben, welcher Werth seinen Arbeiten innerhalb der Geschichte der Physik beiwohnt, aber das sehe ich klar, daß es eine seltene Reife des Geistes voraussetzt, wenn ein Jüngling von achtzehn Jahren eine solche Beherrschung des Materials bekundet, wenn er, im Empirischen ganz zu Hause, stets das Auge auf die obersten Fragen gerichtet hält, wenn er, mitten unter Fachgelehrten, überall an Kant und Schelling anknüpft und sich doch niemals in abstruse und zwecklose Speculationen verliert. Es scheint mir offenbar, daß eine ruhmvolle Laufbahn im Gebiete der Naturwissenschaft vor unserem Helden lag, falls er diesen Studien getreu blieb und seine ganze Kraft darauf concentrirte.

Arnim scheint noch den physikalischen Forschungen ergeben gewesen zu sein, als er im Jahre 1800 von der Universität Halle nach Göttingen übersiedelte. Plötzlich aber verläßt er die Naturwissenschaft, schreibt im Jahre 1802 einen Roman in Briefen, der aus seinen Erfahrungen im Universitätsleben hervorgegangen ist, und bleibt von da ab ausschließlich der Poesie zugewandt.

Wie das so gekommen, was ihn vom Herzen der Wissenschaft losgerissen und der Poesie in die Arme getrieben, das wissen wir nicht. Wir können nicht verfolgen, wie der Geist der Dichtkunst, die Lust, den Träumen seiner Phantasie Gestalt zu leihen, in ihm Wurzel schlug, emporwuchs und endlich ihn ausschließend beherrschte. Vielleicht wurde der Grund dazu gelegt, als er zum ersten Male die volle seelenbezwingende Gewalt des Volksliedes vernahm.

Es war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte ihn einst ein buntes Geschrei. Da sah er aus dem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute; Soldaten, die zu ihren Regimentern in den Krieg abgingen, sangen einander zu:

> Auf, auf, ihr Brüder! und seid stark,
> Der Abschiedstag ist da . . .

Seit jener Zeit, versichert er, reizte ihn Alles, was er von Leuten vernahm, die nicht Sänger von Profession waren. Diese geheimnißvoll widerhallenden Lieder hatten ihn wie eine Offenbarung berührt und eine Saite in ihm bewegt, die nicht mehr verstummen konnte. Unablässig war er fortan bemüht, auf deutschen Volksgesang zu lauschen und das Gehörte festzuhalten. Die seiner Natur eingepflanzte frische Wanderlust kam dem erwachten Sammeltrieb entgegen. Und bald fand er einen gleichgesinnten Gesellen, der Mühe und Vergnügen mit ihm theilte, in Clemens Brentano aus Frankfurt, der, wenige Jahre älter als Arnim, schon in den literarischen Cirkeln von Jena gelebt und sich als Dichter durch einen höchst extravaganten, aber sehr talentvollen Roman bekannt gemacht hatte.

Sie werden uns einmal beschrieben, die Beiden, wie sie ausziehen: Arnim, schlampig in weitem Ueberrock, mit dem Ziegenhainer in der Hand, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben heraus sieht. Dagegen Brentano fein und elegant, mit rothem Mützchen über tausend schwarzen Locken, mit einem dünnen Spazierstöckchen, ein zierlicher Tabaksbeutel guckt aus der Tasche.

Brentano hing mit abgöttischer Verehrung an seinem jüngeren Freunde. In Brentano's Briefen aus jener Zeit an seine Schwester Bettina tritt uns am glänzendsten entgegen, was Alle bestätigen, die Arnim gekannt haben, die undefinirbare hinreißende Gewalt seines Auftretens. Es war, als ob in der hohen, schönen, vornehmen Gestalt eine Seele wohnte, welche schon bei Lebzeiten die Herrlichkeit des Himmels geschaut hätte und, befestigt in solcher Erinnerung, still in sich ruhte und das Glück und die Heiterkeit wie Strahlen eines überirdischen Lichtes in die Welt ausgösse. Wenn Arnim in eine Gesellschaft trat, so verschwanden alle Wolken von den Stirnen; man konnte nicht traurig sein in seiner Nähe; es war, als ob alle irdische Schwere, aller Druck des Schicksals vor seiner bloßen Gegenwart entweichen müßten. „Arnim, Arnim," schreibt Brentano einmal, „dir ruf' ich ewig nach, nur neben dir mag ich leben und sterben. Es ist mir traurig ergangen neben dir, und doch konnte ich in dich wie in den Frühlingshimmel schauen und meiner selbst vergessen." Und anderwärts läßt Brentano seinen Romanhelden von Arnim sagen: „Nun will ich gerne sterben, denn ich habe den Humor gesehen." Dringend verlangt Brentano, Arnim mit seiner geliebten Schwester bekannt zu machen, damit ein freundliches Bild

mehr in ihr Leben trete. Er sei gar zu lieb und lustig wie wenige Menschen auf Erden.

Wirklich brachten die Freunde einmal gemeinschaftlich acht Sommertage in Frankfurt und Offenbach zu; und Arnim lernte Bettina kennen und ihre Freundin, die unglückliche Stiftsdame Karoline von Günderode, die sich 1806 in Liebesverzweiflung am Rhein erdolchte.

Ob Arnim und Bettinen wohl damals schon eine geheime Ahnung sagte, daß sie für einander bestimmt waren?

Arnim war im Begriff, auf große Reisen zu gehen, früher aber kehrte er noch einmal nach Frankfurt zurück, und ein reizender Brief von Bettine an ihren Bruder beschreibt seinen Besuch.

Sie machen einen Abendspaziergang auf stillen Feldwegen, Bettine eilt voran und bewundert zurückblickend Arnim und die Günderode, wie sie neben einander hinschreiten. „Der Arnim sieht doch königlich aus," sagt sie sich, „und die Günderode auch; der Arnim ist nicht in der Welt zum zweiten Mal, und die Günderode auch nicht!" Aber da kommt ein Gewitter. Die Winde kehren vor ihnen den Weg, sie müssen eilen, sie fangen an zu traben, und wie sie sich eben in Galopp setzen wollen, da ergießt das schwarze Gewölk sich über sie, es blitzt, und die Donner schlagen ihre Wirbel. Sie erreichen einen dichtlaubigen Kastanienbaum, die Regenfluth läuft an seinen breiten hängenden Aesten hinab, dicht am Stamm ist es trocken. Arnim breitet seinen grünen Mantel um die Damen, die Günderode schützt mit dem Kragen ihren Kopf; Bettine aber kann es darunter nicht aushalten, sie muß sehen, was am Himmel passirt; Arnim's wunderschöne Jugendnähe elektrisirt sie, sie declamirt in das Gewitter hinaus und bietet ihm Trotz mit allerlei vom Zaun gebrochener Philosophie.

Auf die Beschreibung der großartigen Naturscene folgt eine heitere Erzählung voll graziöser Ironie.

Arnim und Bettine müssen bei der Günderode im Stift bleiben. „Wer war froher als ich" — so fährt Bettine fort — „wer war froher als ich! Eine schöne Sommernacht, unter Einem Dach mit dem Arnim, mit Günderödchen durchplaudert. Doch haben wir uns gezankt. Wir stiegen die Leiter der Begeisterung hinan in unserem Nachtgespräch, eins überhüpfte das andre; erst zankten wir einander, daß wir nicht in Arnim verliebt seien — dann zankten wir einander, daß wir kein Vertrauen hätten, und wollten's nicht gestehen, daß wir ihn doch liebten. — Dann rechtfertigten wir uns, daß wir es nicht thäten, weil jede geglaubt hatte, daß die andere ihn liebe — dann versöhnten wir uns — dann wollten wir großmüthig einander ihn abtreten — dann zankten wir wieder, daß jede aus Großmuth so eigensinnig war, ihn nicht haben zu wollen. Es schien Ernst zu werden, denn ich sprang auf und wollte mein Bett von dem ihrigen wegrücken aus lauter Zorn, daß sie den Arnim nicht wollte. Auf einmal hören wir husten und sich tief räuspern. Ach, der Arnim war durch eine dünne Wand nur von uns geschieden, er konnte deutlich Alles vernehmen, er mußte es gehört haben, ich sprang ins Bett und deckte mich bis über die Ohren zu. Uns klopfte das Herz wohl eine halbe Stunde, keins muckste mehr die ganze Nacht."

„Am andern Morgen früh um sechs Uhr sah ich zum Fenster hinaus den Arnim schon unter den Bäumen spazieren gehen. Jetzt wollten wir doch probiren, ob er uns gehört haben könnte. Ich ging ins Nebenzimmer, die Günderode sprach ungefähr dasselbe und ebenso laut wie am Abend. Ich legte mein Ohr an die Wand und hörte theilweis, aber nicht Alles; als ich aber sah, daß sein Bett gerade an der Thür stand und daß das Schlüsselloch mit dem Kopfkissen auf gleicher Höhe stand und daß man da Alles deutlich hören konnte: — wie zwei marode Schiffer, die eben gescheitert sind an der Sandbank, die sie so lange ängstlich umschifft hatten, guckten wir uns an. Wir mußten zum Frühstück! — Wir setzten uns mit dem Rücken gegen die Thür, um ihn nicht gleich sehen zu müssen. Aber was half der eine Augenblick, wir mußten ihm ja doch die Sträußchen abnehmen, die er eben aus dem Felde mitbrachte, Vergißmeinnicht! — Ach, nun war's gewiß, daß er's gehört hatte."

Diese Begegnung fällt wohl acht Jahre, ehe Arnim und Bettine sich wirklich verlobten. Inzwischen hatten schwere öffentliche Ereignisse die Gemüther erschüttert, und innerhalb der literarischen Welt hatte Arnim seine geschichtliche Mission zu erfüllen begonnen.

In den Jahren 1802 und 1803 besuchte Arnim einen großen Theil Europa's. Er schifft die Donau hinab, hält sich in und bei Wien auf, geht nach der Schweiz, nach Oberitalien, von Genua nach Marseille und Paris, von da nach Holland, England und Schottland. Man begegnet den Spuren dieser Reisen vielfach in Arnim's Novellen und Erzählungen. Nicht leicht wird ein Dichter eine solche Mannigfaltigkeit des Schauplatzes aufweisen, dessen Kenntniß aus unmittelbarer Betrachtung gewonnen sein muß, nicht leicht wird ein Dichter so aus allen Hauptnationen Europa's und mit solcher Einsicht in das Leben, die Gesinnungen und Sitten der verschiedensten Stände seine Figuren gewählt haben wie Arnim. Er war mit allen Schichten der Gesellschaft vertraut, er war in der Hütte wie im Palast zu Hause, und er hatte überall scharf beobachtet und die Einheit der zerstreuten Züge herausgefunden.

Als er 1804 ins Vaterland zurückkehrte, scheint er sich sofort für das deutsche Volkslied gerüstet zu haben, dessen Klänge ihm weithin gefolgt waren. In dumpfer Nacht an holländischen Kanälen hatten ihm deutsche Handwerker lüstend ins Herz gesungen. Ueber die Londonbrücke hörte er hannöversche Flüchtlinge „Ein freies Leben" hinsingen, als er mit Sehnsucht nach seinem Vaterlande den Wasserspiegel herab sah. Er wollte dankbar seinem Volke wiedergeben, was es seinem Herzen zur Lust gewährt hatte. Ein begeisterter Aufsatz aus dem Januar 1805 verkündet sein Streben und Wollen. Mit wunderbarer Klarheit blickte der Vierundzwanzigjährige in die ablaufende Epoche, und ein prophetisches Vorgefühl erzählte ihm von den Schrecknissen und Hoffnungen, denen die Welt entgegenging. Mitten auf der Scheide zweier Zeiten nimmt er seinen Standort, und mit fester Hand zeichnet er sich und den Genossen die Richtung vor, die sie zum Heil des Vaterlandes einschlagen mußten.

Der Polizeistaat des vorigen Jahrhunderts hatte den unabhängigen Bürger von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften so viel als möglich ausgeschlossen, der Geist der Bevormundung suchte immer größere Gebiete in seinen

Bereich zu ziehen, eine allgewaltige Bureaukratie wachte eifersüchtig über ihre Rechte und war bestrebt, sie auf Kosten der Regierten von Jahr zu Jahr weiter auszudehnen. So hatte man auf der einen Seite eine wohlorganisirte, in sich zusammenhängende Regierungsmaschine, Beamte und Militärs, worin jeder Einzelne nur ausführendes Organ des obersten Willens war; auf der anderen Seite die große Masse der Unterthanen, welche die mannigfaltigsten Schichten des Volkes, unter anderen auch diejenigen umfaßte, in denen die höchste Bildung, die eigentliche Geistesarbeit unserer Nation zu jener Zeit sich concentrirte.

War es unter solchen Umständen ein Wunder, daß gerade unter den Führern der geistigen Bewegung sich eine völlig unwürdige Ansicht vom Staate festsetzte, als ob er eine bloße Zwangsanstalt zur Privatsicherheit wäre, als ob ein von Armeen umpanzertes Privatleben ein Recht auf den Namen Staat hätte, als ob der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft damit erschöpft sei, eine möglichst große Anzahl von Virtuosen im Denken, Meinen, Leben und künstlerischen Bilden zu erziehen? War es ein Wunder, daß der Staat nur als nothwendiges Uebel empfunden wurde, daß es als höherer Standpunkt galt ohne Staatsbürgergefühl, ohne Nationalgefühl sich als einen Bürger der Welt, als Mitglied der Menschheit zu empfinden? Durch die Ausschließung der großen Masse der Nation vom politischen Leben, durch die Aufhebung der Selbstverwaltung, dadurch, daß der Begriff der Freiheit in den Gemüthern der Menschen entstellt und fast vernichtet wurde: dadurch setzte sich jene thatlose Uebergeistigkeit fest, jene Vertiefung in verworrene Speculation, in eine Welt der Dichtungen und Träume, welche der Freiherr vom Stein und sein Schildknappe Arndt so eifrig bekämpften.

Aber eine solche Vertiefung in eine jenseitige, vom wirklichen Leben fern abliegende Welt kann niemals eine ganze Nation ergreifen, vielmehr werden nur gerade diejenigen einem solchen Zug verfallen, welche die höchste Stufe der Denkvirtuosität erreicht haben, welche die feinsten Wendungen und Abschattungen des Gefühls noch wahrzunehmen und in Worte zu fassen vermögen. Wenige werden das immer nur sein, aber gerade die Besten. So erstand denn auch im Deutschland des vorigen Jahrhunderts eine exclusive Gesellschaft der höchsten Bildung, in welcher die letzten und feinsten Aufgaben der Poesie und Philosophie discutirt und an ihrer Lösung gearbeitet wurde, eine exclusive Gesellschaft, in welcher die glänzendsten Gestirne unseres poetischen Himmels aufgegangen sind, eine Gesellschaft, deren Leistungen wir das Ansehen, die unverwelkliche Größe des deutschen Namens in allen fremden Literaturen verdanken, eine Gesellschaft, durch welche allein Goethe's und Schiller's erhabenste Productionen möglich wurden, — eine Gesellschaft gleichwohl, welche vom Standpunkte der Politik und Staatslehre nur als ein Krankheitssymptom des damaligen Zustandes der Deutschen angesehen werden kann.

Dies war auch die Empfindung, welche einige Chorführer der Literatur selbst um den Anfang unseres Jahrhunderts mit Schrecken überkam.

„Heißt Literatur" — sagte Wilhelm Schlegel 1803 — „heißt Literatur ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art von System unter einander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie,

für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt; so leuchtet es ein, daß wir keine Literatur haben." „Man bemerke zuvörderst" — fährt er fort — „wie völlig getrennt die berühmten und verehrten Schriftsteller bei uns von den beliebten sind. Die Verdienste jener läßt man dahingestellt sein; man stellt sie in Bibliotheken auf, aber liest sie wenig, geschweige, daß man sie sich zu beständigen Begleitern und vertrauten Freunden erwählen sollte. Die beliebten Schriftsteller hingegen sind Geschöpfe der Mode; zum Beweise, daß selbst diejenigen, welche ihre Zeit mit ihnen verderben, nichts Haltbares daran zu finden wissen, werden sie immerfort von andern verdrängt und dann rein vergessen."

Ja, Schlegel geht noch weiter, er stellt die Behauptung auf: „Die höheren gebildeten Stände unserer Nation haben keine Literatur, das Volk aber, der gemeine Mann hat eine. Diese besteht aus den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift ‚Gedruckt in diesem Jahr' das naive Zutrauen kundgeben, daß sie nie veralten werden, und sie veralten auch wirklich nicht. Denn diese uralten Dichtungen und Geschichten, in deren einigen sich der Riesengeist eines fernen Heldenalters regt, in anderen ein klarer Verstand die Lebensverhältnisse auf muntere Weise darlegt, haben alle unleugbar eine unvergängliche poetische Grundlage; sie dürfen nur von einem wahren Dichter berührt und aufgefrischt werden, um sogleich in ihrer ganzen Herrlichkeit hervorzutreten."

Dies ist der Hauptpunkt, den ich Sie scharf ins Auge zu fassen bitte. Der Zustand unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts war, um es zu wiederholen, der: eine Aristokratie der Bildung mit ihrer eigenen, in ihrer Atmosphäre gezeitigten Poesie — davon durch eine weite Kluft getrennt die eigentliche Volksliteratur als ein überliefertes Heiligthum aus alter Zeit: beides, jene vornehme und diese niedrige Literatur, echte wahre Poesie von unvergänglichem Werth. In der tiefen und weiten Kluft aber zwischen beiden breitete sich der große Ocean schriftstellerischer Seichtigkeit und Mattheit aus. Die Misere des gewöhnlichen Lebens, verbrämt mit hohen Worten und klingenden Redensarten, fand der deutsche Mittelstand im Schauspiel, im Roman wieder; oder er ergötzte sich an einer wilden, schauerlichen Romantik erlogenen bramarbasirenden Ritterthums und erlogenen edlen Räuberthums. Erbärmliche Speculationen auf die Thränendrüsen oder die Lachmuskeln des Publicums, fanden diese elenden Producte den Beifall der geistigen Mittelmäßigkeit, an welche sie sich adressirten. Es war eine Speculation der Gemeinheit des Schriftstellers auf die Gemeinheit des Publicums; der geübteste und geschickteste Speculant unter allen war Kotzebue.

Diesen Zustand und das Gefühl der Unerträglichkeit, das sich ihm gegenüber der guten Köpfe unserer Nation bemächtigte, muß man sich gegenwärtig halten, um die Bewegung unserer Literatur am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts zu verstehen.

Es fragte sich, wie dem Mißverhältniß abgeholfen werden sollte. Wir jetzt in einer glücklicheren Gegenwart dürfen uns wohl gestehen, wie der gute Geist unserer Geschichte thatsächlich abgeholfen hat und noch künftig abhelfen wird.

Jene große Masse der Nation, welche Schiller und Goethe theilnahmslos gegenüberstand und sich lieber von Kotzebue und dessen Genossen rühren oder belustigen ließ, jene große Masse ist nach und nach in Schiller und Goethe hineingewachsen und wird mehr und mehr hineinwachsen, je allgemeiner sich Bildung verbreitet und je wohlfeiler die Schriften unserer Classiker werden.

Diese Anschauungsweise und dieser Trost, der uns sehr natürlich vorkommt, konnte von den Zeitgenossen nicht wohl erwartet werden. Man suchte nach unmittelbarer Abhilfe. Man wollte eine Literatur schaffen, an welcher das ganze Volk sich erwärmen könnte, die allen Ständen gemeinsam wäre. Und man ging dabei von dem Gedanken aus, daß wiederum zum Herzen des Volks dringen müsse, was aus dem Herzen des Volks hervorgegangen sei. Längst hatte schon der Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts die Entdeckung gemacht, daß die Poesie kein Eigenthum bestimmter Zeiten oder bestimmter Völker sei, daß über die ganze bewohnte Erde der Genius der Poesie seine Blüthen ausgestreut habe. Unter den abgeschiedensten Völkern Europa's, den verachtetsten Barbaren ferner Welttheile hatte man Klänge echter Poesie zu vernehmen und zu bewundern gelernt, denn das Conventionelle war aus der Poesie verschwunden; nicht auf bestimmte Ausdrucksmittel legte man mehr Gewicht, sondern die ewigen, uralten, durch alle Zeitalter hin gleichen Geheimnisse menschlicher Empfindungen fand man über die ganze Erde hin einfach, rein und rührend ausgedrückt. Die Poesie, die im Volke selbst lebte, das Volkslied, das Märchen, die Volksbücher, kam wieder zu Ehren. Diese unschuldigen kunstlosen Productionen, an denen man einst stolz vorübergegangen war, erschienen nun wie ein ehrwürdiges Vermächtniß der Vergangenheit, wie Stimmen aus einer Vorzeit, auf welche man andächtig zu lauschen, von denen man andächtig zu lernen hatte.

Es war in der Jugend Goethe's, daß diese neue Ansicht der Poesie in die Welt kam. Goethe selbst schien zur Wiederbelebung, zur Wiedergewinnung dieser alten Poesie auch für die Gebildeten den Weg gewiesen zu haben. Durch seinen „Faust", der sich auf deutsche Sage, deutsches Volksschauspiel und Volksbuch stützt. Zunächst ging auf diesem Wege Ludwig Tieck vorwärts, indem er nicht bloß in dramatischer Form, sondern auch wiedererzählend für die alten Volksbücher neues Interesse in Anspruch nahm.

Diese Beiden, Goethe und Tieck, waren es, welche nebst dem Volkslied selbst auf Arnim in seiner Jugend die größte Wirkung ausübten. Und bestimmter als einer von den Beiden, bestimmter weil ausschließlicher dafür bemüht, machte sich Arnim zur Aufgabe, den Volkston der deutschen Literatur wiederzugewinnen, indem er sich der wahren Volkspoesie bemächtigte und Einlaß für sie forderte an den stolzen, vornehmen Palästen unseres geistigen Lebens.

Diese Aufgabe, diesen Entschluß, die Nothwendigkeit einer solchen Wiederbringung zu verkündigen, war der Inhalt jenes erwähnten Aufsatzes von Volksliedern, den Arnim Anfang 1805 niederschrieb. Er sprach goldene Worte darin aus. Der Künstler, der viel und innig das Volk berühre, ernte ohne Arbeit und Mühe. Denn ein großes, allgemeines Wirken arbeite ihm vor. Weisheit, von Jahrhunderten bewährt, werde ihm wie ein offenes Buch in die Hand gegeben, daß er es Allen verkünde: Lieder, Sagen, Sprüche, Geschichten, Prophe-

zeihungen und Melodien. Auf dieser volksthümlichen Grundlage bauend, könne ein Jeder, was sonst nur Wenigen aus eigener Kraft verliehen: mächtig in das Herz der Welt rücken. Er sammelt sein zerstreutes Volk singend zu einer neuen Zeit unter seiner Fahne. Wer diese Fahne trägt, der suche darin keine Auszeichnung. Wer ihr folgt, der finde darin seine Schuldigkeit. Denn, sagt er, wir suchen Alle etwas Höheres, das goldene Vließ, das Allen gehört, was den Reichthum unseres ganzen Volkes, was seine eigene innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte — wir wollen Allen Alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat, zu einem Denkmale des größten neueren Volks, der Deutschen. Wir wollen wenigstens den Grundstein legen und was über unsere Kräfte geht, andeuten, im festen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen, und der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen.

Der Grundstein, welcher hier gelegt werden sollte, ist die schon erwähnte Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", deren erster Band 1806 herauskam.

Untersucht man, wie Arnim in diesem Buche seine Pflicht als Sammler und Herausgeber aufgefaßt hatte, so bemerkt man leicht, daß Arnim keineswegs bloß Volkslieder aufnahm, die wirklich noch im Volke gesungen wurden, und daß er sie keineswegs genau so aufzeichnete, wie sie gesungen wurden. Er erlaubte sich Verbesserungen daran. Und er suchte in der ganzen Literatur der drei letzten Jahrhunderte auf und reihte es unter die Volkslieder ein, was den echten Volkston in sich zu tragen schien. Ja, auch eigene Gedichte und Gedichte anderer Zeitgenossen reihte er ein, wo er den Volkston getroffen glaubte. Er wollte also nicht bloß den Gebildeten die Poesie des Volks zuführen, sondern er wollte auch dem Volke aus der Poesie der Gebildeten zuführen, was dem Volke gemäß wäre.

Unter diesem Gesichtspunkte, der hier bei des Knaben Wunderhorn maßgebend war, ist fast die ganze schriftstellerische Thätigkeit Arnim's zu fassen.

So im Fache der Erzählung. Da arbeitet er mit Anderen zusammen, so daß er auf deren Bestrebungen und eine zweckmäßige Arbeitstheilung Rücksicht nimmt. Was an mündlichen Erzählungen im Volke lebte, die Märchen und Sagen, zu sammeln, überließ er den Brüdern Grimm. Die gedruckte Volksliteratur, die sogenannten Volksbücher der allgemeinen Nationalliteratur zuzuführen, hatte Tieck begonnen, und Arnim's Freund Görres suchte auf ähnliche Bestrebungen hinzuwirken. Die ältere deutsche Erzählungsliteratur des dreizehnten Jahrhunderts in ihren wichtigsten Denkmälern rasch den Gebildeten zugänglich zu machen durch leichte Ueberarbeitung, unternahmen gleichfalls Andere. Arnim für seinen Theil durchforschte die Erzählungsliteratur des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts, machte Einzelnes davon in Auszügen wieder bekannt und suchte in gleichem Sinne, in gleichem Stil, in derselben Manier ähnliches Neues zu produciren.

Ebenso im Fache des Schauspiels. Arnim begann seine Thätigkeit als Dramatiker mit der Ueberarbeitung von Possen und Trauerspielen aus dem sech-

zehnten und siebzehnten Jahrhundert, und indem er seinerseits Stücke in der gleichen Manier erfand.

War das wohl ein berechtigtes Verfahren? War Arnim's Voraussetzung gegründet, daß die Literatur des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts eine wahre Volksliteratur gewesen und wieder werden könne? Ich glaube, daß im Ganzen Arnim's Meinung allerdings gerechtfertigt war. Diejenigen Schauspiele, die am tiefsten ins Volk gedrungen sind, tragen die Züge des alten Dramas an sich: sie verweilen nicht auf feinen Gemüthsconflicten und ihrer sorgfältigen Motivirung, sondern sie führen eine Fülle der Handlung, des äußeren Geschehens, einen gewaltigen, erschütternden Zusammenstoß ungeheurer Kräfte und Leidenschaften vor, und der Darstellung im Einzelnen ist ein starkes rhetorisches Element beigemischt. Ebenso verlangt das Volk in der Erzählung eben das, was die deutsche Erzählungsliteratur vom fünfzehnten und schon den früheren Jahrhunderten an leistete: seltsame, wunderbare Begebenheiten, merkwürdige Glückswechsel, große Tugenden und große Laster im Contrast, fromme, unschuldige Helden, welche in Bescheidenheit und Einfalt des Herzens die ungeheuersten Schwierigkeiten überwinden, während Menschen voll Stolz und Selbstgefühl mit all ihrer Klugheit zuschanden werden. Auch heitere Schwänke sind beliebt, in denen das Unmögliche gehäuft und colossale Dummheit oder colossale Lügenhaftigkeit in Scene gesetzt wird. Unsere Kindermärchen sind nichts Anderes als ein Niederschlag solcher Erzählungsliteratur, und alte Novellen neu erzählen, hieß nichts Anderes, als von Neuem aus der Quelle schöpfen, aus der die Volksmärchen geflossen waren.

Ja, ich gehe noch weiter: ich behaupte nicht bloß, daß Arnim einen ganz richtigen Weg eingeschlagen hat, sondern ich behaupte, daß er sein Ziel beinah erreichte, daß Arnim eine Reihe von Erzählungen geschrieben hat, welche nur auf schlechtes Papier gedruckt und auf den Jahrmärkten verkauft zu werden brauchen, um neben der schönen Magelone, den Haimonskindern, dem hürnen Seifried und wie die noch im Umlauf befindlichen Volksbücher sonst heißen mögen, eine ehrenvolle Stellung einzunehmen und dieser uralten Poesie an Beliebtheit und Wirkung auf die Gemüther einfacher Menschen in nichts nachzustehen. Ich behaupte ferner, daß Arnim eine Anzahl von Schauspielen geschrieben hat, welche nur in die Hände eines Puppen- und Volkstheaterdirectors zu fallen brauchen, der mit bühnenkundiger, wenn auch roher Hand, sie ein wenig zurechtschminkt, um sich als wahre Volksstücke zu bewähren.

Da können Sie mir freilich entgegenhalten: ob wohl das ein so großer Ruhm sei, erreicht zu haben, was den schlechtesten literarischen Fabrikarbeitern manchmal ganz gut gelingt: eine rohe, unwissende Volksmenge ein paar Stunden lang zu amüsiren. Sie können mir ferner entgegenhalten, daß es ein eigentliches Volkstheater nur in wenigen Gegenden Deutschlands noch gibt, daß alle eigentliche besondere Volksliteratur im Aussterben begriffen ist, und Sie können sich auf meine eigene frühere Behauptung berufen, daß unser ganzes Volk nach und nach in Schiller und Goethe hineinwächst.

Darauf ließe sich mancherlei erwidern; ich beschränke mich auf die Hauptsache. Täuschen Sie sich nicht über den Zustand der allgemeinen Bildung, der

in Deutschland bis jetzt gewonnen ist. Nehmen Sie nicht Ihren Maßstab von den Zuständen und Verhältnissen einer großen Stadt. Versuchen Sie es vollends nicht, von der literarischen und wissenschaftlichen Cultur dieser norddeutschen Hauptstadt auf die allgemeine Cultur des deutschen Volkes zu schließen. Und lassen Sie am allerwenigsten die Bedeutung dieser der Volksbildung geweihten Räume, in denen wir heute versammelt sind, auf Ihre Ansicht hierüber Einfluß nehmen[1]).

Wenn Sie sich aber überzeugen wollen, auf welchem niedrigen Stande die Volksbildung, der Volksgeschmack und demzufolge die beliebte Volksliteratur in manchen Gegenden Deutschlands thatsächlich noch steht, so gehen Sie nach Tirol, erkundigen Sie sich bei dem gemeinen Manne, bei dem Bauer in abgelegenen Gebirgsdörfern, was er in seinen Erholungsstunden liest, und wenn er nicht lesen kann, sich von jungen Leuten, die es gelernt haben, vorlesen läßt. Sie werden finden, daß die gute alte Volksliteratur hier so gut wie ganz verschwunden, daß jene Erbschaft von Jahrhunderten auf die leichtsinnigste Weise verspielt und verwirthschaftet, und daß dafür eine Schandliteratur modernster Fabrikarbeit eingedrungen ist, vor deren wüsten Ausgeburten jeder gesunde Geschmack angeekelt zurückscheut. Da werden Sie irgend einen Bauer finden, der sich entzückt an „Der Todtenwirth und seine Galgengäste, oder das mitternächtliche Festgelage der Todtengerippe und der Hexen, und der Teufelstanz auf dem Blocksberg in der Walpurgisnacht." Da werden Sie auf ein altes Mütterchen stoßen, das sich vorlesen läßt: „Comthur, Barbier, Räuber und Erzzauberer und Prinzessin Wunderschön — ein prachtvolles Zauber- und Feenmärchen aus der dunkelgrauen Vorzeit." Da wird Ihnen irgend ein junger Bursch sein Entzücken mittheilen über „Die eingemauerte Nonne, Giftmischer, Mörder und Hungerthurm und die zwei rächenden Kobolde, eine seltsame Raubrittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge ins heilige Land." Und solches Zeug wird gläubig hingenommen als wahre Geschichte. Und versuchen Sie es, dem Volk diese Literatur zu verleiden, versuchen Sie es nur, den Leuten begreiflich zu machen, daß diese Geschichten abscheulich, daß die erzählten Ungeheuerlichkeiten unmöglich seien, daß man es mit Lüge und erbärmlicher Erfindung zu thun habe — so werden Sie dem pfiffigen Lächeln besser wissender Dummheit begegnen — oder man wird sich darauf berufen, daß die Geschichten ja gedruckt seien und folglich wahr sein müssen — oder, wenn Sie dringender werden und sich ereifern, so wird man Ihr Bestreben durch die einfache Erwiderung niederschlagen, der Herr Pfarrer sei mit dieser Lectüre vollkommen einverstanden, er heiße sie gut, der Herr Pfarrer habe nie gesagt, daß die Geschichten erlogen seien.

Nun, meine Damen und Herren, was glauben Sie wohl, wie lange diese Leute noch brauchen werden, bis sie in Schiller und Goethe hineinwachsen? Meinen Sie nicht auch, daß wir uns glücklich schätzen dürften, wenn es gelänge, einstweilen eine Volksliteratur zu schaffen, welche im Stande wäre, einem solchen

[1]) Eingeklammert, also aus dem Vortrag ausgeschieden, ist eine rasche Betrachtung, welche Aufschlüsse über Volksbildung aus einer buchhändlerischen Statistik zu gewinnen wären. Man vergleiche Scherer's „Poetik".

Zustande bis in den letzten Winkel Deutschlands ein Ende zu machen? Und werden Sie nicht, wenn es sich darum handelt, was hier zunächst geschehen könnte, sofort darauf verfallen: man muß wenigstens suchen, die Grimm'schen Märchen dort einzuführen.

Wohlan, ich hoffe Ihnen gezeigt zu haben, wie Arnim's Bestrebungen ganz und gar auf einer und derselben Linie mit der Grimm'schen Märchensammlung liegen, und ich hoffe: es hat sich Ihnen die Ueberzeugung mitgetheilt, daß es besser um unsere Volksliteratur stünde, wenn Arnim's Bemühungen nach allen Seiten hin von äußerem Erfolg gekrönt worden wären, wenn er Nachfolger gefunden hätte, wenn gute Dichter, edle gebildete Geister sich wie er bemüht hätten, wahre Volksschriften zu schaffen. Mit Einem Schlage wäre die Volksliteratur allerdings nicht da gewesen, aus der Erde hätten wir sie nicht stampfen können; aber nach fünfzig Jahren hätte solches allgemeines Bemühen seine Früchte getragen. Die Grimm'schen Märchen haben in den ersten Zeiten auch höchstens in Perioden von zehn zu zehn Jahren neue Auflagen erlebt, während sich jetzt ihr Absatz von Jahr zu Jahr steigert und in hundert Jahren vielleicht keine deutsche Hütte mehr existirt, in der sie nicht gelesen werden. Welcher Segen für unser Volk, wenn nun nicht bloß für einzelne Lieder, für ein einzelnes Buch, wenn für eine ganze Reihe von Büchern ähnliche Verbreitung zu erhoffen, wenn die Anfänge eines neuen gereinigten deutschen Volksschauspiels zu beobachten wären!

Warum ist das nicht so gekommen? Was stand im Wege, daß nicht Arnim's Schauspiele und Erzählungen eben solche Wirkung thaten, wie Arnim's Volkslieder und die Grimm'sche Märchensammlung?

Die Antwort liegt in dem eben Gesagten. Die Märchen mußten erst bei den Gebildeten Beifall finden, die Volkslieder mußten erst zu gleichartiger Production anregen, ehe sie den Weg ins Volk zurück fanden. Darum handelte es sich auch für Arnim's übrige Bestrebungen um eine wahre Volksliteratur, und Arnim selbst ging ja, wie wir sahen, durchaus darauf aus, eine Literatur für das ganze Volk, die Gebildeten mit eingeschlossen, zu schaffen. Eben in diesem entscheidenden Punkte aber war es, daß Arnim nicht durchdrang.

Sie sehen, wir sind hier wieder bei der Frage angelangt, von der wir ausgingen: wie kam es, daß Arnim einsam, ungekannt und ungewürdigt in seiner Nation stehen mußte; wie kam es, daß er zu einer wahren Macht über die Geister sich nicht hindurcharbeiten konnte?

Es lag *erstens* an der Eigenthümlichkeit von Arnim's Stil. Arnim hatte seine Ausdrucksweise von den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts gelernt; er hatte den einfachen Vortrag eines Moscherosch, Grimmelshausen, der Novellen- und Schwankbücher sich angeeignet, — eine Erzählungsmanier, welche reich mit thatsächlichem Material gesättigt ist und eine Fülle des Stoffes verarbeitet, ohne daß sie sich besonders um kunstreiche Anordnung bemühte. Arnim hat aus derselben Schule große Vorzüge überkommen, die Gewissenhaftigkeit der Detailschilderung, die sinnliche Anschaulichkeit und staunenswürdige Lebenswahrheit, mit der Personen und Zustände hingestellt werden. Aber es fehlt bei ihm, wie bei seinen alten Vorbildern, das Fortreißende der Sprache, die Ueberſichtlichkeit der Composition, die künstlichen Mittel, um die Aufmerksamkeit wach zu erhalten

und Spannung zu erregen. Wenn man sich in Arnim hineingelesen und an seine Eigenheiten gewöhnt hat, so kann man eine große Liebe für die Keuschheit, Strenge und Ernsthaftigkeit seines Vortrages bekommen, aber bei der ersten Bekanntschaft wirkt diese Sprödigkeit etwas abstoßend.

Bei dem zweiten Grunde, der Arnim und das deutsche Publicum trennte, werden wir auf dieselbe Quelle geführt. Unsere alte Literatur macht von den Gestalten des Volksaberglaubens ganz unbehinderten Gebrauch. Der Teufel war eine beliebte Bühnenfigur, die Riesen, Zwerge, Elfen und Alraune hatten durchaus freien Zutritt. Auch hierin schloß sich Arnim der alten Poesie an, und zum Theil hat gerade auf dem Gebiete des Spuks Arnim's Phantasie ihre glänzendsten Triumphe gefeiert. So wie Goethe im „Faust" aus dem Teufel einen vollständig durchgebildeten Charakter von hoher symbolischer Bedeutung zu gestalten wußte, so haben bei Arnim andere Figuren der deutschen Volksmythologie eine — ich möchte fast sagen: lebenswahre Existenz von tiefem symbolischen Gehalte gewonnen.

Dennoch läuft in der Art und Weise, wie Arnim seine Spukgestalten auftreten läßt, eine falsche Methode mit unter, die ihn oft um seine schönsten Wirkungen bringt. Er versetzt uns oft nicht von vornherein in eine märchenhafte Atmosphäre, die aller Bedingungen von Raum und Zeit spottet und bei der uns nichts Abenteuerliches mehr zu wunderbar erscheint. Er pflanzt seine mythologischen Wahngestalten unmittelbar neben vollkommen lebenswahre Menschen von historischer Bestimmtheit und vollkommener Deutlichkeit der Erscheinung. Arnim's Gespenster erscheinen nicht bei Nacht, sondern wandeln ungenirt am Tage umher; sie erregen auch nicht Furcht und Schrecken, sondern werden von den Menschen, mit denen sie zu thun haben, wie gleichberechtigte Wesen anerkannt. Dadurch aber machen sie uns die Existenz und Wahrheit der Menschen selber zweifelhaft, und wir wissen oft nicht, ob wir wachen oder träumen.

Der dritte Grund berührt noch mehr, als die beiden früheren, den innersten Kern von Arnim's Kunstweise und gibt uns einen neuen Beleg für das wichtige, unter Umständen verhängnißvolle Verhältniß zwischen Lehre und That, Theorie und Praxis. Sie wissen, welches Unheil falsche Theorien in der politischen und ökonomischen Welt oft angerichtet haben. Eine falsche Ansicht von der Entstehung des Reichthums oder dem Werth des Geldes hat ein falsches Steuer- und Zollsystem zur Folge, und ein falsches Steuer- und Zollsystem kann die Verarmung eines ganzen Landes herbeiführen. Ganz ebenso kann eine falsche Theorie der Kunstwissenschaft die gefährlichsten Irrthümer des künstlerischen Hervorbringens im Gefolge haben. Dies genau ist Arnim's Fall.

Als im vorigen Jahrhundert, in der Jugend Goethe's der Geschmack an der Volkspoesie aufkam und man die Stimmen der Völker in Liedern zu sammeln begann, da stand man inmitten einer allseitigen Angriffsbewegung gegen das System von Regeln der dichterischen Production, welche in Frankreich die classische Literatur anerkannt und befolgt und das Jahrhundert Ludwig's XIV. den übrigen europäischen Literaturen als unantastbares Gesetz überliefert hatte. Aus der Poetik des Aristoteles, aus den Rhetoriken des späteren classischen Alterthums, kurz aus einem vermeintlichen Vermächtniß der Griechen und Römer war dies System entstanden und von denen, welche in den Spuren dieser allverehrten

Meister wandeln wollten, durch mancherlei Mißverständniß und pedantische Auslegung zu einem lästigen Codex des poetischen Anstands ausgearbeitet worden.

Lessing's klarer Geist war es, der zuerst die Irrthümer aufdeckte, der den echten Aristoteles gegen den construirten Aristoteles der Franzosen siegreich ins Feld führte. Und die junge genialische Schar, in deren Mitte Goethe alle überragend dahinschritt, stürmte ihm mit Ungestüm nach: während Lessing aufs Gewissenhafteste bemüht war, eine neue, die wahre Kunstlehre aufzustellen und die echten Regeln der Kunst zu entdecken, wurde von der poetischen Jugend die Regel überhaupt in den Bann gethan, — wozu brauchen wir Regeln, wenn wir Genie haben? Genie sei Alles und originell müsse das Genie sein, es dürfe keine fremden Muster nachahmen, es brauche bloß der Natur zu folgen, die es singend vernehme in sich. An Shakespeare glaubte man ein Vorbild für solche poetische Thätigkeit rein aus innerer Eingebung zu besitzen, und für solche Naturpoesie erklärte man auch die Volkspoesie. Schon die damalige Literatur, die Literatur der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat eine Anzahl von Producten dieses regellosen Geistes aufzuweisen — unter den Späteren hat Keiner so wie Arnim unter dem Bann des verhängnißvollen Irrthums gestanden, als ob die Gewißheit einer poetischen Natur genügte, um sich lediglich seinen Eingebungen zu überlassen, als ob nicht schon die natürlichen Bedingungen der Aufmerksamkeit des Lesers, Hörers, Zusehers gewisse Schranken mit sich brächten, welche der Dichter nicht ungestraft verlassen darf.

Die einzige Kunstregel Arnim's ist die: keine Kunstregel anzuerkennen, den poetischen Eingebungen seiner Phantasie unbedingt folgen zu wollen. Die Gesetzgeberin für Arnim's poetische Production wird in Folge dessen sein subjectives Belieben, seine dichterische Laune. Welche Wirkungen ein solches Princip im Einzelnen haben müsse, kann ich hier nicht ausführen, ich begnüge mich anzudeuten, daß hierauf nicht bloß der Mangel an äußerer Wahrscheinlichkeit, sondern auch der Mangel an innerer Wahrheit und die Formlosigkeit beruht, die man oft an Arnim getadelt hat, und daß hierauf auch die unerfüllbaren Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Publicums zurückgehen, mit welchen Arnim oft aller Regeln der Composition spottet und die dunkelsten Beziehungen einflicht, als ob sie dem Leser so geläufig wären, wie ihm selbst.

Sie werden wahrnehmen, daß Beides, Arnim's Größe und Arnim's Schwäche, Arnim's Glorie und Arnim's Verhängniß, aus einer und derselben Quelle stammt. Eine Volksliteratur wollte Arnim schaffen, aber Volkspoesie erschien ihm als Naturpoesie, Naturpoesie als freie, regellose Eingebung der Phantasie, und so überließ er sich der Inspiration mehr, als er sonst gethan, als er ohne den Respect vor der Freiheit der Künstlerphantasie gewagt hätte …

Nachdem ich im Allgemeinen den Charakter von Arnim's literarischer Thätigkeit festgestellt, wäre es meine Aufgabe diese Umrisse des Bildes im Einzelnen zu verwerthen, die wichtigsten unter Arnim's Werken vorzuführen, die sittlichen Probleme auszuzeichnen, die idealen Charakterzüge abzuschildern, kurz den poetischen und moralischen Horizont Arnim's zu umschreiben, die Welt der Gestalten und Ideen, die ihm im Verhältniß zur äußeren Welt, die er beobachtete, und zu der Cultur, die auf ihn wirkte, innerlich erwuchs, zu überblicken. Aber

ich bin gezwungen, mir ein näheres und bescheideneres Ziel zu setzen, indem ich den Rest von Arnim's Leben erzähle.

Wir haben Arnim verlassen im Jahre 1805, als er sich vorbereitete, seine bahnbrechende Volksliedersammlung in die Welt ausgehen zu lassen, und in einem begeisterten Aufsatze die Ziele ankündigte, die er zu verfolgen gedachte. Er bekannte sich darin als Widersacher des Polizeistaates des vorigen Jahrhunderts und der giftigen Früchte, welche derselbe für unser nationales Leben getragen hatte. Er blickte sehnsüchtig hinaus in eine bessere Zeit, deren Eintritt er hoffte. Nur zu bald sollte sich die Berechtigung jener Verstimmung gegen das Bestehende und die Forderung einer gründlichen Erneuerung auf die traurigste Weise durch bittere Erfahrung bewähren.

Wir können die Ereignisse verfolgen in Arnim's Gedichten. Wir beobachten zuerst den preußischen Stolz und das preußische Selbstgefühl, womit er auf das preußische Heer blickt, den treuen, allzu gutmüthigen patriotischen Bürgersinn, der zu dem Regenten wie zu einem Vater des Landes aufschaut, den bittersten patriotischen Hohn, den er über den Rheinbund ausgießt.

Bald aber geht es aus einem anderen Tone: „O Nixe von der Saale, was röthet dein Gewand" — er singt ein Preislied auf den gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, indem er den Genossen zuruft: trauert nicht um ein Todesglück. Er singt aus der Seele eines alten Grenadiers heraus, der bei Roßbach mitgekämpft und mitgesiegt hat:

> Hier auf Leichen muß ich sitzen
> In dem wüsten Auerstädt,
> Seh' die Feinde näher blitzen,
> Wie ihr Schwert die Preußen mäht.

In dumpfer Verzweiflung starrt der alte Kämpe auf das Schlachtfeld:

> Keiner weiß uns anzuführen,
> Es ist aus mit unserm Glück.

Schon trommelt nah der Feind; die Flinte wenigstens sollen sie nicht kriegen, er bricht sie in Stücke, eilt ins Dorf, zündet es an und verbrennt sich mit tausend Gefangenen: „Freiheit weht in Flammenmacht."

In einem andern Gedichte beschwört Arnim den Geist des großen Königs, der in seinem Grab gestört ist und unruhvoll nun wandern muß mit dem flüchtigen Heer:

> Und von einem zu dem andern
> Gab er seinen besten Rath,
> Aber immer muß er wandern,
> Weil noch keiner darnach that.

Auf die schimpfliche Flucht folgte die schmähliche Uebergabe der Festungen; Arnim singt ein volksmäßiges Spottlied auf die feigen Commandanten:

> Trompeter, komm uns nicht zu nah!
> Die Wälle möchten fallen,
> Was auch bei Jericho geschah,
> Erst glaubt man's nicht, dann ist es da,
> Wenn die Trompeten schallen.

In einem ferneren Gedicht aus dem Jahr 1807 spricht er der Festung Danzig Muth ein, sich nicht zu ergeben. Und das nächste Gedicht leiht dem

unsicheren Gefühl Worte, mit dem er die Nachricht des Friedensschlusses empfing. Später aber predigt er auch seinen Deutschen, was die Dichtung den niederländischen Freiheitskämpfern zuruft: „Dieselbe Kraft, die euch bezwungen, richtet gegen sie, ergreift das Pflugmesser, die Sense, ein jedes Werkzeug in des Muthigen Hand, und Gott ist mit dem Rechte, ist mit den Völkern, die auf ihn vertrauen. Ihr habt nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen — Keiner setzt umsonst sein Leben ein, wenn Alle sind mit ihm verbunden, es ist die Zeit der heiligsten Aufopferung gekommen; ihr fühlt das Alle, und Gott straft wunderbar, die sich ihm nicht mit ganzer Seele hingegeben haben;" und im Stil jener Zeit singt er:

Auf, auf, ihr Helden, waget Gut und Blut,
Würget mit vereinten Kräften Babels Brut!
Eure Feldposaunen,
Trommeln und Kartaunen
Lasset tönen, sie erwecken Löwenmuth.

Du, o Jesu, führe deinen heil'gen Krieg,
In uns, durch uns, mit uns, daß der Feind erlieg' . . . .

[Der inneren und äußeren Auferbauung seiner Nation sind Arnim's große Romane geweiht . . . Während Deutschland sich sammelt und aufrafft, legt Arnim seine Ansichten über Politik und Verfassung, Adel und Landvolk in der „Gräfin Dolores" nieder und bringt seine Ethik zu tiefsymbolischem Ausdruck: Menschen, so auch Völker, haben die Kraft, durch echte werkthätige Buße alle Erniedrigung zu überwinden . . . Im Jubeljahr der Reformation feiern Arnim's „Kronenwächter" das Ideal des deutschen Kaiserthums . . . Der Novellencyclus „Landhausleben" mustert Zustände und Stimmungen der deutschen Gesellschaft . . . Märkischem Boden entspringt eine Reihe von Dramen . . . Der Gutsherr von Wiepersdorf nimmt an allen öffentlichen Interessen verständnißvollen und kräftigen Antheil . . .]

Meine Damen und Herren! Wie lücken- und skizzenhaft, wie höchst unvollkommen auch Alles gewesen sein mag, was ich über Arnim mittheilen konnte, wie sehr die Vorstellung, die ich von ihm zu geben suchte, der Ergänzung durch eingehende Schilderung seines poetischen Wirkens und vor Allem durch unmittelbare Bekanntschaft mit seinen Werken bedarf — Einen Eindruck hoffe ich doch mit Sicherheit in Ihnen hervorgebracht, die Ueberzeugung hoffe ich doch bei Ihnen befestigt zu haben: wenn man an den deutschen Dichtern vom Ende des vorigen und vom Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Abkehr vom nationalen Leben, die Versenkung in eine fremde, vom Vaterland weit abliegende Welt gerügt hat, so darf Arnim in diesen Tadel nicht eingeschlossen werden. Vielmehr müssen wir sagen, daß von allen den Dichtern, welche noch im vorigen Jahrhundert, in der Zeit der politischen Windstille ihre Bildung empfangen haben, Arnim sich gerade dadurch unterscheidet, daß der volle Strom des neuen Lebens in Keinem wie in ihm pulsirte, daß Keiner mit solchem Ernst die Zeit zu begreifen und das, was sie moralisch und politisch bewegte, poetisch zu gestalten suchte wie er. Und wenn wir Alles überblicken, wie er in seinem Bemühen um eine Volksliteratur in dem echtesten Geiste der Demokratie handelt, wie der

Egoismus des adeligen Standesbewußtseins ihm in allen wesentlichen Dingen durchaus fremd ist, wie er innig mitfühlt Alles, was sein Volk bewegt, wie er den reinsten, höchsten und auf wahre Kenntniß gegründeten Begriff unserer Nation in sich trägt, wie deutsche Politik und Geschichte hauptsächlich die Sphären sind, in denen seine Phantasie sich ergeht — und wenn wir dann in Ein Wort all dieses zu fassen, mit Einem Wort zu sagen suchen, was Arnim in unseren Augen verherrlicht, mit Einem Wort das alle seine Trefflichkeiten enthält, so müssen wir sagen: es ist das Vaterländische, was Arnim auszeichnet, was ihn uns lieb und werth machen muß, was ihn hoch emporhebt. Und wenn wir fragen: wie kommt es, daß Arnim das Vaterländische vor so vielen, ja vor unsern größten Dichtern voraus hat, so wird die Antwort sehr einfach ausfallen:

Arnim besaß, was nicht alle Deutschen besitzen, Arnim besaß, wonach viele Deutsche sich vergeblich sehnen, Arnim besaß — ich kann es nicht ohne eine schmerzliche Regung des Neides sagen — Arnim besaß ein wirkliches Vaterland. Niemals ist ihm das natürliche Verhältniß zu der Heimath, in der er geboren, verrückt und gestört worden, niemals haben die kleinen ohnmächtigen Gemeinwesen, die nur durch die Eifersucht der Großen existiren, in ihm das Gefühl nationaler Ehre und Macht und Größe verkümmert und einen trägen Kosmopolitismus genährt; niemals hat er die unsägliche Qual empfunden, in einem bunten Völkergewirr, das Jahrhunderte lang vergeblich ein wohlgeordneter Staat zu werden versucht, in einem solchen Scheinstaate wie in einem Gefängniß eingeschlossen, mit ansehen zu müssen, wie die Nationsgenossen, seine leiblichen Vettern und Brüder, das erreichen, wonach er umsonst seine verlangenden Arme ausstreckt. Und so hat denn Arnim im vollsten Maße all den Segen genossen, der in den Begriffen Nation, Staat, Vaterland eingeschlossen liegt. Denn Arnim war ein Preuße, er war ein Angehöriger des Staates, dessen Emporkommen den eigentlichen Gehalt unserer nationalen Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege ausmacht und dessen Existenz mit ihren Segnungen mehr, als man gemeiniglich denkt, auch an allem Großen mitgearbeitet hat, was unserem Volke auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens gelungen ist, wie diese Existenz auch heute allen Deutschen zu Gute kommt, selbst denen, die außerhalb Preußens wohnen.

Und wie sehr der echte Geist seines Vaterlandes in Arnim lebte, das zeigte er dadurch am meisten, daß für ihn der Begriff Vaterland mit Preußen nicht erschöpft war, daß sein Herz warm der Gesammtheit seiner Nation entgegenschlug, so daß wir wohl behaupten dürfen: wenn Arnim die großen Ereignisse miterlebt hätte, die wir zu schauen gewürdigt worden sind, so würde auch er mit unter denen sein, die ihrem Volke, die diesem Staate zurufen: Stehe nicht still auf dem Wege, den du gewandert bist, breite dich aus wie eine gewaltige Eiche, die von Meer zu Meer alle Volksgenossen überschattet, ruhe nicht eher in heißem Bemühen, als bis du sie Alle vereinigt hast vom Rhein und der Donau, von der Elbe und dem Main zu dem wahren Gesammtreiche deutscher Nation!

Die preußische Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere.

Von

J. Reinke.

Mit dem Erwachen des Dranges nach colonialen Unternehmungen im deutschen Volke ging ein lebhaft gesteigertes Interesse für die geographische Erforschung ferner Ländergebiete Hand in Hand. Der Reiz des Unbekannten, der auf diesem wie auf anderen Gebieten eine Haupttriebfeder des Forschungsdranges bildet, führt naturgemäß dazu, ferne Continente und Inseln als Zielpunkte der Untersuchung ins Auge zu fassen, wobei Gesichtspunkte der Nützlichkeit, sofern die wissenschaftlich zu erobernden Gebiete einmal den Stammesgenossen von praktischem Werthe werden können, in den meisten Fällen mit concurriren. Die tapferen Männer, welche ohne Zögern Leben und Gesundheit aufs Spiel setzten, wo es galt, auch den deutschen Namen bei der Erschließung des dunklen Continents nicht zurückstehen zu lassen, werden wir wie die Nachwelt stets in Ehren halten. Bei diesem berechtigten und psychologisch so sehr erklärbaren Drange in die Ferne gilt es aber auch, näher liegende Dinge nicht aus dem Auge zu setzen, und wenn diese Zeilen einmal daran erinnern, daß es solche, dem deutschen Volke sehr nahe liegende Ziele gibt, so dürfte dies um so mehr berechtigt erscheinen, als man häufig genug ganz nahe liegende Lücken des Wissens übersieht und ferneren Problemen die ganze Kraft zuwendet.

I.

In ferner stehenden Kreisen erregt es häufig Erstaunen, wenn ausgesprochen wird, wie außerordentlich mangelhaft unsere Kenntnisse noch sind in der Naturgeschichte des Meeres, speciell auch derjenigen Meerestheile, welche die deutschen Küsten umspülen. Der Bewohner des Binnenlandes, welcher einmal einen Punkt der deutschen Küste betritt, ist leicht geneigt, das Meer im Vergleich zum festen Lande als etwas Einfaches anzusehen, das in seinem Schoße Fische, Krusten- und Schalthiere birgt, die dem Menschen als Nahrungsmittel von Werth sind, und welche die Fischerbevölkerung der Küsten im harten Kampfe um die tägliche

Existenz der Salzfluth abringt; die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens der Meerestiefe bleibt ihm jedoch in der Regel verschlossen. Wunderbare Gestalten der marinen Thierwelt, theils durch ihre colossalen Verhältnisse, theils durch bizarre Umrisse überraschend, prägen sich zwar schon im naturgeschichtlichen Unterricht der jugendlichen Anschauung ein, oder erfreuen uns durch Formen und Farbenschmelz in den Aquarien großer Städte; allein von der eigentlichen Biologie der lebenden Wesen des Meeres, speciell auch von den Lebensbedingungen der Thierwelt in den heimischen Meeren, der Nord- und Ostsee, sind äußerst unvollkommene und unsichere Vorstellungen in weiteren Kreisen verbreitet. Aber dem Naturforscher, der mit wissenschaftlich geschärftem Auge an das Meer hinantritt, erschließt sich hier eine ganz neue Welt, eine solche Fülle des Unbekannten, des Ungeahnten, daß er zunächst fast überwältigt und geblendet dasteht vor der Menge von Bildern, welche bei seinen an das Meer gerichteten Fragen sich ihm enthüllen.

Nicht nur die Thierwelt, auch die Vegetation zeigt auffallend andere Erscheinungen als die Pflanzenwelt des Festlandes und eröffnet sich dem Botaniker in einer Fülle der Gestalten, die, ihren Dimensionen nach, die kleinsten und die riesigsten Gewächse umfassend, welche es überhaupt gibt, zugleich durch einen seltenen Reichthum der Abwandlungen in Form und Farbe entzückt.

Und wenn Fauna und Flora der Meere noch vielfach unerkannt daliegen, so gilt ein Gleiches von den allereinfachsten und elementarsten Gebieten der Meereskunde. Obwohl die Ermittelung der chemischen Zusammensetzung des Meerwassers keineswegs zu den schwierigsten Problemen der analytischen Chemie gehört, kann man trotz einzelner verdienstlicher Arbeiten noch immer behaupten, daß uns die chemische Beschaffenheit des Meerwassers unklar ist; es mag, um diese Behauptung zu erhärten, nur hervorgehoben sein, daß, obwohl Stickstoff, Phosphor, Jod und Brom zu den allgemein verbreiteten Körperbestandtheilen der Meeresorganismen gehören, und lediglich aus dem Meerwasser stammen können, Verbindungen dieser Elemente doch noch nicht im Meerwasser nachgewiesen worden sind. Sogar die noch einfacheren physikalischen Verhältnisse des Meeres, wie Dichtigkeit, Temperatur und Bewegungen sind auch für die deutschen Küsten noch keineswegs befriedigend festgestellt, und besonders empfindlich sind die Lücken in unserer genaueren Kenntniß der Bodenbeschaffenheit selbst der Ost- und Nordsee.

Aber neben dem wissenschaftlichen Interesse, welches alle diese offenen Fragen an sich darbieten, geht Hand in Hand ein wichtiges praktisches Interesse, welches zur Förderung eines jeden Zweiges der Meereskunde drängt, denn abgesehen von den Hunderttausenden von Küstenbewohnern, welche längs der ausgedehnten Küsten des deutschen Reiches durch das Gewerbe der Fischerei ihr Leben fristen, werden bei der Leistungsfähigkeit der modernen Transportmittel Millionen Bewohner des Binnenlandes mit Erzeugnissen des Meeres gespeist, mit den Fischen, welche die freie Natur ernährt und groß gezogen hat ohne Zuthun des Menschen, und welche in der Art ihrer Production nur den jagdbaren Thieren des Landes verglichen werden können.

Die Masse der in unseren Meeren vorhandenen Fische repräsentirt einen bestimmten Werth von eßbarem Fleisch, sie sind aber auch vergleichbar einem Capital, von welchem wir zehren, ohne uns zunächst darüber bewußt zu sein, ob

wir dabei den Grundstock dieses Capitals angreifen und im Laufe der Zeit verbrauchen werden, oder ob wir in der dem Meere entrissenen Beute nur einen Jahreszins dieses Capitals genießen, den die eigene Production der Natur, des Meeres, immer wieder bildet und erneut.

Um diesen und anderen außerordentlich wichtigen Fragen näher treten zu können, muß eine genaue naturwissenschaftliche Erforschung des Meeres und speciell der Lebensbedingungen seiner Bewohner angestrebt werden, die für unser ferneres Verhalten die Grundlage zu bilden hat.

So einfach solche Untersuchungen dem Laien erscheinen möchten, so schwierig werden dieselben durch mancherlei äußere Hindernisse, welche sich ihnen in den Weg stellen.

Um die Fauna und Flora des Landes festzustellen, ist zwar ein großer Aufwand von mancherlei Arbeiten erforderlich, allein der Forscher vermag doch hier den Spuren der Thiere leichter zu folgen, seine Excursionen bringen ihn in unendlich bequemerer Weise mit der Pflanzenwelt direkt in Berührung, als es den Thieren und Pflanzen des Meeres gegenüber der Fall ist. Mit Treib- und Schleppnetzen muß das Meer nach allen Richtungen durchquert werden; nur Bruchstücke seiner Fauna und Vegetation werden dabei zu Tage gefördert, und weil der Fang in hohem Grade von zufälligen Umständen abhängt, so ist nur durch zahlreiche derartige Untersuchungen ein sicheres Resultat zu erreichen. Dazu kommt der Umstand, daß einerseits ununterbrochene Beobachtungen an festen Küstenstationen erforderlich werden, andrerseits Excursionen auf das offene Meer hinaus und nach entfernteren Küstenpunkten nothwendig sind, die, will man von Wind und Wetter einigermaßen unabhängig sein, sich nur mit Dampfbooten ausführen lassen, welche dem Beobachter ganz zur freien Verfügung stehen.

Beides, insbesondere aber die Dampfboote, erfordern so erhebliche Mittel, daß ein Privatmann wohl nur in seltenen Ausnahmefällen daran denken kann, dergleichen Untersuchungen auszuführen. So kommt es denn auch, daß, wenngleich seit vielen Jahrzehnten zahlreiche Zoologen und Botaniker sich mit den Thieren und Pflanzen des Meeres beschäftigt haben, diese Untersuchungen doch stets mehr auf die einzelnen Pflanzen- und Thierformen gerichtet blieben, deren Einsammeln gelang, während die eigentliche Meeres-Biologie dabei nur wenig gefördert werden konnte.

Erst in neuerer Zeit ist man mit der Einrichtung fester zoologischer Meeresstationen vorgegangen und hat seetüchtige Schiffe zu größeren Expeditionen ausgerüstet, welche mehr systematisch und planmäßig wenigstens gewisse Theile der Naturgeschichte des Meeres in Angriff genommen haben. Auch die dankenswerthe Thätigkeit des hydrographischen Amtes der Kaiserlichen Marine soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Allein bei dem ungewissen Dunkel, welches über den wichtigsten Verhältnissen auch der nächstgelegenen Meere noch schwebte, ergab sich für die höchste Behörde im preußischen Staate, welcher die Oberaufsicht über das Fischereiwesen obliegt, für das Königliche Landwirthschafts-Ministerium, das Bedürfniß, sich ein Organ zu schaffen, welches bestimmt sein sollte, durch eigene Forschungen dies Dunkel zu erhellen, den Schleier von den vielen Räthseln, die des Meeres Schoß birgt, hinwegziehen zu helfen, ein Organ, welches in rein wissenschaftlicher Thätigkeit

durch seine Untersuchungen über das Meer eine feste Basis schaffen sollte, von der aus einerseits nicht nur in Zukunft auch praktischer Nutzen für den Betrieb der Seefischerei an unseren Küsten zu erwarten steht, sondern die auch den Verwaltungsbehörden für ihre Entscheidungen in vielen Fällen eine Unterlage zu liefern bestimmt ist. Aus diesen Gesichtspunkten wurde seitens des preußischen Staates die Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere ins Leben gerufen, von deren Creirung an ein planmäßiges Studium aller naturgeschichtlichen Verhältnisse unserer Meere mit den größeren Mitteln des Staates, welche hier allein den Erfolg verheißen können, datirt.

Die erste Bewegung zur Einsetzung dieser Commission ging aus im Anfang des Jahres 1870 vom deutschen Fischereiverein, welcher in einer Eingabe an die preußische Staatsregierung darauf hinwies, daß es zur Hebung des Fischereibetriebes nach allen Richtungen hin erforderlich sei, wissenschaftlich sichere Grundlagen zu gewinnen, zumal aber für die Fischerei in der Ostsee und Nordsee, da weder die physikalischen Verhältnisse derselben noch die Lebensbedingungen der in ihnen vorkommenden Fische hinreichend bekannt seien, und daß, um diese Grundbedingungen festzustellen, die Einsetzung einer mit staatlichen Mitteln ausgerüsteten wissenschaftlichen Commission dringend erwünscht sei.

Diesem Antrage ward seitens des preußischen Landwirthschafts-Ministeriums bereitwilligst entsprochen, und bereits im Sommer 1870 würde die Commission ihre Arbeiten begonnen haben, wenn nicht die Kriegsereignisse die Ausführung der ersten, zur vorläufigen Orientirung über die Verhältnisse in der Ostsee geplanten Expedition verhindert hätten; dieselbe mußte daher auf den Sommer 1871 verschoben werden.

Das Ministerium hatte bestimmt, daß die Thätigkeit der Commission sich auf folgende Punkte erstrecken solle: a) Tiefe, Wasserstand, Grundbeschaffenheit, Salz- und Gasgehalt, Strömungen und Temperatur des Wassers; b) Flora und Fauna des Meeres; c) Verbreitung, Nahrung, Fortpflanzung und Wanderung der nutzbaren Thiere. Wenn auch die Commission ihre Aufgabe als eine vorzugsweise wissenschaftliche aufzufassen hatte, so war doch das Endziel ein praktisches, die Ermittelung der unter c genannten Umstände.

Die Lösung der in dem Programm der Commission hingestellten Aufgaben war in Angriff zu nehmen durch Untersuchungen, welche theils ununterbrochene Beobachtungen an passend ausgewählten Punkten der Küsten erforderten, theils nur durch Expeditionen auf hoher See auszuführen waren.

Diese Erwägungen führten zunächst zu der Einrichtung einer Kette fester Beobachtungsstationen, welche sich längs der gesammten deutschen Küsten von der russischen bis zur holländischen Grenze erstreckt, und deren Aufgabe besteht in der fortgesetzten und regelmäßigen Beobachtung der unter a aufgeführten physicalischen und klimatischen Verhältnisse des Meeres, welche, da sie ebenso wechselnd sind, wie diejenigen der Atmosphäre, nur nach langjähriger Arbeit feste Zahlenwerthe erwarten lassen.

Sobann wurde im Sommer 1871 die bereits im Vorjahre geplante Recognoscirungsfahrt in der Ostsee ausgeführt, für welche der Commission S. M. Aviso „Pommerania“ zur Verfügung gestellt werden konnte.

Diese erste wissenschaftliche Expedition der „Pommerania“ erstreckte sich durch die ganze westliche und einen Theil der östlichen Ostsee (bis Stockholm), ferner durch das Kattegat und Skagerak. Die Fahrt dauerte vom 16. Juni bis zum 24. August; als wissenschaftliche Beobachter nahmen an derselben Theil: Dr. H. A. Meyer (Physik), Prof. K. Möbius (Zoologie), Prof. Jessen und Dr. P. Magnus (Botanik). Dem Charakter einer Recognoscirungsfahrt entsprach es, weit über das Gebiet der deutschen Küste hinauszugreifen, weil nur dadurch ein Einblick in die ebenso merkwürdigen wie wichtigen Veränderungen gewonnen werden konnte, welchen alle physikalischen und biologischen Verhältnisse der Ostsee einerseits bei ihrem Uebergange in die Nordsee, andrerseits nach Osten hin erfahren. Auf die wichtigen Ergebnisse dieser Excursion, welche im ersten Berichte der Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere (Berlin 1873) niedergelegt sind, wird sich noch Gelegenheit finden, zurückzukommen.

Die Commission, welche von da an ihren festen Sitz in Kiel erhielt, bestand zunächst aus den Herren Dr. H. A. Meyer-Forsteck, Prof. K. Möbius, Prof. G. Karsten, Prof. V. Hensen, sämmtlich in Kiel; später trat Herr Prof. C. Kupffer noch hinzu. Es war für die erfolgreiche Thätigkeit der Commission gerade von besonders günstiger Bedeutung, daß die genannten Mitglieder der Kieler Universität derselben ihre Dienste widmeten, weil die Herren einerseits bei der begünstigten Lage Kiels unmittelbar am Meere das ganze Jahr hindurch selbst Untersuchungen auszuführen im Stande waren, andererseits das Beisammenwohnen an einem Orte auch die commissarischen Berathungen, das Festhalten eines gemeinsamen Arbeitsplanes, wesentlich erleichterte.

Im nächsten Sommer, 1872, ward dann eine zweite Untersuchungsfahrt mit der „Pommerania“ ausgeführt, diesmal durch die Nordsee, welche die Zeit vom 21. Juli bis 9. September in Anspruch nahm, und deren theils von den Mitgliedern der Commission, theils von anderen Gelehrten bearbeitete Resultate im zweiten Commissionsberichte (Berlin 1875) veröffentlicht worden sind. In diesem Berichte tritt auch zum ersten Male eine neue Seite der Commissionsthätigkeit hervor, nämlich die Bearbeitung der Fischereistatistik der deutschen Küsten in einer Abhandlung von Hensen. Die fortlaufenden Beobachtungen an den Küstenstationen wurden seitdem in besonderen Heften publicirt.

In einem dritten Berichte (Berlin 1878) hat die Commission eine Reihe von Specialuntersuchungen veröffentlicht, die in den Jahren 1874, 1875 und 1876 zur Ausführung gelangten; dieselben beziehen sich namentlich auf physikalische und chemische Eigenschaften des Meerwassers, auf Fischereistatistik, insbesondere aber auf die Naturgeschichte des Herings. Ein vierter Bericht (Berlin 1882) umfaßt die Thätigkeit der Commission in den Jahren 1877 bis 1881. Dieser Band enthält außer Fortsetzungen früherer Arbeiten eine Studie von Engler über Pilzvegetation im Kieler Hafen, von Giesbrecht über die Kopepoden der Kieler Föhrde, von Hensen über das Vorkommen und die Menge der Eier einiger Ostseefische, von Möbius und Heincke eine Monographie aller Fische der Ostsee. Eine Veränderung im Personalbestande der Commission war während dieser Periode dadurch eingetreten, daß an Stelle des

ausgeschiedenen Prof. Kupffer 1880 Prof. Dr. Engler (Botaniker) zum Mitgliede der Commission ernannt ward; als Letzterer Kiel im Jahre 1885 verließ, trat an seine Stelle Prof. J. Reinke.

Der fünfte Bericht (Berlin 1887) ist dem Zeitraum von 1882 bis 1885 gewidmet; er enthält, außer einer Abhandlung Karstens über die Ergebnisse der Beobachtungsstationen, eine große Arbeit von Hensen „Ueber die Bestimmung des Planktons oder des im Meere treibenden Materials von Pflanzen und Thieren", sowie von Möbius eine systematische Darstellung der Thiere des Planktons und eine Studie über den Aal. Während dieser Arbeitsperiode ward von den Commissionsmitgliedern Hensen und Möbius eine Untersuchungsfahrt quer durch die Nordsee bis in den atlantischen Ocean hinein ausgeführt, für welche ein Passagierdampfer („Holsatia") gechartert worden war; die Fahrt dauerte vom 25. Juli bis zum 2. August 1885 und war speciell für Planktonaufnahmen bestimmt.

Im Jahre 1887 schied Prof. K. Möbius aus der Commission wegen seiner Uebersiedlung an die Berliner Universität; für ihn ist Prof. K. Brandt als Zoologe in die Commission eingetreten; 1888 verlor die Commission durch den Tod ihr Mitglied H. A. Meyer, nachdem derselbe bereits längere Zeit durch seinen leidenden Zustand verhindert war, sich activ an den Arbeiten zu betheiligen.

Vom sechsten Commissionsberichte ist bislang erst ein Heft ausgegeben worden, die „Algenflora der westlichen Ostsee" von J. Reinke (Berlin 1889).

Endlich mag als neuester Publication der Commission noch des Atlas deutscher Meeresalgen gedacht sein, wovon das erste Heft (Taf. 1—25) vor Kurzem erschienen ist.

Um einen Maßstab für den Umfang der bisherigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Commission zu gewinnen, sei noch bemerkt, daß die sechs „Berichte" zusammen 1506 Folioseiten ausmachen mit zahlreichen Tabellen, Abbildungen und Karten, und daß von den „Ergebnissen der Beobachtungsstationen" bislang 192 Monatshefte erschienen sind. Wenn man bedenkt, auf wie mühevollen Untersuchungen diese durch den Druck fixirten Resultate beruhen, so wird man zugestehen müssen, daß die Commission in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens es an Thätigkeit nicht hat fehlen lassen.

Mehr Interesse als diese Orientirung über den Umfang der Commissionsarbeiten dürfte aber dem Leser ein Einblick in einige der wichtigeren Ergebnisse dieser Arbeiten gewähren. Hierbei soll ganz abgesehen werden von einem auch nur einigermaßen erschöpfenden Referate, dagegen mögen einige Untersuchungen, die auf allgemeineres Interesse Anspruch erheben dürfen, herausgegriffen sein, um daran die Thätigkeit der Commission ihrem Inhalte nach zu erläutern [1]).

[1]) Es ist selbstverständlich, daß über manche Gegenstände, auf welche die Commissionsarbeiten sich beziehen, bereits anderweitige Vorarbeiten vorhanden waren, doch würde es die nachfolgenden Darlegungen zu weitläuftig gestalten, wenn dieselben im Einzelnen hier namhaft gemacht würden; in den Commissionsberichten sind diese Arbeiten stets angeführt worden und daher leicht aufzufinden. Hervorgehoben möge noch sein, daß die Commission selbst im Jahre 1880 einige gemeinfaßliche Mittheilungen aus ihren Untersuchungen veröffentlicht hat, die im Folgenden theilweise benutzt worden sind.

II.

Wir beginnen mit einer kurzen Schilderung der physikalischen Verhältnisse der Ostsee, deren Kenntniß hauptsächlich H. A. Meyer und G. Karsten zu danken ist.

Die Ostsee gehört, obwohl sie des wechselvollen Spiels von Ebbe und Fluth ermangelt, doch in mehrfacher Hinsicht zu den interessantesten Meeren. Wir sehen dabei ab von dem lieblichen Schmuck, der ihren Ufern, besonders den tief eingeschnittenen Buchten, durch die mit prächtigen Buchenwäldern bedeckten Anhöhen zu Theil wird, und heben zunächst hervor, daß die Ostsee durchweg ein seichtes Meer ist, dessen kleinerer westlicher Theil (von Fridericia bis zur Linie Darserort-Gjedser gerechnet) sehr selten mehr als 30 Meter Tiefe besitzt, während der größere östliche Theil meistens etwas tiefer ist (30 bis 100 Meter), an einzelnen Stellen (nördlich von Gottand, Süd-Quarken) sich bis zu 300 Meter vertieft [1].

Sehr merkwürdig und wichtig ist nun die Thatsache, daß in dem das Ostseebecken erfüllenden Meerwasser der Salzgehalt von Westen nach Osten, beziehungsweise nach Norden, fortgesetzt abnimmt. In dem oben näher definirten westlichen Abschnitte findet sich Wasser, dessen Salzgehalt theilweise demjenigen der Nordsee nahe kommt, während im nördlichen Bottnischen Meerbusen fast völlig süßes Wasser vorhanden ist, dazwischen alle Uebergänge. Weiter verdient unsere Beachtung, daß in der westlichen Ostsee eine große Verschiedenheit des Salzgehaltes besteht zwischen dem Oberflächenwasser und demjenigen der tieferen Schichten, eine Differenz, die sich mit der Abnahme des Salzes nach Osten hin allmälig ausgleicht [2]. So fand man beispielsweise in der westlichen Ostsee den Salzgehalt des Tiefenwassers zu 2 bis 3 Procent, den des Oberflächenwassers zu 1¼ bis 1¾ Procent, während in der Danziger Bucht sowohl Oberflächen wie Tiefenwasser einen Salzgehalt von rund ¾ Procent ergeben.

Die Ursachen dieser Verschiedenheiten im Salzgehalt der Ostsee lassen sich aus ihrer geographischen Lage erklären. Nach Osten und Norden hat die Ostsee durch ihre geschlossenen Küsten den Charakter eines Binnensees, während sie nach Westen durch die drei Pforten der Belte und des Sundes in die Nordsee sich öffnet. Nun mündet eine große Zahl bedeutender Ströme gerade in die östliche Ostsee, welche derselben fortwährend gewaltige Massen von süßem Wasser zuwälzen; außer den schwedischen und finnischen Küstenströmen seien nur genannt die Neva, die Düna, der Memel, die Weichsel und die Oder. Durch diese Flüsse müßte die Ostsee längst vollständig ausgesüßt sein, wenn nicht ein starker Gegenstrom von Nordseewasser durch die Belte in das Ostseebecken einliefe. Weil aber das salzreiche Wasser des Kattegats schwerer ist als Süßwasser, so lagern sich zunächst beide über einander, und wir beobachten in der westlichen Ostsee einen salzarmen Oberstrom, welcher durch den Sund und die Belte in das Kattegat

[1]) Die Tiefenverhältnisse der Nordsee sind ganz ähnlicher Art; in dem südlichen Theile dieses Meeres haben wir Tiefen von 10—40 Meter, im mittleren Theile von 40—100 Meter, im nördlichen Theile von 100—300 Meter und darüber.

[2]) In der Nordsee kommen nennenswerthe Differenzen derart überhaupt nicht vor, das Wasser besitzt durchgehends einen Salzgehalt von 3½ Procent, der nur an der Südwestküste Norwegens aus später anzudeutenden Ursachen verringert erscheint.

abläuft und sich an der Südwestküste Norwegens in einer Verminderung des Salzgehaltes des Oberflächenwassers bis nach Bergen hinauf geltend macht, und einen salzreichen Unterstrom, welcher aus dem Kattegat durch die tiefen Rinnen des großen und kleinen Belts in die Ostsee eindringt, so daß wir hier in den tieferen Wasserschichten ein Einströmen, in den oberen Schichten ein Ausströmen von Wasser aus der Ostsee nachweisen können.

Der Sund ist zu flach, um dem Nordseestrom den Eintritt zu gestatten, wir finden dort nur das salzarme Ostseewasser ausfließen. In der Gegend von Bornholm endlich hat sich die Mischung des Nord- und Ostseewassers vollzogen, und östlich davon hören die Differenzen im Salzgehalt der verschiedenen Tiefen auf, welche für die westliche Ostsee so charakteristisch sind, und deren Erklärung aus den angedeuteten Circulationsverhältnissen sich von selbst ergibt.

Ein zweites, für die Eigenschaften der Ostsee wichtiges physikalisches Moment ist in den Temperaturverhältnissen des Wassers gegeben.

Da die Ostsee im Wesentlichen ein nicht sehr tiefes Binnenmeer ist, so wird im großen Ganzen die Temperatur ihres Wassers mit der Temperatur der darüber befindlichen Luft nach den Jahreszeiten sich ändern. Dies wird auch durch die Beobachtungen an den Stationen bestätigt, nur ergibt sich wegen der großen Wärmecapacität des Wassers, daß die Erwärmung, beziehungsweise Abkühlung des Wassers immer später erfolgt, als diejenige der Luft, und diese Verzögerung ist in den oberen Wasserschichten geringer als in den tieferen. So ist z. B. bei Kiel die Luft durchschnittlich am kältesten im Januar, das Oberflächenwasser am kältesten im Februar, das Tiefenwasser am kältesten im März, und umgekehrt ist das Tiefenwasser am wärmsten im Oktober. Hierbei gelangt allerdings auch der Umstand mit zur Geltung, daß das in der Tiefe einströmende Nordseewasser während der Wintermonate im Allgemeinen wärmer ist als das Ostseewasser.

Für das Ostseebecken ist weiter charakteristisch die in strengeren Wintern eintretende Vereisung. Die Ostsee gehört zu den wenigen europäischen Meeren, welche sich periodisch mit einer Eisdecke überziehen; selbst das nördliche Eismeer ist, mit Ausnahme des weißen Meeres, längs Europas Küsten eisfrei. Uebrigens verhalten sich die einzelnen Theile der Ostsee in Bezug auf die Bildung einer Eisdecke verschieden. Während der Bottnische, der Riga'sche und Finnische Busen fast in jedem Jahre zufrieren, findet in den übrigen Theilen der östlichen und in der westlichen Ostsee doch nur ausnahmsweise völlige Vereisung statt, während die tiefen Buchten und schmaleren Meeresarme allerdings öfters mit Eis bedeckt sind. Interessant sind aber die Temperaturverhältnisse des Wassers, welche die Eisbildung begleiten. Bekanntlich kühlt sich in tieferen Süßwasserseen das Grundwasser niemals unter + 4° C. ab, weil bei dieser Temperatur das Wasser am dichtesten und folglich am schwersten ist, und daher alle kälteren Wassertheile und mit ihnen auch das Eis wieder an die Oberfläche emporsteigen. Wenn nun aber Salzwasser sich abkühlt, so ändert sich das Verhältniß in der Weise, daß das Dichtigkeitsmaximum um so tiefer liegt, je größer der Salzgehalt ist. So hat das Wasser der östlichen Ostsee bei etwa ¾ Procent Salzgehalt seine größte Dichtigkeit bei + 2°, das Wasser der westlichen Ostsee von 1½ Procent Salzgehalt seine größte Dichtigkeit bei 0°, dasjenige von 2 Procent Salz bei — 1°.

Zugleich gefriert Wasser von ³/₄ Procent Salzgehalt bei — 0,6°, von 1¹/₂ Procent bei — 1°, von 2 Procent bei — 1,2°. Infolgedessen muß in der östlichen Ostsee auch bei einem Gefrieren der Oberfläche in der Tiefe doch immer noch Wasser vorhanden sein, dessen Temperatur über dem Nullpunkt liegt, in der westlichen Ostsee kann sich dagegen bei strenger Winterkälte das Wasser bis zu bedeutenden Tiefen unter den Nullpunkt abkühlen. Diese Verhältnisse üben einen bedeutenden Einfluß aus auf die Flora und Fauna der Ostsee, welche in Anpassung an die durch die Wassertemperatur hergestellten Lebensbedingungen einen vorwiegend subarktischen Charakter zur Schau tragen.

III.

Wer einmal Gelegenheit hatte, die felsigen Gestade der Nordsee oder des Canals an den Küsten Frankreichs, Großbritanniens, Norwegens oder auch nur auf Helgoland zu besuchen, der wird mit Staunen die reiche submarine Vegetation betrachtet haben, welche zu den Zeiten tieferer Ebbe gleichsam aus dem Meere emportaucht, die Klippen und Felsen bedeckt und hier fast trockenen Fußes gesammelt werden kann, um bei Fluth wieder unter den Wasserspiegel zu versinken. Einen solchen Eindruck vermögen die Gestade der Ostsee nicht zu bieten, schon weil die Gezeiten diesem Binnenmeere fehlen. Man sieht wohl die Pfähle der Landungsbrücken und einzelne Steine des flachen Wassers bedeckt mit dem zartgrünen Anflug der Darmalge (Enteromorpha intestinalis), mit den großen braunen Büscheln des Blasentangs (Fucus vesiculosus), hier und da auch mit den feinen, röthlichen Rasen eines Blüthentangs (Ceramium und Polysiphonia); allein von anderen Formen der Tiefe geben meist nur Bruchstücke Kunde, welche durch Stürme am Ufersaum ausgespült werden. Höchstens sieht man bei einer Verringerung des Wasserstandes, wie er bei gewissen Winden in der Ostsee einzutreten pflegt, noch Wiesen von Seegras (Zostera marina) mit den Blattspitzen auftauchen; dies Seegras wird von den Küstenbewohnern abgemäht, gesammelt und wie Heu am Strande getrocknet, um als Material zum Stopfen von Matratzen, für Verpackungen u. s. w. Verwendung zu finden. Der Hauptbestand der Pflanzenwelt der Ostsee ist aber für gewöhnlich dem Auge entrückt, weil derselbe erst in größerer Tiefe auftritt, und nur bei besonderer Klarheit des meist etwas trüben Wassers und bei spiegelglatter Oberfläche kann man vom Bord aus große submarine Wiesen einer Vegetation von fremdartig aussehenden Formen am Grunde sich hinziehen sehen. Für gewöhnlich ist man aber auf das Schleppnetz angewiesen, um den Pflanzenwuchs des Meeresbodens festzustellen, und nur mit Hülfe dieses wichtigen Instrumentes gelingt es auch, die Meeresgewächse emporzufördern und so die einzelnen Arten der Flora zu bestimmen.

Durch das Schleppnetz wurde zunächst ermittelt, daß der Meeresgrund der Ostsee streckenweise mit Pflanzen bewachsen, streckenweise völlig vegetationslos ist; für den deutschen Antheil des Gebietes der westlichen Ostsee ist durch lange fortgesetzte Untersuchungen mit ziemlich großer Genauigkeit die Ausdehnung und Configuration der bewachsenen und der nicht bewachsenen Bodenareale festgestellt worden. Im Allgemeinen ergab sich, daß ungefähr ein Drittel der gesammten Bodenfläche des Gebietes Pflanzenwuchs trägt, zwei Drittel pflanzenlos sind.

Dabei zeigen die bewachsenen Flächen sehr unregelmäßige Umrisse, und steigen die Pflanzen aus der Strandregion bis zu einer Tiefe von 35 Metern hinab. Dies letztere ist um so weniger auffallend, als im Mittelmeer noch in einer Tiefe von mehr als 100 Metern eine reiche Pflanzenwelt beobachtet worden ist.

Dieser Wechsel von Pflanzenwuchs und Wüste am Meeresgrunde wird durch ein einfaches Gesetz bedingt.

Die Meerespflanzen gehören mit Ausnahme des oben erwähnten Seegrases zu den Algen, und diese ernähren sich dadurch, daß sie mit ihrer gesammten Körperoberfläche Nährstoffe aus dem sie umspülenden Salzwasser aufnehmen. Für ihr Gedeihen bedürfen sie außerdem nur eines festen Substrates, an welchem sie mit ihren meist scheibenförmigen Haftorganen befestigt sind; eines Wurzelsystems sind sie nicht benöthigt, da sie dem Boden keine Nährstoffe entziehen. Wo aber dem Boden feste Haftpunkte fehlen, da können sich keine Algen entwickeln, ihre Keime werden durch die Bewegung des Wassers hin und her geschleudert und gehen zu Grunde, ohne sich ansetzen zu können. So findet man in der Strandregion, wo die Brandung den Sand und Kies und das kleinere Steingeröll in fortwährender Bewegung hält, Algen nur an den Pfählen und größeren festliegenden Steinen; die Wasserbewegung an sich hindert ihr Gedeihen nicht, wie die Felsengestade anderer Küsten lehren, die, von stärkster Brandung getroffen, doch einen dichten Algenwuchs tragen.

Im Zusammenhang mit dieser Thatsache hat sich ergeben, daß an denjenigen Stellen des tieferen Wassers, wo kein Algenwuchs gefunden wurde, der Meeresboden aus weichem Schlick besteht, dessen Lagerung sich unausgesetzt zu ändern vermag, so daß Algen auf ihm nicht haften können; daß dagegen der Boden der mit Algen bewachsenen Flächen durchweg aus gröberen Steingeröllen, Kies oder festem Sande gebildet wird. Das für die Vertheilung des Pflanzenwuchses in der westlichen Ostsee maßgebende Gesetz lautet daher: sofern der Meeresboden fest ist, vermag er Pflanzen zu tragen, sofern er beweglich ist, erscheint er vegetationslos. Nur das zu den Phanerogamen gehörige und mit echten Wurzeln ausgestattete Seegras macht insofern eine Ausnahme, als es, wenigstens in ruhigeren Buchten, auch im Schlammboden zu wurzeln vermag, und an den Blättern des Seegrases können ihrerseits auch wieder kleinere Algen haften und gedeihen.

Die Algenwelt des Meeres bietet im Vergleich zur Vegetation des festen Landes viele merkwürdige Erscheinungen dar. Die Algen gehören zu den blüthenlosen Gewächsen, den sogenannten Kryptogamen, eine Bezeichnung, die einer längst vergangenen Epoche der Botanik entstammt, da man bei ihnen thatsächlich Fortpflanzungsorgane der mannigfachsten Art, sowohl ungeschlechtliche wie geschlechtliche, gefunden hat, und gerade bei den Algen die Befruchtungsvorgänge mit besonderer Genauigkeit festgestellt worden sind; allerdings sind die Sexualorgane der Algen nicht in Blüthen gruppirt, eine Bildung, die nur den höheren Gewächsen eignet. Von den letzteren unterscheiden sich die Algen auch durch den allgemeinen Habitus ihrer Körperform, insofern die bei jenen auftretende Sonderung in Stengel, Blatt und Wurzel ihnen abgeht, oder doch nur ganz ausnahmsweise bei vereinzelten Formen angedeutet ist, während gewöhnlich der so-

genannte Thallus der Algen entweder lediglich einen flachgedrückt-blattartigen, oder einen cylindrisch-stengelartigen Körper darstellt, in beiden Fällen aber oft auf das Reichste und Zierlichste sich verzweigt. Auch die Substanz des Algenkörpers ist weicher, fast gallertartig, derselben fehlen die harten Gewebselemente, welche dem Stengel der Landpflanzen seine Festigkeit verleihen, überhaupt ist die anatomische und mikroskopische Structur der Algen eine relativ einfache. Dafür besitzen sie eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Form und Größe; zu ihnen gehören die kleinsten und die größten Pflanzen, welche man überhaupt kennt. Während jene nur mit guten Mikroskopen erkennbar sind, erreichen diese Dimensionen, welche wenigstens in der Länge diejenigen unserer höchsten Bäume übertreffen: nach den darüber vorliegenden Angaben kommt der Riesentang des stillen Oceans (Macrocystis pyrifera) in Exemplaren von 200 Meter Länge vor. Die größten, in der Ostsee gefundenen Algen waren allerdings nur 3 Meter lang, es waren Exemplare des Blättertangs (Laminaria flexicaulis), und die meisten Algen dieses Meeres erreichen lange nicht solche Ausdehnung.

Sehr eigenthümlich sind die Farbenverhältnisse der marinen Algen. Während ein Theil derselben eben jenes grüne Colorit besitzt, welches uns in den Landpflanzen, in Wald und Wiese, entgegentritt, sind andere Algen lederbraun oder roth gefärbt und zwar gerade in denjenigen Körpertheilen, welche den grünen Blättern der Landpflanzen entsprechen. Diese Verschiedenheiten im Colorit sind aber kein Hinderniß, daß die braunen und rothen Algen nicht ebenso functioniren, wie die grünen Gewächse hinsichtlich der Fähigkeit, aus Kohlensäure und Wasser Zucker und andere organische Verbindungen zu bilden, wodurch in den grünen Pflanzen die Grundlage geschaffen wird für alles organische Leben an der Erdoberfläche, auch für die Thierwelt. Denn der grüne Chlorophyllfarbstoff, welcher der Träger dieses sogenannten Assimilationsprocesses ist, fehlt auch den Meeresalgen nicht, sondern ist nur in einigen Abtheilungen derselben verdeckt von beigemengten rothen und braunen Farbstoffen. Somit spielen im Meere die Algen, unter denen die braunen und rothen überwiegen, die gleiche Rolle, wie die Pflanzenwelt des Festlandes, indem sie die zur Ernährung der Thiere erforderlichen organischen Substanzen bereiten; und zwar nicht bloß, insofern ihre frischen Gewebe von manchen Thieren direct verzehrt werden, sondern die abgestorbenen Theile der Algen vermodern und bilden einen großen Theil jenes an organischen Bestandtheilen reichen Schlammes, der durch Strömungen in die tieferen Mulden des Ostseebeckens zusammengespült wird, um hier eine eigenartige reiche Thierwelt zu ernähren, welche, wie auf dem Festlande der Regenwurm, der Hauptsache nach von modernden Pflanzenstoffen lebt.

Im Gebiete der westlichen Ostsee wurden 230 Algenspecies beobachtet, von denen circa 90 Procent auch in anderen Meeren vorkommen, und auch die übrigen 10 Procent dürften dem Gebiete wohl nicht sämmtlich eigenthümlich sein, sondern theilweise wenigstens noch in anderen Meeren gefunden werden. Zum Vergleiche der Ostseeflora mit anderen Floren empfiehlt es sich, die Vergleichung zunächst auf die rothen und braunen Algen zu beschränken, weil diese bislang am gründlichsten studirt worden sind. In Bezug auf diejenigen rothen und braunen Algen der Ostsee, welche diesem Meere mit anderen gemeinsam sind, ist zunächst

charakteristisch, daß ein bedeutender Bruchtheil derselben, 25 Procent, längs der Westküste Norwegens bis an das grönländische Meer und an die Küsten Spitzbergens gefunden wird, ihre Verbreitung sich also bis in die höchsten Breiten der Polarzone erstreckt; 35 Procent gehen ebenfalls bis zum Nordcap hinauf, theilweise noch etwas weiter bis zum murmanischen Meere, kommen aber im grönländischen Meere nicht mehr vor; 30 Procent finden sich auch noch in der Nordsee und im atlantischen Ocean, ohne jedoch nach Norden den Polarkreis zu überschreiten, während sie nach Süden einen weiteren Verbreitungsbezirk besitzen; 10 Procent endlich sind außerhalb der Ostsee noch nicht beobachtet.

Aus diesen Zahlen ergibt sich zunächst eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen der arktischen Meeresflora und derjenigen der Ostsee; die Vegetation der letzteren trägt einen entschieden subarktischen Charakter, was jedenfalls mit den eigenthümlichen klimatischen und physikalischen Verhältnissen der Ostsee zusammenhängt. Ferner kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Meeresflora der Ostsee aus der Nordsee eingewandert ist. Denn während der an das Ende der Tertiärperiode fallenden Eiszeit war das flache Becken der Ostsee von einem ungeheuren Gletscher eingenommen, und als dieser von Süden her abschmolz und die Ostsee in ihrer jetzigen Configuration sich mit Wasser füllte, war dies zunächst pflanzenlos, während die angrenzenden Theile der Nordsee einen mehr oder weniger reichen Algenwuchs beherbergten; durch die, wenn auch schmale Zugangspforte zwischen beiden Meeren begann dann die Einwanderung der Algen in das Ostseebecken. Es ist klar, daß hierbei nur diejenigen Arten sich in der Ostsee zu erhalten vermochten, welche den weit geringeren Salzgehalt dieses Meeres und seine eigenthümlichen Temperaturverhältnisse ertragen konnten; daher beobachten wir auch, daß in der Ostsee selbst, je weiter wir nach Osten kommen und je mehr der Salzgehalt des Wassers abnimmt, auch die Zahl der Algen sich immer mehr verringert, und im finnischen und bottnischen Meerbusen überhaupt nur noch ganz wenige Algen vorkommen. Zugleich zeigen diese Algen der östlichen Ostsee zum größten Theile eine auffallende Verkümmerung der Form und Größe im Vergleich zu den Individuen derselben Art, die man in der Nordsee findet; und selbst in der salzreicheren westlichen Ostsee tritt eine solche durch den immerhin verringerten Salzgehalt bedingte Verkümmerung an einzelnen Species deutlich hervor. Während die gleiche Art in der Nordsee und an den atlantischen Küsten Europas und Nordamerikas in großen stattlichen Exemplaren auftritt, sind diese Kümmerlinge des weniger salzigen Ostseewassers oft außerordentlich klein, ohne dabei aber die charakteristischen Species-Merkmale zu verlieren.

Die Algen des eigentlichen Oceans, beziehungsweise der Meere mit hohem Salzgehalt, und die Algen des süßen Wassers sind im Großen und Ganzen von einander sehr verschieden. Sie stellen zwei Reihen von Organismen dar, welche sich höchst unabhängig von einander ausgebildet haben; die eine dieser Reihen ist ihrer Organisation nach dem Leben im süßen Wasser, die andere dem Salzwasser angepaßt. Nun entstand am Ende der Eiszeit, also vor vielen Tausend Jahren, die Ostsee in einer zweifellos ähnlichen Beschaffenheit, wie wir sie heute kennen, d. h. mit einem durchschnittlich weit geringeren Salzgehalt als der Ocean; wir wollen das Ostseewasser hier der Kürze wegen Brackwasser nennen. In dies Brack-

wasserbecken drangen aus dem Ocean Keime von Meeresalgen, aus den Süßwasserflüssen Keime von Süßwasseralgen ein, und durch diese Einwanderung ist die Ostsee mit Algen bevölkert worden. Alle diejenigen Meeresalgen, welche im Stande sind, geringeren Salzgehalt zu ertragen, setzten sich nunmehr als Bürger im Ostseebecken fest, oft unter auffallender Verkümmerung, und ebenso diejenigen Süßwasseralgen, welche ein geringer Salzgehalt nicht vernichtete, diese namentlich im bottnischen Meerbusen. Es ist aber eine ebenso merkwürdige als wichtige Thatsache, daß die Erstlinge unter den eingewanderten Algen nicht der Ausgangspunkt einer ganz neuen Entwicklungsreihe geworden sind, daß nicht in der Ostsee eine Welt von Brackwasseralgen entstanden ist, wie es vorher die reinen Süßwasser- und Salzwasser-Arten gab. Nach den bekannten Darwinistischen Gesetzen sollte man erwarten, daß solche Brackwasserformen im Ostseewasser für den Kampf ums Dasein günstiger gestellt gewesen sein würden, als die eingedrungenen oceanischen und Süßwasser-Arten. Aber eine solche neue Brackwasserflora hat sich in der Ostsee nicht gebildet; die wenigen, bisher nur in der Ostsee beobachteten Formen können nicht in Betracht kommen, weil noch keineswegs feststeht, ob dieselben nicht auch in anderen Meeren noch werden gefunden werden. Ob seit der Eiszeit die progressive Entwicklung der Organismen zum Stillstande gekommen ist? Ob die seither verstrichene Zeit noch zu kurz ist, um neue Typen zu schaffen? Oder ob die Inconstanz im Salzgehalt der Ostsee einen die Entwicklung hindernden Factor gebildet hat? Das sind Fragen, die sich wohl aufdrängen, deren Beantwortung wir aber an dieser Stelle nicht versuchen wollen.

IV.

Wie auf dem festen Lande, so ist auch im Meere die Existenz der Thierwelt durch die der Pflanzenwelt bedingt. Nur die Pflanzen verfügen über das Geheimniß der Bereitung organischer Stoffe aus den unorganischen Bestandtheilen der Erdoberfläche, und da die Thiere nur von organischen Stoffen leben können, so entstammt alle Thiernahrung direkt oder indirekt dem Pflanzenreiche; direkt, insofern ein Theil der Thiere frische Pflanzentheile verzehrt oder von vegetabilischem Humus sich ernährt, wie derselbe im Schlamm der Meerestiefe zur Ablagerung gelangt, indirekt, sofern andere Thiere wieder von diesen pflanzenfressenden Thieren leben. In diesen Thatsachen gelangt der enge Zusammenhang zwischen der Flora und der Fauna eines Gebietes zum Ausdruck.

Die Kenntniß der Ostsee-Fauna verdanken wir hauptsächlich den langjährigen Studien von K. Möbius, deren Ergebnisse zumeist in den Commissions-Berichten niedergelegt sind. Diese zoologischen Untersuchungen haben vielfach zu analogen Resultaten geführt, wie die botanischen, sie gipfeln in dem Satze: Die Fauna der Ostsee ist ein verkümmerter Zweig der reichen Fauna des nordatlantischen Oceans und des nördlichen Eismeers.

Es empfiehlt sich, das Verhalten der wirbellosen Thiere[1]) und dasjenige der Fische gesondert zu betrachten; denn nur die ersteren können den im vorigen

[1]) Unter diesen sind die Protozoen nicht eindegriffen, da eine zusammenfassende Bearbeitung derselben noch immer nicht vorliegt.

Abschnitte behandelten Algen verglichen werden, die Fische entsprechen in ihrer Organisation einer höheren Stufe des Gewächsreiches, die aber in der Ostsee nur durch das Seegras vertreten ist.

Von wirbellosen Thieren waren im Jahre 1873 in der Ostsee 241 Arten bekannt[1]); von diesen finden sich in der westlichen Ostsee 216 Arten, in der östlichen Ostsee nur 69 Arten. Alle diese Formen kommen auch im Kattegat und in der Nordsee vor, allein die Individuen sind in der Ostsee durchweg kümmerlicher ausgebildet, als in der Nordsee, in der östlichen Ostsee wiederum weit mehr verkümmert, als in der westlichen; so erreicht die Miesmuschel in der westlichen Ostsee eine Länge von acht bis neun, in der östlichen Ostsee nur eine Länge von drei bis vier Centimetern. Dies weist offenbar hin auf eine Einwirkung des verminderten Salzgehalts; denn eine andere Ursache der Verkümmerung ist nicht erfindlich.

Diese niedere Thierwelt kann erst nach der Glacialzeit, dem allmäligen Abschmelzen des Eises entsprechend, aus der Nordsee in die Ostsee eingedrungen sein; dabei vermochten sich in der Ostsee nur solche Thiere dauernd zu erhalten, welchen die Fähigkeit zukommt, in Meerwasser von sehr verschieden hohem Salzgehalt zu leben, und welche außerdem ziemlich unempfindlich sind gegen die großen Temperaturdifferenzen, welche das Wasser der Ostsee besitzt. Eine eigenartige Brackwasserfauna ist seit der Glacialzeit in der Ostsee nicht entstanden, es kommt nur e i n specifisches Brackwasserthier darin vor, die Cordylophora lacustris; dagegen vermögen in der östlichen Ostsee einige echte Süßwasserthiere zu leben.

Die wirbellosen Thiere: Schwämme, Mollusken, Würmer, Krebse u. s. w. leben theils zwischen Pflanzen, theils im Schlamm, theils frei im Wasser schwimmend; in allen diesen Lagen sind sie von größter Wichtigkeit für die Fische, welche sich von ihnen ernähren.

An Fischen hat man in der Ostsee 109 Arten beobachtet, darunter 96 in dem westlichen Theile.

Diese Fische werden eingetheilt in S t a n d f i s c h e, welche dauernd in der Ostsee leben und sich fortpflanzen, und in G ä s t e, welche nur aus der Nordsee, beziehungsweise dem Kattegat, oder aus den Mündungen der Flüsse in die Gewässer der Ostsee herüberwechseln; diese Gäste gelangen innerhalb der Ostsee nur ausnahmsweise zur Fortpflanzung. An Standfischen beherbergt die westliche Ostsee 54 Arten; 25 häufige, darunter der Dorsch, der Häring, die Flunder, 29 seltene Arten, unter ihnen die Makrele, den Steinbutt, den Lachs und die Lachsforelle als werthvolle Objecte der Fischerei. Die Standfische leben besonders in den mit Pflanzenwuchs bedeckten Arealen; sie fressen die zwischen den Pflanzen vorhandenen Thiere und laichen speciell in den Seegraswiesen. Einige Arten bevorzugen aber auch die schlammigen Tiefen, wo sie sich von den schlammbewohnenden Mollusken und Würmern ernähren, so namentlich die Plattfische. Noch andere endlich, wie Häring und Sprotte, lieben die obersten Wasserschichten, wo sie hauptsächlich in kleinen schwimmenden Krebsen, den Kopepoden, ihre

[1]) In späteren Jahren ist noch eine geringe Anzahl neu aufgefunden worden, die hier aber außer Betracht bleiben kann.

Nahrung finden. Einige Raubfische, wie der Dorsch, wechseln durch alle Regionen, um alles Lebendige zu verschlingen, dessen sie habhaft werden können.

Unter den als Gästen bezeichneten Fischen der westlichen Ostsee kommen nur 10 Arten aus dem süßen Wasser, wie Hecht, Karpfen, Schleie, die übrigen 32 entstammen dem Kattegat oder vielmehr dem atlantischen Ocean; es befinden sich darunter der Stör, mehrere Rochen, der Schwertfisch, der Thunfisch, die Seezunge, verschiedene Haifische. Unter diesen letztgenannten 32 Arten sind 10 Arten, deren natürlicher Verbreitungsbezirk das nördliche Eismeer und den atlantischen Ocean bis zum Meerbusen von Biscaya umfaßt (Nordfische), während 18 Arten nördlich vom Polarkreise nicht mehr vorkommen, dafür aber das mittelländische Meer bewohnen (Südfische); nur 4 Arten werden sowohl im Eismeer als auch im Mittelmeer beobachtet.

Aehnliche Verhältnisse bestehen hinsichtlich der Standfische. Sie sind erst nach der Eiszeit aus dem Ocean in das Ostseebecken eingewandert und haben hier eine feste Wohnstätte gefunden. Der gegenwärtige Verbreitungsbezirk dieser Fische ist ein solcher, daß wir sie theils in dem oben erläuterten Sinne als Nordfische, theils als Südfische bezeichnen können, worin offenbar ein Hinweis auf ihre einstige Herkunft erblickt werden darf. Auch jetzt noch gelangen Andeutungen ihrer ursprünglichen Anpassung zum Ausdruck, indem man findet, daß die Südfische der Ostsee sich vorwiegend im flacheren, wärmeren Wasser aufhalten, während die Nordfische das kältere Wasser der Tiefe bewohnen; auch laichen die Nordfische fast alle im Winter, die Südfische dagegen zum großen Theile im Sommer.

Ein wesentlich anderes Bild zeigt uns die Fischfauna in der östlichen Ostsee. Im südlichen Theile derselben kommen 65 Arten vor, davon fast die Hälfte Süßwasserfische; sie werden durch die Ströme in das Meer geführt und vermögen sich wegen des geringen Salzgehaltes darin zu behaupten. Unter den marinen Arten, die vorwiegend Standfische sind, überwiegen die Nordfische, so daß schon hier die Fauna einen mehr nordischen Charakter annimmt als in der westlichen Ostsee; marine Gäste kommen nur noch verhältnißmäßig selten vor.

Unter den 54 Fischen des nordöstlichen Theiles der Ostsee überwiegen bei weitem die Brack- und Süßwasserfische, was durch den äußerst geringen Salzgehalt dieses Meeresabschnittes verständlich wird. Gäste aus dem Ocean sind äußerst selten, unter den Standfischen findet man nur sehr wenige Südfische. Der arktische Charakter der Fauna tritt auf das Schärfste hervor, den klimatischen Verhältnissen entsprechend. Bemerkenswerth ist, daß hier eine Anzahl von Arten lebt, die sonst im nördlichen Eismeere vorkommen, der westlichen Ostsee aber fehlen. Man hat aus diesem Befunde auf eine frühere Verbindung der Ostsee mit dem nördlichen Eismeere schließen wollen, welche dann noch nach Ablauf der Glacialzeit bestanden haben müßte. Allein geologische Gründe lassen es als sicher erscheinen, daß schon während der Glacialzeit das Ostseebecken nach Norden abgeschlossen war und im Allgemeinen seine heutige Configuration angenommen hatte. Diese arktischen Fische dürften daher auch mit den übrigen von Westen her in die Ostsee eingewandert sein zu einer Zeit, als das Wasser noch sehr kalt war, ertrugen aber später das wärmer werdende Wasser der westlichen Ostsee

nicht und zogen sich in den nordöstlichen Abschnitt zurück, wo sie bis heute fortexistiren, da sie sich einem sehr niedrigen Salzgehalte anzupassen vermochten.

Wenn wir berücksichtigen, daß seit der Eiszeit doch schon eine sehr geraume Zahl von Jahrtausenden vergangen ist, so verdient es besondere Beachtung, daß in dieser langen Periode trotz der so eigenartigen physikalischen Verhältnisse der Ostsee sich in derselben doch keine eigenartige Fauna auszubilden vermocht hat; nicht einmal einen Bruchtheil kann man als autochthon bezeichnen.

Es bedarf wohl kaum eines Hinweises auf die außerordentlich weitgehende Analogie, welche sich zwischen dem Gesammtverhalten der Fauna und demjenigen der Flora der Ostsee zu erkennen gibt. Die Bevölkerung der Ostsee mit Thieren hat sich offenbar auf ganz ähnliche Weise durch Einwanderung vollzogen, wie das Eindringen der Pflanzenwelt aus der Nordsee. Und eine Neubildung von Thierformen hat, wenn wir von einer verschwindend geringen Anzahl absehen, seit der Eiszeit in der Ostsee ebensowenig Platz gegriffen, wie eine Neubildung von Pflanzenrassen.

V.

Schon oben ward berichtet, daß die vorzugsweise nahe der Oberfläche des Meeres in Schwärmen lebenden Fische, wie der Häring, sich von kleinen schwimmenden Krebsen, den Kopepoden, ernähren. K. Möbius fand im Mageninhalt von Häringen 20 000 bis 60 000 Stück solcher Krebschen, deren Kleinheit daraus ersichtlich ist. Wenn nun diese Krebse, zu Milliarden im Meerwasser schwimmend, den Fischen als Nahrung dienen, so entsteht weiter die Frage, wovon denn die Kopepoden leben, die ebensowenig aus den chemischen Bestandtheilen des Meerwassers Nahrung ziehen können wie andere Thiere, sondern auf die Vorarbeit von Pflanzen angewiesen sind. Weil diese Kopepoden noch mitten in der Ostsee in den oberflächlichen Wasserschichten massenhaft auftreten, so war es von vorne herein wahrscheinlich, daß sie eine von den größeren Algen des Meeresgrundes unabhängige Existenz führten, und es war nahegelegt, ihre Existenz in Zusammenhang zu bringen mit den außerordentlich kleinen, im Meerwasser schwimmend vorkommenden Pflanzentypen, namentlich den Diatomeen und den Peridineen, die einzeln nur mit dem Mikroskop erkennbar sind, von denen aber jeder Kubikcentimeter Meerwasser zahlreiche Individuen enthalten kann.

Da bislang über den Umfang und die Dichtigkeit des Vorkommens dieser im Meerwasser schwimmenden mikroskopischen Thier- und Pflanzenwelt nur sehr unklare Vorstellungen herrschten, so entschloß sich V. Hensen zu einem systematischen, eingehenden Studium derselben; in seinen grundlegenden Arbeiten über diese kleinen im Wasser treibenden Organismen hat Hensen dieselben zusammenfassend als Plankton bezeichnet, einen Ausdruck, dessen auch wir fortan uns bedienen werden.

Unter den Lebewesen des Planktons verhält sich nur die eine Hälfte, die vegetabilische, producirend in Bezug auf organische Substanz: es sind die oben bereits erwähnten Pflanzenklassen der Diatomeen und Peridineen. Die andere Hälfte, die animalische, hauptsächlich aus Kopepoden, Infusorien und den schwimmenden Larvenzuständen anderer Thiere zusammengesetzt, wirkt verzehrend

gegenüber der ersteren Hälfte; diese Plankton-Thierchen bilden aber einen äußerst wichtigen Theil der Nahrung für größere Thiere, speciell für Fische.

Hensen ging zunächst an eine Bestimmung der in der Ostsee vorhandenen Masse von Plankton, wozu in allen Jahreszeiten Züge mit äußerst sinnreich construirten Netzen ausgeführt wurden, welche aus einem so feinen Stoffe gewebt sein mußten, daß selbst die kleinsten Diatomeen vollständig mitgefangen wurden; diese Netze wurden sowohl horizontal eine bestimmte Strecke weit, z. B. einen Kilometer, geschleift, als auch bei einer bekannten Tiefe auf den Grund gesenkt und vertical emporgezogen. Das Plankton haftet dann an den Wänden des Netzes, es wird durch sorgfältiges Abspülen gewonnen und seine Menge durch besondere Messungen festgestellt. Wenn man die Größe der durch das Netz filtrirten Wassersäule berücksichtigt, so läßt sich danach die Gesammtmenge des in einem Kubikmeter Wasser enthaltenen Planktons berechnen.

Wichtiger als die Kenntniß der Gesammtmasse ist aber die quantitative Feststellung der einzelnen Organismen-Gruppen, welche nur durch eine mühevolle Zählung erreicht werden kann; natürlich kann sich eine solche Zählung, welche mit dem Mikroskope ausgeführt werden muß, nur auf einen ganz kleinen, genau abgemessenen Theil des im Netze gefangenen Planktons erstrecken. Aus den Mittelwerthen einer ganzen Reihe von Zählungen wird dann berechnet, wieviele der einzelnen Plankton-Pflanzen und Plankton-Thiere in einem, oder zehn, oder hundert Kubikmeter Meerwasser enthalten waren. Wie mühsam diese Arbeit ist, erhellt daraus, daß für die sorgfältige Auszählung eines Fanges etwa fünfzig Stunden erforderlich sind.

Aus den Resultaten dieser Untersuchungen möge nur das Folgende hervorgehoben werden.

In der westlichen Ostsee ist das Plankton ziemlich gleichmäßig durch deren ganze Tiefe vertheilt. Davon nehmen die Kopepoden einen bedeutenden und das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßigen Bruchtheil ein; auf ein Liter Wasser kommen 72 bis 89 Stück. Dies ergibt für die Quadratmeile Meeresoberfläche 80 bis 100 Billionen Individuen, was einem Gewicht von 15,000 Doppelcentnern lebender Fischnahrung entspricht.

Die Infusorien treten nur zu bestimmten Zeiten massenhaft im Plankton auf; auch dann steht die von ihnen repräsentirte Masse hinter derjenigen der Kopepoden zurück.

Auch die Peridineen schwanken in der Massenhaftigkeit ihres Vorkommens im Plankton sehr mit der Jahreszeit; von der häufigsten Art, dem Ceratium tripos, wurden im Liter Meerwasser 1400 bis 13 000 Individuen gefunden, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese Geschöpfe außerordentlich viel kleiner sind als die für das bloße Auge bereits erkennbaren Kopepoden.

Die Diatomeen sind an Anzahl der Individuen jedenfalls der vorwiegendste Bestandtheil des Planktons. Sie sind sehr klein, treten aber in ungeheurer Menge auf, allerdings sehr wechselnd mit den verschiedenen Jahreszeiten, auch in verschiedenen Jahren trifft man nicht die gleichen Quantitäten. Die wichtigsten Gattungen der schwimmenden Diatomeen heißen Chaetoceros und Rhizosolenia. Von Chaetoceros-Arten wurden im Maximum 45 700 Stück in einem Liter Meer-

wasser nachgewiesen, von einer winzigen Rhizosolenia-Art, der Rh. semispina, sogar 102 400 Stück; zu anderen Zeiten waren weit weniger vorhanden.

Die Diatomeen und die Peridineen sind nun pflanzliche Organismen, die befähigt sind, durch Assimilation von Kohlensäure, Wasser und Stickstoff, Eiweiß und Kohlenhydrate zu bilden, also gerade diejenigen organischen Substanzen, welche zur Ernährung der Thiere erforderlich sind. Man kann daher in diesen kleinsten schwimmenden Pflanzen die eigentliche Urnahrung des Meeres erblicken. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Zellen der Diatomeen einerseits nur eine geringe Quantität organischer Substanz neben viel Wasser enthalten, andrerseits aber in glasartige, an den Ecken sich scharf zuspitzende Kieselschalen eingeschlossen sind, wodurch sie sich wenig eignen, direkt und lebend von kleinen Thieren, z. B. von Kopepoden, gefressen zu werden. Dagegen sinken sie nach Vollendung ihrer Vegetation im Meere zu Boden und vermehren auf diese Weise bei ihrer Zersetzung den immer noch an organischen Stoffen reichen Schlamm, von welchem so viele Thiere leben. Weit geeigneter zu direkter Ernährung von Thieren erscheinen dagegen die Peridineen, da sie einerseits keine Kieselschalen besitzen, andrerseits substanzreicher sind als die Diatomeen, auch direkt nachweisbar ist, daß Peridineen von kleinen Krebsen gefressen werden.

Immerhin ist das Plankton in der Ostsee von größter Bedeutung für die Bereitung der Nährstoffe der höheren Thiere. Um einen Vergleich ziehen zu können zwischen dem, was dies Meer an organischer Substanz im Plankton producirt mit der Produktion des festen Landes, so denke man sich einmal aus dem Ostseebecken das gesammte Meerwasser beseitigt; der Rückstand an Plankton würde dann etwa so viel organische Substanz repräsentiren, wie ein gleiches Areal festen Landes, das mit üppigem Graswuchs bedeckt ist. Darnach läßt sich auch der wirthschaftliche Werth des Planktons in Betracht ziehen, welcher dann, um die gesammte Produktion des Meeres zu berechnen, noch um die ausgedehnten Wiesen der am Meeresboden wachsenden Algen erhöht werden muß. Beide, die Algen und die Plankton-Pflanzen, vereinen ihre Thätigkeit, um für das Meer organische Substanz zu bereiten.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie in der Ostsee, zeigt das Plankton auch in der Nordsee. Seine ökonomische Bedeutung dürfte hier aber noch größer sein, weil, soweit die bisherigen Untersuchungen reichen, die Nordsee, mit Ausnahme der felsigen Gestade einiger ihrer Küsten, ein an größeren Algen weit ärmeres Meer ist, als die Ostsee.

Dagegen hatte es auf einer kurzen, seitens der Commission im Sommer 1885 durch die flache Nordsee hindurch bis in den tiefern atlantischen Ocean nordwestlich der Hebriden unternommenen Untersuchungsfahrt den Anschein, daß hier über der Oceanstiefe allerdings eine Abnahme des Plankton, speciell der Diatomeen, stattfindet. Diese und andere Wahrnehmungen ließen es wünschenswerth erscheinen, den ganzen atlantischen Ocean seiner Länge nach eingehend auf die darin enthaltenen treibenden Organismen zu untersuchen und haben zu der deutschen Planktonexpedition geführt, welche im Sommer 1889 unter Hensen's Leitung ins Werk gesetzt ward und bei fast viermonatlicher Dauer

ihre Untersuchungen über den Ocean von der Südspitze Grönlands bis zur Insel Ascension ausgedehnt hat.

Diese Expedition fällt außerhalb des speciellen Arbeitsgebietes der Commission, sie konnte auch nur mit Aufwand von ganz anderen Mitteln ins Leben gerufen werden, als sie der Commission zur Verfügung stehen; immerhin schließt sie sich so unmittelbar an die Commissionsarbeiten an, daß sie hier nicht übergangen werden sollte. Dagegen verlautet zur Zeit von den Ergebnissen noch zu wenig, als daß an dieser Stelle näher darauf eingegangen werden könnte.

Außer den in Kürze referirten Arbeiten hat die Commission noch zahlreiche andere geliefert, die theilweise auch von direkter praktischer Bedeutung für unsere Hochseefischerei geworden sind. Hier mag nur noch hervorgehoben sein, daß bei den Schwierigkeiten, welche das Studium der Erscheinungen im Meere darbietet, die Zahl der ungelösten Räthsel noch eine außerordentliche ist, und es noch vieler und angestrengter Arbeit seitens der Commission bedürfen wird, um auch nur die nächstliegenden Probleme zu bewältigen. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, für die Arbeiten der Commission auch in weiteren Kreisen einiges Interesse zu erwecken!

Die Beamten-Consumvereine in England[1]).

Von

Gustav Cohn (Göttingen).

I.

Die primitive Form des Consumvereins tritt ins Leben, wenn eine Anzahl befreundeter Haushaltungen Gegenstände ihres Bedarfes gemeinsam im Großen einkaufen, um sie unter sich zu vertheilen. Die nächste Gelegenheit dafür bietet sich auf großen Handelsplätzen, welche für Thee, Kaffee, Tabak u. s. w. von selber den Vortheil des großen Einkaufes geläufig machen und die hieraus entspringende Gewohnheit in die Kreise der Familien tragen.

So kam es, daß in London vor etwa dreißig Jahren eine ähnliche Sitte sich in den Beamtenkreisen, und zumal denjenigen der Postverwaltung, einbürgerte, um bald festere Gestalt zu gewinnen durch das Knochengerüste eines wirklichen Consumvereins. Im Jahre 1865 entstand die „Post office General Supply

---

1) Report from the Select Committee on Cooperative Stores; together with the proceedings of the Committee, Minutes of Evidence, and Appendix. Ordered by the House of Commons to be printed 6 August 1879.

46—47. Report and Balance Sheet for the halfyears ended 30th June 1889, 31st December 1889, Civil Service Supply Association, Limited.

Civil Service Stores, Reprint from the Cooperative Wholesale Societies Annual, 1887. Manchester 1887.

A Manual for Cooperators. Prepared at the request of the Cooperative Congress, held at Gloucester, in April 1879. Edited by Thomas Hughes, Q. C., and Edward Vansittart Neale, General Secretary of the Cooperative Union. Published for the Central Cooperative Board. Manchester 1881.

Ideen und Thatsachen im Genossenschaftswesen. (G. Cohn, Nationalökonomische Studien. Stuttgart 1886.)

Untersuchungen über den Einfluß der distributiven Gewerbe auf die Preise. Berichte und Gutachten. Veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Band XXXVI und XXXVII der Schriften des Vereins für Socialpolitik. Leipzig 1888.

Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuß. Band XXXVIII der Schriften des Vereins für Socialpolitik. Leipzig 1889.

Association". Ihre Aufgabe bestand darin, Waaren wie Thee, Zucker u. s. w. für die Mitglieder einzukaufen und an dieselben zu verkaufen, sodann mit Geschäftsleuten des üblichen Kleinhandels Verträge zu schließen, um Mitgliedern des Vereins einen Rabatt für Baarzahlung zu sichern.

Die Zahl der Mitglieder betrug anfangs nur vierzig; Zuspruch und Geschäftsumfang wuchsen aber so schnell, daß die Schranken des neuen Unternehmens sich alsbald erweitern mußten. Zu den Lagerstätten, welche die Postverwaltung mit förderndem Wohlwollen für den Verein hergegeben hatte, mußte man bald andere Räume miethweise hinzufügen. Zu den Postbeamten und deren Bekanntschaft gesellte sich bald Zufluß aus anderen Beamtenkreisen. Die Folge war, daß bereits im Februar des Jahres 1866 ein anderer Name und ein größerer Inhalt des jungen Vereins an die Stelle des bisherigen trat, die „Civil Service Supply Association" — ein Consumverein für alle Zweige des Civilbeamtenthums. Nach ihren Statuten sind es drei Kategorien, in welche der Kreis ihrer Interessenten sich scheidet; erstens Antheilhaber, die jeder nur Einen Antheil besitzen dürfen, und zwar zu dem geringen Betrage von einem Pfunde Sterling; zweitens Mitglieder aus den Reihen des Civilbeamtenthums, welche einen jährlichen Beitrag von 2½ Shilling (2 Mark 55 Pf.) zahlen; drittens Freunden der Mitglieder, welche einen Jahresbeitrag von 5 Shilling leisten. Die Antheilbesitzer allein haben eine Stimme in Angelegenheiten der Verwaltung.

Weil sich die Bestimmung, daß kein Antheilinhaber mehr als Eine Actie besitzen dürfe, bei der wachsenden Beliebtheit des Vereins und bei seinen vielversprechenden Aussichten als störend erwies, wurde daneben aus denselben Kreisen eine zweite Gesellschaft gegründet, welche die für diesen Zweck erforderliche juristische Eigenschaft einer Actiengesellschaft annahm, während der erstere Verein als Genossenschaft (industrial and provident society) eingetragen war. Diese zweite Gesellschaft („Civil Service Cooperative Society") beschränkte aber gleichfalls das Recht der Erwerbung von Antheilen auf die Mitglieder des Beamtenstandes. Die Höhe der Dividende sollte fünf vom Hundert nicht überschreiten.

Der Erfolg beider Vereine war von Anfang an ein bedeutender. Und doch zunächst nur mit sehr bescheidenen Kräften. Das Vermögen war so klein, daß man darauf Bedacht nahm, die Verkaufspreise hoch genug zu setzen, um aus dem Gewinne erst ein angemessenes Betriebscapital anzusammeln. Viele Jahre lang zahlte daher die „Civil Service Supply Association" überhaupt keine Dividende, trotz großer Fortschritte.

Die Entwicklung durch zwei Jahrzehnte mag aus folgenden Zahlen entnommen werden:

	Zahl der Mitglieder und der Freunde	Jahresumsatz	Werth der Immobilien	Zahl der Angestellten
28. Februar 1867:	5 014	21 322 £		28
28. " 1868:	11 387	83 405 £	1 458 £	62
28. " 1871:	20 135	492 418 £	6 223 £	293
31. December 1878:	33 214	1 387 934 £	118 782 £	936
31. " 1885:	38 693	1 758 648 £	129 948 £	1250

Die Gegenstände, auf welche sich der Betrieb dieses Vereins erstreckt, sind immer mannigfaltiger und zahlreicher geworden. Nach dem letzten Geschäfts-

berichte, welcher mir vorliegt, für das zweite Halbjahr 1889, betheiligten sich an dem Umsatze des Halbjahres (in der Gesammthöhe von 926 084 £) in erster Reihe Colonialwaaren, Tabak, Wein, nebst anderen Genuß- und Nahrungsmitteln mit 432 485 £; aber daneben Möbel, Kleider, Stiefeln, Wollenzeug u. dgl. mit 228 900 £; dann Metallwaaren 242 000 £, endlich Porcellan und Glas 22 700 £.

Der zweite Verein (in der Form der Actiengesellschaft) hat sich ähnlich entwickelt, wenn auch nicht zu ebenso großen Dimensionen (Actiencapital 1885 rund 100 000 £, Umsatz 469 000 £).

Diese Erfolge wirkten anspornend auf weitere Kreise. Wie die Anfänge der Postbeamten die übrigen Civilbeamten angezogen hatten, so entstand bald eine analoge Bewegung unter den Officieren der Armee und Flotte. Im Februar 1872 wurde der Consumverein der Officiere ins Leben gerufen („Army and Navy Cooperative Society"). Derselbe hatte bereits im Jahre 1879 nicht weniger als 13 000 Antheilbesitzer (mit je einem Antheil von 1 Pfund Sterling) und 23 000 Mitglieder. Der Umsatz hatte sich bereits im Jahre 1878 auf mehr als anderthalb Millionen Pfund gehoben.

Auch in die Provinzen drang diese Bewegung, nicht nur durch den Absatz, welchen die großen Londoner Vereine dorthin erstreckten. Es bildeten sich Nachahmungen in Edinburg und Dublin, obschon von minderer Bedeutung.

II.

Jede neue Organisation des Wirthschaftslebens, selbst eine verhältnißmäßig so bescheidene, ruft Gegenwirkungen der dadurch gestörten Interessen wach.

Am Anfange verspottet, erregten die Londoner Vereine durch ihre Erfolge den Widerstand der Shopkeeper. Dieser zeigte sich zunächst darin, daß ein Versuch gemacht wurde, den Großhändlern den Geschäftsverkehr mit den Vereinen zu verbieten, bei Strafe des Verlustes ihrer eigenen Kundschaft. Bei einigen Häusern gelangten diese Bemühungen zum Ziel; im Ganzen scheiterten sie. Es kam sehr bald dahin, daß kein angesehenes Geschäftshaus Anstand nahm, an die Vereine zu verkaufen.

Jetzt ergriff man ein anderes Mittel. Die Waffen des freien Verkehrs hatten versagt; man versuchte die Waffen der politischen Agitation. Der Widerstand äußerte sich in den Zeitungen, in den Parlamentswählerschaften, im Parlamente selber. Man schickte Deputationen an die Minister, um Beschwerde zu führen. Man veranlaßte die Vertreter der Hauptstadt, im Unterhause durch Interpellationen die Aufmerksamkeit der Regierung und des Landes auf die vorliegenden Beschwerden zu lenken.

Der Inhalt der Beschwerden, im Einzelnen nicht ohne Widersprüche und Unklarheiten, war etwa der folgende. Die mit dem Gelde der Steuerzahler unterhaltenen Staatsbeamten und Officiere benützten ihre Stellung dazu, die Existenz der Steuerzahler zu untergraben. Die Concurrenz, welche sie dem Gewerbe der Steuerzahler (d. h. des Theiles derselben, welche Kleinhandel treiben) bereiten, fände ihre überlegene Kraft vorzugsweise oder ausschließlich in dem „prestige", welches sich an die Namen hoher Beamter knüpft und durch gesell-

schaftlichen Einfluß, durch geschäftsmäßige Propaganda in den Kreisen der besitzenden Classen, in den Zusammenhängen des geselligen Verkehrs verstärkt wird. Die Staatsbeamten seien ihre Arbeitszeit dem Staate schuldig und entzögen demselben, was ihm rechtmäßig zukomme, wenn sie Zeit fänden, neben ihrer amtlichen Thätigkeit einem anderweitigen Gewerbe nachzugehen. Die Vereinigung eines solchen Privatgeschäftes mit der amtlichen Pflicht führe Conflicte herbei, indem die amtliche Kenntniß von staatlichen Maßnahmen (wie beispielshalber solche im Steuer- und Zollwesen) die Beamten in die Lage versetze, auf Kosten der concurrirenden Geschäftsleute Vortheil aus ihrem Amtsgeheimniß zu ziehen. Der große Umfang des Geschäftsbetriebes dieser Consumvereine vernichte mit erdrückender Uebermacht die Existenz zahlreicher kleiner und mittlerer Geschäftsleute, und hiermit eines Standes, auf welchem die Kraft der Nation beruhe.

Man verwahrte sich übrigens dagegen, daß man consumgenossenschaftliche Vereine der Beamten unterdrücken wolle, und richtete die Spitze des Vorwurfes gegen die eigenthümliche Seite dieser Beamtenvereine, daß sie nicht geschlossene, auf den eigenen Kreis beschränkte Consumgenossenschaften, sondern offene, thatsächlich allen Käufern zugängliche Geschäfte seien. Man rügte an ihnen, im Gegensatze zu den in England geläufigen Consumvereinen der arbeitenden Classen, daß sie nicht den unteren Bevölkerungsschichten zu gute kommen, auch nicht der Sparsamkeit und socialen Vorsorge dienen, sondern durch die wirkliche oder vermeintliche Wohlfeilheit ihrer Preise nur für die Genußsucht der besseren Classen ein Reizmittel liefern. Das von den Anfängen festgehaltene System der affiliirten Geschäftshäuser, welche sich zu einem Rabatt für Baarzahlung zu Gunsten der Vereinsmitglieder verpflichteten, wurde als ein Trugmittel hingestellt, um leichtgläubige und urtheilslose Käufer anzulocken, oder wiederum als eine unrechtmäßige Bevorzugung eines Theiles der Kundschaft.

Dies etwa ist der wesentliche Inhalt der Beschwerden; mancherlei individuelle Färbung, mancherlei Zuthaten im Einzelnen, insbesondere manche Verschiedenheit in dem Grade der Leidenschaft, mit welchem die Anklage geführt wurde, muß hinzugenommen werden, um das Bild der Wirklichkeit anzunähern. Bei einer Deputation der Kleinhändler, die dem Minister aufwartete, kam es vor, daß ein Mitglied derselben die sofortige Entlassung jedes Beamten forderte, welcher bei der Verwaltung eines solchen Vereines betheiligt sei. In einer großen Volksversammlung in Exeter Hall hatte diese Persönlichkeit geäußert, sie würde den Teufel selber in das Parlament wählen, wenn selbiger sich verpflichte, die Beamten-Consumvereine aufzuheben.

Im Jahre 1874 wurde im Unterhause der Schatzkanzler, Sir Stafford Northcote, interpellirt: ohne anderen Erfolg als eine abweisende Erwiderung. Die Beamten haben ein Recht darauf, sagte Northcote, sich anzustrengen, daß sie mit ihren bescheidenen Gehältern anständig durchzukommen im Stande seien. Insbesondere sei der von den Beamtenvereinen beförderte Grundsatz der Baarzahlung sehr vortheilhaft für eine geordnete Haushaltung der Beamten und damit des Landes, dem sie dienen. Die andere Frage anlangend, inwieweit ein Beamter Freiheit haben solle, neben der Pflichterfüllung seines Amtes sich in Geschäfte einzulassen, hätte die Regierung kein Recht, ihm Vorschriften zu machen,

welche ihm verbieten, sein Interesse auf irgend etwas Anderes als seine Amtsthätigkeit zu lenken ... Werde aber das Verhältniß zu den Steuerzahlern des Landes ins Feld geführt, so könnte man ebenso gut sagen, die Steuerzahler des Landes ziehen Vortheil von einem System des Waareneinkaufens, welches den Beamten den Lebensunterhalt verwohlfeilert; es seien freilich andere Steuerzahler als gerade die Kleinhändler.

Dieselbe Interpellation kehrte nach wenigen Tagen wieder. Auch dieselbe Antwort des Schatzkanzlers. Dieses Mal pflichtete ihm der frühere Marineminister Göschen bei, welcher allerdings berichtete, wie er in die Lage gekommen sei, die Beförderung eines Beamten der Admiralität an die Bedingung zu knüpfen, daß er seine Stelle als Director des Beamtenvereins (mit einem Gehalte von 650 £) aufgebe und sich mit einer Stelle im Verwaltungsrathe desselben Vereins begnüge.

Darauf ruhte die Angelegenheit etwa fünf Jahre. Bis es am 11. März 1879 dem Vertreter von Westminster, Sir Charles Russell, im Unterhause gelang, die Niedersetzung eines Untersuchungsausschusses herbeizuführen, welcher den Auftrag erhielt, „Verfassung und Wirksamkeit größerer Erwerbsgesellschaften, die sich Consumvereine nennen, und deren etwaige Befreiung von gewissen Steuern zu ermitteln.“ In der That waren es nicht die Consumvereine überhaupt, sondern die Beamten-Consumvereine, mit welchen sich der Ausschuß beschäftigen sollte und beschäftigte. Er verhörte in dem üblichen Kreuzverhör eine größere Anzahl von Zeugen, überwiegend aus dem Kreise der Kleinhändler und zwar sowohl Londons als der Provinzialstädte, dann aber natürlich aus den Vertretern der zur Untersuchung gestellten Vereine, neben einzelnen unparteiischen Sachkennern des Genossenschaftswesens und der Gemeinnützigkeit.

Das Verhör mußte beim Schlusse der Session, am 6. August 1879, geschlossen werden, ohne daß der Ausschuß seine Arbeiten für beendigt erklären oder doch einen Bericht erstatten konnte. Er verwies in seinem Schlußvotum an das Unterhaus vielmehr auf die erforderliche Wiedereinsetzung in der nächsten Session. Dieselbe erfolgte aber nicht. Statt dessen erschien im Juni 1880 eine neue Deputation im Ministerium, abgesandt von der Reichshandelskammer („National Chamber of Trade“) und der Gesellschaft zur Vertheidigung der Geschäftsinteressen („Trader's Defence Association“). Dieses Mal war es der Handelsminister Chamberlain, dem man die üblichen Beschwerden vortrug. Auch zeigte derselbe größere Sympathie für dieselben, als die früheren Minister, er war namentlich für Erneuerung des Untersuchungsausschusses von 1879. Jetzt nahm die große Genossenschaftsorganisation des Landes die Sache auf, erklärte sich solidarisch mit der Angelegenheit der Beamtenvereine und sandte ihrerseits eine große Deputation an den Handelsminister. Dies wirkte. Es geschah nichts mehr, und seitdem ist kein weiterer Schritt versucht worden, die Thätigkeit der Beamten-Consumvereine zu unterdrücken.

III.

Nach englischer Weise hatte jene parlamentarische Untersuchung von 1879 als Ventil gewirkt. Neben dieser praktischen Leistung hat sie, gleich so vielen ähnlichen Fällen im englischen Staats- und Wirthschaftsleben, als Denkmal ein Blaubuch hinterlassen, in welchem lehrreicher Stoff zur Klarlegung der schwebenden Streitfragen enthalten ist — Streitfragen, die sich nicht auf England beschränken.

Das ist die vortreffliche Eigenschaft dieser parlamentarischen Untersuchungen (welche für Deutschland leider immer noch als ein entferntes Muster angepriesen werden müssen), daß sie eine vielbewährte Methode sind, die Erscheinungen des öffentlichen Lebens mit strotzendem Realismus wiederzugeben und dem nach objectiver Wahrheit verlangenden Urtheil die allseitigen Zeugnisse des täglichen Lebens als das vorzulegen, was sie sind, als Spiegelungen der einander gegenüber gestellten Interessen, welche vor die höhere Instanz des Staatsinteresses und des Gesammturtheils gestellt werden.

Eine Wiederaufnahme des Zeugenverhörs durch einen erneueten Ausschuß hätte noch manche Ergänzung liefern können. Aber auch so ist der vorliegende Stoff ergiebig und lehrreich. Wir möchten hier, nach den hauptsächlichen Gesichtspunkten geordnet, die darin enthaltenen Lehren wiedergeben, indem wir die Mühsal eines weitschichtigen Materials und seines Studiums hinter einer einfachen Darlegung des Sachverhaltes sich verbergen lassen.

Wir beginnen mit dem Verhältniß der Beamten-Consumvereine zu den sonstigen Consumvereinen der arbeitenden Klassen, in welchen sich die englische Genossenschaftsbewegung seit einem halben Jahrhundert vorzugsweise fruchtbar erwiesen hat. Die Vertreter der Kleinhändler äußern ein lebhaftes Wohlwollen für diese Bewegung und ihre socialreformatorische Bedeutung im Dienste der ärmeren Klassen. Sie machen es den Beamtenvereinen zwar zum Vorwurf, daß diese nicht, wie jene, den ärmeren Klassen dienen; aber sie legen immer wieder Nachdruck darauf, daß trotz alledem auch die Beamtenvereine ihre Billigung erhalten würden, wenn sie sich im wahren Sinne einer Genossenschaft auf den Kreis ihrer eignen Mitglieder beschränkten.

Die Anwälte der Genossenschaftsbewegung wiederum treten von ihrer Seite her für das gute Recht der Beamtenvereine, so wie sie nun einmal sind, ein; jedoch sie unterlassen nicht, auf den weiten moralischen und socialpolitischen Abstand hinzuweisen, welcher zwischen diesen und den von ihnen vertretenen socialen Gebilden besteht.

Gewöhnlich bezeichnet man in England diese letzteren nach dem erfolgreichsten Beispiele derselben, dem Consumvereine von Rochdale, über welchen auch das Ausland zu häufigen Malen (Deutschland u. a. durch V. A. Huber) unterrichtet worden ist. Das Wesen derselben besteht darin, daß der gemeinsame Einkauf und Verkauf von Verbrauchsgegenständen nicht der einzige, ja nicht einmal der hauptsächliche Zweck ist, sondern gleichsam nur das Werkzeug zur tiefer greifenden Reform der ökonomischen und sittlichen Lebenshaltung. Zwar soll die tadellose Beschaffenheit und die Billigkeit der Waaren, im Gegensatze zu demjenigen Kleinhandel, welchem die Arbeiterfamilien vielfach preisgegeben sind, vermittelst des unbedingten Grundsatzes der Baarzahlung der Anknüpfungspunkt für die

Gründung dieser Genossenschaften sein. Indessen das darüber hinaus gehende Interesse der Genossenschaft zeigt sich gleich darin, daß die Verkaufspreise nicht möglichst niedrig normirt werden, sondern meist eben so hoch wie die herrschenden Preise der concurrirenden Krämer und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, die Differenz als Ersparnisse der Mitglieder festzuhalten, gleichsam in indirecter Form, wie man Steuern indirecter Art in bequemer Weise aufzubringen gewohnt ist. Auf diese, wie von selber wachsenden Antheile an dem Vereinsvermögen gründet sich die ausgedehnteste Selbstverwaltung der Mitglieder in den Geschäften des Vereins. Auch diese Thätigkeit ist, ähnlich wie jener ökonomische Sparproceß, zwar durch die nächstliegenden Interessen veranlaßt; aber sie führt bald darüber hinaus und wird eine sittliche und bürgerliche Erziehung für die arbeitenden Klassen. In dem kleinsten, aber nächstliegenden Bereich lernen sie gemeinsame Angelegenheiten verwalten, erwerben sie die Gesinnungen, welche durch jede Arbeit an einer gemeinsamen Aufgabe geweckt werden.

Im Einzelnen ist diese Entwicklung mit großen materiellen Erfolgen verknüpft gewesen, so namentlich in Rochdale selber, wo aus den unscheinbarsten Anfängen ein Wohlstand hervorgegangen ist, welcher die Genossenschaft zur Herrin großer selbständiger Unternehmungen machte, neben ansehnlichen Leistungen für Bildung und Unterricht. Aber weit höher noch geht der Flug der Gedanken, welche in dem Programm der Genossenschaftsbewegung niedergelegt sind, und über die harte Wirklichkeit hinaus ihre hochgespannten Forderungen an die Zukunft richten. Nach diesen ist alles bisher thatsächlich Erreichte nur ein dürftiger Anfang, gemessen an dem Maßstabe des eigentlichen Zieles. Das Ziel aber besteht darin, daß durch consequente Fortentwicklung eines das ganze Land umspannenden Netzes der Genossenschaften zuletzt das System der Concurrenz überwunden und durch das System der Genossenschaften ersetzt wird, daß der Gegensatz der wider einander strebenden individuellen Interessen aufgehoben werde durch die brüderliche Gemeinschaft der Genossenschafter.

Von alledem, zumal von so überspannten Idealen, ist bei den Beamten-Consumvereinen keine Rede. Die Vertreter der Genossenschaftsbewegung, zwar durchaus geneigt, das gute Recht der Beamtenvereine gegenüber dem Widerstande der Shopkeeper zu vertheidigen, können doch nicht umhin, mit Geringschätzung von deren socialpolitischer Bedeutung, am Maßstabe der eigentlichen Genossenschaften, zu sprechen. So sagt Mr. John Watts[1]), eine in Manchester lebende Persönlichkeit von hervorragender Bedeutung für die Gemeinnützigkeit und die Sache der Genossenschaften, vor dem Parlamentsausschusse: „Der Unterschied besteht nach meiner Ueberzeugung darin, daß der Consumverein vorsorgliche Gewohnheiten lehrt, während der Beamtenverein Denjenigen Vortheil bringt, welche extravagant leben wollen, indem er mehr Mittel zu ihrer Verfügung stellt in Gestalt des Gewinnes an den eingekauften Waaren; ein wahrer Consumverein lehrt Sparsamkeit durch einen sanften Zwang; er hält den Gewinn für ein Vierteljahr fest, und am Ende des Vierteljahres weckt er die Neigung, den Gewinn zur Ansammlung liegen zu lassen, so daß nach einer nicht langen Reihe

[1]) Report 1879, p. 229 ff.

von Jahren es für die arbeitenden Klassen möglich wird, Hauseigenthümer oder sonst Besitzer zu werden. Von einer solchen Aussicht ist bei den Beamtenvereinen keine Rede."

Weit schärfer bezeichnet den Unterschied ein anderer Zeuge aus verwandten Kreisen, G. J. Holyoake. „Die Beamtenvereine sind eine Nachahmung unserer Genossenschaften", sagt er, „aber eine sehr schlechte Nachahmung. Sie erziehen nicht ihre Mitglieder und Kunden, wie jene anderen, in der Verwaltung von Geschäften und gemeinsamen Angelegenheiten; sie kümmern sich nicht um das persönliche Wohlergehen derselben, schaffen keine Bedingungen der Selbsthülfe für sie, keine Mittel der Bildung. Sie sind lediglich großartige Kramläden auf Actien, in denen die Reinheit der Waare mehr oder weniger Sache des Zufalls ist, und die Wohlfeilheit abhängig zu sein scheint von der gebührenden Ansammlung der Gehalte für die Verwaltungsräthe, in denen die einzige sittliche Beziehung zwischen Verein und Käufer in der Ersparung eines Shillings am Pfunde besteht. Dadurch werden sie bloße Veranstaltungen zur Erhöhung der Ausgaben unter dem Reize der Wohlfeilheit, statt daß sie Capital für ihre Mitglieder ansammeln. Sie erregen den Aerger der Geschäftsleute, weil sie niedrigere Preise für dieselbe Waare einführen, während unsere Genossenschaften eher geneigt sind, die Preise zu erhöhen, um desto mehr für den Sparproceß festzuhalten. Aus diesen Gründen sind wir der Ansicht, daß die Beamtenvereine die rechtschaffenen Genossenschaften in Verruf bringen."

Glücklicher Weise bleibt bei diesem Unterschiede der einen und der anderen Kategorie von Consumvereinen auf Seiten der Beamtenvereine doch noch eine Reihe von Vorzügen, welche selbst von den Vertretern des Genossenschaftswesens anerkannt werden. Solche Vorzüge sind: sie brechen absolut mit dem System des Kaufens auf Borg und halten, gleich den Arbeiter-Consumvereinen, strenge an dem Grundsatze der Baarzahlung fest; sie beseitigen die in den wohlhabenden Classen eingerissene Unsitte der Demoralisirung der Dienstboten durch Trinkgelder; sie veranlassen die Häupter der Haushaltungen, selber einzukaufen und dadurch den Charakter des Geschäfts zu heben; sie geben durch den Umstand, daß höhere Beamte im Vorstande der Vereinsverwaltung sind, eine Bürgschaft für den höheren Grad von Anständigkeit und Ehrlichkeit in der Geschäftsführung, verglichen mit den herrschenden Mißbräuchen des sonstigen Kleinhandels.

Es liegt auf der Hand, daß die objective Beurtheilung der wirklichen Vorzüge, welche den Beamtenvereinen im Unterschiede von den Genossenschaften und deren weitergreifender Bedeutung übrig bleiben, eine kühlere sein muß, als aus dem Standpunkte von Männern, welche den Werth ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit gerade in dem Nachdrucke finden, den sie auf jene tiefere Bedeutung der Genossenschaften legen. Es ist immer noch genug, wenn nur dieses erreicht wird, was selbst die Anwälte der Genossenschaften den Beamtenvereinen zugestehen. Es ist die weitergehende Leistung der Arbeiter-Consumvereine theilweise durch die andersartigen Verhältnisse begründet, in welchen sich die arbeitenden Classen befinden. Die bloße Durchführung der Baarzahlung, statt der Mißbräuche des Schuldenmachens, ist ein wesentlicher Fortschritt für die Lebenshaltung, die sittliche wie die ökonomische, der Beamtenclassen so gut wie der Arbeiterclassen, und es

ist nicht richtig, diesen Fortschritt herabzusetzen, weil manche andere Reformen nicht zugleich damit verbunden sind. Die Behauptung, daß der verwohlfeilerte Einkauf als ein Reizmittel zu größerem Verbrauche, ja zur Verschwendung dient, ist wohl nur in der Antithese zu der Ersparniß der Arbeiter-Consumvereine als Uebertreibung verständlich, während sie an sich wenig Glaubwürdigkeit hat, die durch die praktische oder psychologische Erfahrung bezeugt wäre.

Daß die Beamtenvereine den Zorn der concurrirenden Geschäftsleute erregt haben, ist unbestreitbar. Aber diese müßten doch nur sehr wenig erleuchtete Geschäftsleute sein, wenn sie wirklich in den nur scheinbar hohen Preisen der Arbeiter-Consumvereine keine Concurrenz und daher keinen Anlaß zum Zorne sähen, während die Preise der Beamtenvereine ihre Entrüstung hervorrufen. In der That verhält es sich auch anders. Die Geschäftsleute machen wohl, im Kampfe gegen die Beamtenvereine, mit einer Uebereinstimmung, welche die einheitliche Leitung der Agitation beweist, wieder und immer wieder das Zugeständniß, daß sie gegen die genossenschaftlichen Consumvereine gar nichts einzuwenden haben, daß sie auch gegen die Beamtenvereine nichts einzuwenden haben würden, wenn diese nach dem Grundsatze der Genossenschaften sich auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkten, statt thatsächlich offene Magazine für die besseren Classen zu halten. Indessen das ist nur eine taktische Frontveränderung. Die Wahrheit ist, daß allenthalben, wo Consumvereine für die arbeitenden Classen in englischen Städten begründet worden sind, die Shopkeeper von jeher Widerstand geleistet haben[1]). Bereits im Jahre 1815 wendeten sich die Bäcker der Stadt Plymouth an die Regierung, um die Aufhebung der genossenschaftlichen Kornmühle durchzusetzen. In den Jahren 1830 und 1831 entzogen die Shopkeeper von Tunbridge Wells und Thurmaston darbenden Arbeitern die Armenunterstützung, weil diese zuvor der Genossenschaftsbewegung sich angeschlossen hatten. Im Jahre 1862 verweigerten die Shopkeeper, welche Mitglieder des Unterstützungscomités in der Baumwollennoth waren, den Genossenschaftern Unterstützung, bis endlich Lord Derby sich derselben annahm. Im Einzelnen hat es freilich nicht an wohlwollenden Geschäftsleuten gefehlt, welche den jungen Consumvereinen der Arbeiter mit Rath zur Seite standen; aber meistens haben sie Widerstand geleistet, wo immer sie konnten; sie haben die Fabrikherren veranlaßt, die Arbeiter zu entlassen, die in den Consumvereinen einkauften; sie haben sich geweigert, an die Consumvereine zu verkaufen, wo diese in die Lage kamen, von ihnen einzukaufen; sie haben den Großhandelshäusern (gerade wie nachmals aus Anlaß der Beamtenvereine) mit Entziehung ihrer Kundschaft gedroht für den Fall, daß jene auch den Consumvereinen Waaren lieferten; ja, sie haben diesen Versuch fortgesetzt, bis sie dadurch die Consumvereine veranlaßten, sich selber ein gemeinsames Organ für den Großhandel aus eigenen Kräften zu schaffen in der Großhandelsgenossenschaft zu Manchester. Noch in neuester Zeit haben sie die Parlamentswahl von Thomas Hughes und Walter Morrison bekämpft, die erstere mit Erfolg, weil dieselben Freunde der Genossenschaftsbewegung waren, obwohl sie mit den Beamtenvereinen niemals etwas zu thun hatten; in Rochdale selber ist das Gleiche einstmals Richard Cobden widerfahren.

[1]) Report, p. 238.

Die Unterscheidung der Beamtenvereine von den sonstigen Consumvereinen wirft hienach ein bemerkenswerthes Licht auf das Wesen beider Arten von Vereinen; indessen in dem Widerstande, den die Geschäftsleute des Kleinhandels ihnen entgegengestellt, sind sie Leidensgenossen und eine Würdigung der Gründe dieses Widerstandes wird daher gemeinsame Eigenschaften beider Arten von Vereinen aufweisen, neben den besonderen Eigenschaften, welche den Beamtenvereinen ausschließlich zum Vorwurf gemacht werden.

IV.

Unter den besonderen Eigenschaften steht augenscheinlich voran die amtliche Stellung, in welcher sich die leitenden Persönlichkeiten der Beamtenvereine dem Staate gegenüber befinden. Ein entwickeltes öffentliches Leben von stark demokratischer Färbung, geübt im Gebrauche der alltäglichen Scheidemünze der volkswirthschaftlichen Aufklärung, erfaßt dieses Verhältniß gern unter dem Gesichtspunkte des Steuerzahlers und des durch die Steuern Bezahlten. Es ist das im Einklange mit der Liebenswürdigkeit, welche heutzutage alle Klassen der Gesellschaft mit einander austauschen. Der Fabrikherr, wie er uns versichert, ernährt die Arbeiter; die Arbeiter haben sich in Besitz einer gelehrten Parteiliteratur gesetzt, um dem Fabrikherrn diese Freundlichkeit zurückzugeben. Daß der Landwirth das einzig productive Glied der Volkswirthschaft ist, sagt er uns seit alten Zeiten, aber besonders wirkungsvoll und autoritativ in der neuesten Zeit. Daß der ehrenwerthe Stand, welcher das letzte Glied in der Kette der productiven Stände ist, um die Dinge des Bedarfs für den täglichen Einkauf bereit zu halten, seinerseits sich mit der Gesammtheit der Steuerzahler identificirt, ist ihm bei so imposanten Vorbildern nicht zu verdenken. Auch nicht der geläufige Materialismus, welcher die Leistungen des Staatsdienstes auf gleiche Stufe stellt, wie es die subjective Productivität der einen erwerbenden Klasse gegenüber der anderen Klasse zu thun gewohnt ist.

Der Angriffspunkt wird dadurch nur um so günstiger für das verletzte Interesse der Kleinhändler, daß in der That auch für das unbefangene Urtheil die Frage eine ziemlich verwickelte ist, daß principielle Gesichtspunkte wie positivrechtliche im Unklaren liegen, daß im Einzelnen Mißbräuche vorgekommen zu sein scheinen, welche ohne Zweifel Tadel verdienen.

Zwar den extremen Forderungen gegenüber ist es leicht, Stellung zu nehmen. Wenn einzelne Geschäftsleute, ja die Mehrzahl derselben, in dem Zeugenverhör des Parlamentsausschusses geneigt sind, das zum Grundsatze zu machen, daß jeder Staatsbeamte in seinem Berufe gänzlich aufgehen solle, in dem Sinne, daß seine ganze geistige und körperliche Kraft förmlich ausgeschöpft werde als Gegenleistung für das Gehalt, das er vom Staate empfängt[1]) — so ist es klar, daß dieses ein unvernünftiges Verlangen ist. In jedem Zweige der gesellschaftlichen Thätigkeit, für die niedrigsten Klassen der täglichen Arbeit wie für die höheren, erscheint es aus Gründen der Gesundheit, der Bildung, der öffentlichen Theil-

[1]) If I had authority, I would take out of a man in the Government service all the brains that he had every day, sagt Mr. Jones, Report 1879, p. 5.

nahme, der Gemeinnützigkeit, der Wohlthätigkeit, der Erholung u. s. w. wünschenswerth, ja nothwendig, eine Ergänzung und Abwechslung eintreten zu lassen neben der Berufsarbeit. Es gibt Schichten der Bevölkerung, in welchen dieses Wünschenswerthe als zunächst unerreichbar erscheint; aber eben dann sieht man darin einen dringenden Anlaß zu Reformen, und gerade die Gegenwart ist mit gesetzgeberischen Maßregeln für diesen Zweck beschäftigt.

Was man den niedrigsten Schichten der Handarbeit gewähren will, kann man den Staatsbeamten nicht vorenthalten wollen. Keine vernünftige Staatsverwaltung kann daran denken, deren Kraft so auszunutzen, daß ihnen — nach dem Wunsche jener Herren — die Lust vergehe, noch andere Beschäftigungen zu suchen.

Allerdings wird die Frage schwieriger, wenn es sich darum handelt, nach diesem allgemeinen Zugeständniß. die Schranke zu ziehen zwischen erlaubter und unerlaubter Nebenbeschäftigung eines Staatsbeamten.

Es kommt hiebei, nach allgemein herrschenden Ansichten und besonderen Bestimmungen der einzelnen Länder, auf die Art und das Maß der Nebenthätigkeit an.

Gewisse Arten gibt es, welche wohl niemals beanstandet worden sind, wegen des Zweckes, dem sie dienen, wegen der höheren Richtung, wegen der Uneigennützigkeit, die sich darin bethätigt. Das ganze Vereinswesen mit wohlthätiger Bestimmung, die Bethätigung der Nächstenliebe, selbst mit einem erheblichen Opfer an Zeit und Kraft, hat (innerhalb der selbstverständlichen Schranken) wohl allenthalben als das gute Recht eines Beamten gegolten. Es mag amtliche Pflichten geben, welche die Arbeitskraft des Beamten so gründlich ausnutzen, daß selbst für so lobenswerthe Nebenthätigkeit keine Muße übrig bleibt; aber dieses ist nur die Ausnahme oder soll die Ausnahme sein, womöglich eine Ausnahme, die zu beseitigen ist[1]).

Weniger unbedingt zugegeben, aber doch gemeinhin als zulässig anerkannt, ist eine Nebenthätigkeit künstlerischer oder literarischer Art. Das Problematische derselben beginnt mit dem erwerblichen Charakter; das unbedingt Zugestandene liegt in der Entwicklung von individuellen Anlagen edlerer Art, welche das Leben des Mannes zu verbessern geeignet, ihn über die Prosa des Alltagslebens zu erheben gemacht sind. Wo solche Bestrebungen zurückstehen und der erwerbliche Charakter ganz in den Vordergrund tritt, werden die Bedenken größer. Man geht davon aus, daß der Staat die Pflicht hat, seinen Beamten den standesgemäßen Unterhalt zu gewähren, und daß er diese Pflicht erfüllt, oder daß er, wo er darin zurückgeblieben ist, dieses nachzuholen trachtet. Daß der Wunsch in den Beamtenkreisen besteht, gleichwohl ihre ökonomische Lage zu verbessern, wird angesichts der thatsächlichen Umstände in der Mehrzahl der Fälle sehr entschuld-

[1]) Wie private Unternehmungen überhaupt geneigt sind, rücksichtsloser die Arbeitskraft ihrer Angestellten auszunutzen als die Staatsverwaltung — wenigstens in England — so ist es in der That vorgekommen, daß die Verwaltung der Bank von England einen ihrer Angestellten, welcher an den Sonntagen Predigten gehalten hatte, dafür zur Verantwortung gezogen hat, während bekanntlich nach englischen Gewohnheiten der Sonntag unbedingt ein Feiertag für die Bankbeamten u. s. w. ist. (Vergl. das Zeugniß Report, 1879, p. 126.)

bar sein, und die Staatsverwaltung selber pflegt es mit Wohlgefallen anzusehen, wenn ihre Beamten in eigenem Vermögensbesitz eine Ergänzung des Diensteinkommens finden. Aber eine Thätigkeit, die auf Erwerb ausgeht und eine erhebliche Ergänzung des Lebensunterhaltes darin sucht, erscheint weder als eine wünschenswerthe Abwechslung der Berufsthätigkeit, noch scheint sie der Würde des Amtes zu entsprechen, um so weniger, je mehr sie auf den Markt des gewohnten Erwerbslebens tritt, in Handel, Industrie u. dgl. Daß ein Staatsbeamter im Verwaltungsrath einer Actiengesellschaft sitzt, mag an sich unbedenklich, unter Umständen sogar erfreulich sein; daß er große Gewinne daraus zieht, gibt zu manchen Bedenken Anlaß. Die wirklichen Vorschriften unserer Staaten verhalten sich im Ganzen unsicher dazu, meistens mit Nachsicht.

Eigenthümliche Fälle begründet das Staatsleben des englischen Parlamentarismus. Es besteht keinerlei Hinderniß dagegen, daß Männer die höchsten Aemter in England innehaben, welche zu gleicher Zeit ein kaufmännisches Geschäft betreiben, wie ein Mitglied des Ausschusses von 1879 erklärt. In neuerer Zeit sind ein Brauereibesitzer, ein Buchhändler, ein Baumwollindustrieller, ein Wollenfabrikant, endlich ein Teppichfabrikant Staatsminister gewesen. Wenn hervorragende, theilweise hochachtbare Staatsmänner, wie Mundella und Chamberlain, zugleich Industrielle und Minister sind, so findet man das nicht anstößig, weil hier gleichsam vor aller Welt die staatsmännische Existenz sich herkömmlich auf die industrielle Thätigkeit aufgebaut hat, weil die Berufung in das Ministerium auf Grundlage dieser Existenz geschehen ist, weil die Dauer der ministeriellen Wirksamkeit eine vorübergehende, weil die Ansprüche des öffentlichen Lebens diese Männer längst zu einem angemessenen Modus der Vereinbarung zwischen dem Gewerbtreibenden und dem Staatsmanne genöthigt haben. Aber auch in deutschen Landen kommt es bei diesem Verhältniß mehr auf das Wie, als auf das Was an. Die Bevorzugung der öffentlichen Meinung für den landwirthschaftlichen Erwerb ist — namentlich heutzutage — in der Sache nicht begründet; ja diese gerade hat uns neuerdings Gelegenheit gegeben, die Gefahren einer solchen Verbindung zu zeigen; auch knüpfen sich ohnehin an die heutige Landwirthschaft mannigfaltige Zweige der Industrie und mannigfaltige Anlässe der industriellen Gesinnung.

Handgreiflicher wird der Conflict, wenn die Erwerbsstellung eines Beamten geradezu in dasjenige Gebiet übergreift, für dessen obrigkeitliche Verwaltung er angestellt ist. Ein Fall dieser Art ist vor nicht vielen Jahren in England vorgekommen, wenn ein Staatseisenbahninspector, dessen Aufgabe die Controle der Privateisenbahnen hinsichtlich ihrer technischen Zuverlässigkeit war, durch die leitenden Eisenbahnmagnaten zum Verwaltungsrathe[1]) einer von England aus verwalteten Canadischen Eisenbahngesellschaft gemacht wurde.

---

[1]) Sehr verbreitet ist die Sitte, daß Mitglieder des Parlaments in dem Verwaltungsrathe einer Actiengesellschaft sitzen. Zu Ende des Jahres 1889 befanden sich (nach einer Statistik, welche ich dem „Economist“ vom 28. Juni 1890 entnehme) neben den vielen Parlamentsmitgliedern, die nur in einem oder in einigen Verwaltungsräthen saßen, sechsundzwanzig Mitglieder im Unterhause, welche zusammen in 213 Verwaltungsräthen sitzen, d. h. durchschnittlich jeder in reichlich acht; darunter einzelne in vierzehn bis sechzehn. Der Unterstaatssecretär des

Aber im Ganzen handelt es sich um solche Fälle nicht. Die englische Gesetzgebung begnügt sich hier wie so oft mit Gewohnheiten; eine in neuem Zusammenhange angeregte Controverse zeigt die Unsicherheit des bestehenden rechtlichen Zustandes. Als im Jahre 1874 der Schatzkanzler der Deputation der Krämer antwortete, verwies er wegen der Frage der Nebenämter auf die gerade damals tagende Königliche Untersuchungs-Commission. Die Erwartung, von dieser einen Aufschluß darüber zu erhalten, ist aber getäuscht worden. In den drei Reports derselben[1]) ist kein Wort enthalten, was sich darauf bezieht. Erst eine neuere Commission, obwohl die Hauptfrage ebenfalls unberührt lassend, stellt wenigstens eine zeitliche Norm für die Arbeit der Beamten auf[2]). Die Commission macht den Vorschlag, die täglichen Arbeitsstunden sollten in allen Behörden und in allen Stufen des Beamtenthums auf sieben festgesetzt werden.

Und eine zeitliche Norm ist wirklich, wie es scheint, ziemlich allgemein üblich in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, nur unter einander etwa verschieden, auch regelmäßig nicht bis zur Höhe von sieben Stunden reichend, sondern bis etwa fünf oder sechs Stunden, wie es die dem Ausschusse von 1879 vorgelegten Ausweise der einzelnen Londoner Centralbehörden zeigen.

Die Handhabung dieser Zeitschranken scheint eine ziemlich laxe zu sein. Zwar erweisen sich manche Anklagen der Zeugen als hinfällig, aber die Art und die Mittel, mit welchen die betroffenen Beamten sich in dem Verhör von dem Vorwurfe zu befreien suchen, läßt manche Zweifel zurück. Haben wir doch die lehrreiche Thatsache vor Augen, daß in der Verwaltung des Londoner Officiervereins überhaupt keine activen Officiere, sondern nur pensionirte sitzen, in der Verwaltung der beiden Civilbeamtenvereine dagegen eine lange Reihe von activen Beamten. Es wäre eine sehr einfache und willkommene Lösung der Schwierigkeit, wenn die Civilbeamten thäten, wie die Officiere thun. Der Conflict wäre ausgeschlossen, die größere Muße für dieses Nebenamt wäre vorhanden, die Bedürftigkeit des damit bedachten Mannes wäre die größere. Daß allerdings die remonstrirenden Shopkeeper auch den Pensionären diese Thätigkeit verbieten wollen, weil sie, wie die activen Beamten, von dem Gelde der Steuerzahler leben, und weil sie nicht pensionirt sein sollen, wenn sie noch Kräfte für ein solches Nebenamt übrig haben — das ist wohl kein ernsthaftes Bedenken.

Statt dessen hat man sich mit einzelnen Maßnahmen begnügt, wie jener in dem Falle, welchen der Minister Goschen im Unterhause selber mittheilte. Es ist auch wohl in einem einzelnen Ministerium einmal eine Vorschrift erlassen worden, welche gewisse Grenzen ziehen sollte. Am 27. März 1857 hat das Kriegsministerium an seine Beamten einen Erlaß gerichtet, welcher besagt, dieselben dürften keine civile oder militärische Stellung übernehmen, noch sich in

Auswärtigen Amtes sitzt nur in sieben Verwaltungsräthen. — Wie wenig diese Sitte im Einklange mit einer ernsteren Auffassung des parlamentarischen Berufes auch in England steht, beweist die Mahnung, daß sich die Herren mit einer der beiden Kategorien von Pflichten begnügen möchten, welche selbst das angeführte Bank- und Börsenblatt ihnen ans Herz legt.

[1]) Civil Service Inquiry Commission 1875, Band XXIII.

[2]) Report of the Royal Commission to inquire into the Civil establishments, 10. September 1888, p. XXVI.

ein Gewerbe einlassen, ohne die Genehmigung des Staatssecretärs, bei Strafe der Entlassung [1]). Diese Vorschrift soll aber unwirksam geblieben sein. Genereller und lockerer lautet eine frühere Verordnung des Schatzamts (vom 27. März 1849), welche erklärt: „Das Gemeinwesen hat Anspruch auf die ganze Zeit der Staatsbeamten, und weil dieselben Stellungen innehaben, die ihre tägliche Gegenwart verlangen, so sollen sie nicht die Erlaubniß erhalten zur Annahme von Verwaltungsrathsstellen, welche ihre Abwesenheit zur Zeit der Amtsstunden fordern." Dieser Erlaß sagt theils Selbstverständliches, wenigstens für eine geordnete Staatsverwaltung, theils scheint er wirkungslos geblieben oder auch vergessen zu sein. Als am 11. September 1872 im Unterhause Sir Thomas Chambers den damaligen Schatzkanzler Lowe interpellirte mit der Frage, ob das System der Beamten-Consumvereine nicht im Widerspruche zu den dienstlichen Vorschriften stehe, und ob den Beamten nicht verboten sei, an einem Geschäftsbetriebe sich zu betheiligen, antwortete der Schatzkanzler. es sei keine Vorschrift vorhanden, und er habe keine Befugniß, die Beamten außerhalb der Dienststunden von jenen Geschäften zurückzuhalten; es sei ihnen lediglich verboten. sich an kaufmännischen Geschäften thätig zu betheiligen, wenn dadurch ein Theil ihrer Amtsstunden in Anspruch genommen werde. Gelegentlich einer wiederholten Interpellation, am 2. Juli 1875, erklärte Goschen, die Staatsbeamten haben ein Recht darauf, ihre Mußestunden in jeder ihnen geeignet scheinenden Art zu verwerthen, gerade so gut wie jede andere Klasse der Unterthanen Ihrer Majestät. Allerdings, fügte Goschen hinzu, erscheint es unpassend, daß Beamte in hoher Stellung. deren Arbeitsfrische und Energie für die ausreichende Erfüllung ihrer Amtspflicht nothwendig sind, irgend einen großen Theil in der Verwaltung dieser Vereine auf sich nehmen.

In dem Verwaltungsrathe des größeren der beiden Beamtenvereine sitzen fünfzehn Mitglieder, fast ausnahmslos active Beamte aus den verschiedenen Centralbehörden Londons, jeder mit einem Jahresgehalt von zweihundert Guineen. In der Zeit von 1879 bis 1889 hat sich darin, wie in den meisten anderen Zügen dieser Vereine, nicht viel geändert. Nach den letzten beiden Halbjahrsausweisen ist halbjährlich an die Verwaltungsrathsmitglieder einschließlich des mit Prüfung des Rechnungswesens betrauten Auditors £ 1732 bezahlt worden.

In dem Verwaltungsrathe des Officiervereins sitzen acht Mitglieder, sämmtlich pensionirte, als Präsident an ihrer Spitze ein Admiral a. D. Darunter [2]) gibt es zwei mit hohem Einkommen, weil sie Verwaltungsräthe und Directoren zugleich sind (managing directors), der eine mit £ 1600, der andre mit £ 1000; die übrigen sechs je mit £ 314.

V.

Ein ferneres Problem, welches unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die technisch-ökonomische Bedeutung der Beamtenvereine.

Was bedeuten sie im Zusammenhange des herkömmlichen Verkehrslebens? In welche Lücke treten sie ein? Welche bisherigen Organe suchen sie zu ersetzen?

[1]) Report, p. 21, 218.

[2]) Report, p. 278.

Welche eigenthümlichen Mittel stehen ihnen zu Gebote? Welche Aussichten bieten sie oder haben sie verwirklicht, an Stelle der sonst üblichen arbeitstheiligen Geschäftsfunctionen etwas Besseres zu leisten? Welche ökonomische Berechtigung haben sie in Folge dessen nachgewiesen?

Um auf diese Fragen zu antworten, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß diese neuen Organisationen auf zweierlei eigenthümlichen Momenten beruhen, dem genossenschaftlichen und dem großcapitalistischen, wodurch sie sich von dem üblichen Typus des Kleinhandels unterscheiden.

Das Wesen des genossenschaftlichen Moments in seiner elementaren Gestalt — von allen höher fliegenden Plänen abgesehen — machen wir uns am besten deutlich, wenn wir an jenes embryonische Gebilde anknüpfen, welches zum Ausgangspunkte dieser Darlegung dienen mußte. Es thun sich einige befreundete Familien zusammen und kaufen gemeinsam im Großen eine Kiste Thee, einen Sack Kaffee, ein Faß Wein u. dgl. ein. Sie setzen damit die sonst gewohnte Zwischenhand des Kleinhändlers bei Seite, dessen berufsmäßiges Geschäft es ist, den Einkauf im Großen zu besorgen und für den Bedarf dieser und vieler anderer Familien Vorrath zum Verkauf im Kleinen täglich bereit zu halten. Der Anlaß, den ungewohnten Weg einzuschlagen, liegt offenbar darin, daß die Ansicht vorwaltet, es werde dadurch möglich, bessere Waare oder mäßigeren Preis zu erreichen. Dieser subjective Anlaß ist freilich noch nicht ein Beweis für die objective Berechtigung desselben.

Denn was geschieht hier in der That? Im Gegensatze zu dem Grundsatze der Arbeitstheilung, welcher die Gewerbe einer civilisirten Volkswirthschaft beherrscht, machen sich die Consumenten anheischig, die Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs besser und wohlfeiler bewerkstelligen zu können als diejenigen, welche ihren gelernten Beruf darin herkömmlich finden. Es müssen hier also entweder Mängel in den Leistungen der Arbeitstheilung oder Vorzüge in den Leistungen der neuen Organe liegen, wenn der Versuch erfolgreich sein soll. Beides kann im gegebenen Falle zutreffen; ob es aber zutrifft, hängt von allen den Umständen ab, welche für die angemessene Leistung der hier in Frage stehenden Aufgabe in Betracht kommen: Kenntniß der Bezugsquellen, sachkundiges Urtheil über die Beschaffenheit der Waaren, geschäftsmäßige Uebung in den für den Einkauf im Großen, für den Transport u. s. w. erforderlichen Verrichtungen und manches sonst dazu Gehörige. Positive und negative Erfahrungen haben oft genug gezeigt, daß jenes beliebte Auskunftsmittel nicht an sich eine Lösung, sondern nur ein Versuch dazu ist.

Das zeigt sich vollends dann, wenn sich solch ein Versuch nicht darauf beschränken will, etwa durch die freundliche Vermittlung des weinbefreundeten Nachbarn einen Antheil an seiner neuen Weineinfuhr zu erhalten oder bei der Austheilung der Theekiste, die der Bruder des Bekannten aus London schickt, bedacht zu werden, sondern wenn eine ganz allgemeine Ersetzung des Kleinhandels durch eine neue Organisation genossenschaftlicher Art in Frage steht. Hier ist regelmäßig der Conflict zwischen Arbeitstheilung und Genossenschaft von vorneherein da. Derjenige unter den Genossen, welcher die ausgebreitete Waaren- und Geschäftskenntniß hat, die dazu erforderlich ist, welcher einen solchen Ueberschuß von

verfügbarer Zeit besitzt, wie ihn die Verwaltung des neuen Unternehmens erfordert, ist augenscheinlich eine seltene Ausnahme. Die große Mehrzahl der Consumenten will die Vortheile der neuen Organisation genießen, ist aber weder fähig noch bereit, die dafür nöthigen Leistungen herzugeben. Im günstigen Falle mögen einzelne unter ihnen manche Stunde diesem Geschäfte widmen und mit Erfolg widmen; bei einer gewissen Steigerung der gemeinnützigen Empfindungen mag dieses tiefer in die Kreise des Consumvereins dringen, wie man das namentlich an dem Vereine von Rochdale und an seinen jüngeren Brüdern erlebt hat. Aber die eigentliche sachkundige Verrichtung wird regelmäßig in andere Hände fallen, durch welche der Grundsatz der Arbeitstheilung, den man soeben hinausgeworfen, zu einer anderen Thür wieder hereintritt. Insbesondere aber für die besitzenden und gebildeten Classen, wie sie bei den Beamtenvereinen in den Vordergrund treten, wird diese Nothwendigkeit sich ergeben. Das heißt: die Hauptarbeit fällt in die Hände berufsmäßig ausgebildeter Kleinhändler, welche in den Dienst des Vereins als dessen bezahlte Beamte treten, während sie sonst als Geschäftsleute für eigene Rechnung thätig sind oder im Dienste solcher privaten Geschäftsleute stehen.

Hierdurch stellt sich die Frage so. Welche vortheilhaften Folgen sind mit einer Verschiebung der vorliegenden volkswirthschaftlichen Aufgabe verknüpft, die darin besteht, daß an die Stelle des Geschäftsmannes, der in seinem Eignen thätig und Niemandem verantwortlich ist, ein Mann tritt, welcher im Dienste des Vereines steht und den Vereinsgenossen verantwortlich ist? Die Verwandlung des Eigeninteresses in Amtspflicht ist nach aller Erfahrung an der Menschennatur nicht allein mit Vortheilen verbunden, so wenig, daß es auf alle absehbare Zeit der schwächste Punkt der socialistischen Utopien bleibt, den Eigennutz durch das Pflichtgefühl ersetzen zu wollen. Wie alle in der Natur wurzelnde Kraft, ist die Kraft des Eigennutzes die stärkere, das Pflichtgefühl erst die späte Frucht einer langsam gedeihenden, mühsam erstarkenden Pflanze. Nicht unter jedem Himmelsstriche gedeiht diese Pflanze und nicht in jedem Bereiche einer Volkswirthschaft. Auf einzelnen Höhen erfreut uns ihr Anblick, aber in den breiten Niederungen entdecken wir nur schwache Keime. In jahrhundertelanger Arbeit züchtet ein Culturstaat für die hauptsächlichen Anliegen des Gemeinwesens ein pflichterfülltes Beamtenthum; aber das harte Urtheil des zukunftstrunkenen Radicalismus hat keine Ahnung davon, wie gänzlich unfähig er ist, aus den rohen Atomen seines freien Volksstaats etwas Gleiches oder gar etwas Besseres herzustellen. Daß unser Staat ein traditionelles Beamtenthum hat für Gericht und Verwaltung, für Bergbau und Waldung, beweist noch nicht, daß jede Actiengesellschaft, jeder Verein über ähnliche Beamte verfügen kann für Färberei und Spinnerei, für Gastwirthschaft und Kleinhandel.

Aber es mag im Einzelnen solche tüchtige Kräfte geben. Das ist auch die Antwort auf die Frage für den einzelnen Consumverein. Je nachdem es ihm gelingt, einen tüchtigen und rechtschaffenen Verwalter zu finden, mag die Verwandlung, die hier vorgegangen, mit Erfolg begleitet sein.

Ein zweites ist das Maß des Einflusses, welches durch die Vereinsgenossen oder (wie allenthalben) durch einen engeren Ausschuß derselben auf die Ver-

waltung ausgeübt wird. Eifer, Muße, Sachkunde, Uebung in den Geschäften, Uebung namentlich in dem Fortbestande des Vereins, sind Eigenschaften, welche solchen Einfluß auf die Angestellten, welche die erforderliche Controle über den Gang des Unternehmens bedingen. Wo diese Eigenschaften fehlen, wird die Genossenschaft herabsinken zu einer gewöhnlichen (obwohl selber dem eigenen Begriffe gegenüber entarteten) Actiengesellschaft. Aber wie es trefflich geleitete Actienunternehmungen gibt, Dank allein einem trefflichen Director, so ist Aehnliches auch bei einem Consumverein möglich.

Ein Drittes sind die einzelnen Gravamina, welche die Consumenten gegen den Kleinhändler geltend machen. Die üblichsten in England sind gefälschte Beschaffenheit der Waaren und die Borgwirthschaft. Durch den Kampf gegen beiderlei Mißstände haben sich der Rochdaler Verein und sein Gefolge namentlich verdient gemacht und Erfolg errungen. Wo diese Beschwerden bestehen, können sie in der That leicht einen dankbaren Boden für die Reformthätigkeit des Consumvereins bilden. Wenn es gelingt, durch Zugang zu besseren Quellen die Mißbräuche der Waarenfälschung zurückzudrängen, wenn der mannhafte Entschluß des kleinen und mittleren Mannes, sich von der Knechtschaft der Schuldenwirthschaft loszureißen, sich in die genossenschaftliche That übersetzt, so wird hier eine Verbesserung bewirkt, welche zunächst in den gewohnten Bahnen des Geschäftsverkehrs unthunlich erschien.

Die beliebteste, subjectiv am meisten verbreitete Beschwerde ist ohne Zweifel die unbillige Höhe der Preise. Dies aber führt uns zu einem anderen Punkte, welcher für das Wesen der großen Londoner Vereine ausschlaggebend ist und daher von uns am besten an das Vorausgehende angeknüpft wird.

VI.

Wenn man sich einen Verein vorstellt, wie es die „Civil Service Supply Association" ist, welcher heute mehr als 36,000 Mitglieder und Freunde von Mitgliedern (in der letzteren Kategorie drei Viertel) besitzt, deren jeder im Jahr durchschnittlich für Tausend Mark in einem der drei riesigen Verkaufsläden Londons oder von der Provinz her kauft; einen Verein, welcher anderthalb Dutzend gut bezahlte Verwaltungsrathsposten von möglichster Dauerhaftigkeit hat, im Einzelnen die gesteigerte Mühe dieser Verwaltungsräthe mit Gehalten, wie der Verein der Armee und Flotte bezahlt — dann muß man den Anwälten der englischen Genossenschaftsbewegung Recht geben, daß sie solche socialen Gebilde aus der Gemeinschaft der Arbeiter-Genossenschaften und ihres Ideenkreises zurückweisen.

Aber selbst diese Anwälte sind es und gerade sie, welche das Princip des großcapitalistischen, auf die moderne Productionsweise einen so mächtigen Einfluß ausübenden Betriebes, als das allbeherrschende auch auf diesem bescheideneren Gebiete erkennen, zum mindesten als das Princip der Zukunft erkennen. Ja, sie finden den experimentellen Beweis dafür in der Entwicklung ihrer eigenen Arbeiter-Consumvereine, welche sich in der Großhandelsgenossenschaft von Manchester ihre merkwürdige Centralisation geschaffen haben, die, im Jahre 1864 begründet, bereits im Jahre 1879 ihre Einkäufer nach allen Ländern

sandte, eigene Schiffe nach dem Festlande hinüberschickte, um für die vielen Kleinhandelsgenossenschaften die Waaren heranzubringen, als selbständiges Organ herangewachsen aus den unscheinbaren Anfängen der kleinen Vereine und weniger Jahrzehnte.

Wenn der Eindruck der Erscheinungen des wachsenden Großbetriebes sich dem Betrachter unserer deutschen Volkswirthschaft heute aufdrängt, so begreift man, mit wie viel stärkerer Kraft die analoge Entwicklung in England sich geltend macht, welches neben anderen Kennzeichen der uns vorausgeschrittenen Entwicklung namentlich dieses Merkmal der modernen Volkswirthschaft aufweist. Wohin wir blicken, bemerken wir um uns die Thatsachen dieser Gattung, ob es sich nun um Spinnerei und Weberei, Färberei und Wäscherei, ob um Brauerei und Bäckerei, Schneiderei und Schusterei, Bücherverlag und wer weiß was handelt, ob um Groß- oder Kleinhandel. Aber Alles, was wir um uns herum bemerken, ist nur die langsame Nachfolge in den Spuren der vorangeschrittenen englischen Entwicklung. Großbetriebscolosse treten uns auf Gebieten entgegen, auf denen sie ein nur um Weniges zurückliegendes Zeitalter, ja selbst heute noch die kleine deutsche Stadt am allerwenigsten erwartet. Ist doch im Jahre 1889 in London die „Metropolitan-Bread-Union" zu Stande gekommen durch Vereinigung dreier großer Gesellschaften, welche bereits über 160 Bäckereien, und Verkaufsläden verfügten, und dazu vier bis fünf ganz große Dampfmühlen, sowie 120 weitere Bäckereien fügen wollen, so daß die fünf Millionen Einwohner Londons bald ihr Brot aus diesem einzigen Betriebe geliefert erhalten werden. Oder wenn wir nach den bekannten Gebieten der Großindustrie blicken, so ist der Fortschritt vom Großen zum Größeren ein unablässiger. Die Zahl der englischen Baumwollspinnereien ist von 1870—1885 zurückgegangen (von 1108 auf 1090), aber die Zahl der Spindeln ist in demselben Zeitraume von $37^1/_2$ auf $44^1/_2$ Millionen gewachsen, also jede einzelne dem entsprechend so viel größer geworden.

Im Genossenschaftswesen selber ist der Zug dieser Entwicklung deutlich wahrzunehmen[1]). Nach dem amtlichen Ausweis gab es zu Ende des Jahres 1864: 417 Genossenschaften, die ihren Ausweis an die Behörde eingesandt hatten, mit 148 586 Mitgliedern, d. h. durchschnittlich 356 Mitglieder auf jede Genossenschaft, und mit einem Capital von 874 046 £, d. h. durchschnittlich 2096 £.

Im Jahre 1888 gab es 1353 Genossenschaften, die ihren Ausweis eingereicht, mit 934 897 Mitgliedern, d. h. durchschnittlich 691, und mit einem Gesammtcapital von $12^2/_3$ Millionen Pfund (wovon $10^1/_3$ Millionen eigenes Capital und $2^1/_3$ Millionen Darlehen), d. h. durchschnittlich 9323 £.

Unabhängig von allem Zusammenhange mit den Genossenschaften oder irgend einem Vereinswesen, wie demjenigen der Beamtenvereine, hat der Kleinhandel in London wie in Paris längst die Waffe des großen Betriebes ergriffen, um seine Leistungsfähigkeit und Wohlfeilheit zu steigern. Nach Deutschland hinüber-

[1]) Die Zahlen sind entnommen aus Ludlow und L. Jones, Progress of the working Class (1867), aus Statistical Abstract for the United Kingdom for 1889, aus „Economist", March 15, 1890.



gedrungen, theilweise in Deutschland nachgeahmt, sind die durch eigenthümliche Geschicklichkeit emporgebrachten Kleinhandelsmagazine von Paris, welche durch die besonderen Vorzüge des französischen Geschäftscharakters sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus zu einer wirthschaftlichen Macht emporgehoben haben. Die Grands Magasins du Louvre, du Printemps, au Bonmarché, und wie die übrigen alle heißen, sind nichts Anderes als der erfolgreiche Versuch des Großbetriebes im Kleinhandel, theilweise unterstützt durch die specifische Capitaltechnik des Großbetriebes, durch die Actiengesellschaft und die Commanditgesellschaft. Sie beweisen durch eine mächtige Thatsache, daß der Name „Kleinhandel" wohl Handel im Kleinen, nicht aber kleinen Handel bedeutet. Die geradezu aufsaugende Kraft, welche die Magasins du Louvre um sich herum entfalten[1]), kann jeder Beobachter an Ort und Stelle wahrnehmen, wenn er sieht, wie in der Nachbarschaft vor diesem Riesen aller andere Kleinhandel verschwunden ist.

In London und anderen Großstädten Englands fehlt es an Aehnlichem natürlich nicht. Und so liegt es nahe, daß die uns beschäftigenden Londoner Beamtenvereine vor allen Dingen unter diesem Gesichtspunkte gewürdigt werden von Sachkennern, welche gleichsam eingetaucht sind in den unwiderstehlichen Entwicklungsproceß der neuen wirthschaftlichen Atmosphäre, und ihrer Ueberzeugung rückhaltlosen Ausdruck geben. So äußert sich ein Geschäftsmann, selber angestellt in einer großen Londoner Eisenwaarenhandlung, im Verhör folgendermaßen[2]): „Es geht eine große Umwälzung im Kleinhandel vor sich, und die Zeit wird kommen, da die verhältnißmäßig kleinen Leute weggefegt werden durch den Fortschritt der Zeiten." — „Sie meinen," wird er darauf gefragt, „daß jeder unternehmende Mann mit zureichendem Capital neben den großen Beamtenvereinen bestehen kann?" — „Ja wohl," antwortet er, „wenn das Capital groß genug ist; denn nur die ganz großen Häuser können mit ihnen concurriren." — „Und wo finden Sie denn," wird er weiter gefragt, „daß der Unwille über die Beamtenvereine am stärksten ist?" — „Unter den Enttäuschten," lautet die Antwort, „deren Beine nicht lang genug sind, mit dem Laufe der Zeiten Schritt zu halten." — „Und Sie erwarten, daß in kurzer Zeit die kleinen Kaufleute verschwinden werden?" — „Nicht gar so bald; denn diese großen socialen Veränderungen brauchen Zeit; aber zuletzt wird nach meiner Ueberzeugung der Kleinhandel durch sehr wenige und ganz große Geschäftshäuser besorgt werden." — „Glauben Sie nun, daß die Gesetzgebung die Leute, welche sich um Schutz an das Parlament wenden, retten kann?" — „Nein, sie kommen mir vor wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohhalm greift."

Dieser selbe Zeuge ist es auch, welcher die starken Eigenschaften eines großen Geschäftsbetriebes nach den Erfahrungen seines eigenen Hauses schildert: „Vor Allem, wir kaufen stets für baar ein; das gibt uns einen großen Vortheil vor den vielen kleinen Geschäftsleuten, die sich durch die Nothwendigkeit des Creditnehmens in Abhängigkeit versetzen; wir können die besten Märkte aufsuchen und

[1]) In diesem Jahre als Actiengesellschaft mit einem Actiencapital von 40 Millionen Franken gegründet. Umsatz der letzten Jahre durchschnittlich 180 Millionen.

[2]) Report 1879, p. 189 ff.

zu den niedrigsten Preisen kaufen; wir können, weil wir immer baar zahlen, jede Gelegenheit zum Einkauf wahrnehmen. Ferner, wir vergeuden kein Geld für Annoncen; denn unser Ruf und die daraus folgende Empfehlung von Kunden zu Kunden genügt vollkommen. Weiter, wir reduciren die Magazinkosten auf ein Minimum, weil wir in unseren großen Lagerräumen jeden Winkel ausnutzen, während dem kleinen Ladenbesitzer theils sein Laden zu theure Miethe kostet, theils zu wenig Raum bietet, gute Einkaufsgelegenheiten, selbst wenn er das Capital dazu hat, wahrzunehmen."

Ganz übereinstimmend äußert sich ein Anwalt der Genossenschaften: „Der Niedergang eines Gewerbes ist wie das Altern der Menschen; kein Parlamentsausschuß kann es verhindern; alte Gewerbe werden weggefegt durch neue Maschinerie; Dörfer werden entvölkert und ganze Städte werden bisweilen zu Grunde gerichtet durch eine neue Erfindung. Arme unzufriedene Arbeiter haben wohl einmal selber die Maschinen zerbrochen; aber es ist ihnen nie eingefallen, sich an einen Parlamentsausschuß zu wenden, damit dieser für sie die Maschinen zerbreche . . . solch eine neue Maschine ist das Genossenschaftswesen; aber dieses nicht allein; es ist der Kampf der Großen gegen die Kleinen . . . Die Walfische des Capitals verschlingen viele kleine; es ist schlimm für die anderen Fische, aber das Publikum hat den Gewinn davon"[1]).

VII.

Wenn nun diese Macht des großen Betriebes und des großen Capitals nach allgemeiner Ansicht eine so unwiderstehliche ist, so geschieht das doch immer in der Voraussetzung, welche durch unsere früheren Bemerkungen bereits angedeutet ist, daß moralische und intellectuelle Kräfte vorhanden sind, welche diesen Betrieb zweckmäßig leiten.

In dem Wesen jedes Großbetriebes liegt es, daß die Peripherie sich von dem Mittelpunkte entfernt, daß daher zwischen dem Eigenthümer, auch wo dieser ein Einzelner und in dem Unternehmen Selbstthätiger ist, und der Ausdehnung des Betriebes ein Zwischenraum ist, welchen das Auge des Einen Herrn nicht überblicken kann. Es sind dazu Mittelglieder erforderlich, auf welche der Herr sich verlassen kann, und in dem Grade, als sie unzuverlässige sind, kehrt der große Betrieb seine Schattenseiten hervor. Wo statt des Einen Privateigenthümers Actiencapital tritt, gelten diese Bedenken mit verstärkter Kraft; es kommt auf den ganzen Stab von Beamten an, von der Spitze bis zur untersten Schicht, ob und wie das Unternehmen prosperirt. Es kommt daneben auf die im Aufsichts- oder Verwaltungsrathe wirksamen Vertreter der Actienbesitzer, es kommt auf die etwaige Theilnahme der letzteren selber an, ob es möglich ist, von ihrer Seite her mit dem Interesse an dem eigenen Capital auf die Beamten einzuwirken.

Bei den Beamten-Consumvereinen, wie sie sich in London entwickelt haben, scheint aus dem Kreise der Mitglieder selber jeweilen ein Verwaltungstalent hervorgegangen zu sein, welches als „managing director" an der Spitze der Geschäftsleitung steht und die technische Befähigung mit der solidarischen Empfin-

[1]) Report, p. 238.

dung des Vereins in sich vereinigt, unterstützt etwa von einer Anzahl Verwaltungsrathsglieder ähnlicher Beschaffenheit. Bei den Arbeiter-Genossenschaften nach dem Rochdaler Muster ist, wie wenigstens deren Vertreter uns versichern, die thätige Theilnahme eine weitergehende; die Generalversammlung der Genossenschaftsmitglieder ist es, welche — gleich einer demokratischen Volksgemeinde — die Geschäftsgebahrung des Vereins vor ihr Tribunal zieht, insbesondere den Waareneinkauf mit wachsamer Kennerschaft beurtheilt.

Es kann nun aber auch das gerade Gegentheil eintreten. Jene moralischen und intellectuellen Elemente können ganz und gar fehlen, und es entsteht ein Actiengebilde von entarteter Gattung. Das Eigenthümliche daran, zum Unterschiede von sonstigen entarteten Actiengesellschaften, ist etwa nur, daß die Antheile an dem Gesellschaftscapital außerordentlich kleine sind (1 Pfund Sterling) und die Gefahr der Theilnahme daher in desto breitere Schichten getragen wird.

Solche Actiengesellschaften, Zerrbilder der Beamtenvereine, zum Theil gewinnsüchtige Gründungen, welche sich den Ruf jener Erfolge zu Nutze machen wollten, sind in der That sehr bald in London entstanden und immer wieder neue an die Stelle der alten getreten, nachdem diese zu Grunde gegangen waren. Aeußerlich war die Aehnlichkeit eine große, der Name meist ebenfalls jenen anderen nahe verwandt, der Vereinscharakter mit der daraus folgenden Mitgliedschaft, als Bedingung der Kaufberechtigung in den Vereinsläden, gleichsam als eine Fessel im Interesse des kaufenden Publicums abgeworfen; dazu vertrauenerweckende Namen von hochgestellten Beamten im Verwaltungsrathe u. dgl. m.

So wurde bereits im Jahre 1879 über eine längst zu Grunde gegangene Actiengesellschaft dieser Art berichtet, welche um 1870 gegründet worden war[1]). Der Gründer war ein Abenteurer, der sich als „managing director" ein Gehalt von 700 £ ausbedang, um nachher sich als unfähig zu erweisen; er zog einige höhere Beamte an, um dem Unternehmen das nöthige „Prestige" zu geben, und es gelang wirklich, dadurch ein Actiencapital von 47 000 £ zusammenzubringen. Nach zwei bis drei Jahren brach das Geschäft zusammen und vier Fünftel des Actiencapitals waren für die Actionäre verloren. Etwa funfzehn ähnliche Gesellschaften waren im Jahre 1879 bereits zu Grunde gegangen[2]).

Noch im letzten Frühjahr brachten die englischen Zeitungen den Prospect zu einer ähnlichen Gesellschaft, bei welcher freilich, so lange man nichts Anderes weiß, die Möglichkeit offen ist, daß hier theils redlichere, theils sachkundigere Kräfte das Capital verwenden wollen und vielleicht dann mit besserem Erfolge. Actiencapital 100 000 £, jede Actie zu 1 £; einige höhere Offiziere a. D. im Verwaltungsrathe; je einen Verkaufsladen im westlichen Ende von Oxford Street und in der City; der Name auf den Anklang an die Vorbilder geschickt berechnet „The General Service Cooperative Stores" (General Service, i. e. Jedermann).

Es ist aber bemerkenswerth, daß bisher noch keine derartige Gesellschaft irgend ähnliche Erfolge aufweisen kann wie die drei Beamtenvereine. Die An-

[1]) Report, p. 185 f.
[2]) Report, p. 250.

theile des „Army und Navy Store“ haben gegenwärtig einen Werth des Fünfundzwanzigfachen von ihrem ursprünglichen Betrage (25 £ für 1 £ Antheile). Die Antheile der „Civil Service Supply Association“ im nominellen Betrage von 10 £, auf welche aber nur der achtzigste Theil eingezahlt worden, sind jetzt mehr als 25 £ werth. Endlich die Antheile der „Civil Service Cooperative Society“ im nominellen Betrage von 2 £ kosten jetzt mehr als 80 £.

Auch die Erfahrungen der Pariser Unternehmungs- und Gründungslust auf diesem Gebiete mahnen zur Skepsis. So wurde[1]) im Hinblick auf die Weltausstellung des Jahres 1889 im October 1888 eine Actiengesellschaft zum Aufkauf einer Reihe wohlbekannter Pariser Cafés und Restaurants gegründet, mit einem Actiencapital von 7½ Millionen Francs. Es wurden zwanzig derartige Etablissements erworben, aber der Betrieb der ersten vierzehn Monate ergab, obwohl er die Zeit der Weltausstellung umfaßte, einen Reingewinn von nicht einem Procent. Daneben ist es wiederum Thatsache, daß bei guter Verwaltung und bei vorsichtiger Ueberleitung dieser Unternehmungen aus den Händen von tüchtigen Privaten in die Hände von tüchtigen Gesellschaften gute, ja glänzende Erfolge erzielt worden sind. So ganz besonders durch die wohlbekannten Restaurants Duval, welche sich allmälig über alle Stadttheile von Paris erstreckt haben, und das in ihnen steckende Actiencapital im Jahre 1888 mit 17 Procent, aber 1889 gar (in Folge der Weltausstellung) 50 Procent verzinst haben: die Actien der Duvalgesellschaft stehen jetzt auf 400 Procent (2000 Francs für jede 500 Francs).

VIII.

Wenn wir bisher die äußere Thatsache festgestellt haben, daß die drei großen Beamtenvereine Londons Erfolg gehabt haben und im ferneren Gedeihen begriffen sind, wenn wir ihre Beschaffenheit auf den Zusammenhang theils mit dem Genossenschaftswesen, theils mit der Entwicklung des Großbetriebes im Kleinhandel zurückgeführt haben, so entsteht jetzt die weitere Frage für uns, durch welche Leistungen sie ihren Erfolg herbeigeführt, welche Anlässe zu den Beschwerden der Kleinhändler sie durch die Art ihres Geschäftsbetriebes gegeben haben, oder welche objectiven Fortschritte hier vorliegen, mit denen sich als einer neuen Gestaltung des Geschäftslebens die concurrirenden Beschwerdeführer abzufinden haben.

So oft neue Fortschritte in der Technik und Organisation der Volkswirthschaft gemacht werden, pflegen die dadurch verletzten Interessen den Grund der Ueberlegenheit an einer falschen Stelle zu suchen. Indem sie für das gute Recht des Ueberkommenen streiten, an welchem ihre eigene Existenz haftet, gehen sie davon aus, daß in der alten Technik, in der alten Organisationsweise alles Wünschenswerthe geleistet ist. Nur ausnahmsweise sind ihre Vertreter erleuchtet oder stark genug, das Recht des Neuen zu begreifen, um sich selber damit dann allerdings, wo nicht den Todtenschein auszustellen, doch das Zugeständniß eines wankenden Rechts aufzubürden. Wie grundlose Vorwürfe sind bis zur heutigen Stunde an dem Maschinenwesen haften geblieben, deren Zähigkeit gar nicht zu begreifen wäre, wenn ihr nicht ein Argument zu Hülfe käme, welches freilich

[1]) Vergl. den Londoner „Economist“, 12. April 1890.

unwiderlegt geblieben ist und niemals widerlegt werden kann — das menschliche und socialpolitische Interesse an derartigen Umwälzungen. Wegen der wünschenswerthen Klarheit über eine solche Frage ist es indessen nothwendig, die objective und die subjective Seite der Angelegenheit auseinanderzulegen, das Unrecht der technisch-ökonomischen Klagen zu durchschauen und das Recht der socialpolitischen Beschwerden anzuerkennen.

Auf diese Weise beobachten wir zunächst eine Anzahl von Vorwürfen gegen die Geschäftsführung der Londoner Beamtenvereine, welche theils wahrheitswidrig, theils in sich selber haltlos sind. In unendlicher Wiederholung wird ihnen von den Kleinhändlern des Landes entgegengehalten, daß sie vermöge des „Prestige" (eine in England sehr beliebt gewordene Bezeichnung) ihres Namens und durch nichts Anderes die große Kundschaft angelockt haben. Andere Vereine der Art seien in London nicht vorwärts gekommen, weil sie dieses Prestige nicht für sich gehabt haben. Indessen, was hier „Prestige" genannt wird, ist gar nichts Anderes, als was der gute Ruf jedes einzelnen tüchtigen und rechtschaffenen Geschäftsmannes ist, wenn er die Kundschaft anzieht, wenn diese Kundschaft sein Lob in ihren Kreisen weiter verbreitet und dadurch neue Kundschaft für ihn wirbt. Nicht die Namen sind es, weder die Namen der Vereine noch die Namen der an der Spitze stehenden Beamten als solcher, welche den Erfolg herbeigeführt haben. Das beweist eben der Mißerfolg jener langen Reihe von Nachahmungen, welche eine ähnliche Geschäftsfirma führten und ähnliche Persönlichkeiten aus dem höheren Beamtenthume an ihre Spitze stellten.

Ebenso steht es mit dem Vorwurf, daß höhere Staatsbeamte den Vorzug ihres gesicherten Einkommens dazu benutzen, den Steuerzahlern, von welchen sie dieses Einkommen erhalten, eine überlegene Concurrenz zu machen — überlegen, weil sie bereits aus dem Staatsdienst ihren Unterhalt ziehen, daher aus dem Consumverein desto weniger Lohn für ihre Thätigkeit in dessen Dienste zu beanspruchen brauchten. Wir haben gesehen, daß die wirkliche Thätigkeit der Beamten für den Verein ausreichend, zum Theil vorzüglich bezahlt wird; wir wissen aber auch, daß diese Thätigkeit nur einen kleinen Theil der gesammten Arbeitsleistungen der Vereine umfaßt, daß neben fünfzehn bis zwanzig Staatsbeamten oder ausgedienten Staatsbeamten, ein großes Heer von bezahlten Leuten (Schreibern, Cassirern, Ladengehülfen u. s. w.) gehalten wird, in der „Civil Service Supply Association" im Jahr 1889 etwa 1330 Personen, wobei von den vielen Handwerksleuten und Fabrikleuten, wie sie namentlich im Offizierverein gehalten werden, noch keiner mitgerechnet ist. Die „Civil Service Supply Association" zahlte im Jahr 1889 an jene Bediensteten etwa 105 000 ℒ, dagegen an die Herren im Vorstand 3460 ℒ. Man erkennt aus diesen Zahlen unmittelbar die Grundlosigkeit des Vorwurfs.

Fernere Einwände treffen das Wesen der Sache nicht. So die Klage darüber, daß die Beamtenvereine nicht geschlossene Genossenschaften, sondern thatsächlich offene Geschäfte sind. Die Frage, die hier angeregt ist, berührt das mehr oder minder feine Zartgefühl, von welchem sich die Verwaltung eines solchen Vereins leiten lassen soll, berührt die Grenzlinie dessen, was schicklicherweise höhere Beamte, welche sich ein Organ der Selbsthülfe geschaffen, im wirthschaftlichen Interesse

zu thun sich gestatten dürfen. Es ist wahr, daß der größere Theil der Kundschaft oder Mitgliedschaft im weiteren Sinne nicht Beamte, sondern „Freunde“ derselben sind (z. B. bei der „Civil Service Supply Association“ 27 000, neben 9000 Mitgliedern des Beamtenstandes). Indessen, da diese ihre Mitgliedskarten vorweisen müssen, wenn sie bei den Vereinen Einkäufe machen, so gut wie die übrigen, so kommt die Sache darauf hinaus, daß der Kreis der Beamten sich erweitert hat, um einen desto größeren Verein zu bilden. Die Thatsache, daß die Vereine diesen Schritt gethan haben, hängt obenein mit der Feindseligkeit der concurrirenden Kaufleute zusammen, welche die Großhandelshäuser nöthigen wollten, an die Vereine nicht zu verkaufen, wodurch diese sich gedrängt sahen, eine desto imposantere Macht zu organisiren, um eine begehrenswerthe Kundschaft für die Großhandelshäuser zu bilden. Wo vollends der Verein der Beamtenschaft an sich schon groß genug ist, bedarf es dieser Mittel der Erweiterung gar nicht, wie denn beispielshalber der Deutsche Officierverein im Jahre 1889 bereits 31 326 stimmberechtigte Mitglieder gezählt hat, neben 3017 außerordentlichen Mitgliedern.

In jedem Falle handelt es sich bei dieser Frage nicht um die Leistungsfähigkeit der neuen Organisation, sondern um eine Sache des Anstandes. Aber, wenn — wie wir es von dem Verein der „Army and Navy“ kennen — nur pensionirte Staatsdiener an der Spitze der Verwaltung stehen, und wenn — wie es in England wenigstens durchweg der Fall gewesen und geblieben ist — die Staatsregierung sich vollkommen neutral zu diesen Vereinen verhält, dann ist es wohl ein ungewöhnlich strenger Maßstab (im Widerspruche mit Allem, was man sonst pensionirten Officieren und Beamten gestattet, ja gern gönnt), der ihnen dieses verbieten möchte.

Auch der andere Einwand gehört nicht zur Sache, daß diese Vereine ausschließlich für die „besseren“, nicht für die arbeitenden Klassen bestimmt seien. Abgesehen davon, daß die Theilnahme für die arbeitenden Klassen in diesem Zusammenhange bekanntlich nur eine taktische Verschiebung des Streitobjects bedeutet, eine Theilnahme, die alsbald verschwindet, sobald die Arbeitsgenossenschaften zu bekämpfen sind — muß es auch jedem Stande und jeder Klasse der Gesellschaft gestattet bleiben, für sich allein diejenigen Hülfsmittel zu suchen, welche überhaupt als erlaubt und zweckmäßig gelten. Diese Beamtenvereine machen sich ebenso wenig anheischig, Vereine für die Arbeiter zu sein, wie umgekehrt die Arbeitervereine Vereine für Beamte sein wollen. Die zu dem Beamtenthum gehörenden kleinen Leute sind aber thatsächlich als Mitglieder zugelassen, gleich den höchst gestellten, und sie sind wirklich ein Bestandtheil der Mitgliedschaft, welcher der socialen Schicht der arbeitenden Klassen entspricht. Es trifft die Sache nicht, um die es sich handelt, aber es ist ein wirksamer Vorwurf, wenn man den Anschein erweckt, als dienten diese Vereine nur dem Luxus hoher Staatswürdenträger, während es in Wahrheit der großen Mehrzahl nach kleine und mittlere Haushaltungen sind, deren Einkommenskraft um etwas verstärkt wird.

Außerhalb der eigentlichen Sphäre der Beamtenvereine liegend, aber verwickelter ist ein fernerer Anlaß des Vorwurfes, welcher gegen sie erhoben wird — das Verhältniß zu den „affiliirten“ Firmen.

Für Verbrauchsgegenstände, welche die Vereine nicht selber verkaufen oder zur Zeit noch nicht in den Bereich ihres Geschäfts gezogen haben, treten sie zu angesehenen Kleinhandelshäusern (oder auch Werkstätten, Fabriken) in Beziehung, um für den Kreis ihrer Mitglieder ermäßigte Bedingungen auszumachen. Der Angelpunkt dafür ist regelmäßig der Grundsatz der Baarzahlung, welcher gegenüber den herrschenden Geschäftssitten, auch des Londoner und englischen Kleinhandels, noch bis in die neueste Zeit ein Novum gewesen ist. Es werden Rabatte von 5%, 10%, ja hinauf bis zu 25% zugestanden bei Baarzahlung von Mitgliedern des Vereins. — Die Gegnerschaft behauptet, dies sei ein System der Täuschung, weil so hohe Rabatte rechtschaffenerweise nicht gewährt werden können, oder aber, soweit es möglich sei, entstehe daraus eine ungleiche Behandlung der Kundschaft desselben Geschäftsmannes.

Zuvörderst ist festzuhalten, daß die planmäßige Hinwirkung auf Ausbreitung der Baarzahlung im Kleinhandel (wir kommen darauf unten noch zu sprechen) auch den englischen Geschäftssitten gegenüber außerordentlich wünschenswerth ist, weil hier vielfach die gleichen schlechten Gewohnheiten noch herrschen, wie bei uns, obwohl inzwischen Vieles besser geworden ist. Wie im eigenen Geschäftsverkehr, so in dem Verhältniß zu den affiliirten Firmen, sind die Beamtenvereine dafür thätig, in unzweifelhaft erfolgreicher Weise.

Schwieriger allerdings ist die Auseinanderwickelung der Widersprüche und Meinungsverschiedenheiten, welche bei diesem System der Rabatte uns entgegentreten. Um einen besonders grellen Fall zu nennen, wie steht es, wenn der Verein für seine Mitglieder in einem bestimmten Handelshause 25% gegen Baarzahlung ausbedingt, und in diesem ein Käufer, der nicht Mitglied des Vereins ist, Baarzahlung anbietet oder als ein Unbekannter baar zu zahlen genöthigt ist? Zahlt hier in der That der letztere den vollen Preis (allenfalls mit einem kleinen Rabatt)? Wenn ja, ist das rechtschaffenerweise gestattet? Ueberhaupt aber, ist der Verkäufer im Stande, irgend Jemand einen Rabatt von 25% zu gewähren? Wenn ja, ist das nicht eine ganz unrechtmäßige Höhe des Gewinnes, deren Thatsache er damit einräumt für den Verkauf an seine übrige Kundschaft?

Hören wir die Ansichten der verschiedenen Geschäftsleute, der Vertreter der Vereine und mancher Anderer, so tritt uns zunächst die wohlbekannte Erscheinung entgegen, daß, im vollkommenen Widerspruche zu dem Aberglauben einer überwundenen Volkswirthschaftslehre, die Gestaltung der Preise ihren flüssigen Untergrund hat in dem schwankenden Urtheilen und Empfinden der betheiligten Menschen. Ist es gerecht, daß der eine Käufer einen höheren Preis zahlt als der andere, daß ein Verein für seine Mitglieder niedrigere Preise ausbedingt, welche den übrigen Käufern nicht gewährt werden? Und warum ist es gerecht? Welche herkömmlichen, welche neuen Grundsätze der Gerechtigkeit begründen ein solches Verhalten?

Das Schwierigste ist zunächst, irgend eine Gemeinsamkeit der Empfindungen festzustellen, weil dieselben, freilich durch die individuellen Interessen verdunkelt, weit auseinandergehen. Der eine Geschäftsmann sagt, er würde es für eine schwere Unehrlichkeit halten, wenn er dem einen Kunden den Rabatt gewähren wolle, den er dem andern vorenthalte. Der andere Geschäftsmann sagt, es sei

durchaus gerechtfertigt, daß an einen Verein von solchem Umfange gleichsam ein Großhandelspreis gewährt werde, weil er nicht nur den einen Kunden, sondern eine Menge von Kunden dem Verkäufer zuführe. Die außerhalb des Vereins stehenden Käufer hätten es ja in ihrer Hand, Mitglieder zu werden und dadurch sich die gleichen Vortheile zu verschaffen. Daß überhaupt aber solche Rabatte möglich seien, hänge damit zusammen, daß es gewisse Artikel gäbe, welche als Luxuswaaren oder als Gegenstände sehr unregelmäßigen Bedarfs selten verlangt würden, daher lange auf Lager lägen und entsprechenden Gewinn zur Deckung der Kosten bringen müßten.

Die Erfahrungen in den Londoner Kaufhäusern seitens Derer, welche die verschiedenen Käufe gemacht haben wollen, stimmen unter sich nicht überein. Der Eine wollte es schlau anfangen, ließ sich den äußersten Preis nennen für eine Lampe, die er kaufte, überraschte dann den Verkäufer mit der Vereinskarte und nöthigte diesen zu dem Geständniß, daß er für Vereinsmitglieder, um den Rabatt geben zu können, einen Aufschlag mache. Einzelne Kaufleute sagen aus, sie hätten die Verbindung mit dem Verein dieserhalb gelöst. Andere wieder anders.

In jedem Falle — und darauf kommt es für uns hier an — ist dies ein Gebiet der Thätigkeit, welches neben der hauptsächlichen Sphäre der Vereine herläuft und welches ganz abgeschnitten werden könnte, ohne die wesentliche Wirksamkeit derselben zu ändern.

Wir gehen aber jetzt zu den positiven Leistungen der Vereine über.

IX.

Am Unbestrittensten steht hier voran der Kampf gegen die Unsitte der Borgwirthschaft.

Von dem großen Geschäftsverkehr Englands wissen wir seit lange, daß hier zu der hohen Zweckmäßigkeit seiner Technik das Vorwalten der Baarzahlung beiträgt. Schon seit einem Menschenalter hat die Wissenschaft auf diesem Versuchsfelde der Volkswirthschaft die Beobachtung gemacht, daß der Fortschritt des Geld- und Creditwesens eine Loslösung der Creditgeschäfte von dem Zahlungswesen herbeiführt. Der Credit in einer großen Volkswirthschaft von hoher Entwicklung nimmt an sich beständig zu; er ist die Blüthe und das Merkmal hoher wirthschaftlicher Cultur. Aber die Art des Credits und sein Verhältniß zu dem Zahlungswesen verändert sich. Die Creditgeschäfte werden der arbeitstheilige Beruf der Banken, an welche sich jeder Creditbedarf wendet und dann mit Erfolg wendet, wenn die Banken als die ordentlichen Vermittler des Credits nach ihrer sachkundigen, sachmäßigen Beurtheilung eine legitime Grundlage für das Creditbegehren anerkennen. Mit diesem auf bankmäßigem Wege erlangten Credit aber ist jeder Käufer ausgerüstet, um dem Waarenverkehr als Zahlender gegenübertreten zu können, ohne den Handel um die Waare mit dem Creditbedürfniß zu compliciren. Also das gerade Gegentheil der herkömmlichen Borgwirthschaft, wie sie von der alten Zeit überkommen ist.

Dieses ist die Entwicklung, welche der große Verkehr Englands zeigt; anders der kleine Verkehr, d. h. der Einkauf der Consumenten selber. Hier finden wir merkwürdigerweise noch die wohlbekannten Züge, über welche der heimische

Geschäftsverkehr zu klagen gewohnt ist. Beim Schneider, beim Schuhmacher, beim Luxuswaarenhändler, aber selbst beim Schlächter, beim Lebensmittel- und Colonialwaarenhändler herrscht noch ein Rest von Unsitten, welche uns zeigen, wie langsam doch gerade diejenigen Fortschritte gemacht werden, welche am engsten mit der täglichen Gewohnheit verknüpft sind. Als wären sie typisch für alle Länder, so genau gleichen sie dem, was wir in Deutschland, ja hier überwiegend nur in den kleinen Städten um uns sehen. Nicht die selbstverständlichen Ausnahmen, die auf der abnormen Vermögenslage einzelner brüchiger Existenzen, auf ihrer Verschwendung oder ihrer Dürftigkeit beruhen, sondern feste, alte, vorwaltende Geschäftssitten. Rechnungen, die daraufhin gemacht werden, daß sie erst nach Jahresfrist oder auch später bezahlt werden. Manche Kaufleute wagen es, Zinsen auf die Rechnung zu schlagen, wenn nach Jahresfrist die Zahlung noch nicht erfolgt ist. Aber die meisten glauben das nicht thun zu dürfen, wenn sie die Kundschaft nicht verscheuchen wollen. Aus den englischen Universitätsstädten hören wir von einem altherkömmlichen Schuldenwesen der Studenten, welches weit über deutsche Gewohnheiten hinausgeht. Zu den üblichen Anlässen kommt hier hinzu der Reichthum der Verwandten, die Aussicht auf große Erbschaften, die verbreitete Gewöhnung an Wohlleben und kostbaren Lebensgenuß.

Auf diesen wie auf anderen Gebieten der Gesellschaft ist es neuerdings besser geworden; es ist bekannt, daß der heutige englische Gentleman in ganz anderer Weise, als seine Vorfahren vor fünfzig bis hundert Jahren, die Ordnung in Geldsachen zu einem Bestandtheil seines Charakters gemacht hat; daß die Lebensweise der heutigen Gentlemen weniger lustig und geistreich, aber auch weit gesetzter und ordentlicher ist, als wir es von den Pitt, Fox, Sheridan u. s. w. hören. Was damals als genial erschien, wäre heute ehrenrührig.

Dennoch ist es auch heute noch der uns aus der Heimath wohlbekannte Zug der sich emporhebenden Lebensansprüche, in welchem jede Klasse der Gesellschaft hinter der anderen herdrängt, am liebsten die Thorheiten der voranstehenden Klasse nachahmend — ein Zug, welcher eine endlose Unruhe des Gleichgewichts erzeugt, das zwischen Bedarf und Einkommen vernünftigerweise bestehen soll. Dieses Mißverhältniß veranlaßt ein beständiges Discontiren der Zukunft und macht die alten Unsitten der Borgwirthschaft unsterblich[1]).

Ja noch mehr, gerade die „besseren" Classen sind es, welche diese Mißbräuche vorzugsweise nähren, weil ihnen der Credit auf Grund ihrer socialen Stellung

[1]) So erzählt ein Möbel- und Teppichhändler aus dem Westende von London: „Wir erhalten selten Baarzahlung, außer von den Mitgliedern des Beamtenvereins, denen wir für Baarzahlung 5—$7^1/_2$ % Rabatt gewähren. Im Uebrigen müssen wir meist sehr langen Credit geben, bis zu einem Jahre ohne Zuschlag von Zinsen. Ehe wir den Vertrag mit dem Beamtenvereine hatten, erhielten wir kaum jemals Baarzahlung; denn viele unserer Kunden haben nicht das Geld, um baar zu bezahlen, obwohl sie doch eine anständige Classe von Leuten sind, welche gute Stellungen inne haben." (Vergl. Report 1879, p. 149.) Ein großer Schneider aus der Provinz beschreibt in lebhafter Weise die Mühsale des Geschäftsmannes, um Zahlung von den Kunden zu erhalten: „Die Beamtenvereine haben einen großen Vorzug vor den Geschäftsleuten, weil sie ganz unpersönlich sind. Der Kunde, der Geld schuldet, kann nicht den Verein fragen, wie er sich befindet, was seine Frau und Kinder machen, kann nicht mit dem Verein die Hände schütteln, um ihn dadurch moralisch zum Weiterborgen zu nöthigen." (Report p. 171.)

entgegengetragen wird, im Unterschiede von den arbeitenden Klassen. Nach dem Zeugniß erfahrener Geschäftsleute herrscht im Ostende von London, wo die kleinen Leute wohnen, die Sitte der Baarzahlung und dem entsprechende niedrigere Preise; im Westende dagegen, dem Stadttheile der besseren Klassen, ist Borgsystem herrschend mit entsprechenden höhern Preisen. Die kleinen Leute, die hier wohnen, sind ängstlich bemüht, den zu hohen Preisen der benachbarten Händler aus dem Wege zu gehen. Selbst die Dinge des täglichen Lebensbedarfs suchen sie aus billigeren Quellen einzukaufen; die Läden in der Nähe sind für die „reichen Leute." — Aehnliches wie aus London wird aus den anderen Städten berichtet: in Edinburgh ist derselbe Unterschied zwischen den Preisen der Altstadt und den Preisen der neuen Stadt (Prince's Street u. s. w.).

Nun wird in England, wie anderswo, vielfach behauptet, die Kaufleute seien selber[1]) Schuld an dem Borgsystem, ja, es läge in ihrem Interesse, dasselbe aufrecht zu erhalten. Denn das Kundschaftsverhältniß habe einen stärkeren Halt bei laufender Rechnung des Kunden; die Erleichterung des Kaufens durch das Borgsystem treibe die Kunden zu größeren Einkäufen an, als sie bei Baarzahlung zu machen geneigt und fähig sein würden. Und gewiß treffen diese Behauptungen in zahlreichen Fällen zu. In jedem Falle aber ist eine neue Organisation, welche im allseitigen Interesse mit derartigen Mißbräuchen bricht, der Anerkennung werth. Der unverbrüchliche Grundsatz der Baarzahlung ist durch die Beamtenvereine, anknüpfend an die Muster der Arbeiterconsumvereine, eingeführt worden, nicht als ob etwas Aehnliches im Kleinhandel Londons für diese Kreise nicht früher schon bestanden hätte; aber es ist mit einem Schlage viel weiter ausgedehnt, es ist seinerseits ein Muster für einen Theil des sonstigen Londoner Ladenverkehrs geworden.

Die gegnerischen Geschäftsleute sagen wohl: wenn die Baarmittel der Herrschaften erschöpft sind, daher die Einkäufe beim Verein ihre Grenze erreicht haben, dann kommen sie zu uns und kaufen das Uebrige, was sie brauchen, auf Borg. Man mag diese Aussagen, trotz ihrer Quelle, als im Einzelnen objektiv hinnehmen. Der Segen ist dennoch groß, welcher für die Haushaltungen so vieler Familien durch die normale Function der Baarzahlung herbeigeführt wird.

Verwandt mit der Unsitte der Borgwirthschaft ist die Unsitte der Trinkgelder, welche an die Dienerschaft der Kunden von den Kaufleuten herkömmlich gezahlt werden. Ueber die Beseitigung des Trinkgeldes hat mein College und Nachbar Jhering einen bekannten Aufsatz geschrieben und damit seinen Namen in Kreise getragen, zu welchen der Ruhm der Pandekten niemals dringt. Ueber die Geschichte und Psychologie des Trinkgeldes bleibt eine Untersuchung noch zu machen. Inzwischen gründen wir unseren Unwillen auf die Vermuthung über dessen Ursprung. Im vorliegenden Falle liegt die Vermuthung nahe, wird auch durch die Erfahrung immer wieder bestätigt, daß durch das Trinkgeld die für den Einkauf (per fas oder per nefas) entscheidenden Bediensteten zu Gunsten der

[1]) Folgende Aussage eines Parlamentsmitgliedes im Ausschusse klingt gerade so wie das Zeugniß aus einer deutschen Kleinstadt: „Ich habe in London fünfundzwanzig Jahre gelebt und habe beständig die Geschäftsleute, die mir Waaren lieferten, ersucht, mir sofort ihre Rechnung zu schicken; aber ich habe oft es nicht erreichen können." (Report p. 119.)

dasselbe zahlenden Geschäftsleute bestochen werden sollen. Je höher hinauf der Geschäftsverkehr geht, je größer die Beträge, der Luxus, je höher die gesellschaftliche Schicht, desto erheblicher sind diese Trinkgelder und hüllen ihre Vornehmheit in angemessene Namen. Oefters hat sich dieses Unwesen in ein förmliches Tantièmesystem entwickelt, so daß der Kaufmann, der Schlächter u. s. w. von dem Betrage feste Prozente gewohnheitsmäßig zu zahlen verpflichtet ist.

Die Kaufleute behaupten zu ihrer Vertheidigung, daß nicht nur dem einmal bestehenden Brauche der Einzelne sich schwer entziehen kann, daß ihn der Zorn und die Verleumdung des Gesindes verfolgt, wenn er keine Trinkgelder zahlt; daß sogar die Herrschaften diesen Mißbrauch begünstigen, um ihrem Gesinde dessen Vortheile zuzuwenden, welche im Grunde doch auf Kosten der Käufer und nicht auf Kosten der Verkäufer gewährt werden. Wie weit darin die Dienstherrschaften gelegentlich gehen, dafür wird ein Fall erzählt, der an sich nicht unter die Frage des Trinkgeldes gehört, aber sich mit dem Grunde seines Fortbestehens nahe berührt. Der Diener eines vornehmen Herrn kauft Stearinkerzen ein und verlangt von dem Kaufmann, daß er Wachskerzen auf die Rechnung schreibt, um dem Diener die Differenz des Preises zuzuwenden. Der Kaufmann fühlt sich verpflichtet, diesen Betrug dem Herrn zu melden; dieser aber überrascht den ehrlichen Mann mit der Bitte, es doch in Gottes Namen zu thun, er gönne dem Diener diesen Nebenverdienst, weil er ein so tüchtiger Mensch sei.

Hier durchzuschneiden, reinliche Geschäftssitten einzuführen, dazu mag der einzelne Kaufmann in der That zu schwach sein. Ein großer Consumverein von mächtigem Umfange, wie einer der Londoner Beamtenvereine, ist dazu stark genug. Und die Erfahrung hat es bestätigt.

X.

Zu den positiven Leistungen gehört nun aber vor allen Dingen, ist auch, wie uns bekannt, an die Frage der Baarzahlung geknüpft — die Verwohlfeilerung der Preise durch die Beamtenvereine.

Scheinbar die einfachste, ist diese doch die am schwersten zu beantwortende Frage.

Hören wir die Stimme der Concurrenten, so wird überhaupt bestritten, daß die Preise der Vereinsläden niedriger seien, als die in ihren eigenen Geschäften. Es sei nichts als das Vorurtheil, die Empfehlung, das „Prestige“, welches den Vereinsläden die große Kundschaft zuführe. Wenn es heute dem Marquis von Salisbury einfiele (meint einer unter ihnen), seine Einkäufe in irgend einem der obscuren Magazine des Ostendes zu machen, so würde auch dorthin sich eine große Kundschaft wenden, angelockt durch dieses Beispiel. Die Unrichtigkeit dieser Auffassung des „Prestige“ haben wir zuvor schon beleuchtet.

Die Käufer verständen nichts von den Waaren, die sie kaufen; sie hielten einen Gegenstand für wohlfeil, weil sie die geringere Qualität desselben nicht durchschauten. — Das mag nicht selten zutreffen. In der Mehrzahl der Fälle gewiß nicht. Die Hauptartikel, welche von den Vereinen verkauft werden, Dinge des alltäglichen Bedarfs, sind solche, welche von einem wirthschaftlich hochcultivirten Volke meist zutreffend beurtheilt werden. Die Neigung, sich durch scheinbar

niedrige Preise über die geringe Waare verblenden zu lassen, ist gerade in England am wenigsten zu Hause.

Indessen ein bindender Beweis ist immer schwierig, so lange es sich nicht um typische Qualitäten handelt. Die Ansichten und Schätzungen sind schwankend, sei es über die Differenz zwischen den Vereinspreisen und den concurrirenden Kleinhandelspreisen, sei es über das Maß des Preisrückganges, welcher durch die Einwirkung der Beamtenvereine im Allgemeinen stattgefunden hat.

Nun gibt es freilich jene typischen Artikel, die im Geschäftsverkehr auch der Vereinsläden eine Rolle spielen, und bei diesen ist die Wohlfeilheit frappant. Es sind unter Anderen die Waaren, die sonst in Droguerieläden feilgehalten werden — Essenzen, Oele, Seifen, aus bekannten großen Fabriken, von bekanntem Rufe, von verbreitetem Gebrauche. Dazu gewisse Marken Schaumweine und Aehnliches. Hier sind die Preisunterschiede so große, daß die Thatsache, weit entfernt von den Gegnern geleugnet zu werden, als ein besonderer Grund des Zornes ins Feld geführt wird: die Vereine verkauften manche Dinge von bekannter Qualität mit Schaden, um die Kundschaft desto erfolgreicher über die sonstigen hohen Preise zu täuschen. Die Wahrheit ist, daß einerseits bei täglich gekauften Waaren nach allgemein anerkannten Geschäftsgrundsätzen ein geringerer Gewinn am Stück gemacht wird als an solchen Waaren, die unregelmäßig gekauft werden, wegen der Mannigfaltigkeit der Auswahl länger auf dem Lager liegen müssen (so daß im Effekt an letzteren der Jahresgewinn dennoch kleiner sein mag als an ersteren); daß andererseits die gerade an jenen typischen Artikeln gemachten Gewinne unvernünftig hohe sind, speciell in England, aber auch auf dem Festlande, weil die Verkäufer sich als eine Art von studirter Klasse betrachten. „Wie können Sie es rechtfertigen", wird ein Händler der Art gefragt, „daß Sie für die Flasche von dem Haarstärkungsmittel der Mrs. Allen sich sechs Schilling geben lassen, während der Officiersverein genau dasselbe für viertehalb Schilling verkauft?" — „Durch die technische Bildung, welche ein Droguist braucht", lautet die Antwort. Worauf die Gegenfrage: „Welche technische Bildung gehört wohl dazu, Mrs. Allen's Haarstärkungsmittel zu verkaufen?"

Und ähnliche Beispiele der Art mehr. Daß aber auch im Allgemeinen die Preise der Vereine niedriger sind, daß sie zum Theil auf die Ermäßigung der von den concurrirenden Kaufleuten verlangten Preise eingewirkt haben, wird von einer Anzahl solcher Kaufleute selber zugegeben. Bei den Arbeiter Consumvereinen gilt es als durchgehende Erfahrung, daß an den Preisen des üblichen Kleinhandels, zu welchen sie nach ihrem Grundsatz nominell verkaufen, ein Gewinn von 10% für die Käufer zurückgelegt wird. Eine unmittelbare Schlußfolgerung aus diesen Erfahrungen auf die Leistungen der Beamtenvereine ist allerdings nicht zuläßig. Denn jede der beiden Kategorien der hier verglichenen Vereine hat wiederum ihre eigenthümlichen Vorzüge und Schattenseiten. Zu Gunsten der Beamtenvereine spricht der große Maßstab ihres Geschäftsbetriebes, zu Gunsten der Arbeiter-Consumvereine die größere Bedeutung des Elements der Selbstverwaltung im Unterschied von den Beamtenvereinen, welche sich in weit höherem Maße auf Angestellte verlassen müssen als jene. Wir haben uns mit der Thatsache zu begnügen, daß öfters die Gegner selber — freilich im Zusammenhange mit anders-

artigen Vorwürfen — die größere Wohlfeilheit nicht bestreiten. Einmal geht die durchschnittliche Schätzung der größeren Billigkeit auf zehn, dann wiederum auf fünfzehn und mehr Procent.

Die Schwierigkeit liegt in der zuverlässigen Ermittlung einer großen Masse von Fällen, welche dem Reichthum der individuellen Thatsachen gerecht werden, liegt in der kritischen Sichtung der Thatsachen, um sie brauchbar zum Vergleiche zu machen, liegt dann namentlich in der Unterscheidung dessen, was gewesen ist und im Laufe der Jahre sich entwickelt hat, so daß vielleicht gerade die allmälig erreichte gleichmäßige Verwohlfeilerung der Waaren in den Vereinen und in den Kleinhandelsläden, wenn dieselbe etwa festgestellt ist, ein Beweis für die Leistungen der Vereine sein mag. Immer bleibt die Schwierigkeit, die verschiedenen Ursachen der Preisänderungen auseinander zu halten.

XI.

Die Nationalökonomie hat von jeher in ihren besseren Stunden, namentlich aber in dem neuesten Zeitalter, über den technischen Fortschritten der Volkswirthschaft die menschliche Seite derselben nicht vergessen.

Ueber mancherlei Unklarheit wäre man hinausgekommen, wenn man sich immer vergegenwärtigt hätte, daß die Vervollkommnungen der Technik an sich nothwendige Elemente des Culturfortschrittes sind; daß aber, wie noch niemals Fortschritte in der Geschichte ohne große Opfer möglich gewesen sind, jede Umwälzung der Technik dem alten Zustande der Gesellschaft schmerzliche Wunden schlägt. Es kommt Angesichts dieser Erscheinungen darauf an, die technischen und die socialpolitischen Vorgänge, welche hier ineinandergewickelt sind, durch eine nüchterne Erkenntniß der Thatsachen auseinanderzulegen, um die Masse der mit dem Fortschritt verbundenen Opfer zu vermindern, während man die Größe des technischen Fortschrittes für die Produktivität der Volkswirthschaft nicht unterschätzt. Die Aufgabe ist — um es an einem der bekanntesten Beispiele klar zu machen — in jenen Maschinenrevolten der Ludditen zu erkennen, daß es ein eitel, ein vergeblich Wagen, zu greifen ins bewegte Rad der Zeit, und dennoch zugleich mit historischem Mitgefühl das tragische Loos der erwerbenden Classen zu verstehen, über welche das Rad der neuen Zeit erbarmungslos hinweggeht.

Meistens hat man nur das Eine von Beiden gesehen, entweder die Nothwendigkeit des produktiven Fortschrittes oder die Gerechtigkeit der Empörung. Wenn man die erstere ausschließlich sah, so verschloß man, geblendet durch den Fortschritt des Nationalreichthums, den Blick für die wirklichen Leiden; man tröstete sie über die Gegenwart durch den letzten harmonischen Effekt hinweg, welcher „auf die Dauer“ eintreten müsse. Wenn man dagegen sich auf den entgegengesetzten Standpunkt, zu den geprüften, in Noth gerathenen Klassen der alten Zeit wendete, so hörte man nur ihre Klagen und theilte ihren blinden Zorn gegen das neue technische Zeitalter.

Die theoretische Aufgabe gegenüber diesem Conflict ist zugleich eine praktische. Sie ist dadurch gegeben, daß es als Pflicht erscheint, die Versöhnung der technischen und der socialpolitischen Forderungen möglich zu machen. Es ist nur die

specielle Anwendung des großen Sittengesetzes der Geschichte, daß je nach der Höhe der Cultur der Durchgang vom Alten zum Neuen sich in roheren oder edleren Formen, mit mehr oder weniger Zerstörung vollzieht, daß die Oekonomie der sittlichen Kräfte einen immer größeren Ueberschuß an Culturgewinn erzeugt.

Ob nun dieser allgemeinere Zusammenhang und seine weitreichenden Ausblicke für die uns vorliegende Frage zu pathetisch erscheinen mögen oder nicht: in der Sache ist es um nichts weniger so. Gerecht werden kann man dem Unwillen und den Ungebärdigkeiten jener englischen Shopkeeper nur dadurch, daß man diese Dinge in ihrem tieferen Zusammenhange begreift, daß man einsieht, wie es nur ein Theil desjenigen Unbehagens der Gegenwart ist, welches in vielfältigen Gestalten, in den verschiedensten Erwerbsschichten, aus dem Widerspruche einer neuen Productivität zu den auf die alte Productivität gegründeten Interessen hervorgeht.

Die englische Betrachtungsweise, gestützt auf den großartigen Zug der volkswirthschaftlichen Entwicklung der letzten Menschenalter, geht über solche Beschwerden gern hinweg als über ohnmächtige Wünsche, die dem unwiderstehlichen Schicksale in den Arm fallen wollen. Ihr erscheint Alles, was die Kleinhändler gegen die großen Beamtenvereine vorbringen, nur als die unklare Form dieses Widerstandes. Das treffendste Zeugniß in diesem Sinne geben die Vertreter großer Geschäftshäuser selber, welche erklären, es komme nur auf großes Kapital und großen Geschäftsbetrieb in einem Kleinhandelsunternehmen an, um mit den Beamtenvereinen concurriren zu können; wo dieses nicht vorhanden sei, da sei auch die Concurrenz unmöglich. Die kleinen Geschäfte würden unerbittlich fortgefegt werden durch die großen, das sei einmal mit dem Fortschritte der Zeit nothwendig gegeben. — Von einem Hauptvertreter der Arbeitergenossenschaften des Nordens wird übereinstimmend geurtheilt, die großen Geschäftshäuser können mit den Vereinen concurriren, die kleinen aber nicht. Und Angesichts der neuesten Fortschritte des Genossenschaftswesens sagt in einer Besprechung seines letzten Jahrescongresses die „Saturday Review“[1]: Die Tendenz der heutigen Volkswirthschaft geht auf fortschreitende Beseitigung von Zwischenhänden im Dienste der Verwohlfeilerung; die große Capitalkraft vernichtet die kleine, das große Capital selber emancipirt sich von andern Capitalunternehmungen; so gab es noch vor Kurzem in London einen blühenden Stand von Geschäftsleuten, die als „Manchester warehousemen“ bekannt waren, starke Capitalisten, welche zwischen dem Fabrikanten und dem Kleinhändler in der Mitte standen; irren wir nicht, so sind heute nur noch wenige von ihnen übrig; die Fabrikanten haben sie beseitigt, indem sie selber in London Niederlagen errichtet haben, mit dem günstigen Erfolge, daß der ganze Lauf des Geschäfts in Webestoffen leichter und billiger geworden ist; Aehnliches ist in andern Zweigen geschehen.

Es ist die Maschine, welche den Handarbeiter überwindet; es ist die größere Maschine, welche die kleinere Maschine besiegt; es ist die vervollkommnete Maschinerie des einen Erwerbsstandes, welche den andern Erwerbsstand bei Seite setzt.

Aber es sind Menschen, welche hier bei Seite gesetzt werden, und die Frage wirft sich entgegen: was soll aus ihnen werden?

[1]) 31. Mai 1890.

In sehr unbeholfener Art kommt dieses Problem zum Ausdruck, wenn vor jenem Parlamentsausschusse wieder und immer wieder eine Erörterung über die Steuerkraft der Shopkeeper im Vergleich zu den Beamtenvereinen und Genossenschaften angestellt wird in dem alten Gedankengange, welcher die Volkswirthschaftslehre und die praktische Staatswirthschaft seit Jahrhunderten geleitet, ja die junge Wissenschaft ins selbständige Dasein gerufen hat. Aber in der unbeholfenen Form verbirgt sich das tiefere Problem.

Dieses wird deutlicher ausgesprochen, wenn die Wortführer des Kleinhändlerstandes uns zurufen[1]): „jeder Einzelne im Volke, der sich wohl befindet, wie niedrig auch seine Stellung, ist eine Quelle der Kraft für sein Vaterland; eine Nation muß. um mächtig zu sein, zahlreich sein und in der großen Zahl muß Wohlstand herrschen" — oder wenn sie die Frage aufwerfen: „was soll aus der jungen Generation werden, die zu den höchsten Ansprüchen erzogen ist, ohne daß Aussicht auf Beschäftigung für sie vorhanden ist; wir haben Söhne . . sie können nicht alle Beamte werden, und Geschäftsleute zu werden, gleich ihrem Vater, dazu ist kein Platz mehr für sie." Oder wenn die Beschwerde mit den eigenthümlichen Charakterzügen des irischen Klassenkampfes auftritt, indem die Shopkeeper Irlands den Herren, welche ihre Waaren aus den Londoner Vereinsmagazinen kommen lassen, mit einer gemeinsamen Verweigerung der Pacht und Miethsrente drohen, da diejenigen, welche den Beruf haben, ihr Gedeihen zu befördern, sie im Stiche lassen. Oder wenn die Londoner Geschäftsleute darüber entrüstet sind, daß in einem Rundschreiben des Officiervereins Worte gestanden haben, wie „es ist hohe Zeit, daß mit diesen Schmarotzern durch gemeinsames Vorgehen aufgeräumt wird".

Es ist die socialpolitische Seite der Angelegenheit. Es ist die identische Frage, welche die Fortschritte der landwirthschaftlichen und gewerblichen Productivität durch die neuen Verkehrsmittel, Productionsmittel, neu geöffneten Erdtheile und nahe gerückten Länder, uns für die bestehenden socialen Schichten im Ackerbau und in der Werkstatt aufgeben. Das gute Recht des Kleinhandels ruht in dieser Gleichartigkeit oder geht soweit als diese Gleichartigkeit geht.

Aber es ist nothwendig, dieses etwas näher zu prüfen.

XII.

„Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, theils dadurch, daß ihr kleines Capital für den Betrieb der großen Industrie nicht ausreicht und der Concurrenz mit den größeren Capitalisten erliegt, theils dadurch, daß ihre Geschicklichkeit von neuen Productionsweisen entwerthet wird."

Dieses sind die Worte, mit welchen zu Anfang des Jahres 1848 das „communistische Manifest" von Karl Marx und Friedrich Engels dem Mittelstande in Stadt und Land sein Todesurtheil sprach. Es sind unterdessen mehr als vierzig Jahre verflossen, und die kleinen Mittelstände haben dieses Todesurtheil überlebt. Sie werden es auch noch manches fernere Menschenalter überleben. Denn trotz des unleugbaren Zuges zu der Ausbreitung der großen Unternehmungen, die sich

[1]) Report 1879, p. 103, 77, 201.

stützen auf die überlegene Zweckmäßigkeit der concentrirten Capitalkraft, kommen gewisse technische Bedingungen dem städtischen wie namentlich dem ländlichen Kleinbetriebe zu Gute, die ihm in einer Reihe von Gewerben auch für die Zukunft den Fortbestand sichern. Der locale Zusammenhang, die räumliche Nähe, die individuelle Anpassung an den Bedarf der Kundschaft, die Arbeit auf Bestellung des einzelnen Consumenten, die beschränkte Transportirbarkeit der Waare, eine lange Reihe von Reparaturgewerben fristen dem städtischen Handwerk das Leben. Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Schlächter, Zimmermann, Maurer, Schlosser, Tischler, Uhrmacher, Glaser, Klempner, Buchbinder und manche andere Handwerke schöpfen den Grund ihrer Fortdauer in jenen Voraussetzungen. Längst klopft an die Thür von jedem unter ihnen das mahnende Zeitalter; längst sind sie selber zu einem Theile von den Erzeugnissen des Großbetriebes durchsetzt, ziehen daraus ein Stück ihrer Leistungen, oder sind in einer Anzahl von Fällen zu dem neuen Typus des Großbetriebes übergegangen, in dem Grade, als sie in die Mitte des neuen Verkehrslebens gerückt sind, in den vorangeschrittenen Ländern, in den großen Städten u. s. w. Aber was übrig geblieben, ist nicht nur an sich eine umfangreiche Schicht der heutigen Gesellschaft; ihr gegenwärtiger Zustand und ihr Verhältniß zu dem Bedarf deutet auch auf eine Zukunft, welche weit trostvoller aussieht als der Absterbeproceß, welcher ihnen oft selbst von gemäßigteren Anschauungen als ihr unentrinnbares Schicksal vorgehalten wird. Denn die allmälige Abbröckelung vom Kleinbetriebe zum Großbetriebe ist nicht ein physikalischer Vorgang, welcher sich mit mathematischer Präcision vollzieht; sie ist ein historischer Vorgang, eine Wendung der Consumtions- und Productionsverhältnisse, welche durch menschliche Gewohnheiten, durch menschliche Empfindungen, Urtheile, Vorurtheile, sittliches Wollen und unbewußte Trägheit, durch die verschiedenen persönlichen Eigenschaften der Gesammtheit, durch die Bequemlichkeit der Einen oder durch die ökonomische Findigkeit der Andren hindurch muß. Hier Pietät, Anhänglichkeit, ja bewußte Opfer aus Treue zum Alten; dort berechnete Klugheit und Sparsamkeit, welche die psychologischen Hypothesen der alten Volkswirthschaftslehre zur lebendigen Wahrheit machen.

Die Folge davon ist die, daß sich uns heutzutage an vielen Orten nicht sowohl ein Ueberfluß an Handwerkern, als vielmehr ein Mangel an Handwerkern bemerklich macht, vorausgesetzt, daß wir einigermaßen tüchtige Leistungen fordern. Die Folge ist die, daß wir eine breite Masse von Wohlbefinden auch im heutigen, und gerade im heutigen Handwerkerstande finden, selbst da, wo uns seine Leistungen weniger erfreuen als sein Wohlergehen.

Aber dieses Wohlergehen ist es, was wir in jedem Falle als Thatsache der Gegenwart behaupten, und welches sich in Zukunft vermehren wird mit der steigenden Tüchtigkeit der Leistungen. Denn jede Steigerung dieser Tüchtigkeit ist eine Waffe zur Abwehr wider die Uebermacht der großen Industrie. Jeder tüchtige Schlosser, Tischler, Schuhmacher, Schneider in der Kleinstadt hat es zum Theil in der Hand, seine Stellung zu behaupten und zu erhöhen, je nach dem Grade der Anziehungskraft, welche seine Arbeit auf die Kundschaft des Ortes ausübt. In Tausenden von kleineren und mittleren Städten, in den großen Städten selbst, ist solch ein Kampf fortwährend im Gange. Es ist ein verkehrter Fatalismus, ihn für voraus entschieden zu halten zu Gunsten der Großindustrie.

Was wir hier von dem Handwerkerstande gesagt, was wir von dem Bauernstande zu sagen aus Rücksichten der gebotenen Kürze hier unterlassen haben — dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade von dem Stande der Kleinhändler. Auch er gehört zu dem Mittelstande, welchen die Socialdemokratie durch ihr geschichtsphilosophisches Manifest seit vierzig Jahren zu Grabe getragen hat, ohne daß er bisher gestorben wäre. Auch er gehört zu dem Mittelstande, welcher eine große Zahl achtbarer Mitglieder der heutigen Gesellschaft in sich schließt und den Beruf hat, für heute und für die Folgezeit einen Wall der gesellschaftlichen Ordnung zu bilden gegen die hereindringenden Fluthen des socialen Umsturzes. Auch er soll dazu beitragen, daß es eine breite Zwischenschicht, einen stufenweisen Uebergang vom besitzlosen Proletariat zu dem großen Besitze gebe, welche eine praktische Wiederlegung derjenigen Theorien von der heutigen Gesellschaft enthält, in denen die Socialdemokratie den für ihre Pläne wünschenswerthen Zustand construirt, ohne ihn aus den Thatsachen erweisen zu können. Zahlreiche Städte, und zumal im deutschen Lande, sind Zeugen von den ehrenwerthen Eigenschaften, welche jener Stand in der Gemeinnützigkeit, in der Selbstverwaltung entfaltet. Er ist von der alten Zeit her an vielen Orten geradezu der Träger eines aus dem Grunde rechtschaffenen Geschäftsverkehrs, zum Theil mit patricischen Stadtfamilien und deren guten Ueberlieferungen verknüpft. Eine Entwicklung der neuen Volkswirthschaft, welche diese Existenzen erschüttert, ist daher mit ähnlichen Empfindungen aufzunehmen, wie die Erschütterung des alten Handwerkerstandes. Eine Verminderung dieser Klasse ist ein Verlust an dem Bestande einer socialen Schicht, welche für die harmonische Gestaltung der Gesellschaft unentbehrlich ist.

Indessen einiger Einschränkungen bedarf es doch. Zunächst bringt die Technik des Kleinhandels Eigenthümlichkeiten mit sich, welche ihm — im Gegensatze zum Handwerk und zur Landwirthschaft — unverkennbar anhaften. Die Art der Thätigkeit ist eine solche, daß sie theils (im Vorzuge zu den beiden anderen Gruppen) dem mittleren Manne eine Art von größerer Ehre des Standes zuführt, theils — was nahe damit zusammenhängt — den Reiz der minder mühevollen, schmutzigen, handgreiflichen Arbeit entgegenhält, theils eine minder deutliche Vorstellung von den Obliegenheiten des Berufes durch diesen Charakter der Arbeit erweckt. Dadurch entsteht beständig die Gefahr einer Ueberfüllung des Kleinhandels, welche weit über den wirklichen Bedarf hinausgeht. Worüber heute allgemein geklagt wird, daß so manche brauchbare Kraft dem Handwerk, dem Ackerbau entzogen wird, um Reiz und Ehre eines „höheren" Standes zu genießen, das trifft für den Stand der Kaufleute zu, wie es übrigens in neuester Zeit oft genug gesagt worden ist.

Nun ist es bekanntlich nicht richtig, was die alte Nationalökonomie und mit ihr die Geschäftsleute in der parlamentarischen Untersuchung von 1879 behaupten, daß die Concurrenz so vieler Kleinhändler dem Publicum in Leistung und Preis zu Gute komme. Bei jeder Concurrenz ist die Frage, wie sie beschaffen ist; es genügt nicht, zu wissen, daß Concurrenz, daß viel Concurrenz vorhanden ist: Wesen, Kräfte, Verhalten der Concurrenten muß man kennen, um gewisse Wirkungen zu erwarten, um die eingetretenen Wirkungen erklären zu können. Da, wo ein Ueberfluß an Concurrenten herrscht, kann es leicht geschehen, daß gerade der Ueberfluß das Gegentheil von dem erzeugt, was man als übliche Hypothese von

der Concurrenz erwartet wird. Die Dienstmänner, welche in Ueberzahl am Bahnhofe, auf dem Markte der Aufträge harren, werden — wie es eine vielfältige Beobachtung zeigt — bemüht sein, aus wenigen Stunden, während deren sie nach dem Müßiggang eines halben Tages Arbeit erhalten, den Bedarf für den ganzen Tag herauszuschlagen. Die Kaufläden, welche sich, mit dem Angebot oft ganz der gleichen Waaren, hart aneinander drängen, werden von der geringen Zahl ihrer Kundschaft, um nur überhaupt bestehen zu können, nicht einen niedrigen, sondern einen verhältnißmäßig hohen Preis verlangen müssen. Kann sich, wie leicht begreiflich, eine solche geschäftliche Existenz nicht lange behaupten, so treten doch immer wieder neue Concurrenten an ihre Stelle, die ihrerseits eine Zeit lang ihr Heil versuchen. So daß, bei allem Wechsel der Personen, die kranke Concurrenz selber fortbesteht, ohne daß ein Vortheil für das Publicum zu bemerken wäre.

Natürlich sind es nicht immer die neu hinzutretenden Concurrenten, auf welche diese Charakteristik paßt; sie mögen vielmehr durch die Tüchtigkeit ihrer Leistungen über die bisher vorhandenen Geschäftsleute den Sieg davontragen oder diese zur Nachfolge zwingen. Aber um so nothwendiger folgt aus dem Vorhandensein einer Ueberfüllung mit Concurrenten, daß eine Anzahl dahinsiecht, untergeht, daß bei der Fortdauer der bekannten Ursachen ähnliche Existenzen wieder auftauchen.

Das ist die eine Einschränkung, welche wir für nöthig halten. Sie trifft den Kleinhandel in höherem Maße als das Handwerk, sie entspringt aus dessen besonderen Eigenschaften. Eine andere Einschränkung trifft sie beide miteinander.

Krankheit und Untergang einer socialen Schicht regt, wie das Leiden jedes einzelnen Bedürftigen, unser Mitgefühl, regt die thätige Hülfe der Gesammtheit an. In der öffentlichen Armenpflege haben wir die ultima ratio für jedes gesellschaftliche Elend. Es ist aber ein Anderes, dieses Mitgefühl jenem negativen Verlaufe der Existenz zuzusichern, ein Anderes, dem berechtigten Selbstgefühl eines achtbaren Standes die Bedingungen seiner Dauer zu versprechen. Diesem Selbstgefühl entspricht es, nicht die Kräfte in unfruchtbaren Klagen, in verbittertem Concurrenzneide zu erschöpfen, sondern den Kampf aufzunehmen gegen die neue Zeit mit den Waffen der neuen Zeit. Wie der einzelne Handwerker auf dem Kampfplatz steht gegen das Product der großen Industrie, des Auslandes, der großen Stadt, und vieles zu Gunsten seiner Zukunft wenden kann, je nach dem Maße seiner Tüchtigkeit, also auch der Kleinhandel. Er kämpft unzweifelhaft gegen die überlegene Capitalkraft großer Magazine, er kämpft in der Kleinstadt gegen die benachbarte Großstadt, gegen die entfernte Weltstadt. Aber auch er genießt, gleich dem Handwerker, weit überwiegend den Vorsprung der örtlichen Nähe. Es sind wahrlich sehr wenige Käufer, welche aus Thorheit, Vorurtheil u. dgl. den Umweg einer weiten Entfernung vorziehen; die Leistungen sind es, welche den Ausschlag geben.

Und das gilt auch von der Lage, in welcher sich die englischen Geschäftsleute gegenüber den großen Beamtenvereinen befinden. Es ist der gemeinsame Eindruck jener Untersuchung, daß die tüchtigen intelligenten Geschäftsleute sich den Vereinen gewachsen fühlen, allerdings nicht ohne die Voraussetzung einer gewissen Capitalskraft. Sind jene enorm an Umfang, so fehlt ihnen, was jeder Aktiengesellschaft, was jedem Großbetriebe fehlt, die intensive Sorgfalt des Eigenthümers, welcher

das Ganze überschaut, welcher sich in jedem Punkte des Betriebes mit seinem eignen Interesse wiederfindet. Diese höhere Intensität, gepaart mit entsprechender berufsmäßiger Ausbildung, kann Etwas leisten, was jene Vereine selten oder niemals zu leisten vermögen. Es muß in diesen ein schematisches Wesen vorwalten, welches immer die Eigenschaft eines durch Tausende von Bediensteten gehandhabten Apparates ist.

Indessen mit der geschilderten Intensität ist ein Zug verbunden, durch welchen überhaupt die künftige Reform des Kleinhandels sich auszuzeichnen hat. Es ist die Arbeitstheilung in den Waaren, welche Gegenstand des einzelnen Kleinhandelsunternehmens sind. Die großen Magazine in Paris und neuerdings in London, vollends die Beamten-Consumvereine, obwohl Erzeugnisse der neuen Zeit, stellen am Maßstabe der Arbeitstheilung gemessen, doch ein unreifes Gebilde dar. Eine fernere Entwicklung wird dahin führen, daß die bunte, mehr und mehr Alles umfassende Mannigfaltigkeit der Waaren sich auflöst je nach gesonderten Zweigen, damit die einzelnen Gebiete desto mehr zu ihrem Rechte gelangen. Es gehört von jeher ein wachsames Auge dazu, bei dem Einkaufe in diesen Riesenmagazinen die Spreu von dem Weizen zu scheiden; nicht in dem Sinne (welchen das Vorurtheil liebt), sich vor dem Betruge zu schützen, sondern um die nothwendigen Lücken der Leistungsfähigkeit bei so maßloser Ausbreitung der Leistungen nicht zu seinem Schaden auf die Probe zu stellen. Ein Mitglied des Londoner Beamtenvereins, ein alter Kunde desselben, erzählt darüber lehrreiche Dinge.

Was wir hier im großen Maßstabe beobachten, gilt fast noch mehr von den kleinen Verkaufsläden. Auch hier — zumal in den kleineren Städten — eine Mannigfaltigkeit der Waaren, welche weit zurückgeblieben ist hinter den Anforderungen der heutigen Arbeitstheilung. Es ist eine viel verbreitete Klage, welche zum Schaden der Kleinhändler namentlich in den kleineren deutschen Städten ausschlägt, daß der einzelne Kaufmann zu vielerlei Waarengattungen und daher von jeder einzelnen Gattung eine zu geringe Auswahl feil hält. Würde er statt dessen sich concentrieren auf wenige Gattungen, so würde er in dieser so vollständig ausgerüstet sein, daß er die überlegene Concurrenz anderer Organe, Verkehrsmittel u. s. w. nicht zu fürchten hätte. Es würde damit aber auch die wünschenswerthe Folge verknüpft sein, daß die einzelnen Geschäftsleute ihres Absatzes sicherer wären, weil die Zahl der Concurrenten für jede Waare sich um so viel verminderte. Daraus würde namentlich eine freundlichere Gesinnung unter den Concurrenten hervorgehen, als sie bei einem Zustande des Kleinhandels entsteht, da Jeder Alles zu verkaufen hat, da jeder Einkauf bei dem Einen so viele Andere hintansetzt.

An sich scheinbar geringfügig, erklären diese Zustände doch nach ihrem Theile manche bemerkenswerthe Erscheinungen unsers öffentlichen Lebens. Es ist aber tröstlich, wenn sich dieselben als Entwicklungskrankheiten erweisen, welche durch die wachsende Tüchtigkeit des Erwerbslebens und seiner Stände von selber überwunden werden. Auf diesem Gebiete, wie auf allen übrigen, zeigt die Volkswirthschaft der Gegenwart die Merkmale eines Uebergangsstadiums, welches bei unvermeidlicher Härte doch die Aussicht auf eine befriedigende Zukunft offen läßt. Hier, wie allenthalben, muß es zuletzt gelingen, die Fortschritte der productiven Technik mit den socialpolitischen Forderungen in Einklang zu setzen.

Helgoland fest oder — sicher?

Vom
Vice-Admiral **Batsch.**

„Bei den ruhigen Deutschen" — so schrieb der Minister vom Stein an Gneisenau — „die unter allen Zeiten am meisten die Bedenkzeit lieben, muß man eher Reizmittel anwenden, als Opiate." Die Bemerkung galt dem Rhediger'schen Verfassungs-Entwurf und mochte namentlich zu jener Zeit seine Bedeutung haben. Der Volkscharakter hat seitdem unzweifelhaft gewonnen, ist indeß kaum in das Gegentheil umgeschlagen, und so mag der Fingerzeig vielleicht auch heute einiger Bedeutung wohl nicht entbehren.

Es ist nun nicht ganz leicht, zu unterscheiden, ob die Gedanken, die in der Presse hie und da über den Erwerb der neuen Insel zu Tage kommen, zu den Reizmitteln oder zu den Opiaten zu zählen sind. Die Freude über den Erwerb allein scheint nicht zu genügen, und doch sollte man meinen, das müsse der Fall sein, denn ein lange gehegter Lieblingswunsch der Nation ging damit in Erfüllung. So lange war der auf Helgoland wehende „Union Jack" ein Dorn im Auge, und ehe man sich's versah, war dem alten Kummer ein Ende gemacht und die Insel deutsch geworden.

Wer ein kostbares Gut einheimst, mit dem er überrascht wurde, kommt über den ganzen Werth desselben nicht so im Handumdrehen zum Schluß. Von Allen, die sich die Köpfe zerbrechen, haben gewöhnlich die schwärmerischen Köpfe das leichtere Spiel; denn sie sind es, denen bei solchen, wie bei anderen Gelegenheiten der Himmel „voll Geigen" zu sein scheint, und die Summe der Vortheile, die sie einer Sache entlocken, kann patriotische Herzen wohl in Erregung bringen.

Die Rolle des kalten Wasserstrahls gehört dann nicht immer zu den dankbarsten ihrer Art, und doch ist es eine unabweisbare Pflicht, wo man irgend kann, die öffentliche Meinung in ihrem Geleise zu erhalten. Solange eingebildete Vortheile Niemandem Schaden thun, kann man sie hingehen lassen, und wo es sich um Gebietserwerbungen handelt, empfiehlt sich das noch mehr, weil mit der wachsenden Freude am Besitz auch der Patriotismus wächst.

Aber auch dafür gibt es eine Grenze; sie liegt da, wo die Täuschung so zunimmt, daß die Werthschätzung anderer ebenfalls wichtiger Dinge geschmälert wird.

Folgt man den Erörterungen über den Erwerb der Insel Helgoland, so hört man nicht nur von politischen, sondern auch von erheblichen strategischen, ja sogar von commerciellen Vortheilen. Die politischen findet man in dem Gewinn oder der Befestigung der englischen Freundschaft. Da von gewissen Seiten nicht mit Unrecht behauptet wird, von allen Nationen Europa's sei England unser einziger natürlicher Verbündeter, so könnte dieser Gewinn das Opfer wohl werth sein, welches man für Helgoland gebracht hat; vorausgesetzt, daß man in Gefahr war, jenen Vortheil zu verlieren. Auch im Flaggenwechsel liegt ein politischer Gewinn, denn die Anschauung, daß das Wehen einer fremden Flagge in Sicht unserer Flußmündungen einer Großmacht nicht würdig sei, hatte festen Fuß gewonnen. Man pflegt das englische Besitzrecht von Gibraltar als eine Art von Schmach für Spanien aufzufassen; man übersieht aber, daß die beiden Fälle sich nicht vergleichen lassen. Gibraltar ist spanischer Grund und Boden, dessen ein Feind im spanischen Erbfolgekrieg sich bemächtigen konnte, weil er sich nicht im Bereich spanischer Kanonen befand. Heute kann England Gibraltar nur besitzen, solange es mit Spanien im Frieden ist, denn ein Kriegsfall bringt es unzweifelhaft in den Bereich der Kanonen von Algesiras, vorausgesetzt, daß Spanien sich die Mühe nimmt, die heute gebräuchliche Artillerie dort aufzustellen.

Ein anderer Vergleich sind die britischen Canalinseln; sie liegen in Sicht der französischen Küste; der Unterschied ist nur der, daß die Bewohner von Jersey, Guernsey und Alderney behaupten, sie und ihre Landsleute seien es gewesen, die England erobert hätten. Darum gehöre Großbritannien zu ihnen, und sie erst dadurch zu Großbritannien, und das entscheide die politische Frage gegenüber französischen Ansprüchen.

Etwas ähnlicher gestaltet sich die Sache mit den Bahama's und den Bermuda's; sie liegen unzweifelhaft im Bereich Amerika's, und doch werden die Vereinigten Staaten den englischen Besitztitel nicht so leicht in Frage stellen, weil Gründe zur Geltung kommen, über die wir noch weiterhin sprechen werden.

Der Hauptvortheil, den man vom Besitz Helgolands erwartet, ist sein strategischer Werth. Es ist eine Insel, die vermöge ihrer Lage die Mündungen unserer Hauptströme sozusagen beherrscht, und es wird daraus weiter gefolgert, daß sie, weil dem so sei, mit Befestigungswerken versehen werden müsse. Schwere Artillerie auf den vorspringenden Punkten der Insel sichere den Ankerplatz der eigenen, und hindere den Zugang feindlicher Schiffe, bilde auch einen geeigneten Waffenplatz für das, was im nächsten Seekrieg eine so hervorragende Rolle spielen soll. die Torpedos. Selbstverständlich würden solche Werke, verständig angelegt, auch den Zweck haben, die Wegnahme der Insel selbst zu verhindern.

Es ist nicht zu leugnen, daß die geographische Lage gewisser Punkte je nach der Lage eines Kriegstheaters strategischen Werth hat. Welchen Werth Colberg hatte, als das Land im Besitz des Feindes, die See ihm aber verschlossen war, ist unvergessen. Auch die Bedeutung Alsens ist in frischer Erinnerung, als die Dänen sich auf See frei bewegten und der Brückenkopf von Düppel sich in dänischen Händen befand. Der Bereich, in dem eine starke Landfestung ihre Wirkung oder, um es so zu nennen, ihre „Herrschaft" geltend macht, ist kein geringer und erstreckt sich auf eine ganz erkleckliche Anzahl von Meilen, solange

nicht Belagerung eintritt; aber man darf nicht vergessen, daß die „Herrschaft“ nur eine mittelbare ist, daß sie nur wirkt in Verbindung mit lebenden Streitkräften, und daß sie hinfällig wird, wo diese versagen.

Es gab eine Zeit, wo der Wechselbeziehung von „Berg und Bataillon“ eine gewisse magische Kraft beigemessen wurde. Die Kriegführung des ersten Napoleon räumte damit auf. Und so wird auch mit dem Begriff der „Herrschaft“ irgend eines geographischen Punktes aufgeräumt werden in jedem Falle, wo er unrichtig angewendet oder falsch verstanden wird.

Eine „Herrschaft“ Helgolands müßte, wenn sie Wahrheit sein soll, die unbestrittene Botschaft über den Bereich der Hamburger Bucht bedeuten; das ist die Mindestforderung der Strategen, und davon erwarten sie eine Erschwerung oder gar Verhinderung der Blokade. Der Feuerkreis, d. i. die Sichtweite des jetzigen Leuchtthurmes, berührt etwa die äußersten Seezeichen unserer Flußmündungen; daraus folgt, daß jedes Schiff, welches in die Jade, Weser oder Elbe einlaufen will, jenen Feuerkreis zu passiren hat. Wäre nun die „Herrschaft“, d. i. die Artillerie-Wirkung, der Sichtweite des Leuchtthurmes gleich, so wäre — an nebelfreien Tagen wenigstens — die strategische Herrschaft vorhanden; allerdings auch nur für Schiffe, die auf so weite Entfernungen verwundbar sind, und das sind nicht einmal die leichtesten Kauffahrer.

Die äußerste Sehweite des Leuchtfeuers beträgt 15 Seemeilen, das sind etwa 28 Kilometer, während die Tragweite des schwersten bis jetzt vorhandenen Geschützes noch nicht 20 Kilometer reicht. Und man muß berücksichtigen, daß bei einer solchen Entfernung, wenn auch das schwere Geschoß sie erreicht, von Treffwahrscheinlichkeit nicht die Rede sein kann.

Von gewissen geographischen Punkten sagt man auch, sie seien die „Schlüssel“ zu den von ihnen beherrschten Gewässern. So betrachtet man den Bosporus als den Schlüssel, der das schwarze dem Mittelmeer erschließt, und das ist richtig, denn der Besitzer des Bosporus hat Verschluß oder Oeffnung vollkommen in seiner Gewalt.

Gibraltar hat, seitdem es in englischem Besitz, in allen Kriegen eine so wesentliche Rolle gespielt, daß man es nicht nur einen Etappenplatz für Indien, sondern auch den Schlüssel des Mittelmeers zu nennen pflegte. Diese Bedeutung hat es aber längst verloren; die Straße ist dort elf Seemeilen breit, und wenn das 110-Ton-Geschütz auch im Stande ist, ein Geschoß so weit zu werfen, so ist doch irgend welche Wirkung gegen ein Geschwader, namentlich ein Panzergeschwader, ganz ausgeschlossen, und die Nacht muß sehr dunkel und unsichtig sein, wo man diesen schönen Verkehrsweg, selbst ohne die Hülfe von Leuchtthürmen, nicht ungehindert passiren kann. Dagegen beträgt die Entfernung von Algesiras bis mitten in die Stadt Gibraltar noch nicht einmal 4½ Seemeilen, nahe genug, um jede Garnisonstadt einzuäschern.

Man wird nun einwenden, daß Gibraltar doch eine Kohlenstation und ein wichtiger Stützpunkt für die Flotte sei; das ist es, aber nur in der Voraussetzung der Freundschaft mit Spanien.

Und was für Gibraltar die Freundschaft mit Spanien, das ist für Helgoland die Fühlung mit derjenigen Macht, welche die Nordsee beherrscht.

Man darf sich darüber nicht täuschen, daß ein Ort durch Umgürtung mit starken Festungswerken noch keine Unabhängigkeit gewinnt. Wenn am Lande ein Ort durch Umgürtelung mit Wall und nassem Graben von starkem Profil sturmfrei wird, so ist das bei einer Insel wesentlich anders. Der vor Veracruz liegenden Insel San Juan d'Ulloa hätte der sie umgebende „nasse Graben“ nichts geholfen, weil er bis an die Wälle der Festung heran so tief war, daß der amerikanische Commodore im Begriff stand, die Festung über die Unterraaen seiner Schiffe zu entern. Der Fall von Veracruz ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen. Ein irgend erhebliches Hinderniß stand der Ausführung aber nicht im Wege.

Für eine mitten in der See liegende Festung bildet die See den „nassen Graben“. Derselbe bildet hier aber nicht ein Hinderniß, was man von dem „nassen Graben“ eigentlich erwartet, sondern ein Mittel der Annäherung. Die Klippen von Helgoland würde man allerdings nicht, wie bei San Juan d'Ulloa, mit den Unterraaen der Schiffe erreichen können, denn selbst an der Südwestseite kann ein großes Schiff nicht näher als etwa eine halbe Seemeile an die Insel heran. Das wäre eine Gefahr für das Schiff, wenn dieses überhaupt nöthig hätte, dahin zu kommen; dazu liegt aber ein Bedürfniß gar nicht vor, denn der Ankerplatz ist unbeschränkt: man findet vortrefflichen Ankergrund in jeder beliebigen Entfernung von der Insel, und man kann behaupten, daß es von der Lootsengalliote der Elbe bis zur Doggersbank mitten in der Nordsee nicht eine Stelle gibt, wo ein Schiff mit gutem Ankergeschirr nicht unbehindert ankern könnte.

Die Verhältnisse werden häufig so dargestellt, als wenn die Sichtung Helgolands für das Einlaufen in die Mündungen der Jade, Weser oder Elbe unerläßlich wäre; das ist aber keineswegs der Fall. Wären die Dampfer des Lloyd an die Sichtung Helgolands gebunden, so würde die Pünktlichkeit des transatlantischen Passagierdienstes große Einbuße erleiden: der allein unfehlbare Lootse für die Nordsee und ihre Häfen ist das Loth; Sonnenschein und sichtige Nächte sind dort oben rare Artikel, und wer bei Nordwest-Sturm von Helgoland Nutzen haben will, der tastet sich mit dem Loth in die Bucht hinein, bis er auf zwei bis drei Seemeilen im Ostsüdost der Insel auf etwa zwanzig Meter Tiefe, aber nicht darunter, seine Anker fallen läßt. Das kann er im Frieden und im Kriege, und Niemand kann ihn daran hindern, nicht einmal die Kanonen der Insel, denn bei Nacht kann man ihn nicht sehen, und bei Tage kann er den Ankerplatz nach Belieben verändern.

Aber, wird man einwenden, die Torpedoboote, sind sie nicht eine wirkliche Gefahr für Jeden, der sich in die Nähe der Insel wagt, sei es bei Nacht, sei es bei Tage? Die Thätigkeit dieser Fahrzeuge und der Gebrauch ihrer tödtlichen Waffe ist bei Nacht sehr eingeschränkt, denn sie müssen über den Charakter des Gegners, ob Freund oder Feind, volle Sicherheit haben, und das ist des Nachts schwer; bei Tage aber trifft es zu, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Waffenplatz, der — sturmfrei, fest und auf anderweiten Schutz nicht angewiesen — seine Umgebung in dieser Weise unsicher machen kann, einen nicht geringen strategischen Werth hat.

Es könnte dies wohl einen Besitztitel auf den Begriff der „Herrschaft“ abgeben, wenn diese nicht in der Hauptsache an andere Grundlagen gebunden wäre.

Das Wehen einer bestimmten Flagge auf irgend einer Insel hat nur dem Namen nach die Bedeutung einer „Herrschaft“. Die wirkliche Grundlage zu einer solchen liegt in dem Grad der Botmäßigkeit, den der Flaggen-Inhaber auf das um die Insel herum liegende Meer ausübt. Der Credit Großbritanniens wird erschüttert, sobald das Uebergewicht zur See sich zu seinen, d. i. Großbritanniens Ungunsten verschiebt, denn seine Lebensbedingungen erscheinen dann in Frage gestellt.

Mit Bezug hierauf sei indeß gleich beiläufig bemerkt, daß wir eine solche Verschiebung des Uebergewichts nicht in einer zeitweise schwankenden Zahl der Panzerfregatten erblicken; die sogenannten „Imponderabilien“ spielen bei solchem Uebergewicht eine viel größere Rolle.

Eine eigene Gesetzgebung für Irland böte der englischen Oberherrschaft nur dann eine Gefahr, wenn ein Verlust des Uebergewichtes zur See damit verbunden wäre, und die Herrschaft über den St. George-Canal der englischen Hand entschlüpfte.

Das Band, welches die Colonien an England bindet, wird loser oder fester, je nachdem sein Uebergewicht zur See erschüttert oder unwandelbar erscheint.

Es waren englische Alliirte, die Napoleon bei Austerlitz besiegte, aber das Schicksal der französischen Inseln wurde durch Trafalgar entschieden; denn von jenem Tage an war das Meer für Napoleon verloren.

Als der Vertrag von San Ildefonso Spanien der Coalition entfremdete, verlor England das bisherige Uebergewicht im Mittelmeer. Die Insel Elba wurde geräumt, und wenn die Werke von Porto Ferrajo nicht geschleift wurden, so unterblieb das, weil sie keine Bedeutung hatten. Corsica ging voran. Der Gewinn Malta's für Bonaparte war eine weitere Folge, bis die Schlacht von Abukir das alte Uebergewicht im Mittelmeer wieder herstellte, und das Verbleiben der französischen Besatzung war fortan nur eine Frage der Zeit. Den Fall der Insel konnten auch die mächtigsten Profile der Bastionen von Valletta nicht hindern. Eine jede Insel bedarf im Kriegsfall der unberührten Verbindung mit dem Mutterland; wer ihr diese abschneidet, beherrscht sie. Die Verbindung mit dem Mutter- oder Hinterland liegt in der unbeschränkten Freiheit des Wasserweges, und diese kann nicht durch die Insel selbst geschützt werden, weil die Tragweite ihrer eigenen Machtmittel nur auf eine beschränkte Entfernung zu bemessen ist.

Was bis dahin gesagt wurde, bezieht sich in der Hauptsache auf den Einfluß und die Eigenschaft der Insel durch ihre Lage. Werden die Eigenschaften der Insel durch Ausstattung mit besonderen Schutz- und Trutzmitteln in ihrer Wirkung und ihrem Werth erhöht, so gilt Alles, was gesagt wurde, in noch höherem Grade. Während sie im ersteren Fall einen in neutralem Gebiet liegenden kleinen Landfleck darstellt, der nur der Gefahr der politischen Lostrennung vom Hinterland ausgesetzt ist, wird dies im letzteren Fall wesentlich anders. Die Eigenschaften der Insel wurden durch die Ausstattung mit Machtmitteln gewissermaßen potenzirt, und damit potenziren sich auch die mit etwaigem

Verlust verbundenen Gefahren. Aber nicht allein dies, sondern es kehrt sich auch die Wirkung der Machtmittel gegen den früheren Besitzer.

Der Besitz einer Insel stützt sich auf die Freiheit des sie umgebenden Seeraumes; die Freiheit der See aber stützt sich auf das Gleichgewicht der Macht, die auf diesem Seeraum zur Geltung gebracht wird. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, das Gleichgewicht genüge für den einfachen Besitz, für den in seinem strategischen Werth potenzirten Besitz aber sei ein Uebergewicht erforderlich.

Besitzt man eine Art von Kronstadt der Hamburger Bucht in einer Entfernung von 14—16 Seemeilen von den Flußmündungen, so ist das ein Werthobject, welches man nicht dem eigenen Schutz überlassen darf. Es muß sich anlehnen an den Schutz einer starken Escadre, und diese wird ihren Fußpunkt zwar in der Jade behalten, im Uebrigen aber die Freiheit haben müssen, den Feind da aufzusuchen, wo über die „Herrschaft“ in der Hamburger Bucht entschieden wird; und das wird schwerlich bei Helgoland sein. Das Werthobject selbst kann einer solchen Escadre zwar auch als Stützpunkt dienen, denn sie kann sich gegen die Unbill der Nordweststürme in Lee der Insel vor Anker legen; sie wird das unter Umständen auch nicht bloß ihrer selbst, sondern zum Schutz der Insel thun müssen, falls diese von einer feindlichen Escadre bedroht ist. In der Freiheit der Bewegung wird sie dadurch häufig eingeschränkt sein. Ueber die Wechselbeziehung von Insel und Escadre erscheinen in der deutschen Presse zuweilen recht verworrene Anschauungen, und es ist wohl am Ort, dieselbe auf ihren richtigen Werth zurückzuführen.

In keiner Art von Strategie werden dem Verstand und der Einbildungskraft des Laien so hohe Zumuthungen gestellt, wie in der Strategie zur See, und das Verfängliche dabei ist, daß diese Zumuthungen scheinbar gering sind, denn sie stützen sich auf Schlagworte, die aus der Landstrategie entnommen und uns Allen daher mehr oder weniger geläufig sind. Es klingt ungereimt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß die Befestigung eines Platzes sich mit der Sicherstellung desselben nicht immer deckt, und doch liegen zu solcher Behauptung triftige Gründe vor. Je werthvoller ein Haus, desto weniger helfen ihm Schießscharten, wenn man Tag und Nacht die Thüren offen stehen, und den Zugang unverwehrt läßt. In solchem Falle vermindert sich die Sicherheit in demselben Grade, in welchem der Werth des Hauses steigt. Und je werthvoller ein Haus, desto größerer Mittel bedarf es, um den Andrang unberufener Gäste und Eindringlinge zu verhindern. Trotzdem sind die kostbaren Schießscharten mit ihrer Ausstattung gerechtfertigt, wenn ihr Vorhandensein überwiegende Vortheile im Gefolge hat. Wird die Macht, deren Aufgabe es ist, den Andrang von außen her zu verhindern, in ihren Bewegungen freier, dann sind solche Vortheile vorhanden, und sie sind unbestreitbar, wenn diese Macht auch im Stande ist, dem durch den vergrößerten Werth des Hauses vergrößerten Andrang die Spitze zu bieten.

Ob der in Rede stehende Platz eine Burg im Lande, oder eine Insel im Meere darstellt, macht keinen Unterschied. Die Sicherung des Besitzes liegt nicht bloß in der Ausstattung des Ortes mit Festungswerken und Waffen, sondern

auch in der Anlehnung an eine bewegliche Macht, die im Stande ist, den Zugang zu hindern; im Fall der Landfestung sind es Truppen, im Fall der Insel eine starke Escadre. Und im Wesentlichen richtet sich deren Stärke nicht nach der Art der Werke, mit denen man die Insel ausstattet, sondern nach der Art des Feindes, dem sie begegnen soll. So hängt denn auch die viel besprochene Frage, ob ein Feind noch ferner im Lee von Helgoland ankern darf, nicht davon ab, welche Flagge auf der Insel weht, auch nicht davon, ob Kanonen auf ihr stehen, sondern in der Hauptsache davon, wie groß und stark die Macht, d. h. die Escadre, die sich anschickt, den Feind daran zu verhindern. Kanonen auf der Insel würden dazu nur sehr wenig beitragen, weil kein feindliches Schiff Ursache hat, auf weniger als drei Kilometer Entfernung zu ankern. Als wirksamen Schußbereich kann man aber, streng genommen, nur etwa 2000 Meter annehmen.

Fragt es sich dann, ob eine deutsche Escadre die Freiheit hat, ihren Gegner in einiger Entfernung von der Küste aufzusuchen, so wird das nicht geschehen können, ohne daß sie eine hinreichende Unterstützung für die Insel zurückläßt. Es wurde im Vorstehenden deutlich zu machen gesucht, daß die etwa befestigte Insel solche Unterstützung nicht nur nicht überflüssig macht, sondern an dieselbe vielmehr noch größere Ansprüche stellt. Aufrichtig beglückwünschen können das Deutsche Reich zum Erwerb Helgolands daher nur die Freunde einer starken Flotte, denn nur eine solche und nicht die festliegende Insel „beherrscht“ die Hamburger Bucht; wer dagegen die Neigung hat, die Bedeutung einer Schlachtflotte für Deutschland in engere Grenzen zu verweisen, der möge je eher je lieber für einen rückgängigen Flaggenwechsel auf Helgoland eintreten und dessen Sicherheit dem bisherigen Schutz der neutralen Flagge überlassen.

Die Insel aber, selbst wenn sie von Kanonen und Torpilleurs strotzte, schützt die umliegenden Gewässer nicht vor unberufenen Gästen.

Es ist hinreichender Grund zu der Annahme, daß man an maßgebender Stelle den Werth Helgolands als Citadelle nicht überschätzt. Der Werth als Insel, die nicht nur deutsch ist, sondern auch einen Ankerplatz bietet und im Frieden als bequemes Depôt dienen kann, liegt auf der Hand. Für einen Kampf um die Freiheit der Hamburger Bucht aber würde es als Citadelle ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie der Wilhelmstein im Steinhuder Meer für die Schlacht bei Minden.

Man möge Nachsicht üben mit der Zeitwidrigkeit des Vergleichs, da die Citadelle des Grafen Schaumburg zur Zeit der Bataille von Minden noch nicht gebaut war; aber mit der „magischen Kraft“ der Citadelle hat es in dem einen wie im andern Fall dieselbe Bewandtniß.

So wird es Manchem ungereimt klingen, wenn man behauptet, daß mit der Befestigung eines Platzes nicht immer auch seine strategische Bedeutung wächst, und doch tritt dies nirgends so deutlich zu Tage, wie im Seekrieg Die Hauptgrundsätze einer verständigen Kriegskunst gelten hier wie anderswo. Clausewitz's „Vom Kriege“ hat für den Seeofficier fast die gleiche Bedeutung wie für den Generalstab. Wer sich nicht die Mühe gibt, die Schwerpunkte der feindlichen Kraft zu ermitteln, und sie auf einen zurückzuführen, wird im Seekrieg einen ebenso falschen Plan machen, wie zu Lande. Wer da glaubt, in seinem Kriegs-

plan sich auf eine bloße Vertheidigung, im Gefechtsakt auf eine bloße Abwehr beschränken zu dürfen, begeht zur See eine ebenso große Thorheit, wie zu Lande. Die Grundsätze sind gleich, nur ihre Anwendung kommt in anderer Form zur Geltung. Vor Allem aber tritt ein Princip in den Vordergrund, welches Beiden gemeinsam gilt, für den Krieg an den Küsten und um Inseln aber hervorragende Bedeutung hat. Das ist der Satz: „Wer die See hat, hat das Land!" Seefestungen sind nicht bloß Vorwerke des Landes, sie sind auch Brückenköpfe der See, denn sie decken die Seeverbindung, und der Lebensathem wird ihnen abgeschnitten, sobald die See ihnen verloren geht. Colberg hielt sich, weil diese Lebensbedingung ihm erhalten blieb; Danzig fiel, weil sie ihm — durch den Verlust Weichselmünde's — verloren ging. Malta, Corfu, Ancona, Alexandria, Genua und andere Seefestungen fielen, weil seit Abukir die Herrschaft im Mittelmeer nicht mehr zweifelhaft war. Das winzige St. Jean d'Acre hielt sich gegen den größten Feldherrn seiner Zeit, weil ihm die Lebensbedingung der See in glänzender Weise erhalten blieb.

Man erblickt strategischen Werth in den von Inseln geschützten Ankerplätzen; aber man übersieht dabei oft, daß dieser Werth nicht durch die schützenden Inseln, sondern durch andere Verhältnisse bedingt wird. Der Schutz, der bei solchen Ankerplätzen oder Rheden in Frage kommt, ist zweierlei Art. In der ersten Reihe steht der Schutz vor Wetter und See; die Insel dient als Wasserbrecher und gewährt dadurch die Möglichkeit, allerhand nützliche Handthierungen vorzunehmen: die Schiffe können ankern, Havarieen ausbessern, Munition, Proviant, Wasser, Kohlen ergänzen; sie können Hospital-, Vorraths-, Transport-, Werkstätten-Schiffe — wenn sie solche haben — dahin legen. Dabei ist zu bemerken, daß Alles, was neuerdings über die wichtige Kohlenergänzung verlautet, von Vorurtheil nicht frei ist. Man meint, geschützte Rheden seien dafür unentbehrlich; ein französischer Aufsatz in der „Revue des deux mondes" über Seestrategie versteigt sich sogar zu dem Satze, daß man für die neuere Kriegführung zur See einer ganzen Kette von Etappenplätzen bedürfe, sogenannte „bases secondaires". Die neuesten englischen Flottenübungen geben dafür, und daß dem nicht so zu sein braucht, den besten Fingerzeig. Von der Eskadre des Admiral Sir Michael Culme-Seymour hat, mitten im Atlantik, jedes Schiff eine beträchtliche Menge Kohlen von längsseit befindlichen Kohlenschiffen übergenommen; die Arbeit ist nicht einmal durch die Nacht unterbrochen worden, und ist so glatt vor sich gegangen, daß die pro Stunde von jedem Schiffe übergenommenen Kohlenmengen sich auf 20—30 Tonnen, die Tonne zu 1000 Kilo, belief.

Selbst ohne Ueberschätzung eines solchen Vorganges kann man daraus schließen, daß eine Eskadre an den Schutz der Rhede nicht so streng gebunden ist, wie man gemeinhein annimmt. Die andere Art des Schutzes aber besteht darin, daß man Festungswerke anlegt, die im Stande sind, jene Hantierungen vor feindlicher Störung zu sichern. Das kann natürlich nur dann der Fall sein, wenn ihre artilleristische Ausstattung der eines jeden Feindes überlegen ist. Werke, die darauf Anspruch machen, müssen von schwerster, solidester Art und bester Ausstattung sein; aber sie müssen auch so liegen, daß ein Feind, der den Anker-

platz unsicher machen will, sich ihrer Einwirkung nicht entziehen kann. Das Letztere ist aber niemals der Fall bei Ankerplätzen, die im offenen Meere liegen und die ihren Anspruch auf die Eigenschaft als Ankerplatz nur daraus herleiten, daß eine Insel sie vor gewissen Windrichtungen schützt. Auf Waffenschutz durch die Insel können sie nicht rechnen, und die Waffen der Insel verlieren einen großen Theil ihres Werthes, wenn sie den Ankerplatz nicht decken, und auf Störungen durch den Feind nicht einwirken können.

Solche Ankerplätze sind nur dann geschützt, wenn ihr Haupthinterhalt, d. i. die eigene Streitmacht sich ihrer annimmt und dazu in bequemer Nähe bleibt.

So ist denn in der That nur diese Streitmacht das Haupt-Lebenselement nicht allein für den Ankerplatz, sondern auch für die davor liegenden Inseln, und je mehr der begehrenswerthen Objekte diese Orte bieten, desto mehr wird die eigene Streitmacht an die Nähe derselben gebunden sein.

Nachdem Lord Hood 1793 die Flotte von Toulon, oder wenigstens ihren größten Theil zerstört hatte, fand er sich auch nach der Aufgabe des Platzes doch in ungestörtem Besitz der Rhede von Hyères; um die Festungswerke von Porquerolles 2c. brauchte er sich nicht zu kümmern, denn die Rhede bot Raum genug, um die Schiffe beider Geschwader, Spanier und Engländer, dem Schußbereich jener Werke zu entziehen. Ohne jede Störung konnte er da Alles vornehmen, was ihn in Stand setzte, die Eroberung von Corsica von da aus in die Wege zu leiten.

Und doch konnte man auch von jener Rhede sagen, daß sie den Golf von Lyon „beherrscht," und daß sie für den Kriegshafen von Toulon von großem strategischen Werth ist.

Die Frage, ob eine Blokade von Toulon dadurch erschwert oder erleichtert wird, hängt lediglich davon ab, ob die dort vorhandene bewegliche Streitmacht das Uebergewicht hat oder nicht.

Ob solche Vergleiche zeitgemäß sind oder nicht, ob sie in ihren sonstigen Verhältnissen passen, ist an sich nicht von Belang; es genügt, daß in jedem, auch nur einigermaßen ähnlichen Fall, die bewegliche Streitmacht den Ausschlag gibt, daß sie allein bestimmend ist für den Werth eines Platzes, und daß sie im Stande sein muß, für den Augenblick der Entscheidung das Uebergewicht zu gewinnen.

Ist das der Fall, dann sind dauernde Festungswerke an solchen Punkten von gewissem Nutzen; ist es nicht der Fall, dann sind sie ein höchst bedenklicher Ballast, an dem man sich, zum Schaden besserer Unternehmungen, festnagelt und schwächt; das letztere schon allein aus dem Grunde, daß man sich in eine Vertheidigungsstellung versetzt, aus welcher herauszutreten man keine Aussicht hat, weil man sonst Blößen preisgeben würde.

Danach ist, wenn man sich Helgoland als Citadelle denkt, der Kriegsschutz zweifelhaft für die Umgebung, weil kein Angreifer sich ihrem Bereich zu nähern braucht; der Insel selbst sind die Festungswerke kein Schutz, weil sie eine Beschießung herausfordern, gegen die sie sich auch mit der schwersten Artillerie nicht wirksam schützen und vertheidigen können. Als Schutz für die Insel erübrigen danach nur solche Vorkehrungen, die dazu dienen, einem Handstreich und

einer Ueberrumpelung vorzubeugen. Das sind kleinere Werke, welche die Landungsplätze bestreichen, und eine zu ihrer Bedienung nöthige kleine Garnison.

Was die sogenannten Häfen betrifft, so ist der Nordhafen als solcher kaum zu rechnen. Der Südhafen bietet bei Ost- und Westwinden etwas Schutz für eine nicht zu große Zahl kleinerer Fahrzeuge; die Herstellung einer Mole würde nicht unmöglich sein, es ist aber sehr die Frage, ob die Kosten dem Nutzen entsprechen würden. Mögen nun solche Aufwendungen gemacht werden oder nicht, so ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Kriegssicherheit sich nicht darauf, sondern daß sie sich, je größer die Aufwendungen, desto mehr auf die Flotte und immer nur auf diese stützt. Und eine Kriegswirksamkeit ist von der Kriegssicherheit unzertrennlich.

Geographische Vergleiche treffen nie ganz zu, und eine Bezugnahme auf die Bahama's und Bermuda's wäre kaum erlaubt; man kann sich nur insofern auf sie beziehen, als sie Außenwerke des Amerikanischen Festlandes darstellen, und doch schon seit beinahe dreihundert Jahren in unbestrittenem Besitz Englands sind. Geographisch gehören sie mehr zu Amerika als zu Britannien; aber ungeachtet der Monroe-Doctrin haben die Vereinigten Staaten noch nie Anspruch erhoben, weil sie auf die Geltendmachung von Ansprüchen verzichten, denen ein Uebergewicht zur See nicht zur Seite steht. Es ist die Frage, ob ein Anspruch nicht aufleben würde, wenn das Letztere einmal eintreten sollte. Dazu ist indeß keine absehbare Aussicht, denn Amerika hat in agrarischer und continentaler Richtung noch zu große Aufgaben, als daß es sich mit dem Ziel überseeischer Ausbreitung über das bisherige Maß beschäftigen könnte.

In nicht geringem Grade liegt dagegen die Neigung zu überseeischer Ausbreitung im germanischen Blut. Es ist eine Neigung, für die sich von Zeit zu Zeit der Bedarf eines „Opiates“ geltend machte, und dieser Bedarf trat auch zu Tage, als es sich um die Erörterungen über den Nordostsee-Canal handelte. Man meinte, daß, wenn er auch sonst keine größeren Vortheile biete, er doch ein gutes Ersatzmittel sei für die sonst unvermeidliche Verdoppelung der Flotte. Und da man im Allgemeinen größere Hinneigung zum Canal, als zur Flotte hatte, so ging man über das Gutachten des Generalfeldmarschalls, von dem man eine besondere Passion für Canäle nicht gerade erwartet hatte, zur Tagesordnung. Denn wenn, so meinte man, vom Canal auch nicht gerade eine Verdoppelung der Flottenmacht zu erwarten sei, so wäre eine wesentliche Stärkung derselben doch sicher.

Eine ganz ähnliche Anschauung tritt auch bei dem Erwerb Helgolands zu Tage. Daß dieser Erwerb ein für das Deutsche Volk in hohem Grad erfreulicher, und daß man das Recht hat, sich die Freude über den Flaggenwechsel auf Helgoland nicht verkümmern zu lassen, halten wir für unzweifelhaft; selbst Colonialfreunde, sind wir auch der Meinung, daß dieser Erwerb eine ganze Reihe Afrikanischer Hoffnungen aufwiegt; für uns liegt aber ein Haupttheil der Freude darin, daß es dem Deutschen Volk die Befriedigung im Besitz einer Flotte erst recht eigentlich zum Bewußtsein bringt. Der hie und da auftauchenden Anschauung, als bedeute der Erwerb der Insel an und für sich eine Stärkung der

Flotte, muß indeß vorgebeugt werden: weil dem nicht so ist, und weil dem nicht so sein kann.

Der Fußpunkt der Nordseeflotte ist Wilhelmshaven, und es kann nicht ein Jota seiner Bedeutung an Helgoland abtreten, muß vielmehr gerade dieser Insel wegen, auf die Vergrößerung seiner Bedeutung hinarbeiten. Je mehr Außenwerke man vorschiebt, desto weiter muß man reichen können mit der beweglichen Macht. Wer den Krieg an der eigenen Hausthür erwartet, gibt die See preis; und wer die See preis gibt, wird sich mit dem Schutz der Inseln nicht viel befassen können.

Ein Schutz der in den eigenen Gewässern liegenden Inseln ist gleichbedeutend mit der Herrschaft in diesen Gewässern, und Herrschaft bedeutet mindestens Gleichgewicht der Macht. Natürlich kann hier nur von solchen Inseln die Rede sein, die ringsum durch vollkommen schiffbares Wasser vom Festlande getrennt sind. In diesem Sinne zählen z. B. Rügen, Fehmarn, Alsen, die friesischen Inseln nicht hierher; so kann man weder Wangerooge noch Sylt mit Helgoland in Vergleich bringen, und was von Wangerooge gilt, gilt von allen ostfriesischen, was von Sylt von allen nordfriesischen Inseln.

Was man befestigt, hat die Bestimmung des Trutzes, und wo ein Platz die Bestimmung des Trutzes hat, da beabsichtigt man die Rechte der Herrschaft auszuüben. Zur Herrschaft aber gehört, wie schon erwähnt, Gleichgewicht der Macht, ja, zur sicheren Herrschaft ein Uebergewicht derselben.

Nun ist nicht zu verkennen, daß im Deutschen Reiche darüber die Meinungen noch getheilt sind. Daß ein Gleichgewicht in der Macht zur See mit den möglichen Gegnern, geschweige denn ein Uebergewicht anzustreben, ist noch nicht die allgemeine Anschauung; täuschen wir uns nicht, so sind auch diejenigen Leute, die man zu den Strategen zu rechnen pflegt, darüber noch uneins; und doch ist mit dem Erwerb Helgolands ein Schritt geschehen, der einen Zweifel kaum mehr gestattet.

Es erscheint sonderbar, das Ganze der Flottenfrage an die kleine Insel zu knüpfen, und doch ist es natürlich; ein Gewässer, welches man nicht ganz beherrscht, ist im Kriege feindliches Gebiet, und für eine auf feindlichem Gebiet liegende Insel tritt im Kriegsfall die Frage der Preisgebung oder der Sicherheit in den Vordergrund. Und zwar spitzt sich die Frage zu in demselben Grade, in welchem der strategische Werth durch Menschenhand erhöht wird. Der offene Ort steht im Genuß vergleichsweiser Sicherheit; seine Flagge wird wechseln nach Maßgabe dessen, der um ihn herum den Herrn spielt. Erscheint er als Citadelle und Waffenplatz, so fällt ihm in der Gewinnliste des Kriegsspieles eine Rolle zu, vor der jene Sicherheit verschwindet.

Aber, fest oder nicht: diejenige Sicherheit muß sein, die den Besitz verbürgt, und da auf mehr oder weniger interessirte Freunde und Verbündete nicht immer zu rechnen ist, so liegt die Bürgschaft nur in der eigenen starken Flotte; und wenn der Erwerb Helgolands geeignet war, widerstrebenden Gemüthern dies zur heilsamen Erkenntniß zu bringen, so möge er mit doppelter, ja mit dreifacher Freude begrüßt werden.

Die Landpfarrerin.

Von
A. Ch. Leffler.

Lector Holmberg, ein geborenes Stadtkind, hatte die Pfarrstelle in der ihm völlig fremden Landgemeinde von Askulla erhalten. Seit einigen Jahren war er Lector der Theologie in Gothenburg gewesen und, von Kindheit auf ein Bücherwurm, gänzlich unbekannt mit ländlichen Verhältnissen. Aber seine Frau hatte dafür geschwärmt, eine Predigersfrau auf dem Lande zu werden, und sie war es auch, die ihn veranlaßte, sich um eine Landpfarre zu bewerben. Es hatte sich so gefügt, daß er zunächst allein übersiedeln mußte, um sein neues Amt anzutreten, und der Sommer verging, ja, der Spätherbst kam heran, ehe Frau Holmberg mit der ganzen Familie nachkommen konnte. Kaum war sie mit Allem in Ordnung, so mußte sie auch schon an Weihnachtsvorbereitungen denken. Weihnachten als Predigersfrau auf dem Lande zu feiern, war immer ihr Ideal gewesen. Aber nicht nur, um ihr eigenes Familienglück zu genießen, sondern mehr noch um Freude auch in die ärmsten Hütten bringen zu können. In einer großen Stadt wie Gothenburg war es zu schwer, den Armen näher zu treten; als Predigersfrau auf dem Lande mußte sich viel thun lassen.

Sie erkundigte sich bei ihrem Manne nach den persönlichen Verhältnissen der Gemeindeangehörigen, fand indessen, daß er während der Monate, die er allein unter ihnen gelebt, sich in keiner Weise darum gekümmert habe. Er entschuldigte sich mit der neuen Einrichtung, in Folge deren der Pastor mit der Armenpflege nichts mehr zu thun hat, und die ihm überhaupt alle communalen Pflichten abnimmt, damit er sich ausschließlich der Seelsorge widmen könne.

Frau Holmberg aber theilte diese Auffassung durchaus nicht. Hatte sie als junges Mädchen, wenn sie durch die Straßen der großen Stadt ging, davon geträumt, eine Predigersfrau auf dem Lande zu werden, so geschah das doch nur unter der Voraussetzung, daß der Pfarrer Rathgeber und Stütze seiner Gemeinde auch in weltlichen Angelegenheiten sein würde. Die unpersönliche, herz- und poesielose Art und Weise dagegen, mit der jetzt die Armenpflege gehandhabt wurde, seitdem sie, von der christlichen Barmherzigkeit losgelöst, wie ein Geschäft

in die Hände der Gemeindeverwaltung übergegangen war, erregte sie tief. War nun aber auch der Geistliche nicht mehr Vorsitzender des Gemeinderathes, so hinderte das doch keinesfalls seine Frau, sich mit den Armen in persönliche Verbindung zu setzen, und das zu thun, war Frau Holmberg fest entschlossen.

Einer ihrer ersten Besuche galt den Schulen. Die Volksschule lag nahe beim Pfarrhaus, die Vorschule hatte man im Armenhaus untergebracht. Als Frau Holmberg das hörte, empfand sie inniges Mitleid mit den armen Kleinen, die gleich beim ersten Austritt aus dem Elternhaus in so traurige Umgebung kamen. Sie rüstete sich schon, mit dem Gemeinderath eine Lanze für Aenderung dieser Verhältnisse zu brechen. Ganz erfüllt von diesem Gedanken, langte sie beim Armenhaus an, das idyllisch an einem Hügelabhang unter Birken und Eichen lag. Sie glaubte, während der Schulzeit hinzukommen, aber eine Schar Kinder sprang ihr mit leeren Eßkörbchen entgegen.

„Ist die Schule schon aus?"

Die Kinder blieben stehen und glotzten sie an, steckten den Finger in den Mund oder kicherten verstohlen.

„Wie kommt es denn, daß ihr so bald nach Hause geht?"

Frau Holmberg glaubte in ihrem Reformeifer einem neuen Mißverhältniß auf der Spur zu sein. Wurden die Kinder eine ganze Stunde zu früh fortgeschickt?

„Die Lehrerin hat heute Kopfschmerzen," antwortete das muthigste Mädchen.

„So! das wollen wir doch sehen," dachte sie.

Auf der Treppe begegnete sie einem steinalten Mann; sie fragte ihn, wo die Lehrerin wohne; allein er machte nicht den geringsten Versuch, ihr Rede und Antwort zu stehen, sondern hinkte an seinen zwei Stöcken weiter.

Dieser Mangel an Rücksicht verletzte sie. Halb unbewußt hatte sie wohl erwartet, daß die Insassen des Armenhauses auf die Treppe kommen und die neue Pfarrersfrau begrüßen würden.

Sie klopfte aufs Gerathewohl an eine Thür zur Linken. Da Niemand antwortete, öffnete sie und trat in eine leere Schulstube, in der es nach Lumpen, Kindern und Chausseeschmutz roch. „Hier muß die Ventilation verbessert werden," dachte sie, während sie durch die Stube ging und an einer inneren Thür anpochte. „Und die Kinder müssen zu größerer Sauberkeit angehalten werden."

Ein schwaches: „Wer ist da?" ertönte als Antwort auf ihr Klopfen.

„Es ist die Pfarrersfrau. Darf ich eintreten?"

Sie kam in ein kleines, sauberes Stübchen mit weißen Vorhängen und Blumenstöcken am Fenster. Auf dem Sopha lag ein blasses, junges Mädchen mit Essigumschlägen auf dem Kopf. Sie machte einen Versuch, sich aufzurichten, aber Frau Holmberg hielt sie zurück.

„Bleiben Sie ja ruhig liegen; wie traurig, daß Sie krank sind!" Sie nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr. „Haben Sie oft Kopfschmerzen?"

„Ach, es können Wochen vergehen, ehe sie wiederkommen, aber sie sind meistens so schlimm, daß ich mehrere Tage liegen muß."

„Und was wird während dessen aus den Kindern?"

„Ja, die bekommen dann frei, das kann ich nicht ändern."

„Ist denn Niemand da, der Sie vertreten könnte?"

„Nein, wer sollte das thun? Und mit den Kindern möchte es noch gehen, für mich aber ist es schrecklich. Ich habe keine lebende Seele, die sich um mich kümmert, wenn ich auch so krank bin, daß ich keinen Finger rühren kann."

„Freilich, da haben Sie Recht." Frau Holmberg's pädagogisches Interesse trat augenblicklich vor ihrem menschlichen Mitgefühl in den Hintergrund. „Haben Sie keine Angehörigen?" fragte sie.

„Hier in Åskulla nicht. Ich bin aus einer anderen Gegend — weit weg, nach Småland zu. Und die Bewohner des Armenhauses sind keine erheiternde Gesellschaft. Aber auch das möchte sein, wie es wollte, wenn ich nur gesund wäre. Ich will weiter nichts als studiren."

„So? Was studiren Sie denn?"

„Ich arbeite fürs Examen. Ich habe nur das Examen für Elementarunterricht gemacht, möchte aber so gern auch noch das für die Volksschule machen. Ich lese auch sonst noch Alles, was ich irgend geliehen bekomme."

„Was für Umgang haben Sie denn?"

„Keinen. Ich führe ein Leben für mich. Für die Vornehmen bin ich zu gering, mit dem Volk aber, dem ich von Geburt angehöre, passe ich nicht mehr zusammen, seitdem ich auf dem Seminar gewesen bin."

„Werden Sie niemals zu den Gutsbesitzern eingeladen?"

„Nein, nie."

„Wieder ein Mißverhältniß, das zu verbessern wäre," dachte Frau Holmberg zufrieden. „Die sociale Stellung der Lehrerin muß gehoben werden!" Und sie freute sich schon bei dem Gedanken, das junge Mädchen mit einigen der vornehmsten Familien der Umgegend zu sich einzuladen.

„Wenn nur nicht diese elende Kränklichkeit wäre," fuhr die Lehrerin fort und warf, während sie aufsprang, mit etwas derber, aber nicht unschöner Bewegung das aufgelöste Haar aus der Stirn zurück.

Frau Holmberg betrachtete sie mit Interesse; sie hatte ein intelligentes, hübsches Gesicht, dessen Ausdruck rastloses Streben nach Selbstentwicklung und Vorwärtskommen verrieth.

„Wir wollen sehen, was für Sie geschehen kann. Ich werde Alles aufbieten, Ihnen wieder Aufnahme im Seminar zu verschaffen und will mit dem Arzt wegen Ihrer Gesundheit sprechen."

In ihrem Wohlwollen ahnte sie die bedenkliche Tragweite ihrer Worte nicht. Sie glaubte noch — weiter reichte ihre Erfahrung nicht — Alles, was gut und recht, müsse auch glücken, und was verkehrt sei, geheilt werden können. Deshalb zögerte sie keinen Augenblick, bei dem jungen Mädchen Hoffnungen zu erwecken, die in dessen Phantasie zu Versprechungen wurden. Die Unterstützung zur Fortsetzung ihrer Studien war gefunden, der Arzt machte sie kräftig und gesund, die Wege waren geebnet, sie verkehrte als täglicher Gast auf den Gütern, und das Armenhaus versank in den Schoß der Erde oder war so weit weg, daß es sie nichts mehr anging. Frau Holmberg's sicheres, frisches, zwar ziemlich blindlings darauflosgehendes, immerhin aber aufrichtig wohlwollendes Wesen hatte etwas unendlich Vertrauenerweckendes, und das junge Mädchen drückte ihr unter

Thränen der Dankbarkeit die Hand, ohne daß sich ihre freundliche Beschützerin wegen der Verantwortung, die sie soeben übernommen hatte, im Geringsten beunruhigt fühlte.

„Nun müssen Sie sich wieder hinlegen, während ich in die Armenstube gehe," sagte sie theilnehmend.

„Nein, bitte, darf ich nicht mit gehen? Das schadet mir wirklich nichts — ich bin wieder ganz wohl," beschwichtigte die Lehrerin den Einwand, der aus Frau Holmberg's Blicken sprach.

Sie gingen durch den Hausflur in ein großes Zimmer rechter Hand, der Schulstube gegenüber. Aber es bedurfte des ganzen Optimismus der guten Frau Holmberg, um sich nicht eingestehen zu müssen, daß man sich hier vor der trostlosesten Nachtseite des menschlichen Daseins befinde. Die menschlichen Wesen, welche hier wohnten, schienen außerhalb des Bereichs alles Dessen zu stehen, was das Leben erleichtert und erträglich macht. Vor diesem unverstandenen Jammer schrumpfte das Mitleid gleichsam zusammen in dem Gefühl, daß Menschen, welche ein solches Leben zu ertragen im Stande sind, zu tief gesunken sein müssen, als daß sie uns verwandte Saiten haben könnten, die bei der Berührung zu erklingen vermöchten.

Das war der erste Eindruck. Aber Frau Holmberg kämpfte muthig dagegen an, entschlossen, auch hier irgend welchen Trost oder Ausweg zu finden. Sie wußte ja, daß diese Geschöpfe denselben Vater haben wie wir, und deshalb ihr Elend nicht so trostlos sein konnte, wie es schien.

Fünf alte Schlafbänke an den Wänden ringsum bildeten die ganze Einrichtung. Auf der ersten, der Thür zunächst, lag Etwas, das man kaum anders als das Skelett eines neunzigjährigen Weibes nennen konnte. Ein paar hellblaue, leere Augen starrten der Eintretenden entgegen; sonst lag sie unbeweglich.

Frau Holmberg versuchte mit ihr zu sprechen, wunderte sich indessen nicht, keine Antwort zu bekommen; im Gegentheil würde sie kaum weniger erschrocken gewesen sein, wenn sie plötzlich auf dem Kirchhof eine lebendige Stimme aus einem Sarg gehört hätte.

„Wie lange liegt sie schon so?" fragte sie die Lehrerin.

„Das weiß ich nicht. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, lag sie schon ebenso da. Sie ist blödsinnig."

„So, so — dann leidet sie wohl nicht unter diesem Zustand."

Das war doch ein Schimmer von Trost.

„Hat sie keine Angehörigen, die sich ihrer annehmen könnten?"

„Nein, vermuthlich sind sie alle todt. So lange ich hier bin, hat noch Niemand nach ihr gefragt, es wird auch Keinen mehr geben, der über ihr früheres Leben Etwas wüßte."

In diesem Zustand hatte sie also schon viele Jahre gelegen, — wie lange, wußte Niemand zu sagen — mit demselben starren, verwunderten, halb scheuen Blick, der zu fragen schien: Wo bin ich eigentlich? Wozu und warum?

Das war indessen Einbildung; sie war ja blödsinnig, sie dachte nicht, sie litt nicht. Und war es nicht ein Glück von Gott, daß sie keine Angehörigen hatte, die sie so sehen mußten? Wenn eine Tochter oder ein Sohn oder Enkel

die alte Mutter oder Großmutter in diesem Zustand Jahr aus Jahr ein hätte liegen sehen sollen! Ihrer Umgebung hier war es wenigstens gleichgültig.

Mit diesem Trost im Herzen wandte sich Frau Holmberg ab von dem Körper ohne Seele, dem Skelett ohne Fleisch und trat zum nächsten Bett. Da saß eine Alte von etwa siebzig Jahren, vollständig angezogen und noch recht gut aussehend. Aber auch sie erwiderte nichts auf die Anrede, und auch ihre Augen waren eigenthümlich starr und leer. Sie schien nicht einmal zu bemerken, daß eine Fremde vor ihr stand.

„Sie hört schwer und ist ganz blind," sagte die Lehrerin.

Frau Holmberg fühlte nicht den Muth, sich mit ihr in eine Unterhaltung einzulassen, und ging weiter an das nächste Bett, in der Hoffnung, doch endlich Jemanden zu finden, mit dem sie sprechen könnte.

Auf einem Schemel saß am Bettende eine noch ziemlich junge Person, deren ganzes Gesicht mit Wunden bedeckt war. Kaum aufgefordert, begann sie sogleich ihre Geschichte zu erzählen, von ihrer Mutter, einer achtzigjährigen Greisin, unterstützt, deren feines Gesicht eine ungewöhnliche Schönheit aus vergangenen Tagen verrieth.

Das Mädchen war gesund und rüstig gewesen bis zu ihrem zwanzigsten Jahre. Da bekam sie so schreckliche Kopfschmerzen, Tag und Nacht, daß sie dachte, sie sollte wahnsinnig werden, und als die Schmerzen endlich vergingen, entstand der Ausschlag im Gesicht.

„Die Geschichte zu hören, ist mir entsetzlich," sagte die Lehrerin. „Wenn ich Kopfschmerzen habe, muß ich immer daran denken und stehe die gräßlichste Angst aus, es könnte mir ebenso gehen. Denken Sie doch, daß sie nun schon seit achtzehn Jahren in diesem Zustand ist. Sonst krank zu sein, möchte noch gehen; aber zu denken, ich könnte auch so elend und arbeitsunfähig wie sie und hierher unter die Alten ins Armenhaus gebracht werden!"

Sie sprach bereits wie von etwas Ueberwundenem. Aber wenn auch diese Gefahr jetzt von ihr abgewendet war, so regte sie doch schon die Erinnerung daran auf.

Das kranke Mädchen fuhr mit der Erzählung ihrer Leiden fort, immer in einem heiteren, gottvertrauenden Ton, ihre Rede mit Bibelsprüchen gespickt.

„Ich weiß, der Herr vergißt die Seinen nicht. Und wenn Er uns zu sich ruft, dann wird es uns wohl ergehen."

„Das ist wahr, und Ihr habt den unvergänglichen Trost gefunden, wie ich sehe," sagte die Pastorsfrau, innerlich entschlossen, ihren Mann herzuschicken, damit er öfter mit dieser Armen spreche. Denn es stärkt den Glauben und befestigt die Ueberzeugungstreue, wenn man sieht, wie die Religion allein trösten und helfen kann, wo es sonst keinen Trost gibt.

In diesem Augenblick trat eine Alte herein, die einen durchaus frischen und rüstigen Eindruck machte, obgleich ihr Gesicht von unzähligen Runzeln durchfurcht war.

„Das ist die Vorsteherin," sagte die Lehrerin.

Frau Holmberg wandte sich mit der Frage an sie, wie viel die Gemeinde jeder Person zum Unterhalt gebe u. s. w.

„Die hier ganz erhalten werden, bekommen achtzehn Kronen“ [1]).

„Achtzehn Kronen! Im Monat?“

„Im Jahre, natürlich!“

„Achtzehn Kronen im Jahre, um davon zu leben? Und was sonst noch?“

„Dann bekommen wir monatlich achtundzwanzig Pfund Mehl und etwas Salz — und haben hier draußen noch ein paar Kartoffelfelder.“

„Und außerdem?“

„Nichts weiter — außer Wohnung und Feuerung, natürlich.“

„Und von achtzehn Kronen im Jahre sollt Ihr auch Alles kaufen, außer Mehl und Kartoffeln?“

Frau Holmberg glaubte noch immer an ein Mißverständniß; aber die Vorsteherin schien ihr Erstaunen im entgegengesetzten Sinne zu verstehen, denn sie sagte: „Das bekommen ja aber auch nur Solche, die zu alt und elend sind, um sich noch Etwas dazu verdienen zu können. Die Anderen haben nur die Hälfte oder den vierten Theil.“

„Fünfzig Öre [2]) Kleidergeld bekommen wir auch noch,“ fiel das gottvertrauende Mädchen mit den Bibelsprüchen ein.

„Fünfzig Öre die Woche — oder — den Monat?“ fragte Frau Holmberg mit unsicherer Stimme, in Angst, wieder einen Mißgriff zu begehen.

„Nein, im Jahr natürlich.“

Im Jahr fünfzig Öre Kleidergeld!

Das ging zu weit, da hörte Frau Holmberg's Verständniß auf.

„Ja, das reicht gerade zu ein Paar Holzschuhen. Aber die Vorsteherin bekommt eine Krone.“

„Eine Krone jährlich?“

„Ja, sie zerreißt mehr Schuhe, weil sie für die, welche sich nicht selbst helfen können, mitsorgen muß.“

„Wie viel Lohn bekommt Ihr denn?“ wandte sich Frau Holmberg an diese selbst.

„Das ist mein Lohn. Weiter bekomme ich nichts.“

„Eine Krone jährlich als Lohn ist doch wohl nicht möglich?“

„Natürlich auch noch vollen Unterhalt, den ich sonst, weil ich erst dreiundsechzig Jahre alt bin, noch nicht bekommen würde.“

„Was habt Ihr denn zu thun? Müßt Ihr für Alle kochen?“

„Nein, Gott bewahre, Jede kocht für sich selbst.“

Da war ein Punkt, wo Frau Holmberg, die den trostlosen Zahlenangaben völlig rathlos gegenüberstand, mit Freuden die Möglichkeit einer Verbesserung entdeckte, und lebhaft rief sie aus:

„Das ist ja reiner Unsinn! Es müßte gemeinschaftlich gekocht werden, da würde es doch viel billiger und besser.“

„Ach nein, das wäre nicht gut möglich! Sie würden sich niemals vereinigen; Jede würde es auf ihre Art und zu der ihr gewohnten Zeit haben wollen.“

---

[1]) Eine Krone = 1 Mark 12½ Pf.

[2]) Fünfzig Öre ungefähr gleich fünfzig Pfennigen.

Wie entmuthigend! Dieser Ausdruck des engsten Individualismus verwirrte Frau Holmberg geradezu, die selbst zum christlichen Socialismus hinneigte. Wenn bei dem beschränkten Einkommen von jährlich achtzehn Kronen für den verschiedenartigsten Geschmack noch Spielraum blieb, wie durfte man dann noch hoffen, jemals gleiche Lebensbedingungen für alle Menschen finden zu können?

„Aber Brod — backt Ihr doch wohl zusammen?"

„Nein, auch das backt Jede für sich."

Jetzt fing Frau Holmberg an, einen Plan, wenn auch fürs Erste in unklaren Umrissen, zu entwerfen, sagte indessen noch nichts, sondern fuhr fort, das Zimmer einer weiteren Inspection zu unterziehen. Sie entdeckte eine Doppelschlafbank, auf deren Kante eine Frau saß und ihr verwirrtes, dünnes Haar kämmte, ohne sich um den ungewohnten Besuch zu kümmern.

„Liegen hier zwei in einem Bett?"

„Ja, das sind Eheleute."

„Was? Es gibt auch Eheleute hier — Mann und Frau, die zusammen ins Armenhaus kamen?"

Und Frau Holmberg wußte nicht, sollte sie es empörend oder hübsch finden.

„Nein, sie haben sich erst hier verheirathet. Aber es sind wohl schon zwanzig Jahre her; damals war noch Keine von uns hier. Kajsa, erzähle es selbst, damit die Frau Pastorin erfährt, wie es kam."

Kajsa's Gesicht, das bisher stumpf und theilnahmlos ausgesehen hatte, bekam bei dieser Aufforderung einen belebteren Ausdruck. Sie lächelte verschämt wie eine junge Frau, die ihre Liebesgeschichte erzählen soll und sah dabei einen Greis an, der schüchtern in einer Ecke stand, wo Frau Holmberg ihn jetzt erst bemerkte.

„Ist das Euer Mann?"

„Ja, wir haben uns im Armenhause geheirathet, wir Beide."

„Lerntet Ihr Euch denn erst hier kennen?"

„Ja, erst hier. Er kam in dieselbe Stube wie ich, und ich sah, wie heruntergekommen er war, und daß er sich nicht mehr selbst helfen konnte. Damals war ich Vorsteherin, und weil ich fand, daß er Jemanden brauchen könnte, der sich seiner annähme, ging ich zum Herrn Pastor und fragte, ob wir uns heirathen könnten, und der sagte, es stände dem nichts im Wege."

„Das heißt also, Ihr freitet um ihn, nicht er um Euch."

„Allerdings; aber ich war ja die Vorsteherin, und er konnte sich nicht helfen."

„Warum konnte er das denn nicht? Er war doch damals in seinen besten Jahren?"

„Ja, alt war er noch nicht, Gott bewahre. Er war damals erst fünfzig und ich zweiundfünfzig. Aber sehen Sie, Frau Pastorin, er war besserer Leute Kind und hatte nie zu grober Arbeit getaugt, deshalb bekam er so bald Unterstützung von der Gemeinde."

Jetzt ergriff der Ehemann in mildem, gedämpftem Ton das Wort, und seine innige, freundliche Stimme schien geschaffen, in ein Frauenherz einzudringen.

„Mein Großvater war Probst," sagte er, „und mein Vater Kaufmann. Aber er starb, als wir noch klein waren, und wir mußten uns allein weiterhelfen."

„Und weshalb bekamt Ihr denn Lust, die Alte zu heirathen?“ forschte Frau Holmberg weiter, glücklich über den Lichtstrahl in dem einförmigen Grau, worin diese Menschen lebten.

„Je nun, weil sie gut gegen mich war, und ich ihr dann helfen konnte, Holz und Wasser tragen und was sonst ein Mann noch machen kann.“

„So so, da habt Ihr Euch also nur aus gegenseitiger Barmherzigkeit geheirathet?“ sagte Frau Holmberg lächelnd. „Aber konntet Ihr Euch denn nicht helfen und Dienste erweisen, ohne Euch zu heirathen?“

„Das wäre wohl nicht gegangen.“

„Nein, meiner Treu, das ging nicht,“ fiel hier eine kleine, humoristische Alte ein, die eben hereingekommen und der Unterhaltung mit lebhaftem Interesse gefolgt war. „Da hätten ihr die Andern die Augen ausgekratzt, denn Jede hätte natürlich dieselbe Hülfe beansprucht. Es war schon so schwierig genug, wie ich gehört habe, weil Jede ihn heirathen wollte.“

„So so!“ sagte die Predigersfrau, mehr und mehr belustigt; „war er denn so einnehmend?“

Die Alte lachte.

„Das brauchte er gerade nicht zu sein, aber er war doch der einzige Mann im Armenhaus.“

Ueber diese Antwort brach die Lehrerin, die bis dahin der Unterhaltung mit gleichgültigem, gelangweiltem Ausdruck gefolgt war, in ein so munteres jugendlich rücksichtsloses Gelächter aus, daß sich Frau Holmberg verwundert nach ihr umsah. Das blasse, leidende junge Mädchen von vorhin, mit seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz und seiner stillen, furchtbaren Angst vor dem Schicksal seiner Umgebung, war nicht wieder zu erkennen. Vor ihr stand plötzlich ein jugendliches, sorgloses Geschöpf, dem die Wirklichkeit zu grotesk und lächerlich erschien, als daß sie in der Welt seiner farbenreichen Träume hätte Platz finden können.

Indessen fuhr die kleine, muntere Alte unbeirrt fort: „Ja, wenn sich Kapsa nicht mit ihm verheirathet hätte, dann, meiner Treu, würde sie's jetzt nicht so gut haben. Denn sie bekam nicht lange, nachdem sie Vorsteherin geworden war, einen Schlaganfall, wodurch sie nervenschwach geworden ist und nichts mehr verdienen kann. Ihr Mann aber bekommt für seine Stöcke ein so hübsches Stück Geld, daß sie während des ganzen Jahres Kaffee haben.“

Der Alte stand in Gedanken versunken und grübelte über die Frage der Pastorsfrau, ob er seine Frau nur aus Barmherzigkeit geheirathet hätte. Plötzlich sagte er: „Sehen Sie, Frau Pastorin, ich dachte, daß es gut wäre, sein eignes Heim zu haben.“

Ein Heim! Er sagte das mit so inniger Ueberzeugung, daß sich Frau Holmberg unwillkürlich noch einmal im Zimmer umsah, in der Hoffnung, noch Etwas zu entdecken, wodurch es Kapsa gelungen sein möchte, bei ihm ein Gefühl eigner Häuslichkeit zu erwecken, etwa durch eine Ecke, die ihnen beiden allein gehörte.

Aber sie sah nichts als die große Doppelschlafbank, die mit dem Fußende an die des kranken Mädchens und mit dem Kopfende an das Bett der Neunzigjährigen stieß. Und doch sprach sich in dem Wort des Alten ein tiefe Ueberzeugung

aus. Hatte er eine dunkle Vorstellung von der höchsten Bedeutung des Begriffes „Heim", als dem Ort in der Welt, wo man mit dem theuersten Menschen zusammenlebt, der dem Herzen näher steht, als irgend ein anderer auf Erden?

Das häufig mißbrauchte Wort erschien Frau Holmberg in der Auffassung dieses Alten in poetischerem und verklärterem Licht als die so oft besungene Flamme des häuslichen Heerdes oder des winterlichen Kaminfeuers in teppichbelegten Zimmern. Als er ihr jetzt seine Stöcke zeigte, bemerkte sie mit lebhaftem Interesse, daß auch diese Arbeit Phantasie verrieth. Er hatte von Baumwurzeln Thiere und Menschenköpfe geschnitzt, Figuren, welche die Zunge herausstreckten, bellende Hunde und dergleichen mehr, Alles so charakteristisch, daß Frau Holmberg ganz entzückt war und sogleich versprach, ihm größere Bestellungen auf den Gütern zu verschaffen, um seine künstlerische Begabung zu fördern.

„Ja, Frau Pastorin, er ist beßrer Leute Kind," wiederholte die Alte. „Zu groben Arbeiten hat er nie gepaßt."

Und der wohlwollende Blick, den sie auf ihren Ehegespons warf, verrieth deutlich, daß sie diesen Mangel wie eine Ehre für ihn und sich ansah.

Frau Holmberg wollte nun noch wissen, welche Weihnachtsfreude die Armenhäusler von dem bevorstehenden Fest zu erwarten hätten und erfuhr, daß diese einzig und allein in einer Extra-Mahlzeit bestände, die ihnen an einem beliebigen Tage zwischen Weihnachten und Neujahr von einem Mitgliede des Gemeinderathes verabfolgt würde. Von irgend welcher Feierlichkeit dabei war keine Rede; das Essen wurde einfach gleichmäßig vertheilt, und in der gewöhnlichen, freudelosen Art auf der Schlafbank sitzend, verzehrt. Außerdem bekamen sie noch für jede der drei Stuben zwei Lichter — sechs Lichter im Ganzen — das war ihre Weihnachtsbescherung.

„Was macht Ihr denn mit den Lichtern? Die Gemeinde sorgt ja das Jahr über für Beleuchtung!"

„Für Petroleumlampen wohl — aber das sind Stearinlichter. Die werden zur Frühkirche ins Fenster gesetzt."

„Zur Frühkirche, so? Seid Ihr denn da schon alle munter?"

„Ach nein, das ist höchstens Eine oder die Andere im Stande. Aber es muß doch von außen hell aussehen, Frau Pastorin, sonst könnten die vorbeifahrenden Leute denken, das Armenhaus würde vergessen. Das will der Gemeinderath nicht, wo er doch so viel für uns ausgibt."

Mittlerweile hatte Frau Holmberg einen klaren Plan entworfen, und sie verkündigte nunmehr, dies Jahr sollten sie eine ganz andere Weihnachtsfeier im Armenhaus begehen. Die Festmahlzeit würde in der Schulstube an einem gedeckten Tisch, an dem sie Alle Platz hätten, verzehrt werden, und sie selbst würde mit daran Theil nehmen — vielleicht gefiel ihnen das Gemeinsame, und sie bekämen dann eher Lust zu allgemeiner Haushaltung und allerlei anderen Verbesserungen, welche die Frau Pastorin einführen möchte.

Erstaunt lauschten die Alten diesen Worten, ohne sie zu begreifen. Ihr Inhalt war ihnen zu neu, und die Sprache der Frau Pastorin fast unverständlich wie eine fremde. —

Als nun Frau Holmberg am heiligen Abend in aller Frühe sagen ließ, sie möchten die Schulstube in Ordnung bringen, damit der Tisch nachher gedeckt werden könnte, entstand unter den Alten förmliche Verwirrung, und sie liefen durcheinander wie aufgescheuchte Hühner.

Wie sollte das Alles werden, welchen Tisch wollte die Frau Pastorin decken lassen; war es überhaupt möglich, daß fünfzehn Personen an einem Tisch sitzen und essen könnten?

Der ganze Vormittag verging, ohne daß sie das Geringste zur Vorbereitung dieses merkwürdigen Festes gethan hatten, weil Niemand begriff, wie es gemeint war.

Endlich kam die achtzigjährige Eva, die Mutter des kranken Mädchens mit einem Vorschlag heraus, der allgemeinen Beifall fand. Sie wollte zu der immer hülfsbereiten, hurtigen Schmiede-Anna laufen und diese bitten, Alles in Ordnung zu bringen. Nur hatte sie diesen guten Gedanken leider erst kurz vor Frau Holmberg's Ankunft. Aber Mutter Eva lief, so rasch sie ihre Füße tragen wollten, durch Dunkel und Schneeregen der Schmiede zu. Nur eine Alte war nicht bei der Berathung zugegen gewesen und nun auf das Höchste erbittert, als sie von dem Vorschlag hörte. Sie erklärte, wenn die Schmiede-Anna bei dem Fest wäre, dann würde sie, die Maja, **nicht** daran Theil nehmen.

Als Frau Holmberg mit zwei Dienstmädchen, die bei der Bewirthung helfen sollten, erschien, sah sie die Alten von Hausflur und Treppe verschwinden, ohne daß auch nur eine sie begrüßt hätte. Die Thüren wurden ihr vor der Nase zugeschlagen, und der Mißmuth schien viel größer zu sein, als die Dankbarkeit, die sie auf allen Gesichtern zu lesen erwartet hatte. Sogar die Lehrerin sah verstimmt aus. Sie war schon mehrere Male in das Pfarrhaus eingeladen worden und hatte nun mit Sicherheit gehofft, auch zum Weihnachtsabend gebeten zu werden. Wirklich war es Frau Holmberg's Absicht gewesen; da sie aber bei ihrem Mann auf ganz entschiedenen Widerspruch stieß, hatte sie es aufgeben müssen.

„Du hast eine förmliche Manie, gleich intim mit den Leuten zu werden," hatte er ihr erwidert. „Wie viel wissen wir denn über das Mädchen, um sie wie ein Familienglied zu behandeln! Und eine Fremde kann an einem solchen Abend nur stören."

Also suchte sich Frau Holmberg mit dem Gedanken zu trösten, daß das Fest im Armenhaus, an dem sie doch auch Theil nahm, den Abend für das junge Mädchen schon weniger einsam machen würde. Hatte sie doch keine Ahnung von den stolzen Hoffnungen, die sie erweckt, und wie dagegen Alles armselig erscheinen mußte, was sie wirklich that. Sie war sich ihrer redlichen Absicht bewußt, die gegebenen Versprechungen treulich zu erfüllen und nahm an, das junge Mädchen müsse einsehen, daß sich nicht augenblicklich Alles verwirklichen lasse, ebenso wenig, wie es das Einzige sei, wofür Frau Holmberg zu sorgen und zu denken hatte.

Allein das junge Mädchen war weit entfernt davon, das einzusehen. Sie machte sich nicht klar, daß die Frau Pastorin auch noch andere Lebensaufgaben haben könnte als die, sich ihrer Verhältnisse anzunehmen, und jeder Tag, der verging, ohne daß etwas dafür geschehen war, brachte ihr bittere Enttäuschung.

Unterdessen versammelten sich die alten Frauen, aber mit verlegenen, bekümmerten und aufgeregten Gesichtern.

Auf Wunsch der Frau Pastorin stimmte die Lehrerin ein Weihnachtslied an. Das verfehlte seine Wirkung nicht. Sogleich nahmen Alle die Kirchenmiene an, und die alten Stimmen, unsicher einsetzend, klangen zusammen mit dem frischen hellen Gesang des jungen Mädchens. Dann las Frau Holmberg eine kurze Weihnachtsbetrachtung vor, die ebenfalls viel dazu beitrug, das beklommene Gefühl vor dem Neuen und Ungewohnten, welches sich der Alten bemächtigt hatte, zu verscheuchen. Sie waren ihr Lebelang gewohnt gewesen, den Begriff Feiertag mit den halb unverstandenen Worten der Predigt, mit Gesangbuch und Gebet zu verbinden; nur der Gottesdienst hatte sie vereinigt und dahin vermocht, ihre Alltagsgedanken bei Seite zu legen. So lockte das Gesangbuchslied auch noch ein paar Weiber hervor, die sich eigensinnig in ihrer Stube versteckt und erklärt hatten, an einem solchen Aufzug, wie die sogenannte Festmahlzeit, gewiß nicht theilnehmen zu wollen.

Beim Vaterunser und dem Segen murmelten die Alten die Schlußworte mit, sahen sich dann beruhigt um und fühlten sich nun erst heimisch, obgleich ihrer so Viele waren.

So weit war das Fest glücklich eingeleitet, und nun wurde eilends der Tisch gedeckt. Viele gespannte Blicke richteten sich nach den mitgebrachten Speisen; als sich aber Alle an den Tisch setzen sollten, machten sie neue Schwierigkeiten. Die Meisten wollten lieber in den Ecken stehen; Kapsa hatte zu zittrige Hände, die konnte überhaupt nicht mit den Anderen zusammen essen; das kranke Mädchen fand sich ganz verlassen, weil ihre Mutter nicht da war. Jetzt erst bemerkte Frau Holmberg, daß Mutter Eva und Mutter Maja fehlten. Als sie sich aber erkundigte, wo sie wären, wollte Niemand mit der Sprache heraus; sie hätten etwas zu thun, hieß es nur.

Das klang ziemlich geheimnißvoll; was für wichtige Geschäfte konnten die beiden Alten haben, daß sie bei einem so außergewöhnlichen Ereigniß, wie die heutige Weihnachtsfeier, ausgehen mußten?

Endlich kam Mutter Eva zurück, im Triumph die Schmiede-Anna nach sich ziehend. Aber kaum hatte diese die beiden Dienstmädchen entdeckt, als sie schon in der Thüre wieder umkehren wollte. Frau Holmberg mußte sie lange nöthigen und bitten, da zu bleiben und an der Mahlzeit theilzunehmen; gleichwohl sträubte sie sich bei jedem Bissen und erklärte, da sie nun nicht mehr nöthig wäre und nichts helfen könnte, so . . . .

Inzwischen begann das gute Essen und das, wenn auch mit großer Vorsicht verabreichte, doch immerhin anfeuernde Weihnachtsbier, jede Mißstimmung zu verscheuchen; die alten Frauen wurden mittheilsam, und die Augen des kunstfertigen Alten leuchteten beim Anblick des schäumenden Gerstensaftes in einer Weise, daß bei Frau Holmberg der Verdacht aufstieg, man möchte ihn aus einem anderen Grund als dem, „zu fein zu sein,“ im Alter von fünfzig Jahren in das Armenhaus gesteckt haben.

Nach der Mahlzeit kam noch ein besonders festlicher Augenblick, da die Frau Pastorin die Freude hatte, nicht weniger als fünf Geldbriefe aus Amerika ver-

theilen zu können. Von den Meisten lebte dort ein Sohn oder eine Tochter, was gewöhnlich dazu beitrug, daß sie bedeutend besser als die Anderen gestellt waren; denn zu Weihnachten kamen fast regelmäßig Geldsendungen, die dann zu manchem Schälchen Kaffee das Jahr über, mitunter sogar zu irgend einem Kleidungsstück ausreichten. Diesmal bekam die Eine sieben Kronen, eine Andere zehn, die blinde, taube Alte gar ihre vollen zwanzig. Manche freilich hatte auch umsonst gehofft, aber Frau Holmberg tröstete sie, es wäre sehr gut möglich, daß noch etwas käme; solche Sendungen brauchten nicht immer gerade am Weihnachtsabend einzutreffen. Endlich theilte sie mit, daß der Herr Pastor auch noch einen Brief mit zehn Kronen aus Minneapolis bekommen habe, auf dem aber nur stände: „Für die Alte im Armenhaus.“ Gab es eine Frau hier, die einen Sohn in Minneapolis hatte?

Ja gewiß! Mutter Maja hatte einen Sohn da gehabt, aber freilich, der sollte todt sein. Ach, wenn er doch noch lebte — und wie hatte sie ihn betrauert!

„Bewahre, der ist todt,“ versicherte die Schmiede-Anna. Ihr Sohn hatte es geschrieben und der war dabei gewesen, als das Unglück passirte. Es konnte aber seine Hinterlassenschaft sein, die ein Anderer der Mutter schickte.

„Anna kann sich erkundigen,“ meinten die Anderen. „Sie kann so gut schreiben und hat selbst Kinder in Amerika, und sie weiß ganz genau, wie die Adresse und alles Andere sein muß.“

„Wenn man aber nicht weiß, von wem der Brief ist?“

„Oh, das will ich schon erfahren,“ sagte Anna; sie wollte an ihren Sohn schreiben, der gerade in Minneapolis war.

Anna schien überhaupt der Sekretär des Armenhauses zu sein, denn es wurden ihr jetzt allerlei vertrauliche Mittheilungen über Briefe gemacht, die in Veranlassung dieses Weihnachtsfestes geschrieben werden sollten. Im Auftrag der Einen sollte sie für die erhaltene Sendung danken, im Namen der Andern sagen, daß nichts angekommen sei, d. h. nicht etwa so gerade heraus, nein, nur vom Weihnachtsfest sollte berichtet werden, und daß sie gesund seien und hofften „der liebe Sohn oder die gute Tochter erfreuten sich des besten Wohlseins,“ obgleich sie seit vorigen Weihnachten nichts von sich hätten hören lassen.

Die blinde Alte, welche zwanzig Kronen bekommen hatte, war außer sich vor Freude. Ihr Gesicht strahlte, und als ihr Frau Holmberg eine theilnehmende Frage nach ihrem Sohn ins Ohr schrie, brach der Redestrom los und mit betäubend eintöniger, ausdrucksloser Stimme fing sie an, von ihm zu erzählen, Alles von seiner Geburt an bis zum heutigen Tage. Frau Holmberg konnte ihr unmöglich bis zu Ende zuhören, weil sie auch noch mit den Anderen sprechen mußte; aber das that nichts, die Alte ließ sich nicht stören, unbekümmert um das Durcheinander der verschiedenen Stimmen, und ohne zu bemerken, daß sie schließlich allein am Tisch saß. Lange noch konnte man sie mit schwacher, eintöniger Stimme von ihrem Sohn erzählen hören, wie einzig gut ihr Junge sei, und wie sie, Gott sei Dank, noch niemals von der Gemeinde Kleidung anzunehmen gebraucht, sondern — wenn auch außer Stande, selbst etwas zu verdienen, — sich doch immer sauber und ordentlich habe halten können.

Unzählige Photographieen von eleganten jungen Herren mit steif gestärkten Hemdkragen und Uhrketten, von geschnürten jungen Damen mit auffallend schlanker Taille und Tournüre kamen jetzt zum Vorschein und wurden Frau Holmberg gezeigt. Es waren die Kinder von „meinem Sohn" oder „meiner Tochter," in Amerika geboren oder doch in frühstem Alter dahin gekommen, alle ebenso gekleidet wie die Kinder der Pastorsfamilie. Aber die Kluft, welche diese Auswanderungen nach Amerika zwischen den verschiedenen Generationen offenbar hervorbrachten, erregte bei Frau Holmberg moralische Bedenken.

Inzwischen hatte der alte Stockschnitzer Etwas geholt, was er vergebens seiner Ehefrau zuzustecken versuchte, während Beide verlegen nach der Frau Pastorin hinsahen. Frau Holmberg, die es bemerkte und ebenfalls eine Photographie vermuthete, ging auf sie zu und fragte:

„Habt Ihr auch Kinder?"

Sie war bis jetzt nicht auf den Gedanken gekommen, da Beide über fünfzig Jahre alt waren, als sie sich geheirathet hatten.

Der Alte steckte ihr die Cabinetsphotographie einer ganzen Familie in die Hand, Vater, Mutter und drei Kinder, alle gut gekleidet und vornehm gruppirt.

„Es ist ihr Sohn," sagte er. „Sie hatte ihn, ehe ich sie kennen lernte."

Der Ausdruck seines Gesichts verrieth deutlich, daß er in ihre Seele hinein stolz auf diesen Sohn war.

„Wer war denn sein Vater?"

„Ein Gutsknecht von Lindesnäs."

„Warum habt Ihr Euch denn nicht geheirathet?"

„Ja, warum nicht, — eine Andere, die etwas Geld hatte, gefiel ihm nachher besser, und da ließ er mich sitzen."

„Sie hat sich seinetwegen sehr gegrämt," sagte der Alte theilnehmend.

„Liebtet Ihr ihn so?"

„Freilich — ohne Liebe wäre das nicht passirt," sagte die Alte, und Frau Holmberg, die schon eine kleine Rüge wegen des Unerlaubten dieses Verhältnisses bereit hatte, fühlte sich durch die Innigkeit, mit der die alte Frau das sagte, so entwaffnet, daß sie schwieg. Schien es ihr doch, als ob sich das runzlige, vom Schlag verzogene Gesicht bei der Erinnerung dieses Jugendromans verschönere.

Mutter Maja aber war und blieb verschwunden. Die Weiber steckten die Köpfe zusammen, Frau Holmberg indessen konnte nichts herausbringen. Nur so viel erfuhr sie, daß Maja der Mutter Eva nachgelaufen, diese aber schon mit der Schmiede-Anna hatte kommen sehen, und ohne etwas zu sagen, in entgegengesetzter Richtung weiter gegangen war.

Darüber vermochte sich Frau Holmberg gar nicht zu beruhigen; alle Freude an ihrer guten That war ihr verdorben, und überdies durfte sie nicht zugeben, daß die arme Alte in der dunklen Winternacht auf dem einsamen Landweg umherirre und der ihr zugedachten Weihnachtsfestfreude eigensinnig den Rücken kehre. Sie beschloß daher, ihr nachzufahren und sie wider ihren Willen zu ihrem Glück zu zwingen.

Nun, in der Abschiedsstunde, zeigte sich die Dankbarkeit ihrer Gäste so groß, daß sie Mühe hatte, fortzukommen.

Bei einem so splendiden Festessen war noch Keine von ihnen gewesen, und sie konnten nur nicht recht begreifen, warum die Frau Pastorin so viel darauf verwendet, ja, wie überhaupt Jemand so große Mittel haben könnte. Als sie gar sahen, daß Frau Holmberg nichts wieder in die Körbe steckte, um es mit nach Hause zu nehmen, erreichte ihr Erstaunen seinen Höhepunkt.

„Seht doch, sie nimmt nichts wieder mit — gar nichts — sie läßt Alles da! Herr Gott, da können wir ja die ganze Weihnachtszeit über feiern!“

Frau Holmberg ging nun in das große Zimmer, welches der Schulstube gegenüberlag, um die Neunzigjährige noch einmal zu sehen, die am Fest nicht hatte theilnehmen können. Die Alte lag, wie gewöhnlich, auf ihrer Schlafbank und starrte die Eintretende mit verwunderten, leeren Augen an, ohne ihren Gruß durch die leiseste Bewegung zu erwidern. Aufgegessen aber hatte sie Alles, was man ihr hingegeben.

Ein großes Feuer — auf Gemeindekosten — brannte im Zimmer, und davor saß Mutter Kapsa, die sich bei ihrem Hang zur Einsamkeit bald von den Anderen fortgeschlichen hatte. Sie starrte in die Flamme, ohne das Eintreten der Pastorin zu beachten. Das Feuer prasselte, ein Funke flog auf ihren Schoß; sie rührte sich nicht. Doch noch bevor es Frau Holmberg völlig klar wurde, daß sie ihn ruhig liegen und den Rock verbrennen ließ, sprang schon ihr Mann, der, in der Nähe stehend, sie bewachte, hinzu und half ihr.

„So macht sie es oft,“ sagte er mit entschuldigendem Lächeln. „Wenn sie am Feuer sitzt, muß man immer aufpassen. Sie hat ihren Rock schon verschiedene Male versengen lassen, und ich mußte ihn flicken, so gut ich konnte. Sie ist eben seit dem Schlaganfall so geworden.“

Gerührt über den Greis, fragte sich Frau Holmberg, ob sie wohl ebenso viel Geduld haben würde, wenn ihr Mann alt und unzurechnungsfähig werden sollte, und philosophirte im Stillen über die Frage, ob nicht gemeinsames Unglück die Menschen einander näher bringe, als gemeinsames Glück. Sie hätte es so gern geglaubt und Trost und Versöhnung darin gefunden, dem traurigen Dasein hier auf der untersten Stufe menschlichen Elends gegenüber — aber sie hatte diese Theorie noch nicht in vollen Einklang mit den gemachten Erfahrungen setzen können, als sie an der Thür der Lehrerin anklopfte und, ohne daß „Herein“ gerufen wurde, eintrat, um sich auch von ihr zu verabschieden. Sie fand das junge Mädchen auf dem ersten besten Stuhl mit so unzufriedenem, unglücklichem Gesicht, daß es der wohlwollenden Frau einen Stich ins Herz gab. Sie sah ein, daß sie grausam sein mußte, wo sie doch nur Freude bereiten wollte, und das Peinigende, das in der Collision verschiedener Pflichten liegt, quälte sie. Wie gern hätte sie das arme Mädchen mit sich in das Pfarrhaus genommen und gerade diesen Abend an ihrem häuslichen Glück theilnehmen lassen — aber ihrem Mann durfte sie die Gemüthlichkeit nicht stören. „Ach, wenn sich doch die Menschen untereinander so lieben wollten, wie sie sollen, den Nächsten wie sich selbst, dann gäbe es keine Conflicte,“ dachte sie; „aber wie kann man es dahin bringen!“

Sie war ganz niedergedrückt, als sie sich in den Schlitten setzte, um nach der verschwundenen Alten zu suchen.

Es hatte stark geschneit, und das glänzende Weiß, das die Gegend bedeckte, erhellte die Nacht so weit, daß man den Weg vor sich erkennen konnte. Frau Holmberg wollte zum nächsten Bauernhof fahren und nachfragen, ob Mutter Maja dort gesehen worden sei; ehe sie aber so weit kam, bemerkte sie vor sich eine dunkle Gestalt auf der Landstraße und rief, als sie die Ausweichende erreicht hatte: „Mutter Maja, seid Ihr es?"

Keine Antwort; die Gestalt fing von Neuem an zu laufen und zwar eiliger, wie Jemand, der sich verfolgt sieht.

Frau Holmberg fuhr vorbei, sprang aus dem Schlitten und verstellte der Fliehenden den Weg.

„Warum geht Ihr hier so allein am Weihnachtsabend, liebe Mutter?"

„Ich werde wohl gehen können, wohin ich will. Bin ich auch Armenhäuslerin, so bin ich doch keine Gefangene."

„Aber im Armenhaus ist es heute warm und hell, und es gibt vollauf zu essen; Alle sind dort vergnügt. Warum wollt Ihr allein hier draußen herumlaufen?"

„Da, wo es warm und hell ist, und Alle sich freuen, ist nicht Mutter Maja's Platz, das will ich Ihnen nur sagen, Frau Pastorin. Die Anderen sind froh, wenn ich weg bin, denn Keine kann mich leiden; sie sagen, ich hätte immer so schlechte Laune. Und wahr ist es, aber ich habe auch Ursache, nicht vergnügt zu sein."

„Wir haben wohl Alle unseren Kummer, gute Mutter; aber an einem solchen Abend wie heute soll man ihn zu vergessen suchen und Gott für das danken, was er an uns gethan hat. Kommt jetzt mit in den Schlitten, damit ich Euch zurückfahren kann und Ihr noch dabei seid, so lange es dort festlich zugeht."

„Ach, Herr Gott, daß sie Einen nicht in Ruhe lassen!" und ihre alte, heisere Stimme zitterte von unterdrücktem Weinen. Trotzdem ließ sie sich in den Schlitten helfen, während die Pastorin, ihr gutmüthig auf die Schulter klopfend, fragte, ob sie einen Verdruß mit Jemandem gehabt habe, daß sie so davongelaufen sei?

Ja, sie war davongelaufen, weil sie die Schmiede-Anna nicht sehen konnte, welche die anderen Weiber den Abend da haben wollten.

„Was in aller Welt kann Euch die nette Person gethan haben?"

„Das Schlimmste, was sie mir anthun konnte — sie hat mir meinen Sohn genommen, das Einzige, was ich auf der Welt hatte."

„Sie? Wie konnte sie Euch Euren Sohn nehmen?"

„Ein herrlicher Sohn! Er hielt sich so brav und war so gut gegen mich! Sonst hatte ich mein Lebtag nur Kummer; denn mein Alter war ein Säufer und Raufbold und machte mir das Leben zur Hölle. Als er aber starb und ich dann bei meinem Sohn wohnte, der zum Mäßigkeitsverein gehörte und immer ordentlich war, da lebte ich wie im Himmel. Und da kommt der Sohn der Schmiede-Anna und setzt ihm in den Kopf, mit nach Amerika zu gehen."

„Was konnte denn sie dafür?"

„Hätte sie nicht ihren Sohn dazu bringen können, den meinen in Frieden zu lassen? Anfangs freilich ging Alles gut, und letzte Weihnachten bekam ich einen Brief von ihm, worin er schrieb, er werde mir zum Frühjahr Reisegeld schicken, damit ich, so alt ich wäre, zu ihm hinüberkomme. Herr Gott, wie ich da glücklich war! Und wenn Sie da ein Fest gegeben, ei, wie vergnügt hätte ich sein wollen!"

„Nun?"

„Nun . . . im Frühjahr kam die Nachricht, daß er verunglückt sei."

Das kam schluchzend heraus und klang wie ein Aufschrei.

Es brannte Frau Holmberg auf der Seele, nicht sagen zu dürfen: „Und wenn er nun doch nicht todt wäre! Von Minneapolis ist Geld gekommen."

Aber während sie sich klar machte, wie grausam es sein würde, der armen Frau diesen trügerischen Trost zu geben, beunruhigte sie gleichzeitig der Gedanke, daß ihr das Aufreißen dieser Wunde doch nicht erspart bleiben möchte; denn die Anderen würden der Alten jedenfalls von der geheimnißvollen Geldsendung erzählen und viel darüber sprechen — und wie lange konnte es dauern, bis man endgültige Aufklärung erhielt!

Wer doch die Frauen zum Schweigen bringen und Mutter Maja so lange fern halten könnte — ja, wer das könnte — aber Gott, Gott, man vermag nichts der wirklichen Noth gegenüber.

Als sie vor dem Armenhaus hielten, und Mutter Maja aussteigen sollte, sagte diese: „Wenn Sie barmherzig sein wollen, Frau Pastorin, dann lassen Sie mich hier draußen warten, bis Alle schlafen. Ich weiß, daß die Meisten jetzt Briefe aus Amerika haben, mit ihren Photographien dasitzen und von ihren Kindern sprechen, und das kann ich nicht ertragen."

„Macht es, wie Ihr wollt, gute Frau, wie Ihr wollt!"

Frau Holmberg wunderte sich über sich selbst, daß sie im Stande sei, die arme Alte, nur in ein dünnes Tuch gewickelt vor dem Holzschuppen im Schneegestöber sitzen zu lassen, um der allgemeinen Weihnachtsfreude zu entfliehen.

Und noch niemals hatte sie sich der Noth des Lebens gegenüber so machtlos wie heute gefühlt, als sie wieder zu Hause in ihrem reizenden, hellen Heim bei Mann und Kindern war.

Vergeblich hatte sie gehofft, selbst heiter und glücklich zu sein, nachdem sie Alles gethan, um Andere zu erfreuen; sie fühlte im Gegentheil ihr Herz von einer Last bedrückt, die nicht einmal ihr warmer, religiöser Glaube ihr erleichterte.

Das war die Erkenntniß, wie wenig wir für Andere thun können, wie Jeder seine Leiden allein tragen muß; das war die Hoffnungslosigkeit, die uns befällt, wenn wir bei dem brennenden Wunsch, zu helfen, einsehen müssen, daß sich jedes wahre Unglück der Hülfe entzieht — das war das drückende, unbefriedigende Gefühl, selbst glücklich zu sein, wenn Andere es nicht sind.

Das Ende eines alten Stadtthores.

Von

C. Justi.

Paseábase el rey moro
por la ciudad de Granada,
desde la puerta de Elvira
hasta la de Vivarambla.
Ay de mi Alhama!

Wer kennt nicht diese „höchst traurige“ (muy doloroso) Romanze von dem Mohrenkönig, der Alhama verlor (wenigstens aus Lord Byron's Uebersetzung), von der es heißt, daß sie in Granada bei Todesstrafe zu singen verboten war. Das Thor von Bibarrambla (in spanischer Uebertragung del arenal, von dem Sande, welchen der nahe Darro bei Ueberschwemmungen zurückließ, auch puerta de las orejas[1]), welchem der durch den Unglücksbrief aufgeregte greise Muley Hacen zueilte, wird oft gefeiert in Versen arabischer Dichter. Der anstoßende Platz gleichen Namens sah zur Maurenzeit die großen Turniere und Festspiele. Noch vierhundert Jahre seit jener Katastrophe (1482) hat es aufrecht gestanden und von alten Tagen und Geschichten erzählt, dann ist es der Spitzhaue des Abbrechers verfallen. Wie das zugegangen ist, erzählt ein Schriftchen, das auch bei uns Mancher mit erbaulichen Nutzanwendungen lesen würde:

Breve reseña de los monumentos y obras de arte que ha perdido Granada en lo que va de siglo. Por D. Manuel Gomez Moreno. Granada 1884.

(Kurze Ueberschau der Denkmäler und Kunstwerke, die Granada in diesem Jahrhundert verloren hat.)

Als ich vor acht Jahren in Granada weilte, schlug mir Dr. Leopoldo Eguilaz, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität, vor, mich zu dem Maler Moreno zu bringen, als der bestunterrichteten Person über Kunstalterthümer. In Don Manuel fand ich wirklich einen Mann nach dem Herzen eines Reisenden meiner Classe. Nicht nur über Alles noch irgendwo Versteckte wußte er genauen Bescheid: Ort, Urheber, Datum; auch das längst Verschwundene war ihm gegenwärtig. Und der goldene Mann war weit entfernt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Von Jugend auf begeistert für seine Vaterstadt und deren Vergangenheit — worin auch eine Künstlerfahrt nach Rom nichts änderte — hatte er das heilige Feuer, statt es, wie dort üblich, in sonoren Reden und Reimen auszustrahlen, als Kraftvorrath für mühsame Arbeiten verwerthet. Er unternahm, Stadt und Provinz zu durchwandern,

[1]) Dieser seltsame Name „Ohren-Thor“ gründet sich auf folgenden Vorfall. Als die Proclamation Philipp's IV., am 17. Mai 1621, auf dem großen Platze festlich gefeiert wurde, brach ein anstoßendes Schaugerüst zusammen. Diebe mißbrauchten die Verwirrung und Dunkelheit, und manche Damen büßten nicht nur ihre kostbaren Ohrgehänge, sondern auch die Ohren ein.

in Ortschaften, die nie der Fuß eines Reisenden betreten, Tage lang mit seinem Skizzenbuch vor vergessenen Altarwerken sitzend, und mit treuem Fleiß Alles, was in Granada noch übrig war von Archiven der Kirchen, Hospitäler, Brüderschaften, Schlösser, nach Aufschlüssen zu durchsuchen. Aber ihm fehlten die Mittel, seine Entdeckungen zu veröffentlichen. Für solche Sachen gibt es dort keine Leser. Während begünstigtere Gelehrte der Hauptstadt ihre stattlichen „Monographien" (die man oft als Argument gegen das Axiom Ex nihilo nihil fit gebrauchen könnte) in höchst luxuriös ausgestatteten Prachtwerken gedruckt sehen konnten, war unser vortrefflicher Maler öfters froh, seinen Mittheilungen in den Spalten eines Localblättchens Unterkunft zu verschaffen. So für seine Arbeiten über Diego Siloe, den Baumeister der Kathedrale und der Kirche San Gerónimo, der fünfunddreißig Jahre lang dort das Bauwesen beherrschte; über Julio und Alexandro, die Freskomaler der Alhambra, über die alte Stadt Medina Elvira. In seinem Schriftchen „Palacio del Emperador Carlos V.", Madrid 1885, hat er die lange und tragische Baugeschichte dieses ersten Versuches eines spanischen Architekten im rein italienischen Stil zum ersten Male aus dem Archiv der Alhambra festgestellt.

Wenn es gewiß ein Glück zu nennen ist, an einem solchen Orte, fast der Einzige, solchen Studien zu leben, Schritt für Schritt über Dinge Licht zu verbreiten, die sonst wohl für immer in Dunkel oder Dämmer begraben geblieben wären: so fehlt es doch auch nicht an Erfahrungen, welche einem Kunstfreund dieser Art das Leben sauer machen können. Selbst der Fremde, der sich in den Büchern der inventarisirenden Reisenden vor hundert Jahren (wie Cean Bermudez) auf Granada vorbereitet hatte, fühlt sich fortwährend entmuthigt durch die Menge dessen, was er nicht mehr am Platze trifft. Wie viel mehr der Eingeborene, der das ihm Liebgewordene vor seinen Augen verschwinden, sich selbst in Streitigkeiten verwickelt sieht, die meist erfolglos sind.

Der Zerstörungsproceß der Kunstdenkmäler Granada's in unserem Jahrhundert vollzog sich in mehreren Anläufen, wie drei Stößen eines Erdbebens, die Minuten dauern und ein Trümmerfeld hinterlassen. Zuerst die zweijährige Anwesenheit der napoleonischen Marschälle (1810—1812), während der (außer den Plünderungen) unter anderem sechs ansehnliche kirchliche Bauwerke fielen. Indessen war die fremde Occupation bei Weitem nicht so verhängnißvoll wie die im Jahre 1835 erfolgte allgemeine Einziehung der Klostergüter (exclaustracion). Die moderne Verwaltungsmaschinerie arbeitet in solchen Fällen eben mit noch ganz anderer Zerstörungskraft als Soldatenhorden im eroberten Lande. Dreizehn große Gebäude, meist Kirchen, sind damals auf Abbruch verkauft; andere von Privaten erworbene theils verbaut worden, theils ebenfalls im Laufe der Jahre verschwunden. Die literarisch-künstlerische Beute wurde mit einer Unbefangenheit verschleudert, die von dem Bildungsgrad der tonangebenden Personen einen seltsamen Begriff gibt. Welche Gelegenheit, Provinzialbibliotheken und Museen zu bereichern, ja zu schaffen, ist hier unwiederbringlich verscherzt worden! Alles, Gebäude und Inventar, vielleicht auch die Custoden, konnte man damals geschenkt bekommen. Die Bücher wurden nach dem Gewicht und nach Haufen verkauft; wer aussuchte, zahlte eine höhere Taxe; kostbare Einbände wurden jedoch vorher abgerissen, um die Beschläge und Täfelchen dem Trödler zu bringen. Das Pergament der Chorbücher kam an Buchbinder und Leimsieder. Jemand erfand eine Handmühle, um das Gold aus Möbeln und Schnitzaltären zu gewinnen. Dann erschienen fremde Händler, um die bei Seite geschafften Gemälde an sich zu bringen. Sie waren eigentlich für das in St. Domingo gegründete Museum bestimmt; aber diese Gemäldegalerie macht den Eindruck, als sei für sie nur übrig geblieben, was man verzweifelte, an Engländer abzusetzen. Moreno hat einundsechzig verschwundene Gemälde Alonso Cano's gezählt.

Ein dritter Stoß kam mit der Revolution von 1868 und der ihr im Jahre 1873 folgenden Erklärung der Stadt zum Canton independente. Man hielt nun möglichst Nachlese unter dem, was 1812 und 1835 verschont geblieben war. Das Kloster Santa Trinidad wurde abgebrochen, um den Arbeitern Beschäftigung zu geben. Ein Steinhauermeister macht dem Wohlfahrtsausschuß (Comité de salud publica) den

Vorschlag, die historische Kirche San Gerónimo, welche die Gruft des Gonzalo de Córdoba einschließt, niederzureißen, um die Quadern zur Ueberwölbung des Flüßchens Darro zu verwerthen. Damals fiel San Gil, die außer anderen Seltenheiten kunstvolle Decken, ein Portal von Diego Siloe besaß, trotz der Vorstellungen der Denkmälercommission.

Was aber den Fremden am wenigsten verständlich ist, das sind die bis in die Gegenwart fortgesetzten Niederlegungen der Ueberbleibsel der Araberzeit. „Denn diese geben ja Granada seinen eigenthümlichen Charakter; mit jedem Denkmal dieser Art verliert die Stadt etwas von ihrem Zauber für den Kunstfreund und den Reisenden." Man glaube nicht, daß hier religiöse oder Rassenabneigung im Spiele sei. Mir schien es oft, als fühle sich der heutige Spanier sogar mehr zu dem maurischen Stil hingezogen als zu dem gothischen und plateresken, und nicht erst seit Fortuny. Man hat Washington Irving gelesen und übersetzt; man weiß, wie viel wir seit Owen Jones aus der Alhambra für Ornamentik und Polychromie gelernt haben; die arabischen Bilderhefte im nationalen Prachtwerk der „Monumentos arquitectónicos" lassen nichts zu wünschen übrig; ja, man hat sich gewöhnt, die Hinterlassenschaft der ehemaligen Zwingherren als Nationaldenkmäler zu verehren, und auf Weltausstellungen erscheint die spanische Abtheilung in modern maurischer Maske.

Gleichwohl befürchtet Moreno, daß in wenigen Jahren nichts Derartiges mehr übrig sein werde als die Alhambra. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts waren die alten Quartiere des Albaizin und der Alcazaba mit maurischen Häusern besät. Darunter war das stattliche Hospital „Casa de la moneda" und die Casa de las monjas, die kürzlich von ihrem Besitzer abgebrochen und stückweis verschachert wurde. Jetzt ist fast Alles verschwunden. Schon Théophile Gautier, der 1840 dort war, sprach seine Enttäuschung aus über das banale Aussehen, zu dem „drei Jahrhunderte und die Fluthen des Philisterthums" die vielbesungene Stadt herabgebracht hatten.

Dieser Widerspruch indeß, daß man alte echte Vorbilder eines Baustils zerstört, während man gleichzeitig moderne Nachäffungen mit großen Kosten aufrichtet, soll auch anderwärts vorkommen.

Jener wunderliche Verschönerungszelotismus wandte sich nun mit besonderer Heftigkeit gegen die alten S t a d t t h o r e, deren das arabische Granada zwanzig besaß. Diese Classe von Bauwerken gehören zu den beachtenswerthesten Arbeiten ihrer alarifes, sie sind selbst für den heutigen praktischen Architekten noch lehrreich. Ich hörte einst in Toledo einen solchen (der übrigens völlig frei war von historischen Liebhabereien), sich nach seinem Rundgange folgendermaßen aussprechen: „Das Alles sei ganz schön, aber lernen könnten wir wenig daraus. Ausgenommen das (christlich-maurische) Sonnenthor, daraus habe er recht viel gelernt." Solche Denkmäler, durch die das Leben so vieler Geschlechter pulsirte, die man oft als Faden gebrauchen könnte, um „Bilder der Vergangenheit" daran aufzureihen, sollte, dächte man, jedes Gemeinwesen, das seine thatenreiche Vergangenheit achtet, sorgfältig hüten. Hochgebildete Städte haben sie auch durch die gewaltigen Umgestaltungen dieses Jahrhunderts gerettet, z. B. Florenz. Wenn man vom Centralbahnhof in das neue Mailand einfährt, trifft man, mitten in einer glänzenden modernen Straße auf ein völlig schmuckloses altes Mauerstück mit zwei ebenfalls ganz ungegliederten Rundbogendurchgängen, darüber einige Bruchstücke uralter Reliefe: die Archi di porta nuova vom Jahre 1171. — Gewiß wird eine Zeit kommen, wo man viel darum geben würde, wenn man die längst verbauten Steine der zertrümmerten Gebäude wieder zusammenfügen könnte.

Von den Thoren Granada's fielen im Jahre 1833 das Thor Bib-Abulnest oder los Molinos, und das Thor del Pescado, 1867 das Sonnenthor, 1879 das Thor Alhacaba, welche dem Eingang von der Seite der Puerta de Elvira her so viel Charakter gab. Am meisten Sorge und Aufregung aber hat dem Exc.mo Ayuntamiento die Beseitigung des Thors Bibarrambla gekostet. Und hier bin ich endlich wieder bei dem Ausgangspunkt dieses Artikels angelangt.

Es war im Junimond des tollen Jahres 1873, damals als die alte Monarchie aus dem Leim zu gehen schien, wo im Schoß jener Körperschaft der Stab über das Thor gebrochen wurde. Aber die zeitigen Machthaber in Madrid (Castelar war Präsident), obwohl sie wahrlich wenig Mußestunden hatten, untersagten die Ausführung des Beschlusses. Als Granada ein unabhängiger Canton geworden war, drängte man den Wohlfahrtsausschuß, eine vollendete Thatsache zu schaffen. Man hatte Eile: der Abbruch wurde Nachts bei Fackelschein begonnen. Aber das Mauerwerk zeigte sich widerspenstiger, als man geahnt. Ein Nachbar, der für sein anstoßendes Haus fürchtete, schlug Lärm. Ein Rest von Angst vor der Madrider Regierung hatte die Unterbrechung der Arbeiten zur Folge. In den darauf folgenden Jahren wurden nun von Seiten der Vertreter spanischer Intelligenz, der Akademie der Geschichte, der Kunstakademie von San Fernando und der provinziellen „Commission der Denkmäler" Schritte gethan, das Thor noch zu retten. Es wurde auf königlichen Befehl zum Nationaldenkmal erklärt. Aber zu einer Restauration wollte es nicht kommen. Man kennt ja den Kniff, solche Ruinen in ihrem verfallenen, schmutzigen Zustande zu erhalten, um ehrlichen Leuten Sand in die Augen zu streuen. Man hoffte auf die durch jene schon gelegte Bresche beförderte Baufälligkeit. Aber es stand wie ein Granitblock. Da erschien ein unheimlicher Gast, die Cholera. Fert Deus alter opem. Man schilderte nun das Thor als Heerd der Ansteckung. Unter dem Eindruck dieser Panik triumphirten endlich die Väter der Stadt. Am 5. September 1884 fiel die Puerta de Bibarrambla. — Man war so hitzig, daß man Denen, welche gebeten hatten, Ornamentstücke des Gewölbes ins Museum überführen zu dürfen, bedeutete, wenn sie nicht sehr rasch machten, würde man Alles für öffentliche Arbeiten verbrauchen. Zeugen schildern die freudestrahlenden Gesichter Derer, welche solcher Hinrichtung assistirten. Es sollen sogar Raketen abgebrannt worden sein. Es fehlte nur noch, daß man ein Denkmal auf dem Platz stiftete, wozu man die Bildsäule einer mit solchen noch wenig bedachten Göttin hätte vorschlagen dürfen, mit der zuweilen Götter selbst — und Minister — vergebens kämpfen sollen.

Eine Erklärung dieser Art von modernem Fanatismus ist nicht so einfach. Man kann nicht sagen, daß es Unwissenheit sei, oder eine Wandlung des Geschmacks, wie in der Barockzeit viele alte Werke dem neuen Stil zum Opfer fielen. Unsere heutige Bau- und Zierkunst wurzelt ja in historischen Studien. Kunstgewerbliche Sammlungen werden auch von spanischen Städten (z. B. Toledo) errichtet, und man liebt es, sich im eignen Hause mit echten Bruchstücken alten Hausrathes, oft ebenso unzweckmäßig wie geschmacklos, zu umgeben. Wie mag es also zugehen, daß der sonst so humane Fortschrittsphilister (der in Spanien z. B. auch den Raubmörder durch verständige Vorstellungen und gute Verpflegung zum bessern Menschen umzuwandeln hofft), gegen alte Mauern mit einer solchen Janitscharenmusik von Haß, Arglist, Thoreinrennender Verstocktheit, Ungehorsam gegen die Behörde, Zerstörungslust und unseiner Scherzhaftigkeit zu Felde zieht? Es liegt hier wohl eine ähnliche Verirrung des Gefühls zu Grunde, wie bei dem Bauer, der seiner altväterlichen Trachten sich schämt. Der heutige Spanier betrachtet Paris als sein Mekka; er träumt davon, in seiner Stadt etwas wie einen Boulevard aufsteigen zu sehen, und mit Verdruß geht er an den alten Mauern vorbei, die der Fremde als Trost in der Langeweile dieser Städtebilder begrüßt.

Gustav zu Putlitz.

Abermals hat unsere Zeitschrift einen Mitarbeiter, einen Freund verloren — einen ihrer treuesten und ältesten; ja, wenn der Herausgeber es in diesem Augenblick und an dieser Stelle sagen darf, denjenigen, dem vor allen Anderen der Plan und Gedanke der „Deutschen Rundschau" mitgetheilt ward und der in uneigennützig edler Weise mit thätig war, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Denn so war Gustav zu Putlitz: einer von den Seltenen, in unserer Zeit immer seltener Werdenden, mit offenem, warmem Herzen und hülfreicher Hand für jedes verwandte Streben; ein Mann, der das Interesse der Kunst über jedes andere stellte, vorurtheilslos, ein Edelmann, der es als höhere Ehre betrachtete, ein Dichter, ein Schriftsteller zu sein — eine durchaus adlige Natur, ringend, so lange die Kräfte reichten, immer bereit, auch mit persönlicher Aufopferung, der Sache zu dienen und, durch keinen Erfolg getäuscht, immer höheren Zielen zugewandt. Er hat die Grenzen seines Talentes niemals verkannt oder überschritten; aber er war ehrlich bemüht, innerhalb derselben das Beste zu leisten, ernst und gewissenhaft bei jeder Aufgabe. Wer hätte dem jungen Dichter, als er 1850, ein Neunundzwanzigjähriger, zuerst auftrat, seine künftige Richtung vorausgesagt? Und doch sind in seiner ersten Dichtung, dem lieblich-anmuthigen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt", alle Keime seiner Entwicklung deutlich erkennbar. Die heutige Jugend, einer solchen Betrachtungsweise weit abgewandt, wird schwer den Zauber begreifen, den diese Zwiesprache mit Bach und Blumen und Bäumen und Steinen auf das damalige Geschlecht übte. Doch was die Herzen damals, nach den Stürmen von 1848, so mächtig ergriff, war eben diese Sehnsucht nach Frieden und Einkehr bei der befriedenden Natur, welche Balsam bot für so viele Wunden und — Enttäuschungen. Dies ist der tiefere Kern der Dichtung, deren Anfänge zurückreichen in die Schulzeit des Dichters, die jedoch erst viel später und weit weg von den Kieferwäldern der Mark, am Meerbusen von Sorrent vollendet ward. Putlitz hat es uns selbst in einem seiner letzten Beiträge zu dieser Zeitschrift gesagt[1]), „daß Heimweh das Märchen dictirt hat".

Dieser Grundzug, die starke Liebe zur Heimath, ist unserem Dichter charakteristisch gewesen von Anfang an und hat allen seinen Dichtungen den Inhalt und das Gepräge gegeben. Ausgehend von der Waldeinsamkeit, die mit ihrem Flüstern und Rauschen seine Brust ahnungsvoll geschwellt, ist er immer derselbe geblieben; wachsend mit den gesteigerten Anforderungen und sich messend mit einer rauheren Wirklichkeit, wirft er wohl das Märchengewand ab:

> Jetzt treibt's vom Blumenbette
> Mich wieder waldauswärts;
> Des Märchens liebste Stätte
> Ist doch des Menschen Herz.

Aber auch in der zunehmenden Bewegung dessen, was wir das moderne Leben und die moderne Gesellschaft nennen, hält er an den Traditionen einer guten Vergangenheit fest, hält er sich unverändert in der Umschränkung des Einfachen, des Natürlichen, des Heimathlichen — er, der wahre Sohn der märkischen Erde, dem Range seiner Geburt und seines Geschlechtes nach „der Erbmarschall der Kurmark Brandenburg", seinem Rang in der Literatur nach der Dichter ihrer stillen Tüchtigkeit

[1]) „Was sich der Wald erzählt. Ungeschriebene Tagebuchblätter, zwischen den Zeilen gelesen." Deutsche Rundschau, 1884. Bd. XL, S. 200 ff.

und bescheidenen Schönheit. In diesem Kreis bewegt er sich; und wenn er ihn selten einmal, wie in den Novellen „Walpurgis" oder „Ricordo", verläßt, so kehrt er bald mit erneuter Innigkeit zu demselben zurück, wie z. B. im „Frölenhaus", jener Erzählung, die gleichfalls „vom Heimweh dictirt", unseren Lesern bekannt ist und welche seiner Zeit von der „Revue des deux mondes" als „das treueste Abbild märkischer Art" ihren Lesern dargeboten ward. Diesen Kreis aber auch hat er vollkommen durchmessen, von seinen kleineren Novellen und Lustspielen bis zu der Tragödie: „Das Testament des Großen Kurfürsten", welches anknüpft an die stolzesten Erinnerungen der heimischen Geschichte, da, wo sie beginnt, Weltgeschichte zu werden.

Den Problemen der Gegenwart, wie sie hier und überall begegnen, hat Putlitz darum nicht theilnahmlos gegenübergestanden. Einen seiner größten Bühnentriumphe, vielleicht den größten, hat er mit „Rolf Berndt" errungen, einem bürgerlichen Schauspiel mit annähernd demselben Conflict, den wir aus Björnson's „Falliſſement" kennen. Aber wie ganz anders hat er ihn behandelt und gelöst als der nordische Dichter! Der Nihilismus unserer neuen Schule war ihm fremd. Wie in seiner sonnigen Jugend, glaubte er, wiewohl vom Leben hart geprüft, in seinen späteren Jahren noch, daß es die Aufgabe der Kunst, der Dichtung sei, den Menschen, auch aus niedrigen Verhältnissen, emporzuführen, nicht ihn niederzudrücken in das boden- und wesenlose Nichts. Welch' reine Quellen harmloser Heiterkeit und frohen Behagens sind seine Lustspiele: „Badekuren", „Das Herz vergessen", „Das Schwert des Damokles" und so viele andere. Wer denkt nicht gern, wenn auch mit Wehmuth, zurück an jene Darstellungen der „Alten Schachtel", in welcher das unvergleichliche Spiel der Frau Frieb-Blumauer uns bald zu Thränen bewegte, bald zu lautem Lachen? Sollen denn wirklich diese Stunden der Erholung und des unschuldigen Vergnügens ganz aus unserer modernen Existenz gestrichen und wir verurtheilt sein, nur Gespenster, Insassen der Kranken- und Irrenhäuser auf der Bühne zu sehen?

Auch als Bühnenleiter, in seinen Stellungen als Generalintendant zuerst des Schweriner (1863—1867), dann des Karlsruher Hoftheaters (1873—1888) hat Putlitz immer und mit Glück die edlere Richtung des Drama's gepflegt und gefördert. Die Jahre zwischen der einen und der anderen Intendanz waren relativ seine fruchtbarsten; in ihnen schrieb er unter Anderem seine „Theater-Erinnerungen", denen sich später (1880) „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke", anschloß. Dann noch einmal ist er zu den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend zurückgekehrt, in jenen schönen Skizzen, welche zuerst nach einander in dieser Zeitschrift und hierauf als Buch unter dem Titel „Mein Heim" (1885) erschienen, und das Letzte, was die „Rundschau" von ihm brachte, war das Festspiel: „Die Unterschrift des Königs"[1]), welches Putlitz zum 5. December 1886, der Feier des hundertjährigen Bestehens des königlichen Theaters zu Berlin, gedichtet hatte.

Damals, in der festlichen Versammlung jenes Tages, zu dessen Verherrlichung Putlitz so viel beigetragen, erschien seine sonst so hohe, stattliche Gestalt schon ein wenig gebeugt — nicht von der Last der Jahre, denn er zählte kaum mehr als fünfundsechzig. Aber er war wie Einer, der sich nach Ruhe sehnt, und er sprach es auch aus. Zwei Jahre später, im Sommer 1888, schied er aus seiner bedeutenden Stellung in Karlsruhe, noch im Scheiden geehrt durch die Beweise des Vertrauens und der Zuneigung eines hochgesinnten Fürsten; und vor wenigen Tagen, in Retzin, dem alten, von den Vätern ererbten Stammsitz in der Mark, ist er gestorben, betrauert von der Gemahlin, die ihm in einem an Ehren und Freuden, aber auch an Kämpfen und Schmerzen reichen Leben, eine tapfere und starke Gefährtin war, von den Kindern, von der Familie, von den Freunden und sicherlich von all' den Ungezählten, die sich jemals an seinen, bald von schalkhaftem Humor, bald von einer gewissen Schwermuth, immer aber von einer makellosen Reinheit der Gesinnung zeugenden Werken erfreut und erbaut haben.

Berlin, am 8. September. J. R.

[1]) Deutsche Rundschau, 1887. Bd. L, S. 1 ff.



Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Graf von Moltke feiert am 26. October seinen neunzigsten Geburtstag, der als ein Festtag des gesammten deutschen Volkes überall, wo deutsche Herzen schlagen, begangen zu werden verdient. Wird doch oft genug im unfruchtbaren Streite der Parteien vergessen, wie werthvoll die Errungenschaft des geeinten Vaterlandes ist. Mit Dankbarkeit muß daher allezeit der Männer gedacht werden, deren unvergeßliche Verdienste dieses Vaterland schaffen halfen: der beiden Heldenkaiser, sowie des Fürsten Bismarck, des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke und des preußischen Kriegsministers Grafen von Roon. In seiner schlichten, treffenden Weise faßte König Wilhelm nach der Capitulation von Sedan bei der Tafel im Hauptquartiere die Verdienste der drei Helfer in dem charakteristischen Ausspruche zusammen: „Sie, Graf Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, Graf Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben Preußen seit Jahren durch Ihre Politik auf seine jetzige Höhe erhoben " Mit taciteischer Gedrungenheit hat der erste deutsche Heldenkaiser in diesen Worten die geschichtliche Bedeutung der drei Männer in die gehörige Beleuchtung gerückt Bleiben ihre Thaten mit goldenen Buchstaben in den Annalen Deutschlands und der Weltgeschichte verzeichnet, so ist es auch patriotische Pflicht, ihrer an den Ehrentagen zu gedenken. Mag immerhin Graf Moltke, der in sinnfälliger Weise den kategorischen Imperativ treuester Pflichterfüllung verkörpert, mit der Gemüthsruhe des Weltweisen vorziehen, in Ruhe und Einsamkeit die bewegte Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorüberwandeln zu lassen, so werden doch an diesem 26. October die innigsten Segenswünsche Alldeutschlands dorthin gerichtet sein, wo der große Schlachtenlenker weilt. Beinahe möchte es scheinen, als ob die Feier solcher Ehrentage besser dem Volksgefühle entspricht als diejenige großer Schlachten, wie bedeutsam diese auch für unsere Geschichte geworden sein mögen. Wer könnte sich der Wahrnehmung verschließen, daß in der deutschen Reichshauptstadt selbst die Feier des Sedantages mit den Jahren an Intensivität eingebüßt hat! Es entspricht eben nicht den Gewohnheiten der Deutschen, Erinnerungen zu pflegen, die, ohne mit chauvinistischen Anwandlungen verwechselt werden zu dürfen, doch mit dem Charakter einer friedliebenden Nation nicht im vollen Einklange stehen. In diesem Zusammenhange darf denn auch daran erinnert werden, daß Graf Moltke, wie er im Kriege seine Meisterschaft bewährte, in den Werken des Friedens, insbesondere auf dem Gebiete der Literatur, ebenfalls Bedeutsames geleistet hat. Mit Stolz darf die „Deutsche Rundschau" den Jubilar zu ihren hervorragendsten Mitarbeitern zählen und ihre Glückwünsche dahin zusammenfassen, daß dem greisen Feldmarschalle noch gesegnete Jahre zur Freude Alldeutschlands beschieden sein mögen!

Wie die Feier des neunzigsten Geburtstages des Grafen Moltke ein Fest des Friedens darstellt, diente auch die Reise des Kaisers Wilhelm II. in hervorragender Weise der Sache des Friedens. Trotzdem darf nicht verhehlt werden, daß der deutsche

Kaiser kaum von seiner russischen Reise zurückgekehrt war, als die Conjecturalpolitiker aller Länder seine Zusammenkunft mit dem Zaren in phantastischer Weise commentirten. Während die Einen versicherten, sämmtliche „schwebenden" Fragen wären zur Erörterung gelangt, beschränkten sich die Anderen darauf, hervorzuheben, daß die bulgarische Angelegenheit ihrer Lösung näher gebracht worden wäre. Mit einer rührenden Naivetät wurde im Gegensatze zu den erwähnten optimistischen Anschauungen von pessimistischen Auguren betant, der deutsche Reichskanzler von Caprivi hätte allen Ernstes Herrn von Giers aufgefordert, die westlichen russischen Provinzen, die jetzt einem Kriegslager glichen, in angemessener Weise räumen zu lassen. Hinzugefügt wurde von diesen Schwarzsehern, denen der politische Horizont niemals rosig erscheint, daß Herr von Giers seine Abweisung einer derartigen Forderung mit den militärischen Verhältnissen in den östlichen Provinzen Preußens begründet habe. Alle diese Phantasien entbehren jedoch der geringsten Grundlage. Dagegen darf als feststehend gelten, daß der deutsche Reichskanzler durch sein militärisch schlichtes, freimüthiges Auftreten den günstigsten Eindruck gemacht hat, ja daß die längere Unterredung des Generals von Caprivi mit dem Kaiser Alexander III. im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sicherlich besser gewirkt haben wird, als wenn mehr oder minder akademische Betrachtungen über die bulgarische Frage angestellt worden wären. Nicht minder bewegte sich der Verkehr des Kaisers Wilhelm mit dem Zaren vollständig in dem von Anfang an vorgezeichneten Rahmen. Waren die persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen bereits vor der jüngsten Zusammenkunft durchaus herzlicher Natur, so konnten sie sich im Hinblick auf das offene Wesen des deutschen Kaisers, sowie auf die friedliche Gesinnung des Zaren nur noch inniger gestalten. Dagegen wäre es durchaus verfehlt, von einer geplanten Annäherung Deutschlands an Rußland zu sprechen, die auf Kosten der Tripelallianz stattfinden sollte.

Da die bezüglichen falschen Gerüchte lediglich zu dem Zwecke ausgestreut waren, Mißtrauen zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn zu säen, um später ein angebliches Fiasko der deutschen Politik behaupten zu können, so muß immer von Neuem auf den friedlichen, defensiven Charakter der Tripelallianz hingewiesen werden. Welche Bedeutung sollte andererseits eine Annäherung an Rußland haben? Hat doch die russische Regierung oft genug zu erkennen gegeben, daß sie sich ihre Wirksamkeit vorbehalten müßte. Selbst die kühnsten Phantasten werden aber nicht wähnen, daß Deutschland die sichere Allianz mit Italien und Oesterreich-Ungarn aufgeben könnte, um eine Allianz mit Rußland zu schließen, die doch nur einen offensiven Charakter tragen könnte. Rußland würde die orientalische Frage zu seinen Gunsten „aufgerollt" und gelöst sehen wollen, während Deutschland nicht das geringste Interesse an einer Annäherung hat, die in Wirklichkeit einer Isolirung in Europa gleichkommen würde. So darf es denn von allen Freunden des Friedens mit voller Genugthuung begrüßt werden, daß bei der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren die friedlichen Gesinnungen der beiden Monarchen zum deutlichen Ausdrucke gelangten, ohne daß irgend welche bestimmte Frage gelöst, irgend welche feste Abmachung getroffen worden wäre.

Durchaus zutreffend ist von wohlunterrichteter Seite hervorgehoben worden, daß die russische Reise des Kaisers Wilhelm keinen politischen Zweck hatte, wenn man als solchen lediglich feste Vereinbarungen ansieht; daß sie jedoch von hoher Bedeutung war, wenn man im Allgemeinen die Befestigung der bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen zwei mächtigen Nachbarn ins Auge faßt. Während ein Theil der russischen Presse die Bedeutung der Zusammenkunft der beiden Kaiser nach Möglichkeit abzuschwächen bemüht war, mit der Absicht, den Franzosen zu schmeicheln und ihnen von Neuem die Fata Morgana eines russisch-französischen Bündnisses vorzuspiegeln, suchte ein anderer Theil diese Bedeutung künstlich aufzubauschen, eben zu dem Zwecke, in Oesterreich-Ungarn und in Italien Mißtrauen wachzurufen. Um so bezeichnender für die Festigkeit des europäischen Friedensbündnisses ist daher, daß in den maßgebenden Kreisen Oesterreichs jeder freundschaftliche Gedankenaustausch zwischen Deutsch-

land und Rußland mit Genugthuung begrüßt wird. Wenn aber in Rußland, abgesehen von den panslawistischen Hetzern, Niemand Deutschland feindselige Absichten zugeschrieben hat, während in Berlin in Bezug auf die persönliche Friedensliebe des Zaren kein Zweifel obwaltete, so ist es zugleich für die allgemeine politische Lage wichtig, daß der deutsche und der russische Kaiser, begleitet von ihren Staatsmännern, zusammengetroffen sind, und nicht bloß jeder der beiden Souveräne seine eigenen friedlichen Absichten, sondern auch sein Vertrauen zu denen des Anderen kundgegeben hat.

Freundschaftliche Beziehungen Deutschlands zu Rußland widersprechen ebenso wenig dem Bündnißvertrage der drei Centralmächte Europa's, wie das geschichtlich begründete innige Verhältniß Italiens zu England. In dieser Hinsicht hat erst vor wenigen Tagen der Unterstaatssecretär im italienischen Ministerium des Auswärtigen, Damiani, Aufschlüsse ertheilt, die um so bemerkenswerther sind, als dieser alte Waffengefährte des Conseilpräsidenten Crispi jedenfalls in dessen hohe Politik vollständig eingeweiht ist. In einer Rede, welche der zugleich der Deputirtenkammer angehörende Unterstaatssecretär Damiani vor seinen Wählern in der sicilianischen Stadt Trapani hielt, betonte er, daß Italien unter den durch die Tripelallianz mit einander verbundenen Mächten eine Stellung einnehme, die dem Stolze der Nation in vollem Maße Genüge leiste und in derselben Weise die Interessen Italiens wie diejenigen seiner Verbündeten gewährleiste, zugleich aber das Land keineswegs verhindere, die innigsten Beziehungen zu anderen Staaten zu pflegen. Damiani hob hervor, wie die traditionelle Freundschaft mit England, die in den Herzen der Italiener feste Wurzeln geschlagen habe, durch neue Bande noch inniger geknüpft worden sei, so daß beide Länder sich bei einem ihnen anvertrauten Werke der Civilisation vereinigten. Der italienische Unterstaatssecretär im Ministerium des Auswärtigen war jedoch zugleich in der Lage, zu versichern, daß das Verhältniß Italiens zu Rußland ein durchaus freundschaftliches wäre, wie denn auch gegenüber Frankreich das Ministerium Crispi das Bewußtsein hätte, niemals Absichten kundgegeben zu haben, die nicht dem Interesse des Friedens und der gegenseitigen Freundschaft beider Länder entsprochen hätten. Durchaus befriedigend waren ferner die Aufschlüsse, welche Damiani in Bezug auf die italienische Colonialpolitik ertheilte, indem er unter Anderem darauf hinwies, daß Italien laut dem Vertrage vom 2. Mai 1889 sein Protectorat auf ganz Aethiopien mit der Provinz Harrar und dem weiten Gebiete des Kaffareiches erstreckt habe.

Ist die auswärtige Politik der italienischen Regierung klar vorgezeichnet, so wird die Entwicklung der inneren Politik von dem Ausfalle der nächsten Wahlen für die Deputirtenkammer abhängen. Da die ordentliche Legislaturperiode der letzteren noch nicht abgelaufen, die hier und da angekündigte Auflösung aber nicht erfolgt ist, fehlt es in der italienischen Presse nicht an Combinationen aller Art. Die Versuche jedoch, die bisher von den persönlichen Widersachern des Conseilpräsidenten Crispi gemacht worden sind, diesen zu stürzen, sind kläglich gescheitert. Allerdings steht kaum zu erwarten, die vom Unterstaatssecretär Damiani in seiner Rede zu Trapani geäußerte Hoffnung werde sich verwirklichen, daß nach den nächsten Wahlen in der italienischen Deputirtenkammer nur zwei constitutionelle Parteien einander gegenüberstehen. Vielmehr wird allem Anscheine nach die Zersplitterung im Parteiwesen fortdauern, wobei nicht aus den Augen verloren werden darf, daß gerade das italienische Parlament eine ganze Reihe von „Führern" aufweist, denen zu ihrem Bedauern nur die Truppen fehlen, um endlich in den Besitz der lange ersehnten Macht zu gelangen. Als gewiß darf jetzt bereits gelten, daß Crispi mit seiner Energie und seinem zielbewußten Handeln auch nach den Wahlen für die neue Deputirtenkammer Herr der Situation bleiben wird. Weiß er doch am besten die vielfach verschlungenen Fäden der inneren und auswärtigen Politik zu entwirren. Welcher Sturm der Entrüstung würde in Italien entfesselt worden sein, falls ein Anderer als Crispi „gewagt" hätte, die jüngst gemeldete Auflösung ultraradicaler, irredentistischer und republikanischer Vereine anzuordnen. Andererseits muß in Oesterreich die Bundestreue und Loyalität der italienischen

Regierung anerkannt werden, die auf die Gefahr hin, sich in gewissen Kreisen noch unpopulärer zu machen, die Oberdanvereine aufhob, deren Name bereits bekundet, daß sie selbst nicht vor der Verherrlichung von Verbrechen zurückschrecken, falls diese gegen Oesterreich, beziehentlich dessen Herrscherhaus gerichtet sind. Crispi weiß allerdings sehr wohl, daß seine Beliebtheit in diesen irredentistisch-anarchistischen Kreisen ohnehin sehr gering oder vielmehr gar nicht vorhanden ist.

Seltsamer Weise sind dieselben Gruppen, welche Triest und das Trentino als terra irredenta, als noch „nicht befreites“ Gebiet ohne Weiteres in Anspruch nehmen, den Franzosen gegenüber weit zurückhaltender, obgleich diese Nizza und Savoyen, die Geburtsstätte Garibaldi's und die Wiege der casa Savoia, in Händen haben. Und dennoch zeichnen sich die Franzosen gegenüber den Italienern nicht gerade durch rücksichtsvolles Verhalten aus. Noch ist in Aller Erinnerung, mit welchem Feingefühle für internationale Courtoisie die italienische Regierung ein Geschwader zur Begrüßung des Präsidenten der französischen Republik nach Toulon entsendete, als Herr Carnot sich vor einiger Zeit nach Corsica begab. Um so größeres Erstaunen mußte es daher in diesen Tagen erregen, als in der französischen Presse, für deren Sprache allerdings die Regierung keineswegs verantwortlich gemacht werden darf, der heftigste Streit entbrannte, ob die italienische Courtoisie von Seiten Frankreichs in der Weise erwidert werden sollte, daß ein französisches Geschwader nach dem Golfe von Spezia entsendet werde, um daselbst den aus Anlaß des Stapellaufes des Panzerschiffes „La Sardegna“ erwarteten König von Italien zu begrüßen. Der Streit ist allerdings in der Zwischenzeit gegenstandslos geworden, da König Humbert seine Absicht aufgegeben hat, an der Feierlichkeit in Spezia theilzunehmen. Der ganze Vorgang ist jedoch für die Anschauungen eines Theils der französischen Presse sehr bezeichnend. Trotzdem durfte der italienische Unterstaatssecretär Damiani, wie hervorgehoben wurde, in seiner Rede zu Trapani auf die Fortdauer der guten Beziehungen Italiens zu Frankreich hinweisen, wie denn auch nicht in Zweifel gezogen werden darf, daß die französische Regierung, trotz dem tumultuarischen Verhalten einer Anzahl französischer Blätter, im Falle der Anwesenheit des Königs Humbert in Spezia ein Geschwader nach diesem Kriegshafen entsendet hätte.

Sind es in Frankreich die Chauvinisten, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne die Lärmtrommel zu schlagen, so darf man sich in Deutschland darauf gefaßt machen, daß nach der Aufhebung des Socialistengesetzes die Socialdemokratie an Lebhaftigkeit für ihre Parteigänger nichts zu wünschen übrig lassen wird, wäre es auch zunächst nur, um zu zeigen, daß sie im Besitze der „wiedergewonnenen Freiheit“ sich kräftiger zu entfalten vermag. Andererseits ist es für die socialdemokratischen Bestrebungen charakteristisch, daß noch vor der Aufhebung des Socialistengesetzes im eigenen Feldlager Fehden entbrannt sind, die trotz allen Ableugnungsversuchen beweisen, wie wenig Klarheit über die zu befolgende Taktik, sowie über das aufzustellende Programm obwaltet. Sicher ist nur das Eine, daß die Führer das Heft in den Händen behalten möchten, während die Ultraradicalen ihren Antheil an der Parteileitung in Anspruch nehmen. Bebel und Liebknecht verhehlen sich nicht, daß, falls die Jüngeren mit ihrem Sturme und Drange maßgebenden Einfluß erlangen sollten, der Rückschlag nicht ausbleiben könnte, da die Staatsgewalt einem allzu tumultuarischen Vorgehen gegenüber das Gesetz mit aller Strenge walten lassen würde. Jedenfalls wird sich sehr bald zeigen, welchen Gebrauch die deutsche Socialdemokratie von der „wiedergewonnenen Freiheit“ macht. An die bürgerliche Gesellschaft muß andererseits immer von Neuem die Aufforderung gerichtet werden, ihre Kräfte zu concentriren und einem Ansturme gegen die gesellschaftliche Ordnung ohne Zagen die Stirn zu bieten. Wie Staat und Gesellschaft die Pflicht haben, allen berechtigten Forderungen der Arbeiter Genüge zu leisten, müssen sie auch entschlossen sein, jedes unberechtigte ungesetzliche Verlangen mit Energie zurückzuweisen. Der Mißerfolg, welchen ein Theil der deutschen Socialdemokratie am 1. Mai d. J. mit dem „Arbeiterfeiertage“ hatte, weil die Fabrikanten und Arbeitgeber sich nicht fügten, darf stets wieder in Erinnerung

gerufen werden. Auch muß hervorgehoben werden, daß unter den Arbeitern selbst zahlreiche besonnene Männer nicht fehlen, die sich gegenwärtig halten, wie die volkswirthschaftlichen Voraussetzungen des Weltmarktes nicht gestatten, daß alle „Blüthenträume" der Socialdemokratie reifen. Immerhin steht zu erwarten, daß nach der Aufhebung des Socialistengesetzes in der Presse und in den öffentlichen Versammlungen, sowie in der gesammten Organisation der Partei eine „schärfere Tonart" zur Geltung gelangen wird.

Wie sehr es neben der Fürsorge des Staates im Hinblick auf die berechtigten Forderungen der arbeitenden Bevölkerung der Energie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber allen tumultuarischen Anstürmen der Socialdemokratie bedarf, wurde auch in diesen Tagen von Kaiser Wilhelm bei einem aus Anlaß der großen Manöver in Glücksburg veranstalteten Festmahle hervorgehoben. Bei diesem lieh der Landtagsmarschall Graf von Reventlow-Preetz im Namen des schleswig-holsteinischen Provinziallandtages dem festen Vertrauen Ausdruck, daß es dem Kaiser gelingen werde, durch eine wohlwollende Gesetzgebung in Aus- und Weiterführung des von Kaiser Wilhelm I. begonnenen großen Werkes die „dunklen Schatten" zu bannen, welche den inneren Frieden Deutschlands zu gefährden drohen. In seiner Erwiderung betonte der Kaiser, wie er der geäußerten Zuversicht dann zu entsprechen hoffe, wenn jeder Mann an seinem Theile ihm seine Hülfe angedeihen lasse, und ein Jeder in seinem Wirkungskreise dahin strebe, daß die festgeschlossenen Bande der Ordnung aufrecht erhalten werden gegenüber den umstürzenden Elementen. Mit Nachdruck hob Kaiser Wilhelm hervor, daß er im Stande sein werde, in Ruhe und Frieden die Geschicke des Vaterlandes zu lenken, wenn ein jeder Bürger seine Pflicht thue.

Neben dem Ernste fehlten in der erwähnten Rede auch nicht die gemüthvollen Beziehungen des Kaiserhauses zu der Provinz Schleswig-Holstein. Hatte der Landtagsmarschall Graf von Reventlow-Preetz die in das Diadem Germaniens neueingefügte glänzende Perle Helgoland erwähnt, hatte er der durch innige Bande mit der Provinz verknüpften Kaiserin in dem Hinweise gedacht, daß durch ihre unermüdliche, opferwillige Fürsorge so manche Thräne der Armuth und Noth bereits getrocknet sei, so bezeichnete der Kaiser seine Gemahlin als den Edelstein, der an seiner Seite glänze, als das Band, das ihn mit der Provinz Schleswig-Holstein inniger als mit den übrigen Provinzen verbinde. Auch außerhalb dieser Provinz dürfte es mit hoher Genugthuung aufgenommen werden, daß Kaiser Wilhelm auf diese Landesangehörigkeit hindeutete, um seine Gemahlin dann als das Sinnbild sämmtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin zu bezeichnen.

Literarische Rundschau.

Salis.

J. Gaudenz von Salis-Seewis. Von Adolf Frey. Mit Salis' Bildniß und einer Ansicht des Familiensitzes Bothmar. Frauenfeld, J. Huber. 1889.

Ein Dichter, der sich eine bescheidene, doch gesicherte Stellung in der Literatur erwirbt, hat damit auch seinen gerechten Anspruch gewonnen auf eine rechtschaffene Biographie als nöthige Erläuterung seiner literarischen Gestalt. Unser Salis mußte lange warten, hat nun aber, was ihm gebührte, zur kaum verfrühten Säcularfeier seines ersten Auftretens (1793) in treuer und liebevoller und endgültiger Weise erhalten.

Das Ende des letzten Jahrhunderts sehnte sich aus seiner Verbildung und Gährung heraus nach „Natur", wie es sie verstand — es verstand sie freilich anders als unser Jahrhundertende — und der dreißigjährige Salis befriedigte dieses Bedürfniß für sich und seinen Kreis mit einer Handvoll Lieder. Am meisten Verwandtschaft hat er wohl — um von seinem weniger echten Mitstrebenden und Freunde Matthison abzusehen — mit Hölty; nur daß das früh erlöschende Mitglied des Hainbundes uns, trotz seiner Todesahnungen, ein lachendes Kindergesicht zeigt, während der Bündner männliche und fast schwermüthige Züge trägt. Herbststimmung, ländlicher Friede, Abendschatten, einsame Gänge, „Entzogenheit", verhüllte Zukunft, verklärte Kindheit, bekämpfte verstohlene Thränen, ja Tod und Grab, Alles aber durchaus wahr empfunden und mit schlichtem Wohllaut ausgesprochen, das ist der stille Reiz und der noch heute verlockende Inhalt der Dichtung eines liebenswürdigen und reinen Menschen von melancholischer Anlage.

Brav und ehrlich übertreibt Frey nicht um eine Linie den poetischen Werth unseres Landsmannes und bemerkt treuherzig, Salis habe im Geiste seiner Zeit an der „ländlichen Einfalt in den Hütten" festgehalten, und doch, auf dem Lande lebend, wissen müssen, welche Bewandtniß es gemeiniglich damit hat. Ich möchte noch über etwas Anderes erstaunen, was aber gleichfalls der Zeitgeschmack verschuldete, daß nämlich der Bündner, Bach und Hain aufsuchend, für die herrliche Wildheit seiner eigenen Gebirge unempfänglich bleibt, die er doch kannte, da er mehrmals St. Moritz besucht hat. Aber jedes Jahrhundert hat seine Fictionen und geliebten Unwahrheiten, über welche künftige Zeiten lächeln werden.

Spätere Gedichte unseres Bündners, mehr philosophischer Art und unter dem Einfluß Schiller's stehend, können natürlich neben dem frischen Jugendschusse nicht aufkommen, und so hätte sich, zur Darlegung des Grundes und Bodens, worin dieser wurzelt, der Biograph mit der Erzählung der Jugend — übrigens einer sehr schönen Jugend — begnügen können; aber mit Recht erzählt er uns, aus den besten häuslichen Quellen schöpfend, und mit einem sichtlichen Wohlgefallen an seinem Helden, nach dem

Dichter auch noch den Bürger, der seinem Lande nicht minder Ehre macht. Salis gehörte zu den Vielerfahrenen, deren Leben durch die Scheide des letzten und unseres Jahrhunderts in Hälften getheilt wurde, in deren erster sie sich mit rückhaltloser Begeisterung den Zeitideen hingaben, um sich dann in der zweiten, nach hergestellter Ordnung, in bürgerlicher Pflichttreue zu beruhigen. Von Salis ist zu sagen, daß seine weitgehende Sympathie mit der Revolution eher auf den edeln Impulsen eines angeborenen Gerechtigkeitssinnes als auf großer Vertrautheit mit den Zeitideen fußte, am wenigsten auf religiösem Boden, den er kaum je verließ; sonst hätte er sich nicht an Schiller's „Göttern Griechenlands" so sehr stoßen können, wie er that (1790). Zuerst erzählt uns Frey das merkwürdige alte Bünden — nach meinem Geschmack hätte er es noch ausgiebiger thun dürfen — die Eltern des Dichters, seine glückliche Jugendzeit, den frühen Beginn des Dienstes in der Garde zu Paris, die Kameraden, seine Garnisonen (in deren einer, in Arras, das Bündnerregiment Salis-Samaden von dem dortigen Stadtpoeten besungen wird, dem damaligen Anakreontiker Robespierre blutigen Andenkens). Wir erfahren, auf einem Urlaub, seine erste und einzige, sehr schöne Liebe zu der Bündnerin Pestalozza, nach einem früheren flüchtigen Liebeswetterleuchten in Lausanne, seine Bildungsreise durch Holland und Deutschland zu den damaligen literarischen Größen, die er durch seine edle Bescheidenheit für sich einnimmt. Dann kommt die Revolution, der Eintritt unseres Bündners in das national-französische Heer, die Heimkehr, der heimische Kriegsdienst, lange Jahre bürgerlicher Pflichten, das Alter, das Ende.

Dies Leben von beneidenswerther Makellosigkeit, in dem der Sprößling eines der ältesten heimischen Geschlechter in seinem offen vor uns liegenden Thun und Lassen, in That und Wort, ja in jedem Gedanken den Edelmann verwirklicht, ein so erbauliches Leben hat uns Frey erzählt, scheinbar mit einer gewissen liebenswürdigen Sorglosigkeit, aber im Grunde mit der genauesten Sachkenntniß, bequem, ausgiebig und doch bündig und überall kurzweilig.

Eines noch! Die Verse, die Freiligrath unserem Salis widmet, hätten wir denn doch gerne im Buche selbst gelesen, statt sie nachschlagen zu müssen.

Der Verleger hat sein Buch con amore ausgestattet, mit dem Bildniß des Dichters von Quenedey (Paris 1790) und einem Bilde seines Stammsitzes „Bothmar", unfern von Chur, nach einem Aquarell von Leonhard Steiner. Auf die Buchdecke hat er zu unserem Vergnügen das Wappen der Salis eingepreßt, die Weide (salice), die der Wanderer in Bünden noch heutzutage (sowie die Bärensohle der Planta), auf manchem stattlichen Schloß oder zerfallenden Burgstall betrachtet.

Conrad Ferdinand Meyer.

π. **Führende Geister.** Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. **Walther von der Vogelweide** von Anton E. Schönbach. Dresden, L. Ehlermann. 1890.

Anton Bettelheim, ein Wiener Schriftsteller, Verfasser einer trefflichen Beaumarchais-Biographie, hat den sehr lobenswerthen Plan in Angriff genommen, eine Sammlung kurzer Biographien hervorragender Männer herauszugeben, der er den Gesammttitel „Führende Geister" beigelegt hat. Er hat für sein Unternehmen vorzügliche Mitarbeiter gewonnen. So wird Alois Brandl Shakespeare behandeln, Erich Schmidt Uhland, Adolf Wilbrandt Hölderlin und Fritz Reuter u. s. f. Der erste Band der Sammlung, der uns vorliegt, enthält eine Biographie Walther's von der Vogelweide, die Anton E. Schönbach verfaßt hat. Schönbach ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Unbekannter. In ihren Blättern hat er sich mehrfach in ausgezeichneter Weise über die literarischen oder politischen Zustände des heutigen Amerika geäußert. Aber diese Studien sind nur die gehaltvollen Früchte einer Nebenbeschäftigung. Schönbach's eigentliches Gebiet ist die deutsche Philologie, die ihm schon manche gelehrte Arbeit verdankt und für die er auch einen Lehrstuhl an der Universität Graz einnimmt. — Seine Darstellung von Walther's Leben ist in ihrer Art als ein Muster zu bezeichnen. Schönbach führt in der Einleitung darüber Klage, daß die heutigen Germanisten sich zu wenig um die historischen Zustände der Zeit kümmern, deren literarische Denkmäler sie behandeln. Er durfte diesen — leider berechtigten! — Vorwurf um so eher erheben, als er sich selbst in dieser Schrift mit den historischen Verhältnissen des Mittelalters höchst vertraut zeigt. Er ist vor Allem darauf bedacht, die geschichtlichen Bedingungen von Walther's Persönlichkeit zu ergründen. Insofern ist seine Behandlungsweise eine historische. Anderseits wissen wir von Walther's äußerm Lebensgang so wenig, daß wir seine Entwickelung nicht anders als aus seinen poetischen Schöpfungen ermitteln können. Hier muß also der Aesthetiker eintreten. In der Vereinigung dieser beiden Gesichtspunkte, in der historisch-ästhetischen Behandlung der Aufgabe liegt die Stärke des Buches. Bei der Betrachtung der geschichtlichen Zustände kehrt Schönbach besonders die socialen und ökonomischen Bedingungen der Zeit heraus, worin wir unschwer den Einfluß von Karl Wilhelm Nitzsch erkennen. Als Aesthetiker zeigt er intimste Kenntniß dichterischen Seelenlebens und einen feinen Sinn für poetische Intentionen. Von Walther's herrlichem Liede: „Unter der Linde" zeigt er uns in einer tiefgehenden Analyse, worauf seine Wirkung beruht. — Nicht unerwähnt wollen wir die charakteristische Erscheinung lassen, daß Walther's Kampf gegen die Geistlichkeit bei Schönbach eine sehr behutsame Würdigung findet. Das Buch wird sicherlich, wie es sein ausgesprochener Zweck ist, den Kreis der Gebildeten erweitern, der sich an Walther's Poesie freut.

ιαχ. **Souvenirs d'un Homme de lettres.** Par Alphonse Daudet. Paris, Maupon et Flammarion.

Daudet schildert in seinen „Erinnerungen" vor Allem eine Auswahl hervorragender Jugendbekanntschaften: matt uns ihre Charaktere in seiner ureigensten Manier: mit tüpfelndem Pinsel ein Farbenton neben den andern gesetzt, bis der Eindruck vollkommener Plastik entsteht; denn — für colorirte Umrisse haben wir Modernen — zumeist aber die Franzosen! — nun einmal den Geschmack verloren.

Wir begegnen an erster Stelle Ollivier, dem „Minister mit dem leichten Herzen". Daudet wurde ihm — noch als schüchterner, glückseliger Student — im Salon eines alten Pariser Poeten vorgestellt und begeisterte sich für ihn — wie damals Jedermann! Der werdende Politiker muß in der That für seine freiheitlichen Ideale sehr warm empfunden und sein Empfinden sehr beredt ausgedrückt haben. Daß der Verfasser von „Numa Roumestan" viel Gewicht auf die provençalische Herkunft Ollivier's legt, ist natürlich: wer dessen melodische Stimme hört, muß an die Pinien des südlichen Seeufers denken, deren Aeste und Nadeln im Hauch italienischer Winde musikalisch flüstern! — Aus solchem Stoffe bildete sich der weiche, lenksame Staatsmann Napoleon's. Und dieser heißblütige Augenblicksmensch der ruhigen norddeutschen Diplomatie gegenüber! Wir bemitleiden im Grunde seinen tragischen Ausgang: „Er wollte den Frieden und erklärte den Krieg; nicht, wie er sich zu böser Stunde ausdrückte, ‚leichten Herzens'; aber leichtfertig im Ueberlegen wie immer."

Als gebrochenen Greis sieht Daudet ihn nach dem Kriege wieder.

Gambetta war ein Jugendfreund des Dichters. Im Quartier latin tauscht das junge Volk der Zukunft staunend der brausenden Redefluth dieses Halbitalieners, der „wie ein Faß von Jungmost" überschäumt. Immer wieder taucht der gewaltige Sprecher am Horizont Daudet's auf; 1870 begegnen sich die Beiden im belagerten Paris: der Infanterist Daudet erhält einen von den letzten Händedrücken des nach Tours abfahrenden Dictators; wir sehen den ruhig in seine gebrechliche Luftgondel steigen, das Volk sich drängen; und dann entführen die winterlichen Winde das ganze Hoffen der Weltstadt hinauf — ins Ungewisse!

Nach diesen zwei Politikern tritt andersartige Gesellschaft auf: Pariser Schauspieler und Schriftsteller. Ergreifend ist das Loos Edmond's de Goncourt geschildert: Abendsonne des Dichterruhms — und Wehmuth um einen Bruder und Mitarbeiter, dem anhaltender Mißerfolg das Herz gebrochen hatte. „Wie wenn allzu grelle Mißklänge einen Kelch von feinstem Krystall springen machen — — —."

Zuletzt ein paar Federzeichnungen aus Paris und der provinzialen Gesellschaft. Einiges vom Jahre 1871 muß der Deutsche sich gefallen lassen: wen Schauergeschichten von gestohlenen Vasen

und Uhren ärgern, der überschlage diese Ergießungen.

Das literarisch Werthvollste des Buches sind Nachrichten über die Entstehung der Romane: „Numa Roumestan" und „Les rois en exil". — Unter den hunderttausend Farbencontrasten der bunten Welt regt einer diese, der andere jene Phantasie besonders an.

Daudet's liebste Beobachtung ist der Gegensatz des Südfranzosen und des Parisers. Große Abschnitte der Weltgeschichte erklärt er sich aus diesem Gegensatz: z. B. Napoleon den Ersten versteht er als „Homme du Midi". — Ueber die Natur der Provençalen hat er nun von früher Jugend an eingehende Studien gemacht, ihre Resultate sorgfältig aufgezeichnet und gesichtet, unterstützt von trefflichem Gedächtniß für Bilder, Worte, Mienen; Modelle hatte er genug, das Wichtigste trug er, der Sohn von Nimes, mit sich selber herum. — Aus jenem grünen Notizbuch über den „Süden" ist der Charakter des Numa Roumestan der krystallisirte Niederschlag. Es war also ein Irrthum, wenn manche Leser, besonders in Deutschland, Anspielungen auf Gambetta zu bemerken glaubten, wo schlechthin der Mensch des Sonnenlandes gemalt war.

Die „verbannten Könige" hat Daudet lange vor sich gesehen, ehe er an die Ausführung des Romans ging. Er schildert uns die „erste Vision": ein entthronter Fürst schaut vom Balcon eines Hôtels in der Rivoli-Straße auf die Ruinen der Tuilerien hinab. Dann die Erkundigungen und das Spioniren nach den Einzelheiten der „Bohème de l'exil"; die Farschung in Büchern verschiedener Art; endlich das Emportauchen der grandiosen und tieftragischen Figur des Elysée Méraut! —

Möchten Autoren uns öfters so eingehend von der Entstehung ihrer Werke berichten wie Daudet! Für den Psychologen wäre eben dies die wichtigste Art von „Erinnerungen".

Und — zum Schluß noch ein Wunsch! — möchte es bald einmal möglich werden, die Werke deutscher Schriftsteller in gleich trefflicher Ausstattung gleich billig (à Band 3 Frcs. 50 Cts.) zu beziehen! — Die zahlreichen Illustrationen von Bieler, Montégut, Myrbach und Rotti vereinigen genaueste Naturwahrheit mit jener leichten Eleganz, die in letzter Zeit auch bei uns heimisch zu werden scheint; nur daß es ein wenig langsam geht! —

ξ. **Der Naturalismus. Seine Entstehung und Berechtigung.** Von Alfred Fried. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1890.

Die kleine Schrift führt aus, daß der heutige Naturalismus weniger der reinen Liebe der Natur, als dem Bedürfniß nach Abwechslung entstamme, deren unser übersättigtes Publicum bedürftig sei. Das Ganze hat ein wenig die Gestalt einer Strafpredigt und ist sehr allgemein gehalten. Die Ausführungen des Herrn Verfassers werden wahrscheinlich mehr von Denen gelesen werden, die ohnehin seiner Meinung sind, als von Denen, welchen er ins Gewissen reden möchte. Der Naturalismus, den Herr Fried mit Recht bekämpft, hat übrigens die Zeiten seiner höchsten Macht bereits hinter sich.

ο. **Art und Unart in deutschen Bergen.** Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Robert Falck. Berlin, Herm. J. Meidinger. 1890.

Eines jener lieben Büchlein, wie wir deren diesem feinen Kenner und einsichtigen Freunde deutscher Volkspoesie schon so manches verdanken — jener Poesie, zu deren Aufzeichnung und Verbreitung, wie das Vorwort sagt, das sangesfrohe Volk nur in seltenen Fällen des Papieres sich bedient: „Baumstämme, die Balken und Wände des Hauses, Krüge, Teller, Schüsseln und anderer Hausrath, ja selbst Lebkuchen und ähnliche Gebäcke, bilden das Material, dem die dichterischen Erzeugnisse anvertraut werden." Er hätte, wenn er gewollt — denn es wird ihm sicher nicht entgangen sein — für Berlin, diese mit Unrecht als unpoetisch geltende Stadt, auch die von unseren Dienstboten getragenen „Pantinen" hinzufügen können, die Holzpantoffeln, welche gleichfalls mit Reimen beschrieben zu sein pflegen. Die Wahrheit ist, daß die Poesie, je dünner, dürftiger und conventioneller sie zu werden scheint in den gebildeten Schichten, um so frischer und ursprünglicher quillt aus diesem unversiegbaren Bronn, dem Herzen und der Seele des eigentlichen Volkes. Keine Goldschnittslyrik, aber voll derber Kraft und jener Schönheit, von Vischer „die Schönheit der Unschuld" genannt, „die nicht sich selbst und ihren heiligen Werth kennt". Dies ist echter Naturalismus; nicht jener unserer neuesten Schule, der, von des Gedankens Blässe angekränkelt, trist und traurig ist, wie ein Regentag ohne Ende: sondern die wirkliche Natur, in der auf den Regen Sonnenschein folgt, und der wirkliche Mensch, dem der Sonnenschein lieber als der Regen. Bauernwitz und Bauernweisheit — die, wie man zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund nimmt, aus dem aber auch kein Wort herauskommt, das ein gesundes Gefühl verletzen könnte; der Humor der kleinen geringen Leute, die Weltanschauung und Lebensbetrachtung des gemeinen Volkes, welches in seinen Ausdrücken recht oft grob, aber niemals in seinem Empfinden gemein ist. Wer sich ein frohes Stündchen machen will, der blättere in dem neuesten Bändchen unseres Autors, der uns, in Ergänzung vorausgegangener Sammlungen, diesmal mittheilt, was er in den deutschen Alpenländern gefunden:

> Der Adam hat d' Lieb auf'bracht,
> Der Noah den Wein,
> Das David'l 's Zitherschlag'n:
> 's müssen Steirer gewest sein.

ιι. **Procès verbaux du comité d'instruction publique de l'assemblée legislative,** publ. par M. J. Guillaume. Paris, Imprimerie nationale. 1889.

Das vorliegende Quellenwerk hat die Thätigkeit des praktisch unfruchtbarsten der zahlreichen Ausschüsse der unfruchtbarsten der drei Versammlungen des Revolutionszeitalters zum Gegenstande. Nichtsdestoweniger bietet dasselbe

der geschichtlichen Forschung ein außerordentlich reiches Interesse, indem es über die Entstehungsgeschichte des heutigen französischen Unterrichtswesens aktenmäßigen Bescheid gibt. Auf Grund eines zur Zeit der ersten Nationalversammlung ausgearbeiteten, anscheinend verloren gegangenen Entwurfs aus der Feder Talleyrand's, legte der als gelehrter Mathematiker und verunglückter girondistischer Staatsmann berühmt gewordene Marquis des Condorcet dem Unterrichtsausschuß der gesetzgebenden Versammlung (dem u. A. der ausgezeichnete Rechtshistoriker Pastoret, der Urheber des republikanischen Kalenders Romme, L. Carnot und der girondistische Bischof Fouchet angehörten) einen Gesetzentwurf über das Unterrichtswesen vor: Primärschulen, Secundärschulen, Institute und Lyceen, an deren Spitze die Société nationale des sciences et des arts stehen sollte. Dieser Entwurf ist nie zur Ausführung gekommen, enthält indessen die Grundzüge des Plans, nach welchem das Gesetz vom 11. Floréal des J. X, sowie die Gesetze von 1806 und 1808 das französische Unterrichtswesen aufgebaut haben. — Condorcet's Vortrag gehört zu den lehrreichsten Denkmälern, die der Geist des 18. Jahrhunderts und die demselben entsprossene revolutionäre Theorie sich gesetzt haben, — eine Zusammenfassung der heute kaum glaublich erscheinenden Illusionen und Irrthümer über die Zukunft des Menschengeschlechts, über welche die bedeutendsten Männer eines der merkwürdigsten Zeitabschnitte neuerer Geschichte einig waren. Am 18. April 1792 dem zu seiner neunundsechzigsten Sitzung versammelten Ausschusse vorgelegt, bildet dieser — sechzig Folioseiten starke — „Rapport" den Kern und Stern des vorliegenden Werkes, das indessen eine Fülle anderweiter, höchst lehrreicher Beiträge zur Geschichte des Revolutionszeitalters liefert. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen, dem Ausschuß vorgelegten Entwürfe pädagogischer Dilettanten der verschiedensten Gattungen und Arten (darunter ein „Mémoire sur l'éducation en Allemagne" des bekannten preußischen Hauptmanns von Archenholz) und die im Anhang mitgetheilten Bittschriften, welche ein lebensvolles Bild der bodenlosen Verwirrung darstellen, in welche Frankreich durch den fieberhaften, um die Bedürfnisse des wirklichen Lebens völlig unbekümmerten Reform- und Zerstörungseifer der Nationalversammlung gestürzt worden war — Bittschriften, in denen alle Stände, alle Geschlechter, alle Parteien und alle Lebensalter (darunter patriotische Schulbuben von elf bis fünfzehn Jahren) vertreten sind.

Weiteren Kreisen ist das außerordentlich gründlich und genau gearbeitete Quellenwerk schon wegen seines Umfanges nicht bestimmt — Freunden geschichtlicher Forschung, insbesondere Freunden der Geschichte des Unterrichtswesens aber angelegentlichst zu empfehlen. Die pädagogischen Probleme, welche unsere Tage beschäftigen, finden sich in dem Condorcet'schen Vertrage fast ausnahmslos angedeutet und in der denkbar naivsten Weise gelöst.

ω. **Karl von François. Ein Soldatenleben.** Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, R. Eisenschmidt. 1889.

Das vor uns liegende farbenfrische, gehaltvolle Buch beleuchtet den Schicksalsgang eines deutschen Soldaten und gibt uns das getreue Spiegelbild der trostlosen, politischen und militärischen Zustände in Deutschland zu Anfang unseres Jahrhunderts. Sprößling einer Familie, deren Ahnen vor zwei Jahrhunderten aus Frankreich nach Chursachsen eingewandert waren, trat unser von François als Officier in die württembergische Armee, und damit beginnt für ihn eine schwere Prüfungszeit, die dort den Höhepunkt erreicht, wo er wegen eines, zum Dienstact gestempelten Ehrenhandels kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt wird. Zur großen Reise vorbereitet, erfolgte seine Begnadigung in dem Augenblicke, in welchem er aus neun Gewehren das tödtliche Blei empfangen sollte. Als von François das Urtheil vernimmt, welches ihm das Leben zwar schenkt, dagegen aber Kassation und sechs Jahre Kerker über ihn verhängt, ist es um seine Haltung geschehen; sein ehrliebendes, reiz- und streitbares Temperament besteht diese harte Probe nicht, sodaß er fassungslos sich gröblich gegen den König vergeht. Nunmehr sollten die Mauern des Hohenaspergs, welche ihn aufgenommen hatten, zeitlebens ihn umschließen. Aber was bis dahin noch Keinem gelungen, das gelang von François' eherner Unbeugsamkeit und Geistesgegenwart: er bahnte sich und fand den Weg zur Außenwelt. In diese folgen wir ihm und in die wunderbaren Schicksalsverkettungen, welche ihn nach Baden, in das Elsaß und die Schweiz führen und in denen er als Declamator und Tanzlehrer seinen Unterhalt fristen mußte. Kaum hat Schill sich erhoben, ist von François bei ihm, hält das feste Dömitz und ermöglicht auf diese Weise das Entkommen des Freicorps nach Stralsund. Nachdem die Schill'sche Erhebung niedergeschlagen und nach kurzem Aufenthalt in England, nimmt von François russische Kriegsdienste und gelangt, indem er den großen Corsen bekämpfen hilft, bis vor Paris. Als preußischer Officier steht er ein letztes Mal bei Ligny im Feuer. Es folgt die Friedenszeit; 1848 als Generallieutenant verabschiedet, stirbt er 1855 zu Potsdam. — Die Wirkung dieser Biographie auf das deutsche Volk, zumal auf das jüngere Geschlecht, welches nach dem Sturmschritt der Ereignisse in einer glücklicheren Zeit herangereift ist, wird eine belehrende, willenlenkende sein.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Die Starken und die Schwachen.

Erzählung
von
Emil Marriot.

I.

Es war an einem Augustmorgen des Jahres 1879. Die Sonne meinte es gut; vielleicht allzu gut. Indessen herrschte an den Gartenplätzen, wohin ihre Strahlen nicht drangen, erfrischende Kühle, und auf den Gräsern und in den Blumenkelchen funkelte der Morgenthau. Es war einer jener segenspendenden Sommertage, wo Einem unwillkürlich das Herz aufgeht, an welchen die Kranken neue Hoffnung schöpfen und man das Leben, auch wenn man es gestern noch verlästert hat, wieder lieben lernt; wo man gute Vorsätze faßt und an das Glück glaubt . . . Die Schönheit und das wonnige Behagen der Natur um uns her treiben uns mit sanfter Gewalt dazu, wenigstens zu versuchen, so schön und froh zu sein wie sie.

In diesen leuchtenden Sommermorgen trat ein junger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Er kam vom Hause, welches vor dem Garten stand und, ungeachtet es nur ein Stockwerk hatte, den Eindruck eines Herrensitzes hervorrief. In der That war es einstens im Besitze einer italienischen Adelsfamilie gewesen. Nach der Befreiung Italiens hatte diese das Haus verkauft und war nach der Heimath übersiedelt. Irgend ein bürgerlicher Speculant hatte es erstanden und nach seiner Weise ein möglichst großes Capital daraus geschlagen: das heißt, er hatte den größeren Theil des prächtigen alten Gartens als Baugrund verkauft und hatte das Haus selbst theilweise umbauen und kleine Wohnungen darinnen herstellen lassen. Nur ein Trakt war im alten Zustande belassen worden. Die Fenster dieses Traktes schauten nach dem Gartentorso und ließen durch ihre Höhe und Breite auf ebenso hohe und breite Räume schließen. Zu ebener Erde, in der Mitte, befand sich ein großer Saal — einstmals der Ahnensaal der entschwundenen Besitzer. Heute diente er als Speisezimmer eines Hôtel garni. Die weiten, herrschaftlichen Räume, die freundliche Aussicht ins Grüne und endlich die angenehme Lage des Hauses, welches in einer vom Geschäftsleben

und Wagenverkehr unberührt bleibenden Straße stand, alle diese Vorzüge machten es begreiflich, daß nach Graz kommende Fremde mit Vorliebe im Palazzo Chiar del Mare (diesen abenteuerlichen Namen hatte es beibehalten) Aufenthalt nahmen. Der Palazzo beherbergte das ganze Jahr hindurch Pensionäre, gewöhnlich aber nur Kranke oder doch Leidende und deren Begleiter. Denn in der Nähe des Palazzo befand sich eine Heilanstalt für Nervenkranke, die, geleitet von einem berühmten Specialisten für Krankheiten dieser Art, oftmals überfüllt war; die Kranken, welche man nothgedrungen abweisen mußte, quartirten sich irgendwo in der Nachbarschaft ein, und der Palazzo Chiar del Mare, in welchem man nicht nur selten gesunde Räume fand, sondern, wenn man wollte, auch vollständige Verpflegung haben konnte, gehörte zu den beliebtesten Zufluchtsstätten.

Der junge Mann, welcher durch die offenstehende Thüre des Speisesaales in den Garten getreten war, zählte zu den bevorzugten Gästen. Kein Wunder. Er hatte das Glück, einen berühmten Künstlernamen zu tragen, und das gilt beinahe so viel wie eine Ahnenreihe. Es war der viel gefeierte und viel umschwärmte Claviervirtuose Erwin Zenko, dessen Spiel die begeistertsten Anhänger über dasjenige Anton Rubinstein's erhoben. Zumal als Interpret Schumann'scher Compositionen galt er als der Erste, als „unvergleichlich". Man hatte dem willkommenen Gaste das beste der gerade vacanten Gemächer zugewiesen, ja sogar, ihm zu Liebe, einem steinreichen, übrigens geizigen alten Fräulein, welchem eben dieses Gemach zugesichert worden war, nicht Wort gehalten, worauf die entrüstete Dame anderswo Quartier genommen; man hatte ihm das im Lesezimmer stehende Clavier zur Verfügung gestellt und ihn gefragt, ob es vielleicht in sein Gemach gebracht werden sollte?

Der erwähnte Künstler hatte alle Bevorzugungen hingenommen als Etwas, das sich von selbst verstand. Für das Clavier hatte er gedankt: er spiele nur auf einem „anständigen" Flügel, und dieser alte Kasten im Lesezimmer sei unanständig. Außerdem sei er zur Kur hierher gekommen, und der Arzt habe ihm hinsichtlich der Musik strengste Diät auferlegt, eine Vorschrift, die er um so weniger gesonnen sei zu übertreten, als ihm das Clavier wie ein Moloch erscheine, dem er seine Gesundheit, Stück für Stück, zum Opfer bringen müsse. Indessen hatte er sich, auf die Bitten schöner Damen hin, einige Male bewegen lassen, auf dem „unanständigen" Claviere Mehreres von Schumann vorzutragen; jedesmal freilich nur eine, höchstens, wenn die Damen „gar so schön baten", zwei Compositionen. Bei der Mehrzahl seiner Hausgenossen galt er übrigens für hochmüthig, anmaßend und ungezogen. Einige alte Damen beklagten sich bitter darüber, daß er sie nicht grüßte, wenn er ihnen auf der Straße begegnete. Die Erklärung für diese vermeintliche Unart war sehr einfach: er hatte für gleichgültige Gesichter kein Gedächtniß. Traf er die Damen im Palazzo selbst, dann wußte er, daß sie zum Hause gehörten, und grüßte sie; nachlässig, flüchtig, aber er grüßte. Außerhalb des Palazzo erkannte er sie nicht. Daß die darob Gekränkten, so oft er zu spielen anfing, mit Ostentation das Zimmer verließen oder, wenn sie schon blieben, sich doch wenigstens jedes Beifallszeichens enthielten, war ihm ebenfalls entgangen. Dem Thun und Treiben von Leuten, welche ihn nicht interessirten, schenkte er keine Beachtung. Auch an seinem Aeußeren und



seiner Kleidung hatte man allerhand auszusetzen. Die alten Damen nannten ihn einen eitlen Gecken, und die jungen Mädchen fanden, daß er so gar nicht wie ein „Künstler“ aussehe. Er war nicht mehr und nicht weniger eitel als alle Menschen, welche der Oeffentlichkeit angehören und die wissen, welche Tragweite oft der äußeren Erscheinung innewohnt. Wie ein „Künstler“ sah er allerdings nicht aus; ja, er gab sich alle erdenkliche Mühe, um der fast typisch gewordenen Virtuosenerscheinung mit dem glatt rasirten Gesichte und der genialen Beethoven-Mähne, dem weichen Klapphute und dem Sammtrock so unähnlich wie nur möglich zu werden. Sein blasses, feines Gesicht mit den etwas melancholischen blauen Augen und dem Ausdrucke müder Weltverachtung ärgerte ihn, so oft er es im Spiegel beschaute. Er war sehr hübsch . . . aber der Genre neigte stark dem ihm verhaßten Künstlertypus zu. Um den fatalen Eindruck zu verwischen, trug er das aschblonde Haar nach französischer Art kurz verschnitten, englische Kleider und einen eleganten kleinen Schnurrbart . . . „Genial“ sah er auf diese Weise freilich nicht aus; aber immerhin „interessant“ und, was für ihn die Hauptsache war, wie ein Gentleman. Ob seine Erscheinung den Bewohnerinnen des Palazzo, das heißt jenen kritischen alten Damen und jungen Mädchen, behagte oder nicht, war ein Ding, worüber er sich keinen Augenblick den Kopf zerbrochen hatte. Als er den Palazzo bezog, war dies in der festen Absicht geschehen, keinerlei Bekanntschaften anzuknüpfen und jedem Annäherungsversuche von Anbeginn mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit auszuweichen, um Beziehungen, welche ihm in der Folge lästig werden könnten, vorzubeugen und ausschließlich seiner Erholung zu leben. Es war jedoch anders gekommen. Heute, wo er, nach vierwöchentlichem Aufenthalte, daran dachte, am nächsten Tage abzureisen, wunderte er sich beinahe über seinen Wankelmuth. Mit dem Vorsatz, wie ein Einsiedler zu leben, war er hergekommen, und selten noch hatte er so viel und auch so — willig mit fremden Menschen verkehrt als gerade während der letzten vier Wochen. Ja, wenn er ganz aufrichtig sein wollte, mußte er sich bekennen, daß ihm der Abschied von hier nicht leicht wurde . . . „Aber eben darum ist es hohe Zeit, mich aus dem Staube zu machen,“ sprach er bei sich und ließ die Augen über den vor ihm liegenden, im warmen Sonnenscheine sich gleichsam badenden Garten schweifen. Da zuckte er flüchtig zusammen. Sein Blick hatte eine helle, jugendliche Gestalt entdeckt. Sie saß unter einer Gruppe von Bäumen, auf einer steinernen Bank und war mit Schreiben beschäftigt. Auf dem vor ihr stehenden Tische befand sich Alles, was man dazu benöthigt. In diesem Augenblick unterbrach sie sich in ihrer Arbeit und schaute sinnend zum Himmel auf; es schien, als ob sie über das, was sie bereits geschrieben oder erst schreiben wollte, nachdächte. Zenko trat in unentschlossener Haltung ein paar Schritte vorwärts, blieb stehen, machte Miene umzukehren und — entschied sich am Ende, sich der Schreiberin zu nähern. Sie hörte ihn kommen und wendete ihm das Antlitz zu. Es war das Gesicht eines ganz jungen Mädchens von sechzehn oder siebzehn Jahren.

II.

Ihr Name lautete Anna Fedorowna Sentikoff. Sie war aus dem fernen Rußland hergekommen, in Begleitung ihres Bruders, eines kaum achtundzwanzigjährigen, jedoch hoffnungslos kranken Mannes. Er war von den Aerzten seiner Heimath ganz überflüssiger Weise nach Graz geschickt worden, um sich der Behandlung des berühmten Arztes zu unterziehen. An Rettung war nicht zu denken. Der Kranke befand sich jedoch, durch einen augenblicklichen Stillstand seines Leidens getäuscht, in einer hoffnungsseligen Stimmung und war nicht selten geneigt, sich dem Glauben hinzugeben, daß der Arzt ihn retten oder doch wenigstens sein Leben um eine beträchtliche Spanne Zeit verlängern würde. Die unerfahrene junge Schwester theilte den frommen Wahn des Bruders, und im Palazzo fiel es selbstverständlich Niemandem ein, den Beiden ihre, wie Alle wußten, vergebliche Hoffnung rauben zu wollen. Wenn Bruder und Schwester scharfblickend gewesen wären, hätte ihnen das übertrieben rücksichtsvolle, freundliche, mitleidige Benehmen ihrer Hausgenossen verdächtig erscheinen müssen. Sie waren jedoch arg- und harmlose Naturen und suchten hinter der ihnen zu Theil werdenden Aufmerksamkeit keinen verborgenen Beweggrund. Sie hatten einen Secretär, einen Diener und eine Köchin mitgebracht — der Kranke behauptete, nur die russische Küche' vertragen zu können — und waren die Einzigen, welche nicht an der table d'hôte speisten, worüber die Mehrzahl der übrigen Gäste nicht böse war. Es wäre ihnen unangenehm gewesen, durch den traurigen Anblick eines Schwerkranken in ihren Tafelfreuden sich beeinträchtigt zu sehen. Zu diesen allzu ängstlich auf das eigene Wohlbehagen bedachten Menschen gehörte Erwin Zenko nicht. Der junge Russe war ihm sympathisch, und willig genug würde er dessen in der That peinlichen Anblick auch an der table d'hôte ertragen haben — vorausgesetzt, daß Anna Fedorowna in der Begleitung des Bruders gewesen wäre.

„Guten Morgen!“ redete er das junge Mädchen an. „Schon so früh bei der Arbeit? Sie sind immer die erste Dame, welche man am Morgen im Garten trifft.“

„O! ich bin schon um sechs Uhr aufgestanden und habe bereits den Schloßberg bestiegen,“ sagte sie triumphirend. „Der Morgen ist doch die schönste Tageszeit . . . Es käme mir wie eine Sünde vor, einen so herrlichen Morgen zu verschlafen.“

Sie sprach das Deutsche ganz geläufig, nur mit einem etwas harten, fremdländischen Accent."

„An wen schreiben Sie?“ fragte Zenko.

„An meine Tante, die Schwester meiner seligen Mutter. Es ist ein altes Fräulein, die einzige nahe Verwandte, die wir noch haben. Sie würde mit uns gekommen sein, wenn sie nicht selber alt und gebrechlich wäre und vor der Eisenbahn eine unüberwindliche Angst hätte. Denken Sie, sie ist niemals noch auf einer Eisenbahn gefahren, und ebenso wenig würde sie jemals ein Schiff besteigen . . . Zwar pflegt sie oft zu behaupten, daß ihr am Leben nichts liege; indessen ist sie um dieses Leben und seine Erhaltung so ängstlich besorgt wie selten Jemand. Sie ist etwas wunderlich, aber herzensgut; besonders gegen mich

und Constantin. Ich habe ihr feierlich geloben müssen, ihr wenigstens dreimal die Woche zu schreiben, und ich halte mein Wort."

„Ich denke, das thun Sie immer, nicht wahr?"

„Ist denn das nicht selbstverständlich?" fragte sie und schaute ihn mit ihren unschuldigen Augen verwundert an.

„Freilich ist es selbstverständlich . . . Aber lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht stören. Schreiben Sie Ihren Brief zu Ende. Ihre Tante soll meinetwegen nicht warten dürfen."

„Heute habe ich ihr nur Gutes zu vermelden," sagte Anna, das bereits Geschriebene mit den Augen überfliegend. „Ich bin sehr gewissenhaft. Betrüben mag ich sie nicht, und ihr den Zustand des Bruders günstiger schildern, als er in Wahrheit ist, widerstrebt mir ebenso sehr. Darum wäge ich meine Worte ängstlich ab, ehe ich sie niederschreibe. Aber heute fällt mir meine Aufgabe nicht schwer. Constantin hatte einen guten Abend und schlief ruhig in der Nacht. Heute, beim Frühstück, war er sehr heiter gestimmt."

„Schön, schön," sprach Zenko, trat ein paar Schritte von ihr weg und lehnte sich mit dem Rücken an den mächtigen Stamm einer Eiche. „Sagen Sie ihr Alles das . . . es wird die alte Dame freuen. Ich kann mir vorstellen, mit welcher angstvollen Sehnsucht sie auf die Nachrichten ihrer fernen Lieben warten, und welche Freude sie empfinden mag, wenn eine frohe Kunde ihr zu Theil wird."

„Wie lieb es von Ihnen ist, sich so lebhaft in die Empfindungen meiner armen Tante hineinzudenken!" rief Anna aus. „Ich will ihr's schreiben . . . Alles, was Sie soeben sagten, Wort vor Wort."

„Ach, nicht doch!" sagte er mit abwehrender Gebärde. „Das interessirt Ihre Tante nicht."

„O! ich habe ihr oft schon von Ihnen erzählt. Sie fragt in jedem Briefe nach Ihnen."

Er schwieg. Spielte er denn nicht Komödie vor diesem Kinde? Stellte er sich vor ihr nicht weit gutherziger und theilnahmsvoller hin, als er es in Wirklichkeit war? Oder war er am Ende weichen, mitfühlenden Gemüthes und trug nur die Gesellschaft, in welcher er sich sonst bewegte, die Schuld daran, daß diese zarten Regungen sich so selten zu äußern wagten? „Oder," fragte er sich, diesen Gedanken fortspinnend, „sind wir denn nicht Alle Komödianten? Suchen wir uns nicht unwillkürlich der Individualität jedes Einzelnen anzupassen? Wie selten ist man sich selbst getreu, und wie schwer fällt es, den eigenen Charakter zu ergründen! Wo ist die Grenzlinie, an welcher die Wahrheit aufhört und die Komödie, die conventionelle Lüge, anfängt? Ich verkehre hier nur mit wenigen Menschen, und doch bin ich überzeugt, daß ich einem Jeden aus der kleinen Schar in einem anderen Lichte erscheine. Man ist ein Anderer, wenn man vor einem König, und ein Anderer, wenn man vor einem Bauer steht. Der uns angeborene Charakter läßt sich freilich nicht verändern; aber er läßt sich bemänteln, und das thun wir auch — alle Tage, zu jeder Stunde." Sein Blick fiel auf den hellbraunen Scheitel des schreibenden Mädchens. „Sie thut es nicht!" dachte er. „Sie ist immer sie selbst. Aber diese geraden Naturen, denen

man bis auf den Grund der Seele zu schauen meint, sind selten. Ihr Bruder gleicht ihr nicht. Er ist unverdorben, aber — eitel. Und eitle Menschen spielen immer ein bischen Komödie. Ehrlich ist in diesem Hause, außer ihr, nur Einer. Dem hohlwangigen Missionär mit den Feueraugen habe ich sofort angemerkt, daß er zu der kleinen Gilde der echten, unverfälschten Naturen gehört. Alle Anderen" — er machte eine geringschätzige Handbewegung — „zählen zu meiner Sorte, das heißt zur Classe der Komödianten."

Er trug sich mit der Absicht, Graz, dieses Haus und die Menschen, welche drinnen wohnten, morgen schon zu verlassen. Wie natürlich, daß er bei den Eindrücken, die er von diesem Aufenthalt und diesen Menschen mit sich fortnehmen würde, länger verweilte. Er erinnerte sich seiner Ankunft, und wie er am ersten Tage die bei Tisch versammelte Gesellschaft kritischen und ablehnenden Blickes musterte, sehr kalt grüßte und den Mund nicht aufthat — es wäre denn, um zu essen — damit die Leute gleich vom Anbeginn wüßten, daß er unbehelligt zu bleiben begehrte, und sich darnach richteten. Und wenige Stunden später war er mit mehreren Personen aus eben dieser Gesellschaft im Garten promenirt und hatte es abgeschmackt und lächerlich gefunden, daß er Willens gewesen, den welt- und menschenscheuen Sonderling zu spielen.

Die kleine Fremdencolonie im Palazzo Chiar del Mare bestand aus ungefähr zwanzig Gliedern. Die Unterlage, so zu sagen die Staffage, bildeten jene typischen Erscheinungen, denen man an allen Kurorten zu begegnen pflegt: ein paar herabgekommene Lebemänner, welche mit den Stubenmädchen auf vertrautem Fuße standen; ein paar Mütter mit ihren bleichsüchtigen Töchtern, ein paar alte Damen, die von den Renten ihres Vermögens lebten, das wahrscheinlich Andere für sie erworben hatten, sich einbildeten, sehr krank zu sein, große Rücksichten forderten, ohne selber welche üben zu wollen, schrecklich besorgt um ihre Gesundheit waren und beim leisesten körperlichen Mißbehagen angestrengt darüber nachgrübelten, was ihnen „geschadet" haben könnte; die ihre Gesellschafterin, wenn sie eine hatten, quälten und für jeden Luftzug, jede nicht nach Geschmack zubereitete Speise verantwortlich machten, oder welche, wenn sie ohne Begleitung gekommen waren, ihre krause Laune an den Stubenmädchen auszulassen versuchten — natürlich bloß versuchten, denn die Mädchen ließen sich nichts gefallen, nicht einmal gerechtfertigte Beschwerden. Nun, diese gebräuchlichen und höchst uninteressanten Erscheinungen hätten wahrlich nicht vermocht, den Künstler seinem Vorsatze, sich der Gesellschaft fern zu halten, untreu werden zu lassen. Aber es waren noch andere Leute da — Menschen, deren Individualität eine bestimmte Färbung hatte. Und diesen sich anzuschließen, war ihm schon am ersten Tage seiner Ankunft lohnenswerth erschienen.

III.

Sie war ihm sofort aufgefallen, die schlanke, elegante Frau mit dem weißblonden Makarthaare und dem mattschimmernden, tiefblassen Teint, die an der table d'hôte einem zeitungslesenden Herrn mit einer großen Glatze und einem, zum Ersatz dafür, um so üppigeren Backenbarte und sorgfältig rasirten Kinn zur Seite saß und welche ihn mit einem gutgelaunten, spöttischen Lächeln ansah, als

wollte sie ihn fragen: „Wie passe ich zu dieser Gesellschaft? Wie etwa ein Kanarienvogel zu — Enten, nicht wahr?“ Nach Aufhebung der Tafel, wo Zenko sich ihr vorstellte, erfuhr er, daß sie die Gemahlin des bekannten Reichsrathsabgeordneten Ludwig von Tennenberg sei, welcher, obschon zu den Großgrundbesitzern gehörend, mit dem Liberalismus liebäugelte, um sich wenigstens in irgend Etwas hervorzuthun. Man kannte ihn im Parlamente als einen der unermüdlichsten und langweiligsten Redner, und wenn er sich zum Worte meldete, pflegten Freund und Feind sich in die Couloirs zu flüchten. Er jedoch war es zufrieden, überhaupt reden zu dürfen. Die Politik war das Einzige, was ihn beschäftigte, und wenn man ihn sprechen hörte, hätte man meinen sollen, was Wunder er bereits für das Wohl des Staates geleistet hätte. Seine Frau bedeutete in seinem Leben eine sehr untergeordnete Ziffer, vielleicht etwas mehr als eine Null, aber viel mehr gewiß nicht. Daß er sie nach Graz begleitet hatte, verdankte sie dem Umstande, daß im Parlamente Ferien waren und sein Wahlkreis sich in der Nähe von Graz befand. Er war oft Tagelang abwesend, um seinen Wahlkreis zu bereisen, da Reden zu halten, arme Wähler durch Geldgeschenke und andere Dienstleistungen gefügig zu machen, und Denen, deren Interessen er im Reichsrath vertrat, goldene Berge zu versprechen. Alle, alle ihre Wünsche würde er zur Sprache bringen, sie könnten sich unbedingt auf ihn verlassen. Das sagte er ihnen jedes Mal. Wenn er in Graz weilte, hatte er ebenfalls keine Zeit, sich seiner Frau zu widmen. Einen ganzen Stoß täglich einlaufender Zeitungen aus aller Herren Ländern durchsehen, Broschüren lesen, eine ausgebreitete Correspondenz erledigen, alle diese Dinge nahmen ihn vollauf in Anspruch. Sie war fast immer allein, die schöne Frau. Das heißt, ohne ihren Gemahl. Man sah ihr ohne Mühe an, daß ihr schwerstes Leiden eben dieser Gemahl war, und sie hatte eine Art, von seinen Reden und seiner ganzen politischen Thätigkeit zu sprechen, welche errathen ließ, was sie von alledem hielt und — wie wenig das war. Zenko fand sie amüsant. Vor Allem gefiel ihm ihre Erscheinung. Dieses weiße, pikante, nervöse Gesichtchen mit dem hellen Haare stimmte vortrefflich zu der biegsamen Gestalt, welche an die berühmte Magerkeit der Sarah Bernhardt erinnerte. Aber diese Magerkeit wirkte nicht störend. Alice von Tennenberg wußte sich so reizend zu kleiden, ihre Bewegungen — eine zweite Aehnlichkeit mit der Bernhardt — waren von einer solchen Grazie, der dünne Körper so zart und geschmeidig, daß die übertriebene Schlankheit beinahe schön erschien. Sie hatte blaue, schmachtende, wunderbare Augen, die zu dem harten Kinn und dem großen sinnlichen Munde nicht recht stimmen wollten. Mit diesen blauen Augensternen lächelte sie den Künstler an, als sie ihm die Hausgenossen aufzählte und beschrieb, und an jedem Einzelnen, den armen Spießbürgerinnen mit ihren unschönen, bleichsüchtigen Töchtern, den herabgekommenen Lebemännern und den anspruchsvollen alten Damen eine boshaft unbarmherzige Kritik übte. Das war im Garten geschehen: Zenko kannte sie erst seit einer Stunde. Im Garten hatten sie das russische Geschwisterpaar getroffen, und Alice von Tennenberg hatte sie einander vorgestellt. Und während Alice plauderte und mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt sich auf Kosten harmloser Abwesender lustig machte, schaute das schweigsame und scheue junge Mädchen sie verwundert, ja

strenge an und blickte dann auf ihren Bruder und Zenko, sichtlich befremdet darüber, daß sie an solch' lieblosem Durchhecheln Anderer Gefallen finden könnten. Schon damals kam dem Künstler der Gedanke: „Dieses Mädchen ist ein Charakter. Viele von uns lieben die Médisance. Anderen wieder erscheint sie zwar unedel, indessen sind sie zu feige oder, sagen wir, zu wohlerzogen, um ihr Mißfallen zu äußern. Sie lächeln Beifall, um den Sprecher nicht zu verletzen oder auch, um nicht für pedantisch zu gelten. Dieses Kind hat jedoch den Muth, zu zeigen, daß ihr die Médisance nicht behagt."

Alice von Tennenberg und er wurden im Handumdrehen gute Freunde. Ganz begreiflich. Sie gehörte zu der Gesellschaftsclasse, in welcher er zu Hause war, und wenn sie in einem Salon, wo sich viele Damen von ihrem Schlage und viele Männer, die ihm ähnlich, zusammenfinden, einander begegnet wären, würde vielleicht Eines am Anderen achtlos vorübergegangen sein. Hier jedoch waren sie die Einzigen in ihrer Art, und dies bewirkte, daß sie einander anzogen. Er machte ihr selbstverständlich den Hof, und sie kokettirte selbstverständlich mit ihm — es war Alles so, wie es sein sollte und mußte. Uebrigens durchschaute er sie und sie ihn, und Beide wußten das. Er glaubte ebenso wenig, daß Alles, was sie ihm sagte, aufrichtig gemeint sei, als sie an die Echtheit seiner Huldigungen. Auch an ihre schwere „Nervenkrankheit" glaubte er nicht. Sie war eben vom gesellschaftlichen Leben arg mitgenommen, und es bedurfte nichts weiter als einer gesunden Lebensweise, um sie wieder flott zu machen. Im Stillen mußte er über diese ihre „Krankheit" manchmal lächeln. Wenn Alice sich in einer ihr zusagenden Gesellschaft befand, war sie mit einem Male angeregt, frisch und gesund. Hatte sie hingegen mit Leuten zu thun, die ihr langweilig waren, dann brach sie zusammen wie ein vom Winde geknicktes Rohr, konnte vor Mattigkeit kaum sprechen und sah so leidend aus, daß man Mitleid mit ihr haben mußte. Sie hatte für wenige Dinge Interesse. Die Natur war ihr gleichgültig, die Politik „haßte" sie; sie las nichts Anderes als französische und höchstens noch englische Romane, und von Musik verstand sie nichts. Zenko fand es sehr ergötzlich, verstohlen ihr Gesicht zu beobachten, während er Schumann's „Kreisleriana" spielte. Dieses abgespannte Gesichtchen, dieser wie hypnotisirte Ausdruck, dieses unterdrückte Gähnen, welches Thränen in die großen blauen Augen trieb und die zarten Nasenflügel nervös erbeben machte — es war zum Erbarmen. Und als er aufhörte — welch' ein Entzücken! Und er möchte doch so „lieb" sein und noch etwas spielen, o! nur ein ganz kurzes Stück, mehr verlange sie ja nicht, das „Warum" zum Beispiel — ja? wollte er so „lieb" sein? Und doch — sie gefiel ihm. Sie log so allerliebst! Und was konnte sie dafür, daß sie für classische Musik kein Verständniß besaß, der gesellschaftliche Sittencodex jedoch vorschrieb, dies wie eine Schande geheim zu halten? Sie hatte diese thörichten Gesetze ja nicht geschaffen, und daß sie sich ihnen unterwarf — mein Gott! das thun Alle, welche in der „Welt" leben; müssen es thun, sonst schließt man sie aus als Sonderlinge, als „unmögliche" Menschen.

Der kranke Russe war entschieden verliebt in sie. Kein Wunder. Ihm, dem einfachen Jungen, war die Erscheinung einer eleganten Weltdame etwas Neues und blendete ihn. Constantin Sentikoff war kein dummer, auch kein unbegabter

Mensch, jedoch, ungeachtet seiner achtundzwanzig Jahre, noch ganz unreif. Er hatte entweder auf seinem Gute, unter Bauern, gelebt oder die Zeit an Universitäten verträumt, hatte allerhand studirt, viel gelesen, sehr viel, war Philosoph, Politiker, Weltbeglücker — Alles natürlich in der Theorie. Er sprach nicht übel und wußte fremde Gedanken recht geschickt auszuspinnen — aber zu einer That, zu selbständigem Denken und zu praktischer Arbeit würde er es niemals gebracht haben, auch wenn er gesund geblieben wäre. Wenn Zenko ihn sprechen hörte und ihn an seinen „Ideen" und an schönen Worten wie Freiheit, Fortschritt, Volkserziehung sich förmlich berauschen sah, kamen ihm unwillkürlich die halt- und charakterlosen, schwankenden, niemals zu zielbewußtem Streben gelangenden Männergestalten aus den Romanen Turgénjew's in den Sinn. Er hat sie gekannt, seine Landsleute, der große Russe! Dieser Constantin war ein guter und braver Junge, begeisterungsfähig und lernbegierig. Aber er wollte Alles auf einmal umfassen. Er hatte kein Ziel vor Augen. Heute schwärmte er für dies, morgen für jenes. Und solche Menschen können es niemals zu Etwas bringen, denn um das zu erreichen, muß man in erster Linie consequent sein. „Am Ende ist es gleichgültig," dachte Zenko, „ob du nun so bist oder anders, da du ohnehin bald sterben mußt." Der Kranke war schon sehr elend; er zog beim Gehen schleppend die Füße nach und hielt sich gebückt wie ein Greis. Auch sein Gesicht hatte einen greisenhaften Ausdruck. Darüber war er sehr unglücklich ... hauptsächlich Frau von Tennenberg's halber. Wenn er sie kommen sah, versuchte er, eine stramme Haltung anzunehmen und rascher auszuschreiten — und man merkte seinen todtblassen, heftig arbeitenden Zügen dann an, was für eine Qual diese Anstrengung ihn kosten mochte. Er kleidete sich mit ausgesuchter Eleganz und trug stets Rosen im Knopfloch, bestellte auch beim Gärtner täglich Rosen — Marschall-Nielrosen mußten es sein, die anderen mochte sie nicht leiden — um sie Alicen von Tennenberg zu verehren, und er war glücklich, wenn sie ihm mit einem Lächeln dafür dankte und die Blumen an ihrem Kleide oder in ihrem Haar befestigte. Sie war gut und freundlich gegen ihn, wie man gegen einen Sterbenden sein muß . . . aber sie wich ihm aus, wenn dies, ohne aufzufallen, geschehen konnte. Er war ein trauriger Anblick ... und außerdem legte sie auf seine naiv zur Schau getragene Bewunderung keinen Werth.

„Il m'ennuie ce garçon," sagte sie einmal zu Zenko. Sie liebte es, sich manchmal der französischen Sprache zu bedienen und behauptete, daß Manches sich im Deutschen gar nicht recht sagen lasse. „Wie wollten Sie das übersetzen, ohne daß der Sinn verloren ginge?" fügte sie hinzu. „Dieser Junge — wie gesucht das klingt! und dieser junge Mann — wie schwerfällig. Aber ce garçon drückt Alles aus: die Jugend des Betreffenden und daß man ihm zwar wohl will, sich jedoch nichts aus ihm macht . . ."

„Und daß man ihn bemitleidet und zugleich geringschätzt," ergänzte Zenko.

„Sie wissen doch, daß wir Frauen alle Männer geringschätzen, die uns anschmachten und keine Gnade vor unseren Augen finden," entgegnete sie und warf den blonden Kopf zurück.

Nach zweiwöchentlichem Leben unter einem Dache galt Zenko als ihr erklärter Hofmacher. An manchen Tagen war er wie ihr Schatten — immer in ihrer

Nähe. Er war überzeugt, daß man im Palazzo allerhand über sie spreche, und zwar nichts Gutes. Aber darüber lachten er und sie. Sie Beide wußten ja, daß ihr Verkehr nichts weiter wäre als ein Getändel, um sich angenehm die Zeit zu vertreiben, und daß sie nach Kurzem von einander gehen würden, ohne Reue und ohne Herzeleid. Ihm war es jedoch noch aus einem anderen Grunde willkommen, die Leute auf einer falschen Fährte zu wissen. Um so besser, wenn sie ihr Augenmerk dahin richteten, wo, im Grunde genommen, nichts zu sehen war. Dies erleichterte ihm die Möglichkeit, ganz im Geheimen einem Gefühle nachzuhängen, das er um keinen Preis hätte Jemanden errathen lassen wollen, und am allerletzten Diejenige, welche es wachgerufen hatte.

IV.

Er, Alice und die beiden Russen bildeten im Palazzo eine Art Sondercolonie, welche sich von der übrigen Gesellschaft streng entfernt hielt. Aber zu dieser viergliedrigen Gemeinde hatte sich, bald nach Zenko's Ankunft, ein fünftes Glied gesellt, oder vielmehr die kleine Colonie war es gewesen, welche Alles aufgeboten hatte, dieses anfänglich widerspenstige Glied für sich zu gewinnen. Es war dies ein Weltpriester, ein katholischer Missionär, den seine zerrüttete Gesundheit gezwungen hatte, nach Europa zurückzukehren, um in der Heimath Kräftigung und Genesung zu suchen. Zenko hatte den hageren, gebückt einherschreitenden Mann mit dem tief ergrauten Haare im ersten Augenblick für einen Greis gehalten. Als er ihn jedoch näher ins Auge faßte, machte er die Entdeckung, daß dieser Mann höchstens fünfundvierzig Jahre zählen mochte und daß nur Krankheit und Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art ihm vor der Zeit die Haare gebleicht und das Aussehen eines Greises verliehen hatten. In der ersten Woche seines Hierseins hatte er sich als unnahbar erwiesen. Nicht etwa aus Stolz oder Menschenscheu, sondern einfach darum, weil er, wie er selbst versicherte, zu leidend wäre, um Verkehr zu pflegen. Später, als er sich ein wenig erholt hatte, schloß er sich aus freiem Antriebe an den schwerkranken Russen und dessen Schwester, und die Geschwister hatten hierauf seine Bekanntschaft mit Alicen und dem Künstler vermittelt.

Johannes Hagen war ein stiller und ernster Mann, der wenig von sich und niemals von seinem Leiden sprach, jedoch ein um so desto regeres Interesse an allen körperlichen und geistigen Leiden anderer Menschen nahm. Keine Spur von Fanatismus oder Propagandasucht war an ihm. Er forschte Niemandes Glauben nach und drängte Niemandem die eigene Ueberzeugung auf. Selten suchte er Jemanden auf, wich jedoch Keinem aus und war freundlich gegen Alle, die sich ihm näherten. Es lag etwas Imponirendes in dieser abgezehrten, hohen Gestalt, die ein beredtes Zeugniß gab für die unsäglichen Mühen und Entbehrungen, welche der Mann schon ertragen hatte; es lag etwas Imponirendes in diesem mageren, energischen, von der heißen Sonne Asiens verbrannten Gesichte mit den lebendigen dunklen Augen, in welchen es manchmal wie ein Blitzesleuchten aufflammte, das errathen ließ, was für ein leidenschaftliches Herz in der Brust des scheinbar so stillen Mannes schlagen und wie dieses Herz von der Liebe zum Kreuze, der Sehnsucht, noch mehr zu wirken für das Kreuz, verzehrt werden

mochte. Er kam von China, wo vor Kurzem gräßliche Christenverfolgungen stattgefunden hatten, die, wenn Europa der Schauplatz des blutigen Drama's gewesen wäre, die Welt mit Schaudern und Entsetzen erfüllt haben würden. Aber China ist so fern . . . Man hatte in den Zeitungen die Berichte gelesen, ein gewisses Mitleid für die Verfolgten, eine gewisse Entrüstung gegen die Verfolger empfunden und dann nicht weiter darüber nachgedacht. Der Missionär jedoch war Zeuge der Tragödie gewesen. Er sprach selten davon, aber man merkte ihm an, daß seine Gedanken unablässig bei seiner durch Länder und Meere von ihm getrennten Heerde weilten. Zenko überraschte ihn manchmal, wenn er einsam im Garten stand, mit den mageren Händen auf seinen Knotenstock gestützt und hinaus in die Ferne schaute, gleichsam in die Ferne zu lauschen schien. Dann dachte er wohl an die mühevoll aufgebaute, grausam zerstörte Arbeit der Missionäre, an eingeäscherte Christendörfer, an heimathlos gewordene Menschen, an verlassene Waisen, die auf der Straße verschmachteten, an hingemetzelte Männer, an händeringende, des Ernährers beraubte Frauen, an hülflose Kranke und Greise, an den ganzen furchtbaren Kampf des finsteren Heidenthums gegen die Religion der Liebe, welche die Schwachen schützen will und die Armen und Kranken, und darum gehaßt und verfolgt wird von Jenen, die davon nichts wissen wollen. Und der Blick des Mannes, welcher unverrückt in die Ferne spähte, nahm einen wahrhaft sehnsuchtsvollen Ausdruck an: nur wieder zu ihnen können, ihnen aufs Neue aufbauen helfen, sie stärken durch sein Wort, sein ungebeugtes Gottvertrauen, die Zerstreuten sammeln, mit ihnen leben und, wenn Gott es also beschlossen hatte, mit ihnen sterben, in den Händen das Kreuz und mit dem Namen Jesu auf den Lippen . . .

In Dingen der Religion unterschied Zenko sich in nichts vom Durchschnitte der Weltleute. Von Kindheit auf unter religiös indifferenten Menschen lebend war auch er unvermerkt ein Gleichgültiger geworden; indessen war er immerhin gerecht genug geblieben, um die religiöse Ueberzeugung Anderer zu achten. Ja, wo diese Ueberzeugung ihm in so edler Gestalt entgegentrat, wie es bei Johannes Hagen der Fall war, wo sie Hand in Hand ging mit einem makellosen, einzig und allein dem Dienste Gottes und hülfsbedürftiger Menschen geweihten Leben, war er gern bereit, das Haupt zu beugen und sich zu bekennen: „Dieser Mann ist tausendmal besser als du." Zu Zeiten — diese Anwandlungen waren immer nur vorübergehend und flüchtig — fühlte er sich beinahe versucht, den Missionär zu bitten, daß er auch in ihm einen armen Heiden sehen und ihm aufs Neue das Evangelium verkünden möchte. Aber der Vorsatz blieb unausgeführt. „Wozu den Mann belästigen? Wenn der Versuch, wie voraussichtlich, mißlänge, würde es ihn quälen, und mir bliebe das drückende Bewußtsein, einen edlen Menschen umsonst beunruhigt zu haben." Mit diesen und ähnlichen Einwänden suchte er eine unbestimmte Sehnsucht zu unterdrücken, und es gelang ihm auch. Indessen sah man ihn häufig in Hagen's Gesellschaft. Die sanfte, erschöpft klingende Stimme des Priesters, sein stilles Wesen, seine sich stets gleich bleibende Freundlichkeit, sein ganzer so fester Charakter, der kein Wanken kannte und keinen Zweifel, übten einen eigenthümlich besänftigenden und läuternden Einfluß auf Zenko aus, und er, der sich aus der Meinung sehr weniger Menschen etwas

machte, ersah mit Genugthuung, daß auch der Missionär seinerseits an dem Verkehr mit ihm Gefallen zu finden schien.

Daß der Priester von Allen im Palazzo mit der größten Hochachtung behandelt wurde, die Männer den Hut vor ihm abzogen, die Frauen ihn zuerst grüßten und die jungen Mädchen ihm wohl auch die Hand küßten (was er jedoch nur widerstrebend oder gar nicht zuließ), nahm Zenko nicht Wunder. Dieser Respect galt zum Theile dem priesterlichen Kleide und zum Theile dem Manne selbst, der dieses geheiligte Kleid mit so großer Würde trug. Auch dagegen, daß Alice von Tennenberg sich in ihrer Art um die Gunst und gute Meinung des Geistlichen bewarb, hatte er nichts einzuwenden. Alice wollte eben alle Welt bezaubern und übrigens . . . war er nicht eifersüchtig. Wenn jedoch Anna Fedorowna's Augen mit einer so unverhohlenen Bewunderung an dem blassen und mageren Gesichte des Missionärs hingen, beschlich den Künstler gewöhnlich eine Art von Unbehagen. Vorzugsweise an einem Abende war es gewesen, daß dieses Unbehagen sich besonders peinigend fühlbar gemacht hatte. Er erinnerte sich heute jenes Abends . . . Seitdem waren etwa zehn Tage vergangen.

V.

Es war an einem jener zauberisch schönen Sommerabende, wo man sich nicht entschließen kann, an Schlaf zu denken. Länger als sonst war die kleine Gesellschaft beisammen geblieben und saß im Garten, unter dem mächtigen Eichenbaume. Unzählige Sterne glitzerten am dunkelblauen Himmel, der Vollmond ergoß sein geisterhaftes Licht über die Gesichter, die Gestalten, die Bäume, die Wiesen . . . Grillen zirpten im Grase, dann und wann tauchte in den Gebüschen ein Leuchtkäfer auf und von irgendwo her ertönte das sachte Plätschern eines Brunnens. Alice von Tennenberg hatte viel geschwatzt, war jedoch nach und nach verstummt, da Niemand Lust bezeugte, ihr Antwort zu geben; und nun saßen Alle schweigend da, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt und von dem Wunsche beseelt, daß kein störender Laut den beseligenden, beruhigenden Zauber des Schweigens und Sinnens in wundersamer Vollmondnacht unterbrechen möchte . . .

Anna Sentikoff saß auf der Bank, der kranke Bruder ihr zur Seite; ihre Hände ruhten ineinander, und Anna's brauner Kopf lehnte an seiner Schulter. Im kalten Mondeslichte sah ihr Gesicht geisterbleich aus; aber es hatte einen zufriedenen, ja glücklichen Ausdruck. Ihre Augen schweiften hinauf zum Monde; sie erschauerte leicht, wie Kinder thun, wenn sie sich recht behaglich fühlen, und schmiegte sich enger an den Bruder.

Zenko, der ihr gegenüber saß, beobachtete sie aufmerksam. In seinem Herzen erwachte mit einem Male eine ungeahnte und unruhevolle Zärtlichkeit, der ungestüme Drang, einem Menschen eine Freude zu bereiten oder etwas Gutes zu vollbringen, eine edle That, ein selbstloses Opfer . . . In so wundervollen Sommernächten sind dergleichen Anwandlungen keine Seltenheit. Zenko erinnerte sich, schon manchmal Aehnliches empfunden zu haben, aber noch niemals war die Empfindung so heftig, ja beinahe quälend gewesen. „Ergeht es mir allein so?“ fragte er sich im Geiste. „Oder fühlen die Anderen wie ich?“ Es würde ihn

nicht im Geringsten in Verwunderung gesetzt haben, wenn plötzlich Alle aufgestanden, einander in die Arme gefallen wären und sich gegenseitig gelobt hätten, gut zu sein gegen alle Menschen, und niemals, niemals wieder etwas zu begehen, was einen Anderen kränken könnte . . .

Er mußte über diesen thörichten Einfall lächeln. „Und dennoch," dachte er sodann, „auch wenn wir den Schwur schon in der nächsten Stunde brächen: der Augenblick, wo wir ihn leisteten, wäre doch unsagbar schön gewesen, und ganz vergessen würde ihn Keiner."

Anna war es, welche die lange Stille unterbrach.

„Fängt Dir nicht an, kühl zu werden?" fragte sie den Bruder mit leiser Stimme.

„O nein!" antwortete er ebenso leise. „Ich bin gut verwahrt und fühle mich sehr wohl."

„Gott Lob, daß endlich wieder Jemand die Sprache findet!" rief Alice aus. „Es wurde mir schon ganz unheimlich zu Muthe, wenn ich Eure feierlichen Gesichter und streng geschlossenen Lippen anschaute. Worüber habt Ihr denn nachgegrübelt?"

„In Deinem schönen, aber hohlen Köpfchen hat der Zauber um uns her nichts bewirken können," sagte sich Zenko. „Du hast nichts empfunden, nichts gedacht . . . ausgenommen, daß die Stille langweilig wäre. Armes Geschöpf!"

„Ein Jeder soll bekennen, womit er sich im Geiste beschäftigt hat," fuhr Alice munter fort. „Das wird mich für die erduldete Vernachlässigung schadlos halten. Ich finde es empörend, ja, meine Herren, empörend, daß Sie mich eine halbe Stunde lang unbeachtet dasitzen lassen, ohne auch nur daran zu denken, ob mir das behage. Wo also weilten Ihre Gedanken? Bei mir gewiß nicht."

„O doch, gnädige Frau!" sagte der junge Russe in seinem harten Deutsch. „Ich habe immerwährend an Sie gedacht."

„Wirklich? Das verdient seinen Lohn. Da haben Sie ihn." Sie reichte ihm über den Tisch die schmale, weiße Hand. „Sie dürfen meine Hand küssen." Er folgte der Erlaubniß mit der größten Bereitwilligkeit, ja schien sich von der schönen Hand nicht trennen zu können. Alice entzog sie ihm.

„Es genügt," sagte sie. „Und Sie, hochwürdiger Herr," sprach sie, sich an den Missionär wendend, der an diesem Händeküssen augenscheinlich kein Gefallen gefunden hatte, „woran haben Sie gedacht? wenn ich überhaupt so kühn sein darf, eine solche Frage zu stellen."

„Warum nicht?" entgegnete der Priester. „Ich fürchte nur, daß meine Gedanken Sie nicht interessiren werden. Jedoch ohne lange Einleitung: Ehe das Fräulein die Stille aufhob, beschäftigte mich gerade ein Ausspruch Ignaz von Loyola's."

„Wer ist das?" fragte Alice unbefangen.

„Der Stifter des Jesuitenordens."

„Ach ja! Nun erinnere ich mich . . . Aber er ist schon lange todt, nicht wahr?"

„Ja, ziemlich lange Zeit," sagte der Missionär mit nachsichtigem Lächeln, als antwortete er einem Kinde, das kindische Fragen stellt. „Er starb in der

Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Dies hindert jedoch nicht, daß man sich noch seiner oder eines seiner Aussprüche erinnern kann ... sind Sie nicht auch dieser Ansicht?"

„Gewiß ... Also ... was sagte er denn so Bemerkenswerthes, dieser Herr von Loyola?"

Das gleiche nachsichtige Lächeln wie früher umspielte die Lippen des Priesters.

„Er sagte Einiges, was bemerkenswerth war ... Als ich vorhin zum Himmel aufschaute, erinnerte ich mich, daß Loyola, wenn er ein Gleiches that, zu sagen pflegte: ‚Wie schmutzig kommt mir die Erde vor, wenn ich den Himmel betrachte'."

„Und daran finden Sie etwas Besonderes?"

Anna machte eine Bewegung. Der Missionär jedoch erwiderte gelassen: „Sie nicht? Mir scheint, daß wenige Reden, und klängen sie auch noch so begeistert, die Sehnsucht nach der wahren Heimath so vollkommen zum Ausdruck bringen könnten, als gerade dieses einfache Wort des heiligen Ignaz."

„Des heiligen Ignaz?" wiederholte Alice in halb spöttischem, halb zweifelndem Tone. „Hat es denn auch heilige Jesuiten gegeben?"

„Wie Sie sehen, hat der erste Jesuit dazu den Anfang gemacht ... Außer diesem nenne ich Ihnen nur Alois von Gonzaga, den Fürstensohn, der die Krone gegen die Mönchszelle vertauschte und welchen die Kirche als den Inbegriff der Reinheit verehrt, und Franciscus Xaverius, den Heidenapostel Indiens. Diese Beiden gehören zu den Vornehmsten unserer Heiligen. Aber auch sonst hat die Gesellschaft Jesu eine lange Reihe wackerer, wahrhaft heilig zu nennender Männer aufzuweisen, und als Missionäre haben die Jesuiten stets das Beste geleistet."

„In der That! Das war mir unbekannt. In meiner Welt beschäftigt man sich eben nicht mit den Jesuiten ... es wäre denn" ... Sie hielt inne und fügte, sich gleichsam verbessernd, hinzu: „Was man im Allgemeinen über diesen Orden hört und liest, ist gewöhnlich nicht darnach angethan, günstig für ihn zu stimmen."

„Es ist das böse Schicksal der Jesuiten," entgegnete der Missionär mit einem neuen Lächeln, „daß Jedermann über sie urtheilt, auch wenn er sie gar nicht kennt. Sonst spricht und schreibt man doch nur über Dinge, von welchen man etwas weiß ... die Jesuiten jedoch bilden hiervon eine Ausnahme. Es reizte mich zum Lächeln, wenn mir zufällig ein Roman in die Hände fiel, dessen Verfasser einen Jesuiten schildern wollte und bei jeder Zeile verrieth, daß er sogar über die einfachsten Regeln des Ordens völlig im Unklaren wäre. Und das, was solche Leute schreiben, die weder die Zwecke noch die Geschichte des Ordens kennen, wird von Anderen in gutem Treu und Glauben nacherzählt ... und daher mag es wohl kommen, daß man über diese Gesellschaft so seltsame Urtheilsprüche fällen hört."

Er hatte ganz ruhig gesprochen. Alice fühlte dem ungeachtet, daß ihr eine Lehre ertheilt worden war, und das nahm sie übel. Ihr hübsches, pikantes Gesichtchen verzog sich wie das eines schmollenden Kindes, und ihre Augen blickten finster.

„Aus Rußland hat man sie ausgewiesen," bemerkte Constantin, dem ihre Verstimmung nicht entging. Zenko fand diese Bemerkung sehr überflüssig. Der Missionär schwieg.

„Aus Rußland wird ja so Mancher verbannt," sprach Anna mit halblauter Stimme. Hierauf wendete sie sich an den Missionär. „Ich habe immer gewünscht, Jesuiten predigen zu hören," sagte sie. „Man rühmt ihre Rednergabe in hohem Grade . . . und es gibt wenige Dinge, welche mich mehr ergreifen als eine schöne Predigt."

„Ihre Priester predigen ja auch gut," meinte der Missionär.

„Wie soll ich das verstehen, hochwürdiger Herr? Sie sagen, meine Priester."

„Nun, die Priester der Kirche, welcher Sie angehören."

„Ich gehöre nicht der russischen Kirche an. Ich bin römisch-katholisch — wie Sie, hochwürdiger Herr," setzte sie beinahe schüchtern hinzu.

„Unsere Familie," ergänzte ihr Bruder, „stammt aus Russisch-Polen. Wir sind dem alten Glauben treu geblieben."

Der Missionär schaute das junge Mädchen freundlich an.

„Das freut mich," sagte er. „Es freut mich immer, wenn ich bei Jemandem, wo ich es nicht erwartete, die Entdeckung mache, daß er ganz zu uns gehört."

„Ich wollte es Ihnen längst schon sagen," sprach das junge Mädchen, „aber es ergab sich keine rechte Gelegenheit dazu . . . Worum ich Sie fragen wollte, hochwürdiger Herr," fuhr sie fort. Es schien, als ob mit dem Geständnisse, daß sie ein Glied seiner Kirche, eine unsichtbare Schranke gefallen wäre. Sie schien ihm plötzlich um Vieles näher gerückt zu sein und sprach in kindlich zutraulichem Tone zu ihm. „Gibt es in Ihrer Mission auch Frauen?"

„Klosterfrauen meinen Sie? O gewiß!"

„Laienschwestern also nicht?"

„Nein."

„Das kommt mir traurig vor. Ich fände es sehr schön, sich einer Mission anschließen zu dürfen."

Alice lachte hellauf. Constantin stimmte in ihre Heiterkeit ein. „Der Grünschnabel weiß wahrscheinlich gar nicht, warum er lacht," dachte Zenko geärgert. „Er glaubt, seiner Angebeteten Alles nachmachen zu müssen — dieses Aeffchen!"

„Worüber lachen Sie?" fragte Anna verwundert.

„Ueber Ihre Naivetät, mein Fräulein," antwortete Alice. „Ist es nicht köstlich, daß Sie ganz unbefangen sagen, Sie fänden es schön, sich einer Mission von Männern anzuschließen? und noch obendrein von Männern, welche das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt haben?"

Anna wurde dunkelroth.

„Daran hatte ich nicht gedacht," entgegnete sie in eigenthümlich scharfem, ihr fremdem Tone.

Der Missionär warf einen verweisenden Blick auf Alice und sagte zu Anna: „In Ihrer Jugend, mein Kind, wäre es viel zu frühe, einen so schwerwiegenden Entschluß zu fassen. Wissen Sie auch, was Sie dort erwarten würde?"

„Arbeit, Entbehrungen, Verfolgungen . . . ich weiß es. Aber was liegt daran?"

„Das ist leicht gesagt."

„Können andere Frauen es ertragen, warum nicht auch ich?"

„Sie dürfen nicht vergessen, daß diese Frauen der Welt entsagt haben."

„Sollte das so schwer sein?" fragte Anna nachdenklich.

Zenko fühlte sich von der Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, peinlich berührt. Ein unklares Empfinden, das halb Angst, halb Unbehagen war, bemächtigte sich seiner und stimmte ihn, er wußte selbst nicht warum, unsäglich traurig. Ihm war zu Muthe, als griffe dieses Kind nach dem Schleier, der die Zukunft bedeckte, als zöge ihre Hand daran, leise, leise, um ihn ein wenig zu entfernen, um einen Blick thun zu können in das, was die kommenden Tage ihr bringen würden . . .

„Lassen Sie ab, sich mit so ernsten Dingen zu beschäftigen!" rief er in ungestümem Tone. „Sie sind ja noch ein Kind. Lernen Sie die Welt erst kennen, ehe Sie daran denken, ihr zu entsagen."

Anna schüttelte den Kopf. „Wann haben Sie sich entschlossen, sich Ihrer Kunst zu weihen?" fragte sie.

„O! schon als kleiner Junge," mußte er bekennen.

„Nun sehen Sie!"

„Das ist jedoch ein ganz anderer Fall. Das Leben, welchem ich zustrebte, war das gerade Gegentheil von dem, was man Weltentsagung nennt. Mein Entschluß hatte also auch für ein kindliches Gemüth nichts Abschreckendes an sich."

„Sie scheinen von der Voraussetzung auszugehen, daß eine Frau nothwendig vorerst trübe Erfahrungen gemacht haben müsse, um den Schleier zu nehmen," sagte der Missionär. „Nichts jedoch ist irriger als das. Man wird zur Nonne geboren wie etwa Sie zu einem Künstler oder Frau von Tennenberg" — er blickte auf Alice — „zu einer Weltdame. Es wäre auch traurig, wenn bloß Enttäuschung und Lebensüberdruß zu diesem Schritte treiben könnten. Fragen Sie unsere barmherzigen Schwestern, ob Sie den Unfrieden kennen oder schlimme Erinnerungen: sie werden mit verwundertem Kopfschütteln Nein darauf sagen. Es liegt mir ferne, hier, in einer Gesellschaft von Weltleuten, die Freuden, welche Ihr Leben Ihnen bieten mag und die ich nur von Hörensagen kenne, herabsetzen zu wollen. Indessen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß wir, die, wie Sie sich ausdrücken, der Welt, das heißt, Ihrer Welt entsagt haben, an anderen, Ihnen freilich unbekannten Freuden nicht arm sind. Wenn Sie unsere Schwestern in jenen fernen Ländern sähen, wie sie die Kranken warten, die Kinder an sich nehmen — arme Heidenkinder, die man an unserer Schwelle niederlegte oder die wir halb verschmachtet auf der Straße fanden, denn in China herrscht noch die barbarische, echt heidnische Sitte, Kinder auszusetzen — wenn Sie also unsere frommen Frauen sähen, mit welcher Liebe sie diese verlassenen kleinen Wesen aufziehen, sie dann später unterrichten und brave Menschen aus denen zu machen suchen, die ohne die Hülfe der christlichen Liebe elend verkommen wären; wenn Sie das Schalten und Walten, die nimmer ruhende Thätigkeit, den immer gleichen Frohmuth, welchen keine Widerwärtigkeit und

keine Plage zu trüben vermögen, die vom Herzen kommende Heiterkeit jener reinen Geschöpfe beobachten könnten — wahrhaftig! Sie würden sie eher beneiden als beklagen. Liebe zu Gott — nicht aber Menschenhaß und Bitterkeit — hat sie ins Kloster geführt. Sie vermissen nichts, sie entbehren nichts. Ja, sie wären die elendesten Geschöpfe, wenn man sie ihrem Kloster entrisse und der Welt und ihren sogenannten Freuden zurückgäbe. Wir haben blutjunge Schwestern drüben in China, und gerade diese sind von einer so herzerfrischenden Munterkeit und einem so glühenden Opfermuth beseelt, daß man bei ihrem Anblicke immer versucht wäre, auszurufen: Gott segne euch, ihr reinen, wahrhaft begnadeten Wesen!"

„Dem stimme ich bei," sprach Zenko nach einer kurzen Pause. „Aber zu solchem Leben muß man in der That geboren sein."

„Das sagte ich ja!" rief der Missionär aus, „so wie ich dazu bestimmt war," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „das zu werden, was ich heute bin. Schon als Kind quälte mich der Gedanke an jene Millionen, welche in der Nacht des Heidenthums leben und sterben. Und nur meinen alten Eltern zu Liebe, deren Einziger ich war, ließ ich mich davon abhalten, mich schon in jungen Jahren nach einem fernen Erdtheil einzuschiffen. Ich stand sogar, ihnen zu Liebe, davon ab, in einen Orden zu treten und wurde Weltpriester, damit sie bei mir wohnen könnten und eine Stütze an mir hätten . . . Und als ich, verhältnißmäßig jung, denn ich war kaum dreißig Jahre alt, eine Pfarrei erhielt und die alten Leute zu mir in mein Haus nahm, da hatte ich ja Alles, was man so zum Leben braucht . . . und ich liebte meine Eltern, liebte meine Gemeinde und meine Heimath — aber ein Wurm nagte unablässig an meinem Herzen, und der Gedanke: da drüben verschmachten Tausende, ohne die Botschaft des Heiles gehört zu haben, und jede Seele, welche du hättest retten können und nicht gerettet hast, wird dich dereinstens anklagen vor Gott — dieser entsetzliche Gedanke verfolgte mich Tag und Nacht. Als meine Eltern gestorben waren, litt es mich nicht länger in Europa . . . und jetzt, wo ich wieder auf dem lang entbehrten Boden der Heimath stehe, habe ich nur Einen Wunsch, Eine Sehnsucht: zurück zu meinen armen Heiden! An jedem Tage, den ich hier verbringe, geht vielleicht eine Seele verloren . . . Flügel möchte ich haben, um hinüber zu können zu meinen armen Kindern . . ." Er verstummte und wendete sich ab. Und wieder starrte er in die Ferne mit jenem traumhaften, sehnsuchtsvollen Blicke, der die Kraft zu haben schien, durch Länder und über Meere bis dorthin zu bringen, wo sein Herz zurückgeblieben war — und so stand er da, spähend und lauschend und schien vergessen zu haben, daß Menschen um ihn waren. Und Niemand wagte ein Wort zu sprechen. Schweigend, ohne sich zu rühren, schauten sie ihn an.

Er selbst war es, der nach einer kurzen Spanne Zeit den Bann löste, welcher Alle gefangen hielt.

„Es wird kühl," sprach er, leise erschauernd. „Ich will mich auf mein Zimmer begeben. Folgen Sie meinem Beispiel. Vorzugsweise Sie," sagte er zu dem Russen. „Für einen Leidenden ist die Nachtluft nicht gesund."

Er grüßte, sie dankten stumm seinem Gruße, und, auf seinen Knotenstock gestützt, ging er langsamen Schrittes in das Haus hinein. Alle schauten ihm nach, bis seine Gestalt ihren Blicken entzogen war; dann sahen sie einander an.

„Ein merkwürdiger Mann!“ sagte Alice endlich. „Aber ich gestehe, daß mir vor einem so überirdischen Wesen graut.“

„Wenn alle Priester wären wie dieser, würden sie die Welt erobern,“ bemerkte Zenko nachdenklich.

„Zum Glücke gleichen ihm die Wenigsten,“ versetzte Alice mit leichtem Gähnen.

„Ich glaube, Sie irren,“ entgegnete Zenko. „Meine Ansicht geht vielmehr dahin, daß es auch in Europa eine ganze Schar wackerer Priester gibt. Wir kennen sie nur nicht. Und wir urtheilen über sie, ohne sie zu kennen,“ setzte er hinzu. „Wir kennen auch unsere eigene Religion nicht. Mit der Schulbank verlassen wir Alles, was mit dem Glauben im Zusammenhange steht, betreten keine Kirche, lesen keine religiösen Bücher mehr, vergessen sogar, was in den Evangelien steht. Mit Priestern oder gläubigen Menschen haben wir nicht zu thun — und so kommt es, daß wir unserem Glauben schließlich als Fremde gegenüber stehen, seine Schönheit und die ihm innewohnende Kraft nicht einmal ahnen und uns seltsam, ja unheimlich berührt fühlen, wenn unvermuthet die Sprache eines Strenggläubigen an unser Ohr dringt.“

„Sie sind ja gänzlich verstummt,“ sagte Alice und kehrte sich dem jungen Mädchen zu, welches das Haupt mit der Hand stützte. Anna fuhr empor und schaute Alice mit fremdem Blicke an.

„Ich glaube wahrhaftig, die Missionen gehen ihr nicht aus dem Kopfe,“ sagte Alice lachend. „Sie denken doch nicht im Ernste daran, den Schleier zu nehmen?“

Anna blieb stumm.

„Unser Missionär hatte Recht,“ sprach Zenko unmuthsvoll. „Die Nachtluft ist ungesund. Lassen Sie uns schlafen gehen.“

Das junge Mädchen strich mit der Hand über ihre Stirn und erhob sich rasch.

„Gute Nacht,“ sagte sie, ohne Jemanden anzusehen und reichte ihrem Bruder den Arm. „Komm, Constantin.“

Sie schritt, den Kranken führend, dem Hause zu. Alice und Zenko folgten ihr in einiger Entfernung.

„Ich beneide diesen Priester,“ sagte er zu ihr. „Unter uns Allen ist er der einzige Glückliche.“

Alice zuckte die Achseln.

„Er glaubt an seine Mission auf Erden,“ fuhr Zenko beinah ingrimmig fort, „und durch diesen Glauben wirkt er Wunder — an Anderen und an sich selbst. Ich finde es begreiflich, daß die armen Heidenvölker vor dem Kreuze in den Staub sinken . . . wie sollten sie auch nicht? Diese Missionäre verfügen über zwei Zauberkräfte, welche ihnen die Herzen unterwerfen müssen: sie glauben an das, was sie predigen und leben nach ihrer Lehre. Und nur solche Propheten, die wahrhaft glauben und das, was sie mit den Lippen verkünden, auch bethätigen, wissen zu überzeugen. Wie erbärmlich komme ich mir neben einem solchen echten Propheten vor! Was ist mir meine Kunst, die mir heilig sein

sollte, wie ihm sein Glaube? Ein Handwerk — und nichts weiter. Wenn ich mir einen Concertsaal vorstelle und darin das unruhige, auf den Stühlen hin und her rückende, fächerklappernde Publicum, das in meine Concerte läuft, weil ich just in der Mode bin — und mich selbst in schwarzem Frack und weißer Binde, wie ich auf das Podium trete, meinen Bückling mache und dann die Tasten eines wehrlosen Claviers bearbeite — wenn ich mir dieses Bild vor die Augen zaubere und mir sagen muß: das ist der ganze Inhalt deines Lebens — da graut mir vor mir selbst."

„Das ist eben das Verdrießliche an diesen vollkommenen Menschen, daß man unwillkürlich Vergleiche zieht zwischen sich und ihnen," bemerkte Alice. „Man kommt sich gar so klein neben ihnen vor und wird darüber ganz melancholisch. Doch solche Anwandlungen gehen schnell vorüber . . . Weit gefährlicher erscheint mir, wenn der Einfluß eines Menschen dieser Art sich dahin äußert, daß er das Bestreben in uns entzündet, ihm nachzueifern. Bei unserer kleinen Russin war dies heute Abend unleugbar der Fall. Verlassen Sie sich darauf, daß sie jetzt noch darüber nachdenkt, ob Gott sie nicht am Ende doch berufen habe, in ein Kloster zu gehen."

„Sie wird diese Thorheit verschlafen," sagte Zenko mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Bis morgen hat sie Alles vergessen."

„Ja — wenn Sie ihr dazu behilflich sein wollen."

Zenko hemmte den Schritt und schaute ihr in die Augen. „Wie soll ich das verstehen?"

„Machen Sie ihr ein wenig den Hof . . . das ist's, was dieses Kind braucht; nicht aber der Schleier und ein rauhes Gewand."

Er schüttelte den Kopf. „Nach mir trägt sie sicherlich kein Verlangen," sagte er bitterer, als er beabsichtigte. „Dieser Missionär stellt mich allzu sehr in den Schatten. An seiner Seite verschwinde ich ganz und gar."

„O! den brauchen Sie nicht zu fürchten!" rief Alice lachend. „Solche Leute bewundert man — aber man liebt sie nicht. Menschen mit kleinen Fehlern und Schwächen behaftet sind weit liebenswürdiger als starre Tugendhelden."

„Es ist nicht schmeichelhaft für meine Eitelkeit, daß Sie mich gewissermaßen auffordern, mich um die Gunst einer Anderen zu bewerben," sagte er nach einer kurzen Stille. „Damit liefern Sie den Beweis, daß ich und meine Huldigungen Ihnen vollkommen gleichgültig sind."

„Was würde es mir auch helfen, wenn ich Werth darauf legte?" entgegnete sie, mit ihrem Fächer spielend und ihn von der Seite anblickend. „Weiß ich doch, daß Sie Anna Sentikoff viel lieber haben als mich."

„Hierin irren Sie," sagte er und war sich bewußt, daß er die Unwahrheit sprach.

„Nun lassen wir es sein . . . und somit . . . gute Nacht."

Er konnte lange nicht einschlafen. Was hatte ihn nur an diesem Abende so tief verstimmt und geärgert? Ach! Eines nur: daß Anna Fedorowna ihn, dieses Missionärs halber, — übersehen hatte. Seitdem waren zehn Tage verstrichen . . . Er hatte Alicens Rathschlag nicht befolgt, sondern sich, im Gegentheil, weniger als jemals befleißigt, dem jungen Mädchen „den Hof zu machen." Ja, er galt

im Palazzo als der offenkundige cavaliere servente der blonden Alice von Tennenberg . . . Alles das fiel ihm heute ein; und während er das junge Mädchen ansah, das noch immer an ihrem Briefe schrieb, wiederholte er sich im Geiste: „Was für erbärmliche Komödianten wir doch sind!"

VI.

Ein Sonnenstrahl fiel auf Anna's hellbraunes Haar und ließ es beinahe golden erscheinen. Sie trug die schweren Zöpfe um das Haupt gelegt, und ihre feine Stirn war frei, nicht wie bei Alicen von Tennenberg (die übrigens keine wohlgebildete, sondern eine eigensinnige, vorspringende Stirn besaß), fast bis an die Brauen mit kunstvoll geordneten, koketten Löckchen bedeckt. Der sieghafte Zauber ihrer sechzehn Jahre hatte von der hellen Morgensonne nichts zu befürchten. In diesem jungen, thaufrischen Gesichte gab es nichts zu verbergen und nichts zu vertuschen — kein Fältchen, keine scharfe Linie. Die röthlich angehauchten Wangen waren zart und glatt wie ein Rosenblatt. Man merkte ihr die Russin an. Ihre Züge trugen unverkennbar den slawischen Typus: etwas vortretende Backenknochen, eine stumpfe Nase, einen breiten Mund mit starken Lippen. Aber wie frisch und roth war dieser Mund! Und die grauen, nicht großen, lang bewimperten Augen, wie blickten sie so unschuldsvoll und doch wiederum so ernst. Das Jesuskind wird oft mit solch' unschuldigen und gleichzeitig ernsthaften Augen dargestellt. Ihr schlanker, mädchenhafter Körper hatte noch etwas Unfertiges an sich. Schultern und Arme waren noch sehr schmächtig. Sie athmete rasch, wie Kinder thun und erröthete oft — und meistens ohne Veranlassung. Zenko betrachtete sie lange. Sie war nicht schön, jedoch von einem unsagbaren, rührenden Liebreiz. Unwillkürlich fühlte man sich von dem Wunsche beseelt, dieses zarte junge Wesen zu beschützen, ihm jeden Kummer, jede Enttäuschung fern zu halten . . . sie würden ja kommen, das Leben ist nun einmal nicht anders — aber nur nicht schon jetzt! Heute könnte dieses Kind ein schweres Leid noch nicht ertragen. Laßt ihm noch ein paar Jahre Zeit! Er dachte an des Mädchens kranken Bruder . . . und an die eigene so nahe Abreise . . . Aber wollte er denn wirklich gehen? aus welchem Grunde? was trieb ihn denn fort? Wäre es nicht besser, zu — bleiben?

Nein. Das Spiel dauerte schon zu lange. Man nannte ihn im Palazzo den Anbeter der Frau von Tennenberg. Aber das war er nicht, war es niemals gewesen; nicht eine Stunde lang. Diese Modepuppe war ihm vollkommen gleichgültig. O! wenn man nur einmal, nur ein einziges Mal im Leben die Convenienz bei Seite lassen und aufrichtig sein dürfte! Dann würde er Anna's Hand ergreifen und ihr sagen: „Schau mich an, mein Kind. Ich bin siebenunddreißigjährig, und Du zählst erst sechzehn Jahre. Du glaubst mich zu lieben, glaubst vielleicht, daß ich Dich wiederliebe. Aber das ist eine Täuschung Deines jungen Herzens. Dieses junge Herz weiß noch nicht, was es will. Es sucht und sucht und sehnt sich darnach, Jemandem anzuhangen, es drängt nach Hingabe und Zärtlichkeit, es liebt die Liebe selber — aber was und wen es lieben, wem es anhangen soll und wird, das weiß es noch nicht. Ich bin ein müder, verbrauchter Weltmensch, der nicht mehr sucht, nicht mehr zu lieben begehrt, der fertig ist . . . Ich glaube

nicht mehr an mich selbst, denn zu oft schon habe ich erkennen müssen, daß ich mich selbst betrog; ich mißtraue mir und meinen Gefühlen, weil ich weiß, daß sie mir nicht Wort halten, und wenn ich mich jemals dem Wahne hingab, dieses oder jenes Empfinden würde von Dauer sein, fand ich mich plötzlich erkaltet, und der Erkaltung folgte anfröstelnde Oede, folgte Ueberdruß ... Ich habe Dir nichts Anderes zu bieten, als die Fetzen eines Herzens, das seine zärtlichen Regungen in tausend Liebeleien zersplittert hat; dem die Gabe, ganz und rückhaltslos zu lieben, längst verloren gegangen ist, wenn anders es diese Gabe jemals besessen hat ... Ich liebe Dich nicht und liebe Keine, ich kann die Frauen nur nicht entbehren; ich bin es so sehr gewohnt, zu liebeln, daß ich immer ein Weib haben muß, das mich anregt und mir zu einem Nervenreiz verhilft; aber mit der Liebe haben diese Pseudogefühle nichts zu schaffen. Und Du, liebes Mädchen, betrügst Dich selbst, indem Du mich zu lieben wähnst. In einem oder zwei Jahren — wahrscheinlich schon viel früher — wirst Du mit verächtlichem Achselzucken dieses Irrthums gedenken und Dich voll kalter Verwunderung fragen, wie es denn möglich gewesen sei, Dir einzubilden, an einem Menschen wie ich Gefallen gefunden zu haben. Ich werde nicht einmal der Einzige bleiben. Du wirst noch manchen Mißgriff thun, ehe die wahre Liebe erwacht — wenn sie überhaupt jemals kommt, wenn nicht auch Du, gleich mir und so vielen Anderen, die Kraft zur Liebe in erlogenen Gefühlen vergeudest und am Ende Alles für Lüge hältst, so wie Du heute geneigt bist, Alles für echt und wahr zu nehmen. Es ist besser, wir gehen auseinander. Vielleicht wirst Du ein paar Tage lang weinen und Dich tief unglücklich wähnen, vielleicht an Selbstmord denken oder an Klostermauern — dann aber wirst Du eines Morgens erwachen, und Deine sogenannte Liebe wird nicht mehr da sein. Und dann wirst Du Dich ein bischen vor Dir selber schämen, um schließlich über das Ganze zu lachen und es zu vergessen."

Natürlich sagte er von alledem kein Wort; und als Anna jetzt mit dem Schreiben fertig geworden war, den Brief in einen Umschlag steckte und die Adresse darauf schrieb, trat er an sie heran.

Sollte er ihr sagen, daß er abzureisen vorhabe? und das ohne jede Einleitung? Er wäre auf die Wirkung gespannt gewesen. Aber sie schaute ihn so freundlich, so glücklich an ...

„Warum setzen Sie sich nicht?" fragte sie ihn und rückte zur Seite, um ihm auf der Bank Platz zu machen.

Er ließ sich neben sie nieder. Es mußte doch gesagt werden! Oder sollte er ohne Abschied gehen? Nein! Das nicht. Dann könnte er ja nicht sehen, was für einen Eindruck sein Scheiden auf sie hervorbringen würde ...

„Heute ist es so schön, und Sie sind so ernst," sagte Anna. „Wie kann man an einem so herrlichen Tage so trübe gestimmt sein?"

„Ich bin nicht trübe gestimmt. Aber ich dachte in diesem Augenblicke daran" ...

„Woran?" fragte sie, da er inne hielt.

Er schaute ihr fest in die Augen.

„Daß ich morgen abreisen werde."

Die Wirkung dieser Worte war eine ungeahnt starke. Anna wurde todtenbleich. Aber sie sagte nichts. Vielleicht war sie nicht einmal im Stande, etwas zu sagen.

„Thut es Ihnen leid, daß ich gehe?“ fragte er leise und legte die Hand auf die ihre, welche schlaff herabhing.

„Warum reisen Sie ab? So plötzlich! Müssen Sie?“ fragte sie mit dumpfer, veränderter Stimme.

„Ja, ich muß. Künstlerische Verpflichtungen ... ich hätte schon vor einer Woche ein Concert geben sollen ... man schreibt mir bereits die ungezogensten Briefe“ ... („Was lüge ich denn da zusammen?“ fragte er sich, „und wozu?“) „Mit einem Worte,“ schloß er in unwilligem Tone, „ich kann nicht länger bleiben.“

„Wenn es sein muß ... dann freilich“ ... Sie verstummte. Dies ehrliche junge Gesicht, das seinen Kummer so unverhohlen zur Schau trug und diese schwache, versagende Stimme rührten ihn sehr.

„Wäre ich einem Wesen wie Du vor zehn, vor fünfzehn Jahren begegnet!“ sprach es in ihm. „Damals war mein Herz noch fähig, zu lieben, zu glauben ... Heute ist es zu spät. Du würdest mich enttäuschen und mehr noch ich Dich ... unser Bund würde ein trauriges und häßliches Ende nehmen. Warte Du — und ich will mich mit — Alicens bescheiden.“

„Der Wolf in der Fabel!“ sagte er laut. „Soeben dachte ich an Frau von Tennenberg, und da kommt sie ... elegant wie immer. Ich wette, daß sie auf den heutigen Toilettenact manche Stunde verwendet hat.“

Die graziöse Sylphidengestalt kam, den geschlossenen Sonnenschirm nachlässig geschultert, über den Kiesweg langsam auf sie zugeschritten. Zenko erhob sich, Anna begrüßte sie stumm. Alicens märchenhafte, schwärmische Augen, die jedoch zu Zeiten auffallend hart blicken konnten, hefteten sich mit eben solchem harten Blicke auf das junge Mädchen.

„Stört man?“ fragte sie. „Sie sind ja furchtbar ernst! Ueber welche weltbewegende Frage unterhielten Sie sich gerade?“

„O! ganz im Gegentheil!“ erwiderte Zenko. „Das, wovon ich sprach, ist nichts weniger als weltbewegend. Ich theilte dem Fräulein mit, daß ich gesonnen wäre, Graz morgen zu verlassen.“

Alice erblaßte nicht. Man hätte dies übrigens auch nicht wahrnehmen können. Sie hatte zu viel Reismehl aufgelegt. Aber sie kniff die Augen zusammen und schaute ihn an.

„In der That!“ sagte sie und — nichts weiter.

Ihr Ton machte ihn einigermaßen betroffen. So spricht man, wenn man gleichgültig scheinen will. Sollte er auch hier mehr erreicht haben, als er erwartet und beabsichtigt hatte? Sollte ihr Getändel und Kokettiren mehr als bloße Grimasse gewesen sein?

Fragend blickte er sie an. Sie schlug mit dem Sonnenschirm leicht auf ihr Kleid und betrachtete, scheinbar aufmerksam, die Spitze ihres tadellos chaussirten Füßchens.

„Ich war gekommen, um Sie zu unserem gewöhnlichen Morgenspaziergang abzuholen," sagte sie. „Die Mittheilung Ihrer bevorstehenden Abreise macht jedoch einen Strich durch mein Programm. Ich sehe voraus, daß Sie diese letzten Stunden ausschließlich Fräulein Sentikoff werden widmen wollen, und in diesem Falle trete ich natürlich zurück."

Ihre Worte ärgerten ihn. Er fand sie tactlos, und mehr als das — auch rücksichtslos gegen das junge Mädchen.

„Es liegt dem Fräulein fern, diesen letzten Stunden irgendwelche Bedeutung beizumessen," sagte er ziemlich kühl. „Und was mich anbelangt, so wissen Sie, daß ich auf das Vorrecht, Sie begleiten zu dürfen, heute weniger denn jemals Verzicht leisten werde. Wenn es Ihnen also gefällig ist — ich stehe zu Ihren Diensten."

„Nun, dann lassen Sie uns gehen, ehe es zu spät wird. Adieu, liebes Fräulein. Auf Wiedersehen."

Sie forderten sie nicht auf, sich ihnen anzuschließen. Anna ging ohne ihren Bruder niemals aus, und der Kranke war viel zu schwach und mühselig, um weitere Spaziergänge unternehmen zu können. Das junge Mädchen kannte in Folge dessen die reizende Umgebung von Graz so gut wie nicht.

Sie schaute dem sich entfernenden Paare nicht nach. Alicens schrille Stimme drang noch eine Weile herüber zu ihr; sie hörte sie hellauf lachen ... dann verhallte und verstummte Alles.

Vor Essenszeit — im Palazzo speiste man um 1 Uhr zu Mittag — würden sie nicht zurück sein. Und jetzt war es erst 10 Uhr. Aber sie blieben immer so lange aus. Sie war merkwürdig ausdauernd, diese gebrechliche Alice, so bald sie sich in Herrengesellschaft befand. Ehe Zenko kam, hatte sie, wenn eine der Damen sie zu einem Spaziergang aufgefordert hatte, sich regelmäßig damit entschuldigt, daß der Arzt ihr verboten habe, viel zu gehen, weil es sie zu sehr anstrenge. Seit Zenko da war, zeigte sie eine erstaunliche Unermüdlichkeit.

Die Lippen des jungen Mädchens kräuselten sich verächtlich. Dann aber nahm ihr Gesicht einen gespannten und sorgenvollen Ausdruck an. Was fiel ihr denn ein, daß sie die kleinen Schwächen dieser Frau in so boshafter Weise zergliederte? Das war doch sonst nicht ihre Art. Und was ging Alice von Tennenberg sie überhaupt an? Eine unbestimmte Traurigkeit erfaßte sie ... Sie schaute den auf dem Tische liegenden Brief an. „Ich fühle mich so wohl hier und so glücklich, und das in dem Augenblick, wo ich Dir's sage, ganz besonders," hieß es unter Anderem darin. In diesem Augenblick hatte Zenko neben ihr gestanden, und sie hatte seinen Blick auf sich ruhen gefühlt; hatte noch nichts gewußt davon, daß er gehen wollte. Würde sie die frohen Worte auch jetzt noch in die Ferne senden? Schwerlich! Sie langte nach dem Briefe und zerriß das Schreiben langsam in kleine Stücke. Dann blieb sie in Nachdenken versunken sitzen.

VII.

Wie lange sie so dagesessen, wußte sie nicht. Tritte, die sich ihr näherten, schreckten sie aus ihrem Grübeln empor. Eine hagere und hohe Gestalt im schwarzen Kleide eines katholischen Priesters kam des Weges einher, gerade auf

sie zu. Indessen bemerkte der Geistliche sie nicht. Er hielt mit beiden Händen eine Landkarte, auf welcher er etwas zu suchen schien und von der er den Blick nicht erhob. Aus seiner Rocktasche schaute ein Buch hervor. Schon war er dem jungen Mädchen ganz nahe gekommen, als er zufällig die Augen aufschlug und ihrer gewahr wurde. Mit jener Verehrung, welche das priesterliche Kleid jeder gläubigen Katholikin einflößt, erhob Anna sich eilfertig und verbeugte sich achtungsvoll. Der Missionär dankte ihrem Gruße und wollte an ihr vorübergehen. Es mußte jedoch etwas in ihrem Gesichte sein, das ihn bewog, sie schärfer ins Auge zu fassen und den Schritt zu hemmen.

„Wo ist Ihr Bruder?“ fragte er sie.

„Auf seinem Zimmer. Ich glaube, daß er schläft. Woher kommen Sie, hochwürdiger Herr?“

„Von meinem üblichen Morgenspaziergange. Heute bin ich gar in Mariatrost gewesen ... Haben Sie die Wallfahrtskirche schon besucht?“

„Nein, der Weg wäre zu weit und anstrengend für Constantin. Selbst zu Wagen. Er verträgt das Rütteln beim Fahren nicht.“

„Und allein hinzugehen — dazu könnten Sie sich nicht entschließen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er könnte, gerade wenn ich dort bin, meiner bedürfen,“ sagte sie. „Und Sie, hochwürdiger Herr,“ fügte sie abbrechend hinzu, „gehen immer allein aus?“

„Meistens. Hin und wieder schließen Kollegen sich mir an, aber zumal an Vormittagen sind die Herren alle beschäftigt. Ich bin heute ebenfalls fleißig gewesen“ — mit einem Lächeln wies er auf das Buch, das er bei sich trug — „und habe in meiner chinesischen Grammatik gelesen, damit ich nicht aus der Uebung komme.“

„Die chinesische Sprache ist wohl sehr schwierig?“ fragte Anna nachdenklich.

„O ja, hauptsächlich der vielen Dialekte halber. Es braucht eine gute Weile, bis man sich da zurechtfindet.“

„Wenn Sie länger blieben und es Sie nicht allzu sehr belästigte, würde ich Sie bitten, mich im Chinesischen zu unterrichten,“ sprach Anna erröthend.

„Wozu, mein Kind?“ fragte er in gütigem Tone. „Lernen Sie doch lieber etwas, das praktischen Werth für Sie hat.“

„Wer weiß, ob dies beim Chinesischen nicht einmal der Fall sein wird. Wenn — was Gott verhüten möge — mein armer Bruder doch nicht mehr gesund würde und meine alte Tante stürbe und ich ganz allein stände auf der Welt“ ...

„Nun, was würde dann geschehen?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, daß ich dann gern, sehr gern in ein Kloster ginge.“

„Dazu brauchten Sie doch die chinesische Sprache nicht,“ meinte der Missionär mit gutmüthigem Lächeln.

„O! ich würde nicht in Rußland bleiben, wo man die Klöster aufhebt, auch nicht in Europa!“ rief sie eifrig. „Ich würde arme Heidenkinder aufziehen und unterrichten.“

„Was haben Sie da zerrissen?“ fragte er ablenkend und deutete auf die Papierschnitzel, welche zerstreut auf dem Tische, der Bank und im Grase lagen.

„Nichts ... wenigstens nichts von Belang. Nur einen Brief.“

„Den Sie erhalten haben?“

„Nein; den ich schrieb.“

„Und weshalb zerrissen sie ihn?“

„Weil er nichts als Unwahrheiten enthielt. Das heißt“, sagte sie rasch, „als ich ihn schrieb, war das nicht der Fall, sonst hätte ich ihn nicht oder anders geschrieben. Aber ich war kaum fertig damit, als ich etwas hörte“ ... sie stockte und erröthete aufs Neue ... „und da konnte ich den Brief nicht absenden. Denn ich dachte mit einem Schlage über Manches, was darin stand, ganz anders. Als ich ihn schrieb, war ich sehr froh gestimmt ... und jetzt bin ich's nicht mehr. Und so zerriß ich ihn.“

„Was ist Ihnen denn so Arges widerfahren?“ fragte er verwundert.

„Sie werden mich tadeln, wenn ich's Ihnen sage“ ...

„Ich?“

„Ja Sie, weil Sie meinen Kummer kindisch finden werden. Aber ich bin nun einmal so beschaffen, daß ich mich schwer an Jemanden schließe, aber wenn dies einmal geschehen“ ... Abermals verstummte sie.

„Wo soll alles das hinaus?“ fragte er mit leisem Stirnrunzeln.

„Herr Zenko will fort,“ sagte sie rasch und leise, „und das“ ... noch einmal stockte ihre Stimme, sie bückte sich und strich mit der Hand über die Papierschnitzel, so daß sie von der Bank und dem Tische herab zum Erdboden flatterten.

„Und diese Abreise betrübt Sie so sehr?“ fragte er kopfschüttelnd.

„Ja,“ bekannte sie treuherzig. „Er ist so gut, so theilnahmsvoll. Constantin findet so viel Vergnügen an seinem Umgang.“

„Ihr Bruder,“ sprach der Priester mit einem flüchtigen Lächeln, „wird Niemanden vermissen, so lang ihm Frau von Tennenberg bleibt.“

„Das ist richtig ... wenn nämlich seine Verblendung anhält. Sähe er sie mit meinen Augen, würde er anders über sie denken. Ich weiß, daß sie sich über meinen armen Bruder lustig macht und seinen Anblick widerwärtig findet ... Herr Zenko hingegen meint es wirklich gut mit ihm ... und dafür bin ich ihm dankbar.“

„Urtheilen Sie über Frau von Tennenberg nicht zu hart, ja ungerecht?“ fragte der Missionär ernst.

„Nein!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich würde keine Beschuldigung erheben, wenn ich nicht den Beweis dafür hätte. Zufällig hörte ich sie einmal mit Herrn Zenko über meinen Bruder sprechen, und da sagte sie ihm, daß Constantin sie langweile und daß sein Anblick ihr ekelhaft sei ... Ich habe mich gehütet, meinem Bruder das zu hinterbringen, denn es würde ihn betrübt haben ... aber vergessen habe ich die herzlosen Worte nicht! Und auch das vergesse ich nicht, daß Herr Zenko ihr widersprach und sehr lieb und freundlich von meinem armen Kranken redete. An ihm verliert Constantin einen Freund. An Frau von Tennenberg würde er nichts verlieren.“

Der Missionär breitete seine Landkarte auf dem Tische aus und stützte sich mit beiden Händen darauf.

„Nun ja," sagte er begütigend, „Sie haben Recht. Herr Zenko ist ein liebenswürdiger Gesellschafter und hat ohne Zweifel ein gutes Herz. Aber dergleichen Badebekanntschaften darf man nicht Freundschaften nennen. Man weiß zum Voraus, daß sie nur von kurzer Dauer sein können und hütet sich deshalb, sich innig an Jemanden zu schließen, den man heute kennen lernt und morgen wieder scheiden sehen wird. Sie haben ein paar Wochen lang angenehm mit Herrn Zenko verkehrt — und nun er geht, werden Sie und Ihr Bruder ihn vergessen, wie er Sie."

„Wie er mich," sprach sie langsam nach. „Daß dies geschehen wird ... und bald ... daran zweifle ich keinen Augenblick."

„Ist es so ernsthaft?" dachte der Missionär. „Also darum will sie gar in ein Kloster gehen!" Mit dem nachsichtig-mitleidsvollen Blicke des Priesters, vor dem alle menschlichen Schwächen sich enthüllen und welcher gelernt hat, mild darüber zu urtheilen, schaute er das junge Mädchen an.

„Und wie lange gedenken Sie noch hier zu bleiben?" fragte er sie.

„Ich weiß es nicht," sprach sie traurig. „Jedenfalls aber nicht mehr lange."

„Und dann kehren Sie nach Rußland zurück?"

„Ja. Ich verspüre jetzt schon Heimweh nach der Ebene ... Bis zu meinem zehnten Jahre lebte ich in Rußland, auf unserem Gute, in der Nähe von Moskau. Dann brachte man mich, meiner Ausbildung wegen, nach Dresden, in ein Mädchenpensionat, und da verlebte ich die Wintermonate der letzten sechs Jahre. Vor Beginn der Ferien kam mein Bruder, um mich abzuholen, und ich reiste mit ihm nach Hause. Dies ist meine Lebensgeschichte. Ich kenne bloß Dresden und unser Gut und dessen Umgebung. Ja richtig ... auch in Moskau bin ich zweimal gewesen; dort hat es mir aber nicht gefallen. Auf dem Lande ist es mir am liebsten. Ich verlange nichts, gar nichts," sagte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, welche mit dem Sinn ihrer Worte in Widerspruch stand, „wenn nur mein Bruder wieder gesund wird. Dürfte ich doch seine Krankheit auf mich nehmen! Er hängt tausendmal mehr am Dasein und dessen Freuden als ich."

„Ein heißes, junges Herz," dachte der Missionär, „und dazu ein stilles, ereignißloses Leben: wie natürlich, daß dieses Kind sich an den Ersten, Besten hängt! Aber dieser Frühlingssturm wird vorübergehen."

Sie plauderten noch von allerhand; er zeigte ihr die Landkarte und bezeichnete ihr die Gegend Asiens, wo er gewesen war; öffnete, auf ihre Bitte, auch die chinesische Grammatik und sagte ihr einige Worte vor, die sie mit ungeübter Zunge nachsprach. Aber ihm entging nicht, daß sie zerstreut war und wiederholt nach der Gartenpforte blickte.

„Was hat sie nur?" dachte er endlich. „Erwartet sie Jemanden? Dies könnte nur Einer sein."

„Ist Herr Zenko ausgegangen?" fragte er, um sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ja," sagte sie. „Er und Frau von Tennenberg haben einen Spaziergang unternommen. Sie bleiben lange fort. Frau von Tennenberg wird doch sonst so bald müde," fügte sie bitter hinzu.

„Also — eifersüchtig!“ dachte der Priester. „Armes, thörichtes Kind! Es ist gut, daß dieser Mann abreist.“

Mit einem Male beugte Anna sich hastig über die Landkarte und stellte ebenso hastig eine Reihe von Fragen an ihn. Er schaute sich um. Am Eingang des Gartens waren Zenko und Frau von Tennenberg erschienen.

„Ach so!“ sagte sich der Missionär. „Und sie will den Anschein erwecken, als habe sie sich mit ganz anderen Dingen beschäftigt denn mit der Frage, ob sie kurz oder lange wegbleiben. Darum also dieser plötzliche Eifer für Asien!“

VIII.

Zenko und seine Begleiterin kamen einstweilen langsam näher.

„Sehen Sie,“ sprach Alice mit gedämpfter Stimme und wies mit den Augen auf den Missionär und das junge Mädchen, „sehen Sie, daß ich Recht hatte? Ich sagte Ihnen, daß wir die Beiden beisammen finden würden.“

„Nun, und weiter?“ fragte er finster. „Was ist Schlimmes dabei?“

„Schlimmes?“ wiederholte sie mit unschuldig-erstaunter Miene. „Glauben Sie denn, ich beabsichtigte, etwas Schlimmes zu sagen? Das fiel mir doch nicht im Traume ein! Ich finde nur, daß unser Missionär auffallend oft die Gesellschaft dieses jungen Mädchens sucht.“

Zenko hob die Schultern in die Höhe. „Und wenn es wäre?“

„Mein Gott! in welchem Tone Sie mir antworten! Hat meine Bemerkung Sie vielleicht verdrossen?“

„Ja,“ sagte er unwirsch, „denn sie klang wie eine — Verdächtigung.“

Alice brach in ein gezwungenes Lachen aus. „Sie werden unhöflich. — Aber der — Eifersucht muß man Vieles zu Gute halten.“

Zenko blieb stehen. „Der Eifersucht? Ich wäre eifersüchtig? und auf wen, wenn ich fragen darf?“

„Nun, natürlich auf den Herrn im schwarzen Rocke. Gestehen Sie es nur, daß es Sie schon im Walde ärgerte, als ich die Vermuthung aussprach, wir würden Fräulein Sentikoff in Herrn Hagen's Gesellschaft vorfinden.“

„Verzeihen Sie. Nicht die Bemerkung war es, die mir mißfiel, sondern der Ton, in welchem sie vorgebracht wurde. C'est le ton qui fait la musique. Was wollen Sie mit alledem sagen? Dieser Priester ist makellos wie das Licht der Sonne.“

„Weshalb vertheidigen Sie ihn, wo Niemand ihn angriff?“

„Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau. Wenn man sich veranlaßt sieht, wiederholt und mit Nachdruck hervorzuheben, daß man der Ansicht sei, ein noch junger Priester suche auffallend oft die Gesellschaft eines jungen Mädchens — so klingt dies eben nicht darnach, als ob man seiner Sittenreinheit ein lobendes Zeugniß ausstellen wolle.“

„Sie sind ja ein bewunderungswürdig feuriger Anwalt für diese seine Sittenreinheit, welche, ich wiederhole es, Niemand sich anmaßt anzutasten.“

„Es gibt eine Art — in der Gesellschaft, in unserer Gesellschaft ist sie zu Hause diese Art — ohne bestimmte Anklage, ja sogar mit der ausdrücklichen Versicherung, daß es Einem fern liege, Jemandem Böses nachzusagen, dennoch

Diesem oder Jenem etwas anzuhängen, was seinem guten Rufe gerade nicht zum Vortheile gereicht. In der Gesellschaft, in unserer Gesellschaft gilt das für geistreich und pikant. Hier aber sind wir auf dem Lande, unter einfachen, geraden Menschen. Lassen wir die Treibhauspflanze des Salons, die Médisance, dort, wohin sie gehört. Hier berührt sie fremdartig und — unangenehm; besonders wenn sie ihr Salonparfüm auf einen Priester und ein junges Mädchen ausströmen lassen will."

Alice schaute ihm ins Gesicht. Ihre schmachtenden blauen Augen blickten hart und böse.

„Ist es ebenfalls dem Einflusse jener einfachen und geraden Leute zuzuschreiben, daß Sie sich genöthigt fühlen, mir gute Lehren zu ertheilen?" fragte sie mit erkünstelter Ruhe. „Im Salon haben Sie das nicht gelernt."

Zenko erkannte, daß er sich vergessen hatte und viel zu weit gegangen war.

„Sie haben Recht, gnädige Frau," sprach er, sich verbeugend. „Der harmlosen Médisance soll man nirgend ein Hinderniß entgegenstellen. Es wäre greulich, nicht wahr? wenn man nicht einmal mehr ein Bischen medisiren dürfte, sondern verpflichtet wäre, den Abwesenden Gutes nachzusagen."

Es war dies ein zweifelhafter Rückzug ... aber ihm fiel nichts Besseres ein. Er war noch immer gereizt.

„Sie sind heute in einer unausstehlichen Laune," sagte Alice. „Kommen Sie, wir wollen ein Heilmittel dagegen in Anwendung bringen. Mir ist es freilich nicht gegeben, es Ihnen zu verabreichen; ich muß dies, ob wohl, ob übel, einer Anderen überlassen. Fräulein Sentikoff's Nähe wird Sie curiren. Oder ... halten Sie es etwa für grausam, das tête-à-tête der Beiden zu stören?"

Er hatte seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen und begegnete ihrem lauernden Lächeln mit ruhigem Blick.

„Geben Sie sich keine Mühe mehr, gnädige Frau. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich noch einmal zu fangen. Es war sehr thöricht von mir, Ihre Absicht, mich ein wenig zu ärgern, nicht zu durchschauen und Alles, was Sie sagten, mit schwerfälligem Ernste aufzufassen. Aber eine geistreiche Frau macht so leicht einen Thoren aus uns, und darum schäme ich mich meiner Niederlage nicht."

Er zog ihre zart parfümirte Hand an die Lippen und ging dann raschen Schrittes auf Anna und den Priester zu. Alice folgte ihm, ihre Lorgnette an den Augen.

Das junge Mädchen und der Missionär schauten von der Landkarte auf.

„Schweifen Sie schon wieder nach einem fernen Erdtheile?" redete Alice den Priester an. „Man könnte Sie den Europamüden nennen, hochwürdiger Herr. Wo waren Sie soeben?"

„Ich zeigte dem Fräulein die Insel Malokei, welche den Aussätzigen als Zufluchtsstätte dient," antwortete er.

„Hu! wie das klingt! Wo liegt sie denn, diese unglückliche Insel?"

„Hier." Er bezeichnete mit dem Finger die Stelle auf der Landkarte. „Sie gehört zur Gruppe der Sandwichinseln. Ich brachte nahezu ein Jahr dort zu."

Alice fuhr von ihm zurück.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau," sprach er mit schwachem Lächeln. „Ich bin vor Ansteckung bewahrt geblieben. Auch ist es schon lange her, seit ich Malokei verließ; bald zwölf Jahre."

„Und Sie wohnten dort ... bei Aussätzigen? bei lauter Aussätzigen?"

„Ja. Auf diese Scholle verbannt die Regierung der Sandwichinseln alle diese Unglücklichen, damit sie ihr Leiden, das in der That sehr ansteckend ist, nicht auf Andere übertragen, und überläßt sie ihrem Schicksal. Greise, Männer, Frauen und Kinder sind auf Malokei zu finden — Alle von der entsetzlichen Krankheit behaftet, Viele siech und elend und furchtbar entstellt. Arm und unwissend sind sie auch, diese bejammernswerthen Ebenbilder Gottes. Als mir ihre Noth in ihrer ganzen Größe zum ersten Male vor Augen trat, mußte ich wie ein Kind weinen."

„Und wie leben sie, diese armen Menschen?" fragte Anna hastig. „Geschieht von Seiten der Regierung nichts Anderes, als daß man sie einfach fortjagt?"

„Nichts ... Der Heide kennt unser Mitleid nicht. Alles, was schwach ist und krank, erscheint ihm ein Uebel, dessen man sich, je eher, je besser, entledigen soll. Auch in China läßt man die Kranken auf der Straße liegen, und die Kinder, welche man nicht ernähren will oder kann, werden von den Eltern ausgesetzt. Der Heide weiß eben nichts vom Evangelium der Liebe, welches gerade den Kranken und Schwachen die meiste Sorgfalt angedeihen läßt. Unser Erlöser hat immer an die Armen und Kranken gedacht, und das Kind hat er zur höchsten Würde erhoben, als er sich unter die Kleinen setzte, sie segnete und sprach: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, oder: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht eingehen ins Himmelreich, und alle diese schönen Worte, die Sie ja kennen und mit welchen er uns das Kind ernst und eindringlich an das Herz legte."

Alice blickte zur Seite. Alle diese erhabenen Gottesworte waren ihrem Gedächtnisse entschwunden. Als Kind hatte sie dieselben auswendig lernen müssen und hatte sie gedankenlos nachgesprochen ... und dann waren die Evangelien bei Seite gelegt worden, und sie hatte das Buch kein einziges Mal wieder geöffnet. An Jesum Christum glaubte sie nicht ... oder vielmehr, sie dachte einfach nicht an ihn; niemals. Ein eigenthümliches Unbehagen überkam sie ... Dieses ewige Christenthum, das Einem bei jeder Gelegenheit aufgetischt wird! Anna hingegen sagte: „Was aber thut man für die Kranken auf Malokei?"

„Wir thun, was wir können," erwiderte der Missionär. „Es kostete uns große Mühe, die Armen, welche in jedem Fremden einen Verfolger sehen, zutraulich zu machen. Zu Anfang liefen sie davon ... Tief und mit grausamer Härte ist ihnen eingeprägt worden, sich Niemandem nähern zu dürfen. Wir aber redeten sie freundlich an, und sie faßten bald Zutrauen zu uns. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, welche man richtiger Höhlen nennen sollte und die sie schutzlos den Unbilden der Witterung preisgeben, was für die Armen um so verhängnißvoller ist, als gerade ihr Leiden vor Allem trockene und warme Wohnräume bedingen würde. Auch an Wäsche leiden sie bitteren Mangel. Oft gebricht es ihnen sogar an elenden Lappen, um ihre Wunden zu bedecken."

„Gott im Himmel!“ rief Anna aus. „Und wir sitzen hier, bekleidet, mit Allem versorgt, und diese unsere armen Brüder und Schwestern entbehren das Nothwendigste! Es ist fürchterlich.“

„Wir helfen ihnen, so weit dies in unserer Macht steht,“ fuhr der Missionär fort. „Aber leider sind unsere Mittel gering. Der Nothleidenden gibt es zu Viele. Es wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, den Armen ein geräumiges Spital zu erbauen. Aber ich hatte kein Geld, und außerdem wurde ich krank, so daß ich die Insel verlassen mußte. Der Abschied fiel mir schwer. Sie waren mir so anhänglich . . .“

In diesem Augenblick wurde das Glockenzeichen zum Mittagsmahl gegeben.

„Gott sei Dank!“ dachte Alice. „So ein Gespräch könnte Einen um jede Lebenslust bringen.“

Sie sah sich nach Zenko um. Sein Gesicht trug eine finstere Miene, und seine Augen hingen unverwandt an dem Antlitz des jungen Mädchens, das gleich dem Priester, mit weltentrücktem Blicke ins Ferne schaute.

Das Glockenzeichen ertönte noch einmal.

„Zweites Läuten!“ rief Alice mit erhobener Stimme. „Ich muß diese Träumer wachrütteln,“ flüsterte sie Zenko zu. Der Künstler nickte zerstreut.

„Kommen Sie, meine Herrschaften“, sprach Alice weiter. „Die Prosa des Lebens tritt in ihre Rechte. Man ruft uns zur Suppe.“

Sie begaben sich nach dem Speisesaal, wo Anna sich von ihnen trennte, um sich in das Zimmer ihres Bruders zu verfügen. Zenko schaute ihr nach und machte dann eine entschiedene Bewegung. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben.

IX.

„Eifersüchtig!“ dachte er, während sie bei Tische saßen. „Es fällt mir nicht ein, eifersüchtig zu sein. Zum Mindesten bin ich es nicht im landläufigen Sinne des Wortes.“ Er sandte einen herausfordernden Blick zum Missionär hinüber, welcher am anderen Ende des Tisches saß. „Dieser Mann ist gefährlich. Alle überzeugungsstarken Menschen sind gefährlich und dies besonders einem jungen, unerfahrenen Geschöpfe, das sich nach einem Wirkungskreis sehnt und dessen übervolles Herz nicht weiß, was es mit seinem Ueberflusse anfangen soll. Naturgemäß neigt dieses unruhige Mädchenherz sich zuerst dem Manne zu. Findet es da nicht, was es suchte, dann liegt die Gefahr nahe, daß die Enttäuschung es auf Irrwege treiben könnte, und davor will ich dieses Kind bewahren. Es ist, dünkt mich, immer noch besser, sie hängt der Einbildung, mich zu lieben nach, als daß sie sich Dinge in den Kopf setzt, die für ihre ganze Zukunft verhängnißvoll werden könnten. Es wird mir wenig kosten, diesen Missionär mit seinen Aussätzigen und Heidenkindern aus dem Felde zu schlagen . . . ein schon halb besiegtes Mädchenherz ist schnell ganz gewonnen! Mein Entschluß steht fest: ich bleibe. Bleibe, bis er fort ist. Dann mag sie ihn und mich vergessen.“

Anna ließ sich den ganzen Tag nicht mehr blicken. Erst am Abend erschien sie im Speisesaal. Sie sah bleich und angegriffen aus. Alice und Zenko saßen in einer Fensternische und spielten eine Partie Schach. Zenko athmete auf, als

er die schlanke Mädchengestalt im Rahmen der Thüre erschaute . . . Er konnte es kaum erwarten, ihr seinen neuen Entschluß mitzutheilen. Als er sie kommen sah, sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„Ich muß gleich wieder fort,“ sagte sie, sichtlich zerstreut, und trat an Alice heran. „Mein Bruder ist heute sehr leidend. Ich kam nur, um Ihnen gute Nacht und Ihnen“ — sie schaute auf Zenko — „Adieu zu sagen. Vielleicht reisen Sie schon früh Morgens ab, und da hätte ich Sie nicht mehr gesehen.“

Er empfand etwas wie Verlegenheit und — Enttäuschung. Sie schien sich mit dem Gedanken, ihn scheiden zu sehen, schon vollkommen vertraut gemacht zu haben; schien eine Aenderung seiner Absicht nicht zu erwarten und ebensowenig zu wünschen. Unschlüssig stand er vor ihr und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Glückliche Reise denn,“ sprach Anna und streckte ihm die Hand hin. Sie schaute ihm dabei nicht ins Gesicht. „Leben Sie wohl.“

Er fühlte, daß er erblaßte. Dumpfer Zorn wider sich selbst faßte ihn an. Welcher böse Geist hatte ihn denn dazu getrieben, überhaupt von Abreise zu sprechen? Es war ihm ja niemals Ernst damit gewesen! Das erkannte er jetzt. Aber wozu dann diese lächerliche Komödie? Wie albern kam er sich selber vor!

Schon machte sie Miene, sich zum Gehen zu wenden. Er wollte etwas sagen, die Worte blieben ihm jedoch in der Kehle stecken . . . Erst, als sie schon ein paar Schritte zur Thüre hingemacht hatte, rannte er ihr nach und vertrat ihr den Weg.

„Ich reise nicht ab. Ich bleibe.“

Er stieß diese Worte in rauhem und zornigem Tone hervor. Jetzt schaute das junge Mädchen ihn an. Es war ein erstaunter und ernster Blick, der ihn traf.

„Hätte ich das gewußt, würde ich meinen kranken Bruder nicht verlassen haben,“ sprach sie langsam und ohne einen Schimmer von Freude. „Gute Nacht.“

Er machte eine linkische Verbeugung und ließ sie gehen.

Alice fing laut zu lachen an.

„Bitte, treten Sie doch zum nächsten Spiegel hin und schauen Sie sich an!“ rief sie schadenfroh. „Ein so betroffenes Gesicht sieht man nicht alle Tage. Sie hatten eine andere Wirkung erwartet, nicht wahr? Wir Frauen sind eben unberechenbar. Sogar die jüngste und unerfahrenste wird einem so gewiegten Weltmanne, wie Sie sind, immer ein Räthsel bleiben.“

Im Stillen verwünschte er sie und ihre Gabe, ihn völlig zu durchschauen. Indessen gelang es ihm, sich zu bezwingen und in leidlich gefaßtem Tone zu erwidern: „Heute ist entschieden ein Unglückstag. Eine Niederlage folgt der anderen. Daß meinem Scheiden Thränen nachfließen würden, habe ich mir nicht eingebildet. Aber ich hoffte, daß mein Bleiben doch eine Art von Freude hervorrufen würde, und weder Sie noch Fräulein Sentikoff waren großmüthig genug, mir diesen kleinen Triumph zu gönnen.“

„Ach! mich lassen Sie gefälligst aus dem Spiele!“ sagte Alice. „Mir und meinem Empfinden galten weder die Abschiedskomödie noch der coup de tête des: Ich bleibe. Aber wenn es Ihrer Eitelkeit einige Genugthuung gewährt, sage ich Ihnen mit dem größten Vergnügen, daß Ihr neuer Entschluß mich riesig freut. Für Sie mag der heutige Tag ein Unglückstag sein: ich hingegen habe alle Ursache, ihn in meinem Kalender roth anzustreichen. Sie bleiben hier, und mein Gemahl kommt morgen an — das ist beinahe zu viel des Glückes für einen Tag.“

Ihre Lippen verzogen sich zu einem geringschätzigen Lächeln . . . Dann seufzte sie und strich mit der flachen Hand die Figuren vom Schachbrett.

„Lassen Sie uns noch eine Partie machen,“ sagte sie. „Das wird unseren Gedanken eine andere Richtung geben. Meinen Sie nicht auch?“

Er verneigte sich zustimmend, und während er seinen verlassenen Platz wieder einnahm und die Figuren mechanisch auf dem Brette aufzustellen begann, dachte er bei sich: „Dahin bringen wir es, wir falschen Spieler. Die ehrlichen, geraden Naturen wenden sich mißtrauisch von uns ab und die uns Gleichgesinnten sehen in unsere Karten. Am Ende bleiben doch immer wir selber, die wir uns so klug, so vorsichtig dünken, die Ueberlisteten.“

(Schluß im nächsten Heft.)

Naturwissenschaft und bildende Kunst.

Rede

zur Feier des Leibniz'schen Gedächtnißtages
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1890 gehalten
von

E. du Bois-Reymond*).

Vergegenwärtigt man sich die geistige Gestalt des außerordentlichen Mannes, dem zu Ehren wir alljährlich an diesem Tage versammelt sind, so erstaunt man stets von Neuem über die fast schrankenlose Weite seines Gesichtskreises und die fast unendliche Mannigfaltigkeit seiner Interessen. Kaum erscheint es denkbar, daß die Staatsschrift, welche dem Könige von Preußen das Fürstenthum Neuchâtel zusprach, derselben Feder entsprang wie die Protogaea, die Analysis des Unendlichen und das wahre Kräftemaß demselben Kopfe wie die präftabilirte Harmonie und die Theodicee. Eine Lücke indessen in diesem beim ersten Blick allumfassenden Bilde fällt bei näherer Betrachtung auf. Sieht man ab von dem lateinischen Gedicht, in welchem Leibniz Brand's Entdeckung des Phosphors überschwänglich feiert, so sucht man wohl vergebens nach einer Beziehung unseres Heros zur Kunst. Daß seine Ars combinatoria mit schönen Künsten nichts zu thun habe, bedarf nicht der Erwähnung. Nur gelegentlich und sehr zerstreut kommen in seinen Schriften und Briefen Bemerkungen über Kunst und über das Schöne vor; einmal läßt er sich über das Wohlgefallen an der Musik etwas ausführlicher vernehmen, dessen Ursache er in einer gleichmäßigen, obschon unsichtbaren Ordnung der Bewegungen der zitternden Saiten sucht, „die . . . in uns . . . einen mitstimmenden Widerhall machet, nach welchem sich auch unsere Lebensgeister regen".[1] Doch war sichtlich die Sinnenwelt für Leibniz nur wenig da; die Alpen und die italienischen Kunstschätze sah er wohl mit Augen, aber, wie wir heute sagen, seelenblind. Auf die Schönheit kam es ihm nicht sonderlich an; mit Einem Worte, nie wird dieser Herkules am Rocken einer Omphale betroffen.

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Dieselbe Vernachlässigung wenigstens der bildenden Kunst fällt bei Voltaire auf, der als Polyhistor sonst mit Leibniz einigermaßen vergleichbar ist, und man muß, wie ich früher einmal hier ausführte, bis zu einer dritten Generation, bis zu Diderot in Frankreich, zu Winckelmann und Lessing in Deutschland herabsteigen, um auf entschiedene Theilnahme an bildender Kunst, und auf Würdigung ihrer Stellung im Culturleben der Völker zu stoßen.

Der so abgegrenzte Zeitraum ist für die Kunst, einiger hervorragenden Erscheinungen ungeachtet, einer des Niederganges gewesen, während er für die Wissenschaft einer der ruhmvollsten war. Betrachtet man die geschichtliche Entwickelung dieser beiden Richtungen menschlichen Schaffens, so zeigt sich in dem beiderseitigen Gange keinerlei Uebereinstimmung. Während der höchsten Blüthe der griechischen Plastik gab es noch kaum Wissenschaft. Am Anfang der Kunstperiode, die wir als Cinquecento zu bezeichnen pflegen, ragt freilich Lionardo's Riesengestalt, der neben unsterblichen Kunstschöpfungen zugleich Physiker hohen Ranges war. Doch war er als solcher seiner Zeit so sehr voraus, daß dies gewiß nicht als Beweis dafür angeführt werden kann, wie Aufschwung der Wissenschaft Aufschwung auch der Kunst bedinge; so wenig, daß Michelangelo starb an demselben Tage, wo Galilei geboren wurde. In dem gemeinsamen Aufschwung von Kunst und Wissenschaft um den Anfang dieses Jahrhunderts wird man nur ein zufälliges Zusammentreffen erblicken dürfen: die Kunst verharrte seitdem bestenfalls auf gleicher Höhe, die Wissenschaft ist noch immer in unabsehbarem Siegeslauf begriffen.

In der That sind die beiden Richtungen so verschieden, daß man leicht sieht, wie die Wissenschaft der Kunst, diese der Wissenschaft nur äußerlich helfen kann. „Die Natur", sagte Goethe treffend zu Eckermann, — ohne zu ahnen, wie herbe Anwendung seine Worte auf eine Seite seiner eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen finden könnten — „die Natur versteht gar keinen Spaß; sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge; sie hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer sind immer des Menschen."[2] Um die Richtigkeit dieses Ausspruches vollauf zu empfinden, muß man gewohnt sein, indem man als Experimentator oder Beobachter selber Hand ans Werk legt, der Natur ins unerbittliche Antlitz zu schauen, und die, fast könnte man sagen, ungeheure Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, welche in dem Aufstellen auch des geringfügigsten Sachverhaltes liegt. Was in diesem Augenblick, unter diesen Umständen geschieht, würde unter denselben Umständen vor negativ unendlicher Zeit auch geschehen sein, nach positiv unendlicher Zeit noch geschehen: das ist der inhaltschwere Sinn jeder richtig gedeuteten Erfahrung. Nur der Mathematiker, dessen Thätigkeit der des experimentirenden Forschers näher verwandt ist, als man sich vorzustellen pflegt, kennt ewig unverbrüchlichen Gesetzen gegenüber das gleiche Gefühl der Verantwortlichkeit. Geschworene Zeugen vor dem Richterstuhl der Wirklichkeit, streben sie beide nach der Erkenntniß der Welt wie sie ist, innerhalb der uns durch die Natur unseres Intellects gesteckten Grenzen. Für diesen beängstigenden Druck, unter dem er arbeitet, entschädigt aber den Forscher das Bewußtsein, daß auch die geringste seiner Leistungen ein Schritt vorwärts ist über die höchste Stufe seiner größten Vorgänger; daß sie möglicherweise den Keim unermeßlich wichtiger theo-

retischer Einsichten und praktischer Errungenschaften enthält, wie die Wollaston-schen Linien im Spectrum den Keim der Spectralanalyse; daß solcher Preis nicht bloß dem von der Natur erhobenen Genie, sondern auch dem gewissenhaften Fleiße des mittelmäßig Begabten winkt; endlich daß die Wissenschaft, indem sie dem menschlichen Geist die Herrschaft über die Natur verleiht, das absolute Organ der Cultur ist; daß ohne sie nie eine wahre Cultur geworden wäre, und daß ohne sie die Cultur mitsammt der Kunst und ihren Werken jeden Tag wieder rettungslos versinken könnte, wie am Ausgang der antiken Welt.

Auch darüber tröstet dies Bewußtsein den Forscher, daß eine gedankenlose Menge, indem sie die ihr so gespendeten Wohlthaten genießt, kaum weiß, wem sie sie verdankt; daß während der Namen jedes Musikvirtuosen in Aller Munde, und der Unsterblichkeit in den Conversations-Lexicis für die gebildeten Stände gewiß ist, bei uns der Namen dessen so gut wie unbekannt blieb, dem jener höchste Triumph des erfindenden Menschengeistes gelang, über weite Länderstrecken, über Gebirg und Thal durch einen Kupferdraht den Klang einer Stimme vernehmbar zu machen, gleich als spräche sie uns ins Ohr.

„Ernst ist das Wissen, heiter ist die Kunst“, könnte man das Dichterwort wenden, ohne daß es minder zuträfe. Die Kunst ist das Reich des Schönen, des Schaffens dessen, was durch halb sinnliches, halb seelisches Wohlgefallen uns beglückt, und damit ist gesagt, daß sie im weitesten Umfange ein Reich der Freiheit ist. Hier walten keine starren Gesetze; keine strenge Causalität bindet das Geschehen in der Gegenwart an das in Vergangenheit und Zukunft; kein unbedingtes Merkmal verbürgt das Gelingen; wechselnder Geschmack der Zeiten, Völker und Menschen maßt sich Lob und Tadel an, wie denn die Herrlichkeit gothischen Kirchenbaues dem achtzehnten Jahrhundert zum Gespött geworden war. Hier wird zu Schanden jene Erklärung des Genies als des Talentes zur Geduld; eine glückliche Offenbarung erzeugt ein uns mit elementarer Gewalt ergreifendes und erhebendes Gebilde, das der nachträglich von der Kunstkritik ihm aufgedrungenen tiefsinnigen Deutung zu spotten scheint; und die begnadete Hand, welche solches vollbringt, ist auch eine Wohlthäterin der sorgentrüben Menschheit. Leider liegt es in der Natur der Dinge, daß nicht jeder Zeit solche Kraft entsprießt: hier wird Einmal in Einer Richtung das Höchste hervorgebracht, in dessen Nacheiferung dann Menschenalter um Menschenalter verzweifelnd sich abmüht. Die schönsten Kunsttheorien vermögen weder den Einzelnen über die Schranken seines natürlichen Könnens fortzuheben, noch im großen Ganzen einer sinkenden Kunstperiode ein besseres Loos zu bereiten. Was fruchtet das nun schon geraume Zeit die Kunstwelt spaltende Gerede über Idealismus und Naturalismus? Hat es uns vor den oft schwer zu ertragenden Ausschreitungen des letzteren bewahrt? Sucht nach Neuem, dreistes Aufstecken einer Fahne, welcher der unmündige Haufen blindlings folgt, tragen den Sieg davon, bis das Abgelebte irgendwie durch Frisches abgelöst wird, oder bis einer Erscheinung von gebietender Hoheit die Herrschaft unweigerlich zufällt.

Noch weniger kann die strengere Wissenschaft der Kunst aufhelfen, und so einander innerlich fremd, ohne einander wesentlich zu beeinflussen, gehen beide ihren eigenen Weg, jene bald etwas schneller, bald etwas langsamer stetig auf-

steigend, diese in erhabenen Wogen auf- und abschwankend. Eine von beiden, die Kunst allein, zum Merkmal höchster Entfaltung menschlicher Geisteskraft stempeln zu wollen, wie es von den der Wissenschaft ferner Stehenden nicht selten geschieht, ist zweifellos ein Irrthum; aber freilich leuchtet der Menschengeist am hellsten, wo Glanz der Kunst mit Glanz der Wissenschaft sich eint.

Uebrigens findet hier Aehnliches statt wie in der praktischen Ethik. Je tiefer gesunken die Sitten einer Zeit, eines Volkes sind, um so mehr bekanntlich wird von Tugend geredet. Je mehr naturwüchsige Schöpfungskraft versagt und versiegt, um so höher schwillt die Fluth ästhetischer Theorien. Hermann Lotze's „Geschichte der Aesthetik in Deutschland"[3] bietet ein ermüdendes und entmuthigendes Bild dieser langen und fruchtlosen Bemühungen. Die Philosophen aller Schulen haben sich in abstracten Formeln überboten, um begrifflich festzustellen, was Schönheit sei. Sie sei die Einheit in der Mannigfaltigkeit, oder die Zweckmäßigkeit ohne Zweck, oder die unbewußte Vernunftmäßigkeit, oder das Absolute in sinnlicher Existenz, oder die genossene Harmonie des absoluten Geistes, und dergleichen mehr. Aber zwischen diesen allem Schönen zugeschriebenen, angeblich sein Wesen ausmachenden Eigenschaften, und der Empfindung selbst des Schönen, ist kaum mehr Zusammenhang als zwischen den Aether- und Schallschwingungen und den uns dadurch zum Bewußtsein gebrachten Qualitäten. Es dürfte denn auch ein verfehltes Unternehmen sein, einen Ausdruck zu erfinnen, der die mannigfaltigen Arten der Schönheit gleichmäßig deckte: die Schönheit des Kosmos im Gegensatz zum Chaos, einer Gebirgsaussicht, einer Symphonie, eines Dichtwerkes, der Ristori als Medea, einer Rose; oder allein in der bildenden Kunst die Schönheit des Kölner Doms, des Hermes, der Sixtinischen Madonna, eines Genrebildes, einer Landschaft, eines Stilllebens, eines Japanischen Rankengeflechtes. Sagen wir lieber, daß wir hier, wie an so vielen Punkten, auf ein Unerklärliches in unserer Organisation stoßen; ein Unaussprechliches, aber darum nicht minder sicher Empfundenes, ohne welches das Leben uns schmucklos grau dahinflösse.

Bei Schiller findet sich eine Untersuchung über die Schönheit des menschlichen Körpers.[4] Er unterscheidet eine architektonische Schönheit und eine solche, welche auf Anmuth beruht. Vor zwanzig Jahren am gleichen Tage, in einer Rede über Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft, bekämpfte ich den Rationalismus in der Aesthetik, in welchem das vorige Jahrhundert vielfach befangen war, und ich wagte unter Anderem den Ausspruch: „So wenig wie für die Wirkung der Melodie, ist eine Erklärung für die Anziehung denkbar, welche die schönen Formen des einen Geschlechtes auf das andere üben."[5] Bei näherer Ueberlegung ist in der That gar nicht einzusehen, warum gerade diese Form, die man nach Fechner durch eine trockene Gleichung mit drei Variablen darstellen könnte, mehr als tausend andere Möglichkeiten uns beglückt. Aus keinem abstracten Princip, keiner Architektonik, keiner Hogarth'schen Wellenlinie läßt sich dies ableiten. Ein Jahr nach meiner Bemerkung erschien Charles Darwin's Descent of Man, worin die in der Origin of Species nur angedeutete Lehre von der geschlechtlichen Auslese ausführlich abgehandelt und in ihre Consequenzen verfolgt wird. Noch steht mir lebhaft im Gedächtniß, wie unser Dove, als ich

einst ihm gegenüber die Berechtigung des Vitalismus bestritt, mich mit dem Einwand in Verlegenheit setzte, daß in der organischen Natur, beispielsweise in dem Gefieder eines Pfaues oder Paradiesvogels, Luxus herrsche, da doch Maupertuis' Satz von der kleinsten Action in der unorganischen Natur solche Verschwendung ausschließe. Nun schien dies Räthsel gelöst: unter der Voraussetzung freilich, daß man auch Thieren in ihrer Art einigen Schönheitssinn zugestehe. Das farbenprächtige Hochzeitskleid der männlichen Vögel mag entstanden sein, indem die Weibchen dem am besten geschmückten Freier den Vorzug schenkten, so daß eine immer reicher verzierte Nachkommenschaft erwuchs. Die männlichen Paradiesvögel sieht man zur Zeit der Paarung ihre Schönheit vor den Weibchen wetteifernd zur Schau tragen. Die melodische Begabung der Nachtigall kann man gleichfalls so zu Stande gekommen sich denken, wenn man den Nachtigallenweibchen, statt des Gefallens an bunterem Gefieder, musikalische Empfindung zuschreibt. Darwin spinnt seinen Gedanken weiter dahin aus, daß auch beim Menschengeschlecht gewisse Merkmale der Geschlechter, der würdevolle Bart des Mannes, der herrliche Kopfschmuck des Weibes, durch geschlechtliche Auslese entstanden sein möchten.[6] Es ist bekannt, wie durch wiederholte Einführung schöner tscherkessischer Sklavinnen in die Harems der vornehmen Türken der ursprüngliche mongolische Typus oft zu edelster Gestalt umgewandelt ist. Noch höher hinaufsteigend dürfen wir aber jetzt in demselben Gedanken die Antwort auf die Frage finden, worin die Anziehung wurzele, welche die weibliche Schönheit auf den Mann übt. Nach unseren Vorstellungen ist das Weib nicht aus einer Rippe des ersten Mannes geschaffen worden, was auf morphologische Schwierigkeiten stößt, sondern der Mann selber war es, der im Lauf zahlloser Geschlechter durch natürliche Züchtung das Weib so sich erschuf, wie es ihm gefällt, und umgekehrt so das Weib sich den Mann. Dies nun nennen wir schön; man braucht aber nur einen Blick auf eine Rubens'sche und eine Titianische Venus zu werfen, vollends an die verschiedenen Menschenrassen zu denken, um zu erkennen, wie wenig selbst dies Schöne ein absolutes sei.

Einen Fall, in welchem es scheint, als lasse sich Schönheit noch am besten zergliedern, bietet die Schönheit dar, welche man die mechanische nennen kann; sie ist am wenigsten beachtet, weil zu ihrer Würdigung eine eigene Schulung des Auges gehört. Es ist die Schönheit, welche eine Maschine oder ein physikalisches Instrument besitzen kann, an welchen jeder Theil das richtige Maß, die richtige Gestalt und Lage für seine Verrichtung hat. Auf sie paßt allenfalls die Definition der unbewußten Vernunftmäßigkeit, denn hier läßt sich das Wohlgefallen mit Fug und Recht darauf zurückführen, daß wir, bei genügender Bildung, unbewußt inne werden, wie genau das Nöthige geschehen ist, um Festigkeit mit Leichtigkeit, und nach Bedürfniß mit Beweglichkeit zu möglichst vortheilhafter Kraftübertragung, ohne unnützen Aufwand an Stoff zu verbinden. Zwar ein Treibriemen erscheint weder schön noch unschön; aber da die Festigkeit einer Bläuelstange in der Mitte ihrer Länge am stärksten beansprucht wird, so gefällt es dem visus eruditus, sie von den Enden nach der Mitte zu angemessen anschwellen zu sehen. Diese Art von Schönheit ist natürlich erst neueren Ursprungs, und es verdient bemerkt zu werden, daß sie bei dem Bau unserer physikalischen

und Meß-Instrumente meines Wissens zuerst in Deutschland, nämlich von Georg von Reichenbach in München, verstanden und zum Princip erhoben wurde. Zu einer Zeit, wo aus den Münchener und Berliner Werkstätten schon Instrumente von vollendeter mechanischer Schönheit hervorgingen, kamen aus Frankreich und England noch solche zu uns, an welchen Säulchen mit gekünsteltem Profil und verschnörkelte Karnieße an die unreinen Formen in der Architektur und dem Mobiliar des Rococo's widerwärtig erinnerten.

Ich weiß nicht, welcher französische Mathematiker im vorigen Jahrhundert beim Anblick der St. Peters-Kuppel in Rom versuchte, sich Rechenschaft zu geben von dem Eindruck vollkommenster Befriedigung des Auges, welchen sie hervorbringt. Er maß die Krümmungen der Kuppel aus und fand, daß ihre Gestalt gerade die ist, welche unter den gegebenen Umständen nach den Regeln der höheren Statik das Maximum der Stabilität liefert. Unbewußt, durch sicheren Instinct geleitet, hat also Michelangelo an seinem Modell (die Kuppel wurde erst nach seinem Tode aufgeführt) eine Aufgabe gelöst, die ihm mit Bewußtsein kaum verständlich, ja zu seiner Zeit noch nicht einmal mathematisch zu behandeln gewesen wäre. Es scheint übrigens, als habe in diesem Falle die Schönheitsgleichung, so zu sagen, mehrere Wurzeln; denn es gibt mindestens noch eine andere Kuppelform, als deren Typus mir die des Val-de-Grâce in Paris vorschwebt, welche einen ebenso befriedigenden, wenn auch vielleicht nicht so erhebenden Eindruck macht, wie die Michelangelo's.

Hier greift, wie man sieht, die mechanische Schönheit in die Baukunst ein, und dies geschieht heute um so häufiger, je mehr die Eisenconstructionen der Neuzeit im Vergleich zu Steinbauten Gelegenheit geben, mechanische Schönheit zu entfalten. Das veränderte Material hat nach Anton Hallmann's Ausdruck eine veränderte Statik des Gefühles erzeugt.[7] In dem Eiffel-Thurme kämpft mechanische Schönheit mit plastischer Unschönheit, und hier offenbarte sie sich wohl zum ersten Male Vielen, die sonst nicht Gelegenheit hatten, ihre Wirkung zu empfinden. Gewiß entbehrt ihrer die neue Forth-Brücke nicht. Doch ist keine Frage, daß auch in den Steinbauten neben vielem Hergebrachten und gewohnheitsmäßig Wohlgefälligem das Gefallen an bestimmten Formen, an der zarten Schwellung und Verjüngung der dorischen Säule nach oben, ihrer Verbreiterung zum Echinus und Abacus, an dem Profil der architektonischen Glieder auf mechanischer Schönheit beruhe, und ebenso auf dem Vermissen ihres wohlthätigen Eindruckes der Widerwille, den die sinnlose Ornamentation des Barockstiles dem geläuterten Geschmack einflößt.

Sogar in den Gebilden der organischen Natur spielt mechanische Schönheit eine Rolle, ja bis zu dem Grade, daß Manches, was dem unerzogenen Auge Grauen erweckt, das geschulte Auge ergötzt und mit Bewunderung erfüllt. Sie ist es, welche der Anatom in der Bildung der Knochen, besonders der Gelenke, freudig erkennt; welche ihm noch aus anderen Gründen, als aus dem Gegensatz zu der Art, wie die Alten den Tod gebildet, einen Todtentanz abgeschmackt erscheinen läßt; welche schon Benvenuto Cellini, was ihm alle Ehre macht, am Skelet aufgefaßt hatte;[8] und welche, reichte nur unser Verständniß aus, bis ins Aquarium, ja bis unter das Mikroskop, jede organische Form uns verklären

würde. Selbst in dem Aufbau des Pflanzenleibes weist Hr. Schwendener die für die Organisation charakteristische, mit dem Material sparende Erhaltungsmäßigkeit nach, wovon wir beim Anblick eines breit wurzelnden, sein kräftiges Gezweig nach Luft und Licht ausstreckenden Eichenstammes wohl etwas verspüren.

Bei Beurtheilung von Thierformen, besonders von Rassethieren, kommt die mechanische Schönheit gleichfalls in Betracht. Ein Windhund und eine Dogge, ein Vollblutrenner und ein Brauerpferd von Barclay und Perkins, ein Southdown- und ein Merinoschaf, ein Algäuer Gebirgsrind und eine Holländer Milchkuh, sie alle sind schön, obgleich einige darunter, beispielsweise die Dogge und der Percherongaul, dem Nichtkenner vielleicht häßlich erscheinen: weil in allen der Typus der Art vollkommen zweckentsprechend umgewandelt ist.

Vermag nun auch die Wissenschaft, wie wir sahen, der Kunst das ihr zu Zeiten ausgehende Leben nicht einzuhauchen, ihr neuen Schwung nicht zu ertheilen, so kann sie ihr doch stets unschätzbare Dienste anderer Art leisten, indem sie ihre Einsichten mehrt, ihre technischen Mittel vervollkommnet, sie nützliche Regeln lehrt und sie vor Fehlern behütet. An so Rohes, wie Bereitung von Pigmenten oder Kunstgriffe beim Erzguß, denken wir hier um so weniger, als merkwürdiger Weise unsere heutigen Farben bekanntlich schlechter halten, als die einer ganz unwissenschaftlichen Vorzeit, und als unübertroffene Dünnwandigkeit ein Merkmal echtgriechischer Bronzestatuen abgibt. Auch kann es kaum nöthig sein, an die schon seit lange bekannten Vortheile dieser Art zu erinnern, welche wissenschaftliche Erkenntniß der Kunst verschafft hat. Die Linearperspective ist von den Künstlern selber, von Lionardo und Dürer, erfunden worden; die den antiken Malern, nach den Pompejanischen Narcissusbildern zu urtheilen, noch unbekannten Gesetze der Spiegelung, die Schattenconstructionen, haben sich angeschlossen. In der Darstellung des Regenbogens, der besser ungemalt bleibt, wurde, trotz den Belehrungen der Optik, viel und arg gesündigt. Die Statik lieferte die dem Bildhauer wichtigen Vorschriften der sogenannten Ponderation. Die Luftperspective verdankt wohl wieder mehr den Malern selber, vorzüglich nördlicherer Länder, ihre Ausbildung.

Die fortschreitende Wissenschaft hat aber diesen älteren Hülfsmitteln noch manches Bedeutende, wenn auch nicht so Grundlegende hinzugefügt, und mehrere Naturforscher, darunter solche ersten Ranges, haben sich angelegen sein lassen, die neuen Einsichten den Künstlern zugänglich zu machen. Zur richtigen Zusammenstellung der Farben wurden die großen Meister vergangener Jahrhunderte schon durch ihr Gefühl geleitet, wie, nach Johannes Müller, jederzeit auch geschmackvolle Frauen bei der Wahl ihrer Kleidung das Rechte trafen;[9] und die morgenländischen Teppichweber sind darin nicht zurückgeblieben. Allein der Sinn des so unbewußt Gelungenen konnte erst durchschaut werden, nachdem durch die älteren Darwin, durch Goethe, Purkinje, Johannes Müller und Andere die subjective Physiologie des Gesichtssinnes geschaffen war. Diese Dinge sind von unserem Mitgliede, Hrn. Ernst von Brücke, in seiner „Physiologie der Farben für die Zwecke des Kunstgewerbes" und seinen „Bruchstücken aus der Theorie der bildenden Künste"[10] mit solcher Sachkenntniß abgehandelt, wie sie nur das seltene Zusammentreffen der im Atelier seines Vaters erworbenen künstlerischen Bildung

mit seinem physiologischen Wissen ermöglichte. In Frankreich verfolgte Chevreul ähnliche Zwecke. Nicht minder stellte Hr. von Helmholtz seine tiefen physiologisch-optischen Einsichten in gemeinfaßlichem Vortrage in den Dienst der Kunst, die ihm auch über das Wesen der musikalischen Harmonie so reiche Aufschlüsse verdankt. Er klärte unter Anderem das Verhältniß auf, in welchem die Helligkeitsunterschiede der wirklichen Gegenstände zu denen stehen, über welche der Maler gebietet, und er wies auf die Mittel hin, deren dieser sich zu bedienen hat, um die daraus erwachsende Schwierigkeit zu besiegen.[11] Durch die Nachahmung der von ihm in ihrer wahren Bedeutung erkannten Irradiation, eines Fehlers unserer Gesichtswahrnehmungen, ist der Maler sogar in Stand gesetzt, den blendenden Eindruck der Sonnenscheibe vorzutäuschen; wovon das Castell Gandolfo von Roqueplan in der Raczynski'schen Galerie ein durch seine Kühnheit interessantes Beispiel bietet.

Die Vorstellung der Sterne als Sterne, nach denen die Ordenssterne gebildet und die Seesterne genannt werden, beruht gleichfalls auf Fehlern unserer Augen, da die Sterne am Himmel nur leuchtende Punkte ohne Strahlen sind, wie auch einige bevorzugte Augen sie sehen. Der Heiligenschein jedoch, das Phosphoresciren heiliger Köpfe, welches in die Nacht des Correggio auf das ganze Christuskind sich erstreckt und die Scene objectiv beleuchtet, hat hiermit nichts zu thun. Eine Art ihn darzustellen, sofern er nicht ganz freiem Spiel der Phantasie entsprang, läßt sich nach Hrn. Exner vielleicht auf den Lichtkranz zurückführen, welchen man im Sonnenschein auf bethauter Wiese um den Schatten des eigenen Kopfes sieht.[12]

Durch einen anderen Fehler des menschlichen Auges, den Astigmatismus, dessen höhere Grade, wie die Kurzsichtigkeit, schon der Pathologie angehören, konnte Hr. Richard Liebreich gewisse lange ganz unbegreiflich gebliebene Eigenheiten erklären, welche die letzten Werke des ausgezeichneten englischen Landschaftsmalers Turner entstellen.[13] Einem heutigen Augenarzte wäre es leicht gewesen, ihn durch eine wagerechte Cylinderlinse einigermaßen davor zu schützen. Die altbekannte, aber erst in unseren Tagen genauer ergründete Farbenblindheit ist noch ein anderer, sehr häufiger Fehler unseres Auges, dem am Ohre der Mangel an Unterscheidungsvermögen für die Tonhöhe entspricht. Ein farbenblinder Maler ist vielleicht nicht so undenkbar wie ein Musiker ohne Gehör; beide werden nichts Erfreuliches zu Stande bringen, und zu helfen ist Keinem von Beiden.

Die Grenzen zu ziehen, jenseit welcher optische Kenntnisse dem Künstler nichts mehr nützen können, möchte nicht gut angehen. Die Gesetze der Augenbewegungen zu kennen, zu wissen, worin das Sehen in die Nähe von dem in die Ferne sich unterscheidet, Johannes Müller's Bemerkungen über den menschlichen Blick aus seiner Jugendschrift über die „vergleichende Physiologie des Gesichtssinnes" sich anzueignen, wird keinen Maler gereuen. Doch ist zuzugestehen, daß er ein Auge vortrefflich malen könne, ohne je von den Sanson'schen Bildchen gehört zu haben, auf denen der sanfte Glanz eines milden, wie das wilde Feuer eines zornig dareinschauenden Auges beruht; ganz wie der Landschafter den blauen Himmel auf seine Leinwand nicht besser übertragen wird, wenn er gelernt hat, die Jahrtausende lang unbemerkt gebliebenen, seit Haidinger's Entdeckung den

Physiologen vertrauten gelben Büschel in jedem durch die Sonne gelegten größten Kreise der Himmelskugel zu erkennen.

Dagegen in der viel umstrittenen Frage nach der Polychromie der antiken Statuen und Bauwerke und nach der Zweckmäßigkeit sie nachzuahmen, hat man, wie mir scheint, eine Bemerkung der Physiker bisher nicht genug beachtet. Es ist die, daß in sehr starker Beleuchtung alle Farben weißlich werden, so daß an dem unmittelbar im Fernrohre betrachteten Sonnenspectrum fast jeder Farbeneindruck schwindet; nur am rothen Ende bleibt noch ein hellgelber Schimmer bestehen.[14] Indem die Farben weißlich werden, mindert sich ihr greller Gegensatz, sie fließen mehr harmonisch in einander. Daher unter freiem Himmel der feuerrothe Rock der Contadina, der auf Hrn. Oswald Achenbach's Campagna-Bildern fast so bezeichnend wiederkehrt wie auf Wouwerman's kriegerischen Scenen der Schimmel, keinen das Auge verletzenden Eindruck macht. Unter dem leuchtenden griechischen Himmel, auf der Akropolis, in der Poikile, mochten die mehr oder minder grell bemalten Architekturen und Bildsäulen einen gefälligen Anblick gewähren; im grauen nordischen Lichte, vollends in geschlossenen Räumen sind sie nicht glücklich angebracht.

Von einer anderen Seite her hat Wheatstone der zeichnenden und malenden Kunst eine werthvolle Bereicherung ihrer Einsichten verschafft, indem sein Stereoskop den Unterschied klarlegte, der das binoculare Sehen näherer Gegenstände grundsätzlich auszeichnet vor dem monocularen Sehen, wie auch vor dem binocularen Sehen so entfernter Gegenstände, daß der Abstand der Augen gegen ihren Abstand verschwindet. Ein körperlicher Eindruck entsteht immer nur, wenn jedes der beiden Augen von dem Gegenstande eine verschiedene Ansicht erhält, und zwar dadurch, daß die beiden Ansichten zu einem einzigen, eben dem körperlichen Eindruck verschmelzen. Daher der Maler die Tiefendimension nur durch Abschattirung und Luftperspective auszudrücken, nie jedoch eine wahrhaft körperliche Erscheinung auf seiner Bildfläche zu erzeugen vermag. Während dann Wheatstone's Pseudoskop ein menschliches Gesicht unerhörter Weise concav zeigt, vergrößert das Helmholtz'sche Telestereoskop gleichsam den Abstand der Augen, und löst ohne Luftperspective die ferne Baum- oder Bergwand in ihre verschiedenen Gründe auf. Das Stereoskop mit beweglichen Bildern aber bestätigt die von dem alten Dr. Robert Smith herrührende Deutung des vielbesprochenen Umstandes, daß Mond und Sonne am Horizont um fast zwei Zehntel ihres Durchmessers größer erscheinen als im Zenith, und führt das Räthsel darauf zurück, weshalb wir die Himmelswölbung als Uhrglas statt als Halbkugel sehen.

Von noch ungleich größerer Bedeutung für die bildenden Künste sollte jedoch die fast zu gleicher Zeit mit dem Stereoskop entstandene Photographie werden. Della Porta's reizende Bilder festzuhalten, hatte wohl Künstlern wie Physikern stets als ideales, und seit Entdeckung des Chlorsilbers auch nicht mehr ganz unerreichbares Ziel vorgeschwebt. Man muß Daguerre's Erfindung, Arago's Bericht darüber in der Deputirtenkammer erlebt haben, um die Begeisterung nachempfinden zu können, mit der sie die Welt erfüllte. Daguerre's umständliches und nur beschränkt anwendbares Verfahren wurde bald durch das im Wesentlichen noch heute übliche in Schatten gestellt. Doch verdient es vielleicht

aufbewahrt zu werden, daß, als die ersten, freilich noch unvollkommenen Talbotypien aus England zu uns gelangten, Niemand deren unermeßliche Zukunft vorhersah, vielmehr das Verlassen der Silberplatte für ein mit dem Silbersalz imprägnirtes Papier mit Kopfschütteln aufgenommen und als Rückschritt betrachtet wurde.

So betrat die Photographie ihre wunderbare Siegesbahn. Der Kunst gegenüber hielt sie alsbald, was Arago in ihrem Namen versprochen hatte. Nicht allein erleichterte sie die Arbeit des Architektur-, Intérieur- und Vedutenmalers, und machte, sogar für Rundsichten, die Camera clara überflüssig, sondern sie gab auch vielfach nützliche Fingerzeige in Betreff von Licht und Schatten, Reflexen und Halbdunkel, und überhaupt der Art, körperliche Gebilde in einer Ebene möglichst naturgetreu hervortreten zu lassen. Es wäre für einen in beiden Richtungen Urtheilsfähigen wohl ein würdiges Geschäft, zu untersuchen, welchen Antheil an der Entstehung der neueren Malerschulen, der Manier der Impressionisten, der Hell- und Freilichtmaler die Photographie gehabt hat. Den Landschafter lehrte sie dann, Felsen mit geologischer, Pflanzenwuchs mit botanischer Treue wiedergeben, und Gletscher darstellen, was noch kaum versucht, jedenfalls nicht gerathen war. Das Bild der Wolken hielt sie fest, wenn es ihr auch dazu etwas an Ueberblick des Himmels fehlte. Endlich den Bildnißmaler unterstützte sie, ohne seinen Neid zu erregen, denn indem sie nur einen einzelnen, oft langweilig gespannten Ausdruck auffing, war sie seiner Aufgabe nicht gewachsen, ein mittleres Bild des Menschen herzustellen, und die ungefällig starre photographische Physiognomie wurde fast sprichwörtlich für ein schlechtes Porträt. Aber sie lieferte ihm doch in vielen Fällen eine unersetzliche, wenn auch von ihm erst künstlerisch zu belebende Unterlage.

Allein die neuere Gestaltung der Bildnißphotographie ist geeignet, die Aufmerksamkeit des Künstlers in mehrfacher Beziehung zu beanspruchen. Die Augenblicksphotographie faßt Gesichtsausdrücke und Stellungen während eines so kurzen Zeitraumes auf, daß sie dadurch wieder gut macht, was sie in Bezug auf den mittleren Ausdruck entbehren läßt, und so zu höchst werthvollen Wahrnehmungen führt. Duchenne und Darwin[15] haben die Lehre vom Gesichtsausdruck in den Leidenschaften neugeschaffen, ersterer, indem er durch elektrische Reizung der Gesichtsmuskeln die verschiedenen Ausdrücke nachahmte, letzterer, indem er ihrer phylogenetischen Entwickelung in der Thierreihe nachging. Beide haben den Künstler mit photographischen Abbildungen solcher Gesichtsausdrücke beschenkt, neben welchen die demselben Zwecke dienenden Vorlegeblätter der Kunstschulen völlig veraltet erscheinen. Seitdem ist der englische Anthropologe Mr. Francis Galton auf den Gedanken gekommen, photographisch eine Aufgabe zu lösen, welche dem Künstler gerade so unzugänglich war, wie dem Photographen die Wiedergabe des mittleren Gesichtsausdruckes einer Person, nämlich die mittlere Gesichts- und Schädelbildung einer hinreichenden Anzahl von Menschen von gleichem Alter, Geschlecht, Beruf, gleicher geistiger Bildungsstufe oder krankhafter Anlage, oder von gleichen verbrecherischen Neigungen in Einem typischen Bilde zusammenfassen. Dies geschieht, indem auf demselben Negativ die schattenhaften Bilder der Gesichter gleicher Kategorie zur Deckung gebracht werden.[16] Professor

Bowditch von der Harvard Medical School in Boston hat auf diese Art das mittlere Bildniß oder den Typus von amerikanischen Studenten und Studentinnen, von Pferdebahnkutschern und -Schaffnern aufgenommen. Im letzteren Falle ist sehr deutlich, wie der Schaffnertypus den Kutschertypus an geistigem Ausdruck überragt. Das wäre etwas für Lavater und Gall gewesen.

Abermals drängt sich hier die Pathologie in den Dienst der bildenden Kunst. Hr. Charcot hat in den photographisch festgehaltenen krampfhaften Stellungen und Gesichtsverzerrungen der Hysterischen die classischen Darstellungen von Besessenen wiedererkannt.[17] Am merkwürdigsten ist wohl, den sonst nur im Idealen weilenden Rafael auf seiner Transfiguration bei der Figur des besessenen Knaben so realistisch verfahren zu sehen, daß man aus der Magendie'schen Augenstellung des Kranken mit einiger Sicherheit ein centrales Leiden diagnosticiren kann. Damit stimmt es, daß, wie neulich in New York bemerkt wurde, seine linke Hand in athetoidem Krampf begriffen ist.[18]

Noch nach einer anderen Seite hat die Entwickelung der Photographie der Kunst lehrreiche Aufschlüsse gewährt. Im Jahre 1836 stellten die Gebrüder Wilhelm und Eduard Weber in ihrem berühmten Werk über die „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" einen gehenden Menschen in den theoretisch erschlossenen Stellungen dar, welche er während der Dauer eines Schrittes folgweise einnehmen muß. Dabei zeigte sich das Sonderbare, daß zwar zu Anfang und zu Ende des Schrittes, wo der Mensch eine kurze Zeit auf beiden Füßen ruht, die Abbildung vollkommen so aussah, wie schon immer die Maler gehende Menschen dargestellt hatten, daß aber in der Mitte des Schrittes, wo das sogenannte Spielbein am Standbein vorbeipendelt, der fremdartigste, ja lächerlichste Anblick sich darbot; der Mensch schien, wie ein betrunkener Dorfmusikant, über seine eigenen Füße zu stolpern, und nie hatte Jemand einen gehenden Menschen in solcher Lage gesehen. Die Gebrüder Weber schlagen auf der letzten Seite ihres Werkes vor, die Richtigkeit ihrer schematischen Zeichnungen mit Hülfe der stroboskopischen Scheiben von Stampfer und von Plateau zu prüfen, und zwar in Gestalt des Horner'schen Daedaleums,[19] welches uns sonderbarer Weise als eine Neuigkeit aus Amerika unter dem Namen „Zoëtrop", oder wohl gar „Vivantoskop" wiedergekehrt ist; doch erhellt nicht klar, ob ihr Vorschlag ausgeführt wurde.

Hr. Wilhelm Weber hat aber erlebt, daß nach fast einem halben Jahrhundert die Augenblicksphotographie ihm und seinem Bruder vollkommen Recht gab. Mr. Eadweard Muybridge in San Francisco wandte sie auf Veranlassung von Mr. Stanford 1872 zuerst an, um die auf einander folgenden Stellungen von Pferden in verschiedenen Gangarten aufzufassen. Dabei zeigte sich dasselbe wie an den Weber'schen schematischen Zeichnungen: es kamen Bilder zum Vorschein, wie sie in Wirklichkeit Niemand gesehen zu haben glaubte.[20] Auf Straßenscenen, Aufzüge u. dgl. m. gerichtet, fing die Camera häufig Bilder von Menschen in ebenso wunderlichen Stellungen auf, wie die, welche die Gebrüder Weber ihnen aus theoretischen Gründen ertheilt hatten. Nicht anders verhält es sich mit den erstaunlichen Reihen von Bildern eines fliegenden Vogels

während eines Flügelschlages, die Hr. Marey mittelst seiner photographischen Flinte erzielt hat.[21]

Die Erklärung ist bekanntlich gewesen, daß wir, wenn ein Gegenstand mit periodisch veränderlicher Geschwindigkeit sich bewegt, einen stärkeren und dauerhafteren Eindruck in den Lagen erhalten, in welchen er länger verweilt, einen schwächeren und flüchtigeren in den Lagen, die er schnell durchläuft. Auch ohne dies Gesetz zu kennen, wird kein Maler die Schwarzwalder Uhr in einer Bauernstube mit senkrecht herabhängendem Pendel darstellen, da jeder Beschauer fragen würde, warum die Uhr stehe. Weil nämlich das Pendel, wenn es auf einer Seite ausgeschwungen hat und zur Umkehr sich anschickt, nothwendig einen Augenblick stillesteht, prägt sich uns diese abgelenkte Lage stärker ein, als die, wo das Pendel mit dem Maximum der Geschwindigkeit durch seine Gleichgewichtslage hindurchgeht. Ganz ebenso ist es mit den abwechselnd pendelnden Beinen des gehenden Menschen; in der Stellung, wo er auf beiden Beinen ruht, verharrt er länger als in jeder anderen, am kürzesten in der, wo das Spielbein am Standbein vorbeischwingt. Die letztere Stellung und die ihr benachbarten machen uns deshalb so gut wie gar keinen Eindruck, wir stellen uns einen gehenden Menschen vor, und der Maler stellt ihn demgemäß dar, in der Stellung, wo er zwischen zwei Schritten den Boden mit beiden Füßen berührt.

Bei dem Schnelllauf des Pferdes ereignet sich aber noch etwas Besonderes. In wie dicht gedrängten Augenblicken man auch das Pferd aufnehme, nie erhält man das gewohnte Bild eines wettrennenden oder jagenden Pferdes, wie es in den besonders aus England uns zukommenden und zur Zeit der Rennen und Hetzjagden an den Schaufenstern der Bilderläden ausgehängten Darstellungen zu sehen ist, und wie es uns in der That beim Anblick so bewegter Pferde in die Augen fällt. Darin unterscheidet sich der Fall von dem am Menschen, wo unter den zufällig oder methodisch gewonnenen Bildern neben den mit bloßem Auge, so zu sagen, nie gesehenen auch solche vorkommen, welche dem gewohnten Anblick gehender Menschen entsprechen. Der Unterschied beruht darauf, daß am wettrennenden Pferde der Augenblick, in welchem die vorgestreckten Vorderbeine länger verweilen, nicht zusammenfällt mit dem, in welchem dies die nach hinten gestreckten Hinterbeine thun. Dem Auge prägen sich diese beiden Lagen vorzugsweise ein und verschmelzen zu dem herkömmlichen Bilde des Wettrenners, die Augenblicksphotographie faßt ihr Nacheinander auf.

Eine illustrirte amerikanische Zeitung brachte 1882 das Bild eines Jagdrennens mit Hindernissen, wo alle Pferde in lauter wirklichen, den Muybridge'schen Photographien entlehnten Stellungen erscheinen, wie nur die schnellempfindliche Platte sie sieht. Hr. Professor Eder in Wien hat uns in einer Schrift über Momentphotographie diese finnreiche Skizze zugänglich gemacht,[22] und ein seltsamerer Anblick läßt sich nicht denken. Indem aber die Reihe der in hinreichend kleinen Zwischenräumen aufgenommenen Bilder eines periodisch bewegten Gegenstandes entweder im Daedaleum dem Auge dargeboten, oder indem im Vorüberfluge ein jedes Bild bei seinem Erscheinen einen Augenblick beleuchtet, auch wohl projicirt wird, läßt sich der ursprüngliche Gedanke der Gebrüder Weber verwirklichen, die gleichsam in Differentialbilder zerlegte periodische Bewegung wieder

zum Gesammteindruck zu integriren, und auch so die Richtigkeit der scheinbar falschen Bilder zu beweisen. Letzteres Verfahren ist von Mr. Muybridge selber in seinem „Zoopraxiskop“, unter uns von Hrn. Ottomar Anschütz, der die Augenblicksphotographie mit außerordentlichem Geschick handhabt, in seinem „elektrischen Schnellseher“ ins Werk gesetzt worden. Bei beiden Versuchsweisen sieht man Menschen und Pferde wieder verständig gehen, laufen, springen; doch ist dazu etwas zu bemerken. Da nämlich die Dauer des Vorüberganges einer der Spalten des Daedaleums am Auge oder der Beleuchtung des gerade sichtbaren Bildes für alle Bilder dieselbe ist, so kommt der Gesammteindruck der Bewegung doch etwas anders zu Stande, als beim Anblick des bewegten Gegenstandes selbst. Daß die Stellung, wobei die beiden Füße des gehenden Menschen aufstehen, dennoch im Eindruck vorwiegt, rührt daher, daß in der Nähe dieser Stellung die Bewegung der Beine langsamer wird, so daß ihre hier dichter wiederkehrenden Bilder nahezu sich decken.

Die Reihen von Augenblicksbildern eines Athleten während einer angestrengten Handlung, welche Mr. Muybridge und Hr. Anschütz aufgenommen haben, sind an sich für den Darsteller des Nackten ein reicher Quell der Belehrung. Hrn. Anschütz' „Schnellseher“ zeigt uns den Speer-, den Discuswerfer in den verschiedenen Stadien ihres gewaltsamen Schwunges; man sieht ihre Muskeln an- und abschwellen, bis zuletzt das der Hand entflogene Geschoß noch im Bilde erscheint: denn es kann sich nicht schneller bewegen als die Hand im Augenblick, wo sie es entließ. Ebenso nützlich werden sich dem Thiermaler die von Hrn. Anschütz allerlei Haus- und wilden Thieren glücklich abgewonnenen Augenblicksbilder erweisen.

Selbst auf im Sturm brandende Wellen ist die Augenblicksphotographie, wie Jedermann weiß, mit überraschendem Erfolge angewandt worden. Doch müßte bei Benutzung solcher Bilder der Seemaler nicht vergessen, daß unser Auge auch die Wellen nicht so zu sehen vermag, wie die schnellempfindliche Platte es thut, und daß er dabei leicht in den Fall käme, uns von den Wellen ein in gewisser Beziehung ebenso unrichtiges Bild vorzuführen, wie das der scheinbar stehenden Uhr oder des über seine Füße stolpernden Menschen.

Endlich die hergebrachte Art den Blitz als feuriges Zickzack zu gestalten, ist, wie Mr. Shelford Bidwell ganz kürzlich gezeigt hat, nach Aussage von zweihundert Augenblicksphotographien ebenso falsch wie die hergebrachten Bilder wettrennender Pferde. Mr. Eric Stuart Bruce versucht zwar, die Zickzackblitze der Künstler zu retten, indem er darin den Reflex an Cumuluswolken erkennen will; man versteht indessen nicht, wie dadurch ein scharfes spitzwinkliges Zickzack entstehen könne.[23]

Uebrigens hat Hr. von Brücke in einem besonderen Aufsatz die Regeln entwickelt, die sich aus dem Allen für „die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste“[24] ergeben, und, gleich den Gesetzen der Farbenzusammenstellung, von den Meistern stets schon unbewußt befolgt wurden. Von der Photographie in natürlichen Farben, von der Künstler und Laien noch immer träumen und Großes hoffen, ist leider nicht bloß für die nächste Folgezeit, sondern aus theoretischen Gründen, welche die Erfahrung schwerlich Lügen strafen wird, auch

für alle Zukunft so gut wie nichts zu erwarten. Ob nicht die Photographie auf die vervielfältigenden Künste, Kupferstich, Steindruck, Holzschnitt dadurch ungünstig einwirke, daß sie in immer weiterem Umfang an ihre Stelle sich setzt, steht dahin. So groß ist ja ihre Treue, daß sie die Original-Handzeichnungen der alten Meister in gewissem Sinne entwerthet, indem sie sie zum Gemeingut macht.

Sollte man es nun aber für möglich halten, daß es nicht ganz überflüssig erscheine, hier noch von dem Nutzen zu sprechen, den das Studium der Anatomie dem Künstler gewährt? Hat denn nicht der Borghesische Fechter dazu geführt, anatomische Mysterien der griechischen Künstler zu vermuthen, als das einzige Mittel, wodurch ihnen eine so vollkommene Nachbildung des nackten männlichen Körpers gelingen konnte? Hat nicht Michelangelo durch jahrelange anatomische Studien sich die ausreichende Kenntniß für die unerhörte Kühnheit seiner Körperstellungen und Verkürzungen erworben, welche bis auf den heutigen Tag der Gegenstand bewundernder Betrachtung für Anatomen wie Hr. Henke und Hr. von Brücke blieben?[25] Sind nicht überall, wo die Kunst einer geordneten Pflege genießt, staatlicherseits Veranstaltungen getroffen, um ihren Jüngern Gelegenheit zu geben, an der Leiche sich den Blick zu schärfen für das was sie am Lebenden unter der Haut sehen lernen sollen? Sind nicht hier in Berlin nacheinander drei spätere Mitglieder dieser Akademie mit diesem Lehrauftrage betraut gewesen? Endlich besitzen wir nicht vortreffliche, für den Gebrauch von Künstlern eigens bearbeitete Lehrbücher der Anatomie?

Allein der angesehenste englische Kunstschriftsteller unserer Tage, der einen gesetzgeberischen Ton anstimmt wie kein Lessing, und der in seinem Vaterlande wie ein Lessing Verehrung und Ruhm genießt, Mr. Ruskin, untersagt in seinen an der Kunstschule zu Oxford gehaltenen Vorlesungen „über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Kunst" seinen Schülern ausdrücklich die Beschäftigung mit Anatomie. Gleich in der Vorrede beklagt er den verderblichen Einfluß, den die Anatomie auf Mantegna und Dürer geübt habe, im Gegensatz zu Botticelli und Holbein, die sich davon frei gehalten hätten. „Das Studium der Anatomie," sagt er später wörtlich, „ist zerstörend für die Kunst, es ist nicht bloß hindernd, sondern auch entwürdigend;" es führe dazu, daß der Maler, wie es Dürer ergangen sei, im Gesichte nur noch den Schädel sehe und abbilde. Der Künstler „soll sich von Thieren jede mögliche Vorstellung bilden, nur eine nicht, die des Fleischers. Nie darf er an sie als aus Knochen und Fleisch bestehend denken."[26]

Es wäre Vergeudung von Zeit und Mühe, ausführlich solche Irrlehre zurückweisen und darlegen zu wollen, eine wie unentbehrliche Stütze der Künstler überall in der Anatomie findet, ohne welche er wie im Nebel tappt. Es ist ganz schön, sich auf sein Auge zu verlassen, aber doch noch besser begriffen zu haben, beispielsweise worin das weibliche Skelet vom männlichen sich unterscheidet; weshalb bei gestrecktem Beine die Kniescheibe der Richtung des Fußes folgt, bei gebeugtem Beine nicht; weshalb bei supinirter Hand die Seitenansicht des Oberarmes eine verschiedene wird von der in der Pronation; weshalb die Falten und Runzeln der Gesichtshaut wegen der darunter liegenden Muskeln gerade so und nicht anders verlaufen. Der Camper'sche Gesichtswinkel, wenn auch für höhere

Zwecke durch Hrn. Virchow's Sattelwinkel entthront, eröffnet doch eine Fülle von Einsichten. Wie ohne Kenntniß des Schädels eine Stirn richtig modellirt, eine Stirnbildung wie die des Jupiters von Otricoli oder des Hermes verstanden werden könne, ist unfaßbar. Natürlich kann mit phantastischer Hervorhebung anatomischer Formen Mißbrauch getrieben werden, wie dies bei Michelangelo's Nachfolgern vielfach bemerkt wird; doch kann es wider diese Michelangeleske Manier gerade kein besseres Gegenmittel geben, als das ernste Erkennen des Wirklichen. Endlich ein wenig vergleichende Anatomie schützt vor solchen Fehlern, wie, was einem hochberühmten Meister begegnete, einem Pferde durch Knickung des Oberschenkels ein Gelenk zuviel in seinem Hinterbeine zu machen, oder, wie man es an der Fontaine Cuvier beim Jardin des plantes zur Belustigung der Naturforscher sieht, ein Krokodil seinen steifen Hals soweit zurückbiegen zu lassen, daß die Schnauze die Weiche des Thieres berührt.

Man staunt allerdings weniger über Mr. Ruskin's Urtheil, wenn man erfährt, daß er auch das Studium des Nackten mit dem gleichen Bann belegt, wie das der Anatomie. Es solle sich nicht weiter erstrecken, als Gesundheit, Sitte und Anstand die Entblößung des Körpers gestatten, wodurch freilich der Nutzen der Anatomie etwas eingeschränkt wird. Es ist nur gut, daß Anstand, Sitte und Gesundheit bei den Hellenen in dieser Beziehung mehr Freiheit zuließen, als in England. Glücklicherweise hat uns die Englische Abtheilung der Jubelausstellung vor vier Jahren Gelegenheit gegeben, uns zu überzeugen, daß Mr. Ruskin's gefährliche Paradoxien noch nicht durchgedrungen sind, und uns erlaubt, sie über Mr. Alma Tadema's und Mr. Herkomer's herrliche Gaben zu vergessen. Mr. Walter Crane's köstliche Bilderreihen, die Zierde unseres Büchertisches, sind wohl auch nicht ohne einige Auflehnung gegen Mr. Ruskin's sinnlose Doctrin entstanden.

In denselben Vorlesungen erhebt sich Mr. Ruskin mit äußerster Heftigkeit gegen die Descendenz- und Selectionstheorie, und gegen den darauf gestützten Tadel der künstlerischen Gebilde, welche Wirbelthiere mit mehr als vier Extremitäten vorstellen. Er sagt: „Ist ein mehr willkürliches oder mehr der Begründung entbehrendes Gesetz denkbar? Wie fest auf drei Füßen stehende Thiere könnte es gegeben haben! wie symmetrisch strahlende fünffüßige! wie sechsflüglig beschwingte! wie vorsichtig aus sieben Köpfen um sich schauende! Wäre der Darwinismus wahr gewesen, so hätten wir Menschen längst mit unserem thörichten Denken uns statt Eines Kopfes deren zwei angeschafft, oder über unserem sehnsüchtigen Herzen hundert begehrliche Arme und zugreifende Hände ausgestreckt, und uns in Briareische Kephalopoden verwandelt."[27]

Danach ist klar, daß dieser falsche Prophet keine Ahnung von dem hat, was wir in der Morphologie einen Typus nennen. Kann es nöthig sein, es Sir Richard Owen's und Professor Huxley's Landsmann vorzuhalten: Jedes Wirbelthier hat zur Grundlage seines Körpers, daher es so heißt, eine Wirbelsäule, vorn zum Schädel sich entfaltend, hinten zum Schwanze verkümmernd; vorn und hinten umgeben von zwei Knochenringen, dem Schulter- und dem Beckengürtel, von welchen die vorderen und die hinteren Extremitäten, gesetzmäßig gegliedert, herabhängen. Daß die Palaeontologie nie eine Wirbelthierform aufgedeckt hat,

welche aus diesem Typus sich entfernte, ist gerade ein schlagender Grund für die Abstammungslehre und gegen die Annahme wiederholter Neuschöpfungen; denn es ist nicht einzusehen, weshalb eine frei schaffende Macht sich solche Beschränkung auferlegen sollte. So wenig weicht Natur von dem einmal gegebenen Typus ab, daß die Teratologie sogar die Mißgeburten darauf zurückführt. Nicht diese sind wahre Monstra; nicht einmal die mit nur einem Auge mitten in der Stirne, in welchen Hr. Exner das Urbild der Kyklopen sucht, da denn Flaxman sicher mit Unrecht dem Polyphem drei Augen, neben den beiden normalen, aber blinden, noch ein drittes in der Stirne, zuertheilt hat. Sondern wahre Monstra sind die in der Jugend der Kunst von einer ungezügelten Einbildungskraft erfundenen, ursprünglich aus dem Orient stammenden Flügelgestalten: die Stiere von Nimrûd, die Harpyien, der Pegasus, die Sphinx, der Greif; die Artemis, die Psyche, der Notos vom Windethurm, die Victorien, die Engel des semitisch-christlichen Vorstellungskreises. Das dritte Paar Extremitäten (bei Hesekiel kommt sogar ein viertes vor) ist nicht allein paratypisch, sondern auch mechanisch sinnlos, da es an Muskeln zu ihrer Bewegung fehlt. Mit glücklichem Tacte hat Schiller im Kampf mit dem Drachen vermieden, das Ungeheuer mit den üblichen Flügeln auszustatten, welchem dann Retzsch in seinen Umrissen eine vergleichend anatomisch immerhin so mögliche Gestalt ertheilte, daß man den Plesiosaurus oder den Zeuglodon wiedergekehrt und zum Landthier geworden vor sich zu haben meint.

An die Flügelgestalten schließen sich, als ähnliche Greuel, die Kentauren mit zwei Brust- und Bauchhöhlen und doppelten Eingeweiden, der Kerberos und die Hydra mit einer Mehrzahl von Köpfen auf mehrfacher Halswirbelsäule, die warmblütigen Hippokampen und Tritonen, deren Körper, ohne hintere Extremitäten, in den eines kaltblütigen Fisches endet, woran schon Horaz Anstoß nahm. Hätten sie wenigstens eine wagerechte Schwanzflosse, so könnte man in ihnen eine Art Walthiere erblicken. Eher sind noch zu ertragen die bocksfüßigen Faunen, deren Hörner, spitze Ohren und Hufe unser Teufel geerbt hat, dessen Drohungen deshalb, in Franz von Kobell's witzigem Apolog, Cuvier als die eines harmlosen Pflanzenfressers verspottet. Die heraldischen Thiere, wie Doppeladler und Einhorn machen keine künstlerischen Ansprüche, und geschichtliche Berechtigung schützt sie vor der verdienten Kritik.

Es ist ein sehr merkwürdiges Beispiel der Biegsamkeit unseres Schönheitssinnes, daß wir, auch getränkt mit den Grundsätzen der Morphologie, durch einige dieser Mißgeschöpfe, wie die Flügelgestalten der Nike, der Engel, unser Auge nicht mehr beleidigt fühlen, und es wäre vielleicht pedantisch, jedenfalls wohl vergeblich, den Künstlern diese althergebrachten, mehr sinnbildlichen Darstellungen untersagen zu wollen, von denen übrigens die größten Meister der besten Zeiten nur einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht haben. Doch hat solche Duldung ihre Grenzen. Die Giganten in unserer Gigantomachie, deren Oberschenkel auf halber Länge sich in Schlangen verwandeln, die also, statt auf zwei Beinen, auf zwei in Köpfe auslaufenden Wirbelsäulen stehen, mit besonderem Gehirn, Rückenmark, Herzen und Darmkanal, besonderen Lungen, Nieren und Sinnesorganen — sie sind und bleiben dem morphologisch gebildeten Auge ein unausstehlicher Anblick, und beweisen, daß, wenn die Pergamenischen Bildhauer an technischem Vermögen

ihre Vorgänger in der Perikleischen Zeit übertrafen, sie an künstlerischem Feingefühl ihnen nachstanden. Sie waren vielleicht zu entschuldigen, sofern Ueberlieferung sie band, die Giganten durch Schlangenbeine zu kennzeichnen. Die Hippokampen und die Tritonen mit Pferdebeinen und doppeltem Fischschwanz, welche das Geländer unserer Schloßbrücke verunzieren, rühren her aus einer Zeit, wo die Antike noch uneingeschränkt herrschte, und die morphologischen Anschauungen noch weniger Gemeingut waren als heute. Deshalb mag Schinkel verziehen sein, der jene Unthiere, wenn nicht selber erfunden, doch sicher gutgeheißen hat, wie ihm auch Flügelpferd und Greife auf der Zinne des Schauspielhauses zuzuschreiben sind. Aber im Innersten empört es uns, wenn ein gefeierter Maler der Gegenwart solche vom Unterleib ab in fette, silberglänzende Lachse auslaufende Unholde und Unholdinnen, die Naht zwischen Menschenhaut und Schuppenkleid spärlich bemäntelnd, craß realistisch auf Klippen sich wälzen oder in der See umherplätschern läßt. Die Menge staunt dergleichen blaue Meerwunder als geniale Schöpfungen an; welch ein Genie muß dann erst der Höllen-Breughel gewesen sein.

Sonderbar genug: die Urmenschen in den Höhlen des Périgord, Zeitgenossen des Mammuths und des Bisamochsen in Frankreich, die Buschmänner, deren Malereien Hr. Fritsch entdeckte,[28] haben nur ihnen bekannte Thiere möglichst getreu abgebildet, während die vergleichsweise so hoch civilisirten Azteken in scheußlichen Erfindungen alles Orientalische hinter sich ließen. Fast scheint es, als gehöre zum Ungeschmack eine gewisse mittlere Bildung.

Für den anatomischen Unterricht an Kunstschulen ergibt sich aus dem Obigen, daß er nicht auf Osteologie, Myologie und Bewegungslehre des Menschen sich beschränken, sondern auch sich bemühen solle, den Schülern, was gar nicht so schwer ist, die Grundbegriffe der Wirbelthier-Morphologie beizubringen.

Sache der Botaniker wäre es, die Verstöße gegen die Gesetze der Pflanzenmetamorphose aufzudecken, welche ihnen in den der Antike entlehnten Akanthus-Arabesken, Palmetten, Rosetten, Gewinden unstreitig vielfach entgegentreten. Doch können aus naheliegenden Gründen diese Verstöße den Pflanzenkundigen so peinlich nicht berühren, wie den vergleichenden Anatomen die schon einer gesunden Sinnlichkeit widerstrebenden Mißbildungen von Menschen und Thieren. Uebrigens hat sich in neuerer Zeit in der Pflanzenornamentik ein heilsamer Umschwung vollzogen. Indem die Renaissance die Gothik durch die Antike verdrängte, hatte sie zu einer Verarmung der Kunst an ornamentalen Motiven geführt. Der Reichthum der Erfindung, die naive Naturbeobachtung, von welchen die Reihe der Capitäle in manchem Kreuzgange zeugt, wichen allmälig einem gegebenen Schematismus, dem nichts Wirkliches mehr zu Grunde lag. Wie aber Rauch in Carrara, anstatt an dem Adler einer Jupiterstatue, an einem zufällig dort gefangenen Goldadler Studien für die Adler an seinen Denkmälern machte, so begann um die Mitte des Jahrhunderts das Kunstgewerbe sich von jenem todten Schematismus loszusagen, und Naturtreue mit Schönheit verbindend sich wieder der Beobachtung und Stilisirung der uns umgebenden lebendigen Pflanzenwelt zuzuwenden. Hierin hatte die japanische Kunst längst richtigere Wege eingeschlagen, so daß sie uns seitdem sogar zu anregendem Vorbilde ward. Die kleine Zier des

Hauses, der Schmuck weiblicher Kleidung erfuhren dadurch eine höchst erfreuliche Bereicherung.

Vielleicht wird man nun den Naturforscher eines Mangels an Folgerichtigkeit zeihen, wenn er in einer anderen Richtung auf Beachtung von Naturgesetzen in der bildenden Kunst gern verzichtet. Die tausend schwebenden und fliegenden Gestalten in den Kunstwerken alter und neuer Zeit freveln unzweifelhaft ebenso sehr gegen das allgewaltige, tief empfundene Gesetz der Schwere, wie das greulichste Geschöpf entarteter Phantasie gegen die nur in wenigen Eingeweihten lebendigen Grundgesetze der vergleichenden Anatomie. Und doch mißfallen sie uns nicht. Wir sehen sie noch lieber ohne Flügel als mit den paratypischen Flügeln, welche in der üblichen Größe und ohne einen ungeheuren Muskelwulst ihnen doch nichts nützen könnten. So stoßen wir uns denn nicht daran, daß die Sixtinische Madonna auf Wolken steht, die Nebenfiguren auf diesem unmöglichen Boden knieen. Das Gesicht des Hesekiel im Palast Pitti freilich ist minder ansprechend. Dagegen, um neuere Beispiele zu erwähnen, der Zug der den Troern zu Hülfe eilenden Götter bei Flaxman, Cornelius' apokalyptische Reiter, Ary Scheffer's göttliche Francesca di Rimini, mit welcher Gustave Doré den aussichtslosen Wettkampf aufnehmen mußte, uns einen durch das Unphysikalische des Vorganges nicht getrübten Genuß gewähren. Wir haben sogar nichts dawider, wenn bei Flaxman Schlaf und Tod den Leichnam des Sarpedon durch die Lüfte tragen.

Hr. Exner hat schon in einem lesenswerthen Vortrage über „die Physiologie des Fliegens und Schwebens in den bildenden Künsten"[29] die Frage zu beantworten versucht, weshalb uns diese Darstellungen unmöglicher, nie gesehener Zustände von Menschen und Thieren so vertraut und natürlich erscheinen. Ich kann nicht sagen, daß die Lösung, bei welcher er mit Vorliebe stehen bleibt, mir besonders zusagt. Er meint, daß wir beim Schwimmen Aehnliches an uns selber erfahren, und beim Tauchen an über uns Schwimmenden sehen, wie es beim Fliegen der Fall sein würde. Erwägt man, seit wie kurzer Zeit das Schwimmen bei der modernen Culturmenschheit in weiteren Kreisen verbreitet ist, vollends von unseren Damen geübt wird, denen die schwebenden Gestalten nicht minder gefallen, so erweckt schon dies Zweifel an Hrn. Exner's Erklärung. Es wäre doch etwas bedenklich, im Sinne Darwin's auf eine aus der Fischzeit des Menschen herstammende, atavistische Empfindungsweise sich zu berufen. Und kämen die Empfindungen und der Anblick des Schlittschuhläufers denen eines Fliegenden, Schwebenden, nicht noch näher als die des Schwimmers?

Besser gefiele mir schon Hrn. Exner's Bemerkung, auf die ich selber verfallen war, daß wir unter besonders günstigen körperlichen Umständen im Traum zuweilen die beseligende Täuschung des Schwebens und Fliegens haben. Auch

. . . . ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Wer möchte nicht mit Faust der sinkenden Sonne nach und immer nach streben und im ewigen Abendstrahl die stille Welt zu seinen Füßen sehen? Aber was wir gerne mögen, davon hören wir auch gern im Liede und sehen es gern im Bilde uns vor Augen gestellt. Der Lust an dem Aufsteigen in den Aether, an Himmelfahrten und ähnlichen Darstellungen kommt dann noch zu Hülfe der uralte Wahn der Menschheit von den himmlischen Wohnungen der Seligen hoch oben im Sternenzelt, welchem zwar Giordano Bruno ein Ende gemacht hat, doch nicht so gründlich, daß wir in jedem Augenblick uns erinnerten, wie übel ein Auffahren in den unendlichen, luftleeren, eisigen Raum uns bekommen würde, wo selbst ein rastlos dahinstürmender Adler erst nach langen Jahren auf einem Weltkörper von zweifelhafter Bewohnbarkeit landen könnte.

Was vermag nun wohl umgekehrt die bildende Kunst für die Naturwissenschaft als Entgelt für so viele und mannigfaltige Dienste? Sieht man ab von äußerlichen Dingen wie Abbildung der Naturgegenstände, so bietet sich nicht viel Anderes dar, als die Rückwirkung der Erfahrungen der Maler über Mischung und Zusammenstellung der Farben auf die Farbenlehre, welche indeß an Bedeutung nicht vergleichbar ist der Rückwirkung der Musik auf die Akustik. Die Alten besaßen bekanntlich schon einen dem Polyklet zugeschriebenen Kanon der Proportionen des menschlichen Körpers, welcher aber, wie noch unlängst Hr. Merkel rügte[30], zum Nachtheil manchen antiken Kunstwerkes, nur den Erwachsenen berücksichtigte, eine Lücke, welche systematisch erst Gottfried Schadow ausfüllte. Neuerlich ward diese Lehre zur natürlichen Grundlage eines vielversprechenden Zweiges der Anthropologie, der Anthropometrie in ihrer Anwendung auf die Menschenrassen.

Dehnt man den Begriff der Kunst weiter aus bis zu dem des künstlerischen Denkens und Schaffens überhaupt, so fehlt es freilich nicht an Verwandtschaft und Uebergängen zwischen Künstler und Forscher, wie weit auch nach dem Eingangs Gesagten ihre Pfade sonst auseinandergehen. Doch ist nicht gewiß, daß der Naturforschung künstlerische Auffassung ihrer Aufgaben überall zum Segen gereiche. Die unter dem Namen der Naturphilosophie bekannte Verirrung der deutschen Wissenschaft am Anfange des Jahrhunderts war ebenso sehr ästhetischen wie metaphysischen Ursprungs, und auch Goethe's naturwissenschaftliche Bestrebungen hatten denselben Hintergrund. Diese künstlerische Auffassung der Naturprobleme fehlt darin, daß sie sich damit begnügt, bei schön abgerundeten Bildern stehen zu bleiben, und nicht weiter zum ursächlichen Zusammenhange des Geschehens, zur Grenze unseres Verstehens durchdringt. Sie reicht allenfalls aus, wo es sich darum handelt, mit plastischer Phantasie Analogien organischer Formen zu erkennen, wie des Pflanzenbaues oder des Wirbelthierskelets; sie kommt zu kurz, wo sie, wie in der Farbenlehre, anstatt mathematisch-physikalisch zu zergliedern, sich am Betrachten vermeintlicher Urphänomene genug sein läßt. Es war Hrn. von Brücke vorbehalten, die Farben trüber Medien, auf welche Goethe seine Farbenlehre gründete, und die in manchen deutschen Köpfen bis auf den heutigen Tag Trübe statt Helle verbreiteten, an der Hand der Undulationstheorie auf ihren physikalischen Grund zurückzuführen, wobei der Unterschied zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Behandlung klar hervortritt.[31]

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß künstlerischer Sinn nicht auch dem theoretischen Naturforscher von Nutzen sein könne. Es gibt eine Aesthetik des Versuches, welche danach strebt, einer experimentellen Anordnung mechanische Schönheit in dem oben bestimmten Sinne zu ertheilen, und nie wird ein Experimentator bereuen, ihren Forderungen nach Möglichkeit zu entsprechen. An der Grenze der literarischen und der naturwissenschaftlichen Culturperiode einer Nation entspringt sodann dem Einfluß des schwindenden und dem des aufgehenden Genius zuerst das Bestreben zu schöner Darstellung der Naturerscheinungen, wie in Frankreich Buffon und Bernardin de Saint-Pierre, bei uns Alexander von Humboldt zeigen, in welchem diese Neigung bis in sein höchstes Alter lebendig blieb. In der Folge klärt sich solche nicht unbedenkliche Mischung der Stile dahin ab, daß sinnreich geschmückte Darstellung dem gemeinfaßlichen Vortrage erhalten bleibt, während der Gang und die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Untersuchung nur noch eine Schönheit beanspruchen, die auf literarischem Gebiet der mechanischen Schönheit entspricht. In diesem Sinne kann, wie ich einmal hier sagte und als wünschenswerthes Ziel hinstellte, eine streng wissenschaftliche Abhandlung in geschmackvoller Hand zu einem Kunstwerk werden wie eine Novelle.[32] Darin das Vollkommene zu erstreben wird dem Naturforscher gleichfalls die Mühe lohnen, sofern es das beste Mittel abgibt, die lückenlose Richtigkeit der eine Summe von Erfahrungen zusammenfassenden Gedankenreihe zu erproben.

Und an Beispielen dieser Art von Schönheit, welche dem Talent oft ungesucht und unbewußt in die Feder fließt, wird denn auch wohl bei Leibniz kein Mangel sein.

Anmerkungen.

[1] (S. 195) Die philosophischen Schriften von G. W. Leibniz. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. Bd. VII. Berlin 1890. S. 87.

[2] (S. 196) Gespräche mit Goethe u. s. w. Leipzig 1836. Bd. II. S. 68 (1829).

[3] (S. 198) Als 7. Bd. der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. München 1868.

[4] (S. 198) In dem Essay „über Anmuth und Würde".

[5] (S. 198) Reden u. s. w. Bd. I. Leipzig 1886. S. 49. 50.

[6] (S. 199) The Descent of Man and Selection in relation to Sex. London 1871. vol. II. p. 52. 89. 379. 400. 401. — In seinem Buch: On Darwinism etc. (2d Ed. London 1889) hat Mr. Wallace die Erklärung des Federschmuckes und Gesanges männlicher Vögel durch Auswahl seitens der Weibchen verworfen und andere Deutungen vorgeschlagen. Doch hat ein von Mr. Wallace selber als ebenbürtig anerkannter Forscher in diesem Gebiete, Mr. E. B. Poulton, in seinem Werke: The Colours of Animals, their Meaning and their Use (London 1890, als 68. Bd. der International scientific Series) die Darwin'sche Anschauung gegen diesen Angriff auf das Entschiedenste in Schutz genommen, und die völlige Unhaltbarkeit der neuen Wallace'schen Erklärungen bloßgelegt. Mr. Wallace ist die Antwort nicht schuldig geblieben (Nature etc. No. 1082. vol. 42. July 24, 1890. p. 289), während Mr. R. J. Pocock, gestützt auf Mr. G. W. Peckham's Versuche, Mr. Poulton sich anschließt (Ibid. No. 1086. August 21, p. 405). Hier ist nicht der Ort, näher auf die Frage einzugehen, um so weniger, als der von mir an die Lehre von der geschlechtlichen Auslese überhaupt geknüpfte Schluß bestehen bliebe, auch wenn Mr. Wallace für den einzelnen Punkt des Federschmuckes und des Gesanges Recht behielte.

[7] (S. 200) Kunstbestrebungen der Gegenwart. Berlin 1842. S. 71.

[8] (S. 200) Vergl. des Verfassers Reden u. s. w. Bd. II. 1887. S. 34. 35. 53.

[9] (S. 201) Handbuch der Physiologie des Menschen u. s. w. Bd. II. Abth. 2. Coblenz 1838. S. 375.

[10] (S. 201) Physiologie der Farben u. s. w. 1. Aufl. Leipzig 1866; — 2. Aufl. 1887; — Bruchstücke u. s. w. Leipzig 1877.

[11] (S. 202) Optisches über Malerei. Vorträge und Reden. Bd. 1. Braunschweig 1884. — Ueber Irradiation vergl. Handbuch der physiologischen Optik. 2. Aufl. 5. Lieferung. Hamburg und Leipzig 1889. S. 394 ff.

[12] (S. 202) Physiologisches und Pathologisches in den bildenden Künsten. Wien 1889. S. 17.

[13] (S. 202) Proceedings of the Royal Institution etc. Weekly Evening Meeting. Friday, March 8, 1872.

[14] (S. 203) Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik. A. a. O. 4. Lieferung. 1887. S. 284. 285.

[15] (S. 204) The Expression of the Emotions in Man and Animals. London 1872.

[16] (S. 204) Inquiries into human Faculty and its Development with Illustrations etc. London 1883. — Prof. Bowditch's Bilder sind nicht veröffentlicht.

[17] (S. 205) Vergl. Exner, a. a. O. S. 21 ff.

[18] (S. 205) Sachs and Peterson, A study of cerebral palsies etc. Journal of nervous and mental Disease, May 1890.

[19] (S. 205) Philosophical Magazine etc. January 1834. Ser. III. vol. IV. p. 36; — Poggendorff's Annalen u. s. w. 1834. Bd. XXXII. S. 650.

[20] (S. 205) The Horse in motion as shown by instantaneous Photography. London 1882. 4°. — Mr. Muybridge kündigt jetzt unter dem Titel: Animal Locomotion, an electro-photographic investigation of consecutive phases of animal movements etc. ein seine sämmtlichen Augenblicksaufnahmen umfassendes Prachtwerk von 781 Tafeln mit über 20000 Einzelbildern an.

[21] (S. 206) Développement de la Méthode graphique par l'emploi de la Photographie. Supplément etc. Paris 1885. p. 12 et suiv.

[22] (S. 206) Die Momentphotographie. Wien 1884. S. 70.

[23] (S. 207) Nature etc. No. 1076. vol. 42. June 12, 1890. p. 151; — No. 1078. June 26, p. 197.

[24] (S. 207) Deutsche Rundschau, 1881. Bd. XXVI. S. 9 ff.

[25] (S. 208) Deutsche Rundschau, 1875. Bd. V. S. 216; — 1890. Bd. LXII. S. 260; — Bd. LXIV. S. 413.

[26] (S. 208) The Eagle's Nest. Ten Lectures on the Relation of Natural Science to Art. 1887. p. 167. 168.

[27] (S. 209) Ibidem, p. 204.

[28] (S. 211) Drei Jahre in Südafrika. Reiseskizzen u. s. w. Breslau 1868. S. 99. 100.

[29] (S. 212) Wien 1882.

[30] (S. 213) Deutsche Rundschau, 1888. Bd. LVI. S. 414.

[31] (S. 213) Poggendorff's Annalen u. s. w. 1853. Bd. LXXXVIII. S. 363 ff.; — Die Physiologie der Farben. 2. Aufl. S. 104.

[32] (S. 214) Ueber eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache. Reden u. s. w. Bd. I. S. 160.

Algerische Erinnerungen.

Von
Ernst Haeckel.

VI.

Welche Aufnahme findet gegenwärtig der Deutsche in Algerien? Die Antwort auf diese Frage fällt sehr verschieden aus, je nach Ort und Umständen, und besonders je nach den Persönlichkeiten, mit denen man zu thun hat. Der gebildete Franzose ist, wie gewöhnlich, im Umgang sehr höflich, zuvorkommend und liebenswürdig; er macht keinen oder nur geringen Unterschied im Verkehr mit Deutschen und anderen Ausländern. Die ungebildete Masse der Stockfranzosen hingegen läßt den deutschen Besucher recht oft die Antipathie und unter Umständen den fanatischen Haß fühlen, welchen seit zwanzig Jahren der französische Chauvinismus — leider in jedem Jahre zunehmend und vor Allem durch die unaufhörlichen Hetzereien der Presse gestachelt — hervorgebracht und oft zu pathologischer Höhe entwickelt hat. In dieser Beziehung konnte ich selbst während meines zweimonatlichen Aufenthaltes sonderbare Erfahrungen machen. Nicht weniger als viermal wurde ich als „Espion prussien" angehalten und auf Grund des berüchtigten „Spionagegesetzes" in unliebsamer Weise von Beamten belästigt.

Nachdem ich am 7. März eine Excursion in die Waldschluchten des Tell-Atlas unternommen, die Gorges de la Chiffa durchwandert und an dem Wasserfalle in der berühmten „Affenschlucht" den dort hausenden Berberaffen einen Besuch abgestattet hatte, saß ich Abends gemüthlich plaudernd im Hôtel d'Orient in Blidah mit zwei deutschen Landsleuten zusammen, Dr. Schauenburg aus Lahr und Herrn Kageler aus Bremen. In Erinnerung an meine, vor dreiunddreißig Jahren an diesem Tage erfolgte Doctorpromotion hatte ich eben meinen Tischgenossen ein heiteres Erlebniß aus jener Zeit erzählt, als ich die funkelnden Augen eines französischen Nachbars erblickte, dem offenbar schon die Unterhaltung in deutscher Sprache ein arger Stein des Anstoßes war. Wahrscheinlich setzte er die hochlöbliche Polizei in Kenntniß von der Anwesenheit deutscher Spione in Blidah, obwohl schwer erfindlich ist, was diese in dem unbefestigten Städtchen von 24 000 Einwohnern, das nur durch seine schönen

Orangen- und Olivenpflanzungen berühmt ist, eigentlich auskundschaften sollten. Als wir am andern Morgen zum Bahnhof fuhren, wurde unser Omnibus plötzlich angehalten; ein Polizist stieg ein und frug nach unserer Nationalität; auf die Erklärung, daß wir Deutsche seien, forderte er uns auf, auszusteigen und auf die Polizei zu kommen. Da in wenigen Minuten der Zug abging, — der einzige, der uns in einem Tage nach Oran bringen sollte — würden wir diesen Tag verloren haben. Wir zeigten also unsere Pässe und protestirten energisch gegen diese ungerechtfertigte Zumuthung. Aber erst auf die Versicherung hin, daß wir uns sofort beim Consulat beschweren und Schadenersatz verlangen würden, wurde uns die Weiterfahrt gestattet.

Schlimmer erging es mir das zweite Mal in Oran. Ich hatte bereits ein paar Wochen in dieser Hauptstadt der Provinz Oran verweilt und war gelegentlich meiner zoologischen Excursionen und wissenschaftlichen Untersuchungen mit mehreren gebildeten Einwohnern derselben bekannt geworden. Insbesondere hatte der Bergingenieur Bouty, der Geologe Carrière, der Redacteur Marial und der Advocat Moisson (ein eifriger und kenntnißreicher Entomologe), meine Arbeiten in liebenswürdigster Weise gefördert. Am Morgen des 20. März fuhr ich in einem Omnibus nach der zwei Stunden entfernten kleinen Seefestung Mers-el-Kebir, mit 2400 Einwohnern; ihr geräumiger Hafen, der „Portus divinius“ der alten Römer, war einst ein wichtiger Kriegshafen der Araber, eine Stütze der Seeräuberei, und dient auch heute noch als Station für die französischen Kriegsschiffe. Der einzige Passagier, der außer mir im Omnibus saß, schien ein französischer Beamter zu sein. Er musterte mit argwöhnischen Blicken meine germanische Physiognomie und das neben mir liegende Skizzenbuch, und frug mich aus nach den Zwecken meiner Excursion; daß diese nur wissenschaftlicher Natur seien, schien er nicht zu glauben.

Von Mers-el-Kebir wanderte ich längs der felsigen Küste nach dem westlich vorspringenden Vorgebirge Cap Falcon, sammelte Pflanzen und Insecten auf den buschigen Hügeln, Muscheln und Schneckenhäuser am Meeresstrande. Auf der Rückkehr zog ich in der Nähe von Mers-el-Kebir mein Reisehandbuch aus der Tasche, den bereits erwähnten, sehr mangelhaften „Guide-Joanne de l'Algérie, par Louis Piesse“, und orientirte mich über die Umgebung mit Hülfe einer darin befindlichen Karte der Provinz Oran. Das bemerkten zwei des Weges kommende uniformirte Gensdarmen, wahrscheinlich schon von meinem Besuche unterrichtet. Der Eine derselben, offenbar schon aus der Entfernung von meiner Spionennatur überzeugt, hielt mich an und unterwarf mich einem strengen Examen. Ich will diesen Biedermann, mit einem sehr ingrimmigen, schwarzbärtigen Sergeantengesicht der Kürze halber „Severus“ nennen; seinen Begleiter Simplicius; warum? wird sich gleich zeigen („Nos Gensd'armes sont très sevères!“ sagte später mein Gastwirth). Severus also frug, wie ich dazu käme, als Allemand ein französisches Reisehandbuch zu benutzen, und ob ich dazu specielle Erlaubniß vom Generalgouverneur besitze? Als ich dies verneinte, sagte er: „Schlimm, sehr schlimm!“ nahm gleichzeitig mein Skizzenbuch (das unvorsichtig aus der Brusttasche hervorschaute) in die Hand und fing an, darin zu blättern. „Aha, voilà, da hat ja Monsieur le Prussien unsere Festungen abgezeichnet!“ Sehr erstaunt

über diese Entdeckung, fragte ich nach dieser verbotenen Waare und erfah nun zu meiner Heiterkeit, daß darunter die rohe Bleistiftskizze von Santa Cruz verstanden wurde; das ist die Ruine eines alten spanischen Forts, drei Kilometer von Oran entfernt, und jetzt längst verlassen. Nun wurde auch noch meine Wandertasche untersucht, die außer dem Malzeug noch einige Orangen und Flaschen mit gesammelten Insecten und Schnecken enthielt, ferner ein altes anatomisches Messer. Letzteres schien Severus als „Dolch" höchst verdächtig und wurde als verbotene Waffe confiscirt. Plötzlich sah er mich scharf an und fragte: „In welchem preußischen Regimente haben Sie gedient?" Meine Versicherung, daß ich überhaupt nie gedient und von der edlen Kriegskunst keine Ahnung habe, fand keinen Glauben, vielmehr erklärte Severus: „Sie haben ein vollkommen militärisches Aussehen! Sie sind ein preußischer Officier!" Diese Eröffnung war mir ebenso schmeichelhaft als überraschend, und vergebens erkundigte ich mich, worin denn eigentlich mein „aspect parfaitement militaire" bestände. In Italien war ich früher auf der Wanderschaft von munteren Ragazzi oft als „Pittore tedesco" angerufen und auch sonst häufig als „Künstler" angeredet worden. Aber von soldatischem Wesen hatte bis dahin niemals Jemand eine Spur bei mir finden können!

Da Severus sich immer fester von meiner Spionageschuld überzeugte und alle weiteren Aufklärungen fruchtlos waren, bat ich ihn, mich direct zu seinem Vorgesetzten zu führen. Zwischen beiden Gensdarmen in der Mitte gehend, und von Beiden scharf bewacht, erreichte ich in einer Stunde die Ortschaft St. André, im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Oranesen. Hier residirte im Gensdarmeriegebäude der Chef meiner beiden Wächter, der gefürchtete „Maréchal de Logis". Dieser brave Chef war zwar nicht so grimmig wie Severus, begann aber doch sofort mit der ganzen Strenge polizistischen Pflichtgefühls eine eingehende Untersuchung. Nicht allein alle Personalverhältnisse mußte ich ausführlich angeben, sondern auch diejenigen meiner Familie, den ganzen Verlauf meiner Reise nach Algier, die Namen der Gasthöfe, in denen ich in Frankreich und Algerien gewohnt u. s. w. Alles das wurde in einem mehrere Bogen langen Protocoll niedergeschrieben. Am meisten Verdacht erregte auch beim Maréchal, nächst dem Skizzenbuch, das unglückliche französische Reisehandbuch, und es entspann sich folgendes Gespräch: Er: „Wie kommen Sie zu diesem französischen Buche, mit Karten und Stadtplänen von Algerien?" Ich: „Jeder Tourist führt ein solches Reisehandbuch zu seiner Information bei sich; ich habe es mir aus Paris kommen lassen." Er: „Aus Paris nach Jena? Das ist schwer glaublich! Ein solches Buch darf nur in den Händen von Franzosen sein." Ich: „Wir besitzen ja in Deutschland Generalstabskarten von Frankreich, die viel genauer sind als diese schlechten Pläne, und man kann sie in jeder Buchhandlung kaufen; ebenso haben die Franzosen die genauesten Karten von Deutschland!" Er: „Das ist nur durch Spionage möglich! Sie werden im besten Falle mehrere Jahre Gefängniß bekommen; wenn aber das Kriegsgericht Ihr Skizzenbuch sieht, werden Sie wahrscheinlich erschossen!" (Bei diesen Worten leuchtete das böse Auge von Severus freudig auf!). Ich: „Man kann ja in jeder Buchhandlung von Oran, Algier und Constantine Photographien dieser befestigten Plätze kaufen, die alle Local-

verhältnisse viel genauer zeigen, als meine schlechten Skizzen. Er: „Photographie? Ja, das ist ganz was Anderes! Photographiren können Sie soviel Sie wollen, aber nur nicht zeichnen! Bei letzterem denken Sie sich etwas, bei ersterem nicht.“ (wobei der Gestrenge mit dem Zeigefinger auf seine niedere Stirn wies).

Jetzt fiel mir zum Glück ein, daß einige Tage zuvor im „Echo d'Oran“ (vom 14. März) ein Artikel erschienen war, in welchem mein Besuch und Aufenthalt in Oran sehr sympathisch begrüßt wurde. Derselbe beurtheilte in schmeichelhafter Weise meine wissenschaftlichen Arbeiten und enthielt unter Anderen auch den Satz: „Sa mère d'ailleurs était Française.“ Diese sonderbare Behauptung hing nun so zusammen: Meine geliebte Mutter ist am 1. Juli 1799 in Cleve am Niederrhein geboren. Da der letztere damals unter französischer Herrschaft stand, wurde ihr ein französisches Taufzeugniß ausgestellt, vom 13. Messidore de l'an VII. Der Vater meiner Mutter, der Staatsprocurator Sethe, war ein so guter Deutscher, daß ihn Napoleon I. nach Paris citiren ließ, hart über seine deutschen Sympathien zur Rede stellte und dann barsch drohte: „Wenn sich das nicht ändert, werde ich Sie erschießen lassen!“ — „Dann müssen Sire erst das Gesetz erschießen lassen!“ erwiderte mein Großvater — ein freies Wort, das von dem Pariser Cäsar gut aufgenommen wurde. Indessen hatte er doch mit seiner Familie unter der französischen Occupation so viel Ungemach zu erdulden, und war seinem Wesen nach so antifranzösisch, daß auch meine Mutter von frühester Jugend an die lebhafteste Antipathie gegen die fremden Unterdrücker in sich aufnahm. Trotzdem blieb sie natürlich „geborene Französin“!

Nun hatte ich in einem Gespräche mit einem der liebenswürdigen Franzosen in Oran, der sich sehr freimüthig in kosmopolitischem Sinne über die Verbrüderung der Nationen erging, geäußert, daß auch ich zwar als guter Deutscher mein Vaterland liebe, aber doch kein Chauvinist sei, und dann scherzhaft hinzugefügt: „Uebrigens ist meine Mutter geborene Französin.“ Dieses leicht hingeworfene Wort hatte nun jener Freund aufgefangen und in dem sympathischen Journalartikel zu meinen Gunsten verwerthet. Da dieser Artikel auch in die anderen algerischen Journale überging, wurde ich später darauf hin noch mehrmals freundlich begrüßt.

Heute sollte aber diese zufällige Bemerkung mir wirklich zu Gute kommen. Auf meine Bitte ließ der Maréchal jene Nummer des „Echo d'Oran“ aus einem Café holen, las den Artikel wiederholt mit tiefem Ernste und erklärte dann: „Wenn Sie wirklich dieselbe Person sind, und Ihr Paß stimmt, dann haben Sie nichts mehr zu fürchten. Um aber sicher zu gehen, muß ich Sie nach Oran transportiren und dort von den angesehenen Franzosen, auf welche Sie sich berufen, recognosciren lassen.“ Damit einverstanden, aber durch meinen langen Marsch und die strenge Inquisition sehr ermüdet, bat ich um die Gunst, den Rückweg unter Escorte in dem Nachmittags abgehenden Omnibus machen zu dürfen, was auch zugestanden wurde.

Da noch einige Stunden bis dahin übrig waren, wurde ich inzwischen in eine Gefängnißzelle mit Gitterfenstern eingesperrt — und so genoß ich denn für diese kurze Zeit das Vergnügen, in französischer Gefangenschaft zu schmachten.

Hunger und Durst stillte ich inzwischen mit dem Proviant der Wandertasche. Dabei leistete mir Gesellschaft Simplicius, der harmlosere Gefährte des Severus. Bis dahin hatte er sich schweigend verhalten. Jetzt fing er zu meiner Ueberraschung plötzlich in breitem Allemannisch eine gemüthliche Unterhaltung an, erzählte mir von seiner Heimath im Elsaß, wo er seine Kindheit verlebt hatte, und tröstete mich mit der Versicherung, daß er an meine Schuld nicht mehr glaube und mir baldige Befreiung voraussage; mit dem Erschießen der Spione gehe es nicht so rasch, wie sein Kamerad Severus glaube und wünsche. Nachdem Simplicius mich auf meine Bitte durch einen Trunk frischen Wassers erquickt hatte, verließ er die Zelle. Nun kam aber eine andere Ueberraschung; plötzlich öffnet sich die Thür, und herein tritt ein niedliches Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Von Mitleid mit dem armen Gefangenen getrieben, fragt sie, ob sie mich nicht durch einen Kaffee oder Wein erquicken könne? Ersteres nahm ich dankbar an und genoß mit doppeltem Vergnügen und herzlichem Danke den edlen Moccatrank.

Endlich erschien um drei Uhr der erlösende Omnibus. Als ich aus dem Gefängniß heraustrat, stand die ganze Bewohnerschaft von St. André versammelt. Alles wollte den „Espion prussien“ sehen, von dessen bevorstehender Execution inzwischen Severus erzählt haben mochte; Mitleid in den Augen der Einen, Haß in denen der Andern. Indessen lebendig stieg ich in den Wagen ein; Severus und Simplicius postirten sich zu beiden Seiten der Wagenthür. In Oran angelangt, escortirten sie mich zu dem Ingenieur Bouty, auf dessen Zeugniß ich mich zunächst berufen hatte. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich in demselben Augenblick einen andern Bekannten traf, den Geologen Carrière; er begleitete mich zu Ersterem und erzählte mir zum Troste, daß er selbst bei seinen geologischen Kartenaufnahmen schon mehrere Male als „Spion“ verhaftet worden sei. Bei Monsieur Bouty angelangt, wurde meinen beiden Gesetzeswächtern die gewünschte Klarheit über meine unschuldige Person beigebracht — zum großen Leidwesen von Severus. Er konnte sich nicht eher zu meiner völligen Freilassung entschließen, bis meine Bekannten ihm eine schriftliche Declaration eingehändigt und darin volle Bürgschaft für meine Ungefährlichkeit übernommen hatten. So endigte dieser tragi-komische Zwischenfall.

Später erfuhr ich, daß derartige Arrestationen in Algerien keine Seltenheit sind. Wenige Wochen zuvor wurde beim Botanisiren in der Nähe von Dely Ibrahim (zwei Stunden von Algier) ein Professor am Lyceum von Algier verhaftet, und trotz aller Protestationen eine ganze Nacht in einem elenden Gefängnisse gehalten. Erst am nächsten Morgen wurde durch den Telegraphen seine Identität festgestellt und seine Freilassung verfügt. Uebrigens wiederholen sich bekanntlich derartige Arrestationen von angeblichen Spionen auch in Frankreich selbst fast jeden Monat. Unter meinen französischen Collegen befinden sich drei Professoren, die auf Excursionen gelegentlich als Spione verhaftet wurden. Nur ist es in Frankreich meistens leichter, die Unschuld nachzuweisen als in Algier. Auch ist der Chauvinismus hier stärker als dort. Es scheint, als ob das übertriebene nationale Ehrgefühl — entsprechend der Unkenntniß der fremden Nationen — in französischen Landen um so mehr wächst, je weiter man sich von Paris entfernt.

Nicht viel fehlte, so wäre ich später in Constantine zum zweiten Male verhaftet worden. Als ich dort eine Aquarellskizze der Rumelschlucht anfertigte, wurde ich von einem Officier interpellirt; er forderte mein Skizzenbuch, blätterte kopfschüttelnd in demselben, fand aber glücklicher Weise nichts Anstößiges; die römischen Ruinen von Lambessa, die ich wenige Tage zuvor gemalt hatte, boten ebenso wenig Gefährliches als die Wüstenbilder der Oasen von Biskra und El Kantara. Doch machte er mich höflich darauf aufmerksam, daß in der Nähe von Festungen alles Zeichnen streng verboten sei. Dann folgte wieder dieselbe merkwürdige Belehrung, daß Photographiren erlaubt, Zeichnen aber nicht zulässig sei; denn mit letzterem sei der Entwurf des Planes verbunden. Ein viertes Mal kam ich mit der bewaffneten Macht Algeriens bei Bona in Conflict. Wieder war es die deutsche Sprache und der unglückselige Guide-Joanne, die den Verdacht der Spionage erregten. Ich saß am 10. April, an einem herrlichen sonnigen Morgen, mit einem Schweizer auf einer Bank der Promenade des Santons, auf einem Aussichtspunkt, in der Nähe des Fort des Santons. Wir bewunderten die großartige Fernsicht auf das blaue Meer, die Waldgebirge des Mont-Edough und das blühende Gartenland, das sich zwischen ihm und der Stadt Bona ausbreitet. Zugleich suchten wir uns auf dem Plan von Bona über dessen Umgebung zu orientiren. In deutscher Sprache uns unterhaltend, bemerkten wir nicht, daß zwei Sergeanten aus dem nahen Fort sich uns genähert hatten. Plötzlich standen sie hinter uns und fragten, was wir hier zu thun hätten? Diesmal kam ich dem drohenden Ungewitter dadurch zuvor, daß ich den Engländer spielte. Ich erklärte dem gestrengen Herrn, daß ich ein englischer Tourist, mein Begleiter ein Schweizer sei, überreichte ihm das verdächtige Reisehandbuch, das er argwöhnisch durchmusterte, und that dann über dessen Pläne, sowie über die Umgebung von Bona, ein paar so dumme Fragen, daß er mich für einen ganz harmlosen Gimpel halten mußte.

Die Franzosen sind im Allgemeinen Leute von feinem Ehrgefühl und tactvollem Benehmen; sie scheuen den Fluch der Albernheit und Lächerlichkeit. Es gibt aber nichts Lächerlicheres als diese Spionenriecherei und die mißbräuchliche Anwendung des neuen Spionagegesetzes. Daß weder wir Deutschen noch andere Nationen in Algier viel zu spioniren haben, liegt auf der Hand. Außerdem sind ja Generalstabskarten und Stadtpläne in jeder Buchhandlung zu haben. Befestigt sind alle algerischen Städte, aber nur gegen die Angriffe der Araber und Kabylen. Den derzeitigen Angriffsmitteln einer europäischen Kriegsmacht würden höchstens drei oder vier von den algerischen Festungen auf kurze Zeit Widerstand leisten können. Es wäre daher wohl wünschenswerth, wenn die französische Regierung ihre Gesetzeswächter, insbesondere Gensdarmen, Sergeanten und Flurhüter, über die Spionage etwas besser unterrichtete. Der Tourist und Landschaftsmaler würde dann wenigstens ungestört sein Skizzenbuch füllen können; zur Zeit ist das leider nicht möglich.

VII.

Der Besuch Algeriens, in so vieler Beziehung lohnend und interessant, hat im jüngsten Decennium stetig zugenommen. Besonders in den letzten Jahren, seit Vollendung des großen Schienenstranges von Tunis bis Oran, und der davon abgehenden Zweigbahnen nach Tebessa, Biskra, Bougie, Tlemcen u. s. w., ist die Zahl der europäischen Reisenden alljährlich größer geworden. Sie wird voraussichtlich in Zukunft noch beträchtlich wachsen. Man ist jetzt im Stande, innerhalb eines Monates die ganze Reise durch das französische Nordwest-Afrika auszuführen und dabei die wichtigsten Orte und Merkwürdigkeiten kennen zu lernen.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht erwünscht, hier kurz den Weg anzugeben, auf welchem der Tourist am zweckmäßigsten, mit dem geringsten Aufwand von Zeit, Kosten und Mühe, eine vollständige Uebersicht über Algerien und seine sehenswürdigsten Punkte erlangen kann. Diese praktischen Rathschläge dürften um so nützlicher sein, als, wie schon früher erwähnt, keines der wenigen vorhandenen Reisehandbücher in dieser Beziehung genügt.

Um innerhalb Monatsfrist eine vollständige Uebersicht über die wichtigsten Theile des ganzen merkwürdigen Landes zu gewinnen, und dabei eine befriedigende Steigerung der Eindrücke zu genießen, würde ich empfehlen, von Marseille mit dem Schnelldampfer (Rapide) in sechsunddreißig Stunden direct nach Oran zu fahren und von da mit Eisenbahn folgende Hauptpunkte aufzusuchen: Tlemcen, Blidah, Algier, Bougie; zurück nach Beni-Mansur und über el Guerrah nach Batna und Biskra; zurück über el Guerrah nach Constantine; dann Hammam-Meskutine, Bona; über Suk-Arras nach Tebessa, zurück über Suk-Arras nach Tunis; von hier mit dem Schnelldampfer (in sechsunddreißig Stunden) nach Marseille. Alle die genannten Orte sind jetzt bequem mit Eisenbahn zu erreichen, und überall findet man französische Hôtels. Wer aber Zeit und Neigung hat, von der Bahnlinie Abstecher nach entfernten Orten (entweder mit der Post oder auf Maulthieren) zu machen, dem seien folgende Excursionen besonders empfohlen:

1. Von Affreville (Station westlich von Blidah) nach Teniet el Had (sieben Stunden Post) und von da in die Cedernwälder, eventuell auch Besteigung des hohen Atlas-Pik Ouarsenis.

2. Von Algier ostwärts mit Bahn nach Tizi-Ouzou, zu Wagen nach Fort National; von da zu Maulthier durch die Gebirgsschluchten der großen Kabylie, nahe an den Schneegipfeln des Djurdjura vorbei, nach Akbou, wo man die Bahn nach Bougie gewinnt; von Bougie mit Post durch die großartige „Schlucht des Todes", Chabet el Akra, nach Sétif; Bahn nach Constantine.

3. Von Batna zu Wagen Excursionen nach den großartigen Ruinen der Römerstädte Lambessa und Timgad, zu Maulthier auf den Cedern-Pik.

4. Von Biskra Excursionen in die Wüste, zu den Oasen der Sahara (zu Wagen nach Sidi-Okba, weiter nach Sidi-Tuggurt); zu Kamel nach den entfernteren Oasen.

Wenn ich schließlich noch Einiges über meine persönlichen Eindrücke, welche ich an den genannten Hauptpunkten Algeriens empfangen habe, mittheilen darf, so muß ich zunächst bemerken, daß von den acht Wochen meines dortigen Auf-

enthaltes nur die Hälfte auf die Bereisung und Betrachtung des ganzen Landes verwendet werden konnte; die andere Hälfte war den speciellen wissenschaftlichen Zwecken meiner Reise gewidmet, Untersuchungen über Seethiere. Nachdem seit vierunddreißig Jahren die Thierwelt des Mittelmeeres zum Lieblingsobjecte meiner zoologischen Forschungen geworden war, und ich an den verschiedensten Küsten desselben die Lebensverhältnisse der Fauna — und speciell die pelagische Thierwelt des „Plankton" studirt hatte, war es seit Jahren mein Wunsch, auch die letzte größere, mir noch unbekannte Strecke, die berberische Küste von Oran bis Tunis kennen zu lernen. Obgleich ich mit der Ungunst des Wetters in diesem Jahre (besonders im März) viel zu kämpfen hatte, konnte ich doch einen Theil der gewünschten Untersuchungen anstellen, besonders während meines längeren Aufenthaltes in Oran.

Oran, die Hauptstadt der gleichnamigen Westprovinz, zählt heute bereits 70 000 Einwohner, und hat sich in den sechzig Jahren der französischen Herrschaft zu solcher Blüthe entwickelt, daß es nächst Algier die bedeutendste Handelsstadt von ganz Algerien geworden ist. Unter der europäischen Bevölkerung sind nur 15 000 Franzosen, dagegen doppelt so viel Spanier. Fast drei Jahrhunderte hindurch, von 1509 bis 1792, stand Oran unter spanischer Herrschaft und unterhielt den lebhaftesten Verkehr mit dem nahen Mutterlande, insbesondere mit dem nordwärts nächstgelegenen Carthagena. Auch heute noch geht der Haupthandel über Carthagena, und auch heute noch sind die Spuren des überwiegenden spanischen Einflusses überall sichtbar. Indessen wird die Hoffnung der Spanier, dereinst Oran zugleich mit der benachbarten Nordküste von Marokko wiederzugewinnen, hier im Westen Algeriens wohl ebenso vergeblich sein wie im Osten die Hoffnung der Italiener, den Franzosen noch in letzter Stunde Tunis entreißen zu können.

Die Lage von Oran ist ähnlich derjenigen von Algier, wenn auch die Umgebung bei Weitem nicht so schön ist. Der größte Theil der Stadt bildet ein Amphitheater, das vom Meere an ziemlich steil zu den Felsenhügeln des Sahel emporsteigt. Ein tiefer Einschnitt scheidet die europäische Stadt in zwei Theile, das westliche, ältere und winklig gebaute spanische Viertel, und das östliche, moderne und elegante französische Viertel, mit prächtigen Boulevards, schönen Plätzen und glänzenden Ladenreihen. Im Süden, auf der Hochebene über der Europäerstadt, schließt sich das Araberviertel an, mit achttausend Eingeborenen, unter denen sich zahlreiche Neger befinden (daher „Village nègre" genannt); eine fremde Welt, voll der seltsamsten Figuren und Scenen, deren Anblick besonders Abends höchst interessant ist. Im Osten von Oran ziehen sich über dem steil abfallenden Rande der Felsenküste ausgedehnte, gut cultivirte grüne Flächen hin; hier liegen zahlreiche elegante Landhäuser von schönen Gärten umgeben (besonders in der Vorstadt Gambetta). Im Westen hingegen erhebt sich, steiler aufsteigend, bis zu fünfhundert Meter, unmittelbar über der Stadt, der langgestreckte Sahelrücken des Djebel-Mourdjadjo, dicht mit Strandkiefernwald bedeckt (Pinus maritima). Seine vorspringenden Gipfel bieten herrliche Aussichtspunkte, so von den Ruinen des früher erwähnten Fort Santa Cruz, von der kleinen darunter gelegenen Votivcapelle, deren Thurm eine Madonna trägt; be-

sonders aber von der höher gelegenen arabischen Wallfahrtscapelle, der Koubba Abd-el-Kader. Bei klarem Wetter erkennt man hier über dem blauen Meeresspiegel nordwärts einen schmalen Landstrich, die gegenüberliegende Küste Spaniens bei Carthagena. Im Westen zieht sich die felsige Küste in weitem Bogen nach Cap Falcon hin. Südwärts schimmert das breite Silberbecken des Schott-Sebkha, eines großen Salzsee's. Im Osten aber fesselt das Auge der schöne, dem Vesuv verglichene Doppelgipfel des Löwenberges; in seinen Schluchten sammelte der berühmte Löwenjäger Gérard seine Lorberen. Jetzt sind aus diesem Sahelgebirge, wie aus allen anderen von der Eisenbahn durchschnittenen Gegenden Algeriens die früher so häufigen Löwen gänzlich verdrängt, und wenn man ja irgendwo einem Löwen noch begegnen sollte, so könnte es nur ein blinder oder Menagerielöwe sein, wie ihn Alphonse Daudet in seinem berühmten „Tartarin de Tarascon" so trefflich geschildert hat.

Der interessanteste, obwohl bisher wenig besuchte Punkt der Provinz Oran ist Tlemcen, die alte marokkanische Königsstadt. Seitdem vor Kurzem die Eisenbahn von Oran nach Tlemcen vollendet worden ist (über St. Barbe du Tlelat und Sidi Bel-Abbès) erreicht man dasselbe sehr bequem in sieben Stunden. Tlemcen ist nur wenige Meilen von der marokkanischen Grenze entfernt und soll demnächst mit dem jenseits gelegenen Orte Oudjida durch einen Schienenstrang verbunden werden. Seine herrliche Lage, die üppige Fruchtbarkeit seiner wasserreichen Gefilde, die günstigen Verbindungen nach allen Richtungen hin, sichern der alten Hauptstadt des „Maghreb", des arabischen Westens, eine blühende Zukunft, wenn sie auch den früheren Glanz nicht wieder erreichen wird. Seine höchste Blüthe, von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, entwickelte sich unter der Herrschaft der Abd-el-Ouaditen. Die glänzende Chalifenstadt hatte damals 125000 Einwohner, unterhielt einen lebhaften Handelsverkehr mit den meisten großen Häfen des Mittelmeeres, war blühender Sitz der Künste und Wissenschaften, und beherrschte ein Gebiet, das außer einem großen Theile von Marokko die heutigen Provinzen Oran und Algier umfaßte.

Obgleich die meisten Denkmäler dieses früheren Glanzes in den nachfolgenden Kriegen zerstört wurden, können wir doch aus den wenigen Ueberresten auf die Höhe der entschwundenen Pracht schließen. Da sind vor Allem in der Stadt selbst und in ihrer Umgebung die herrlichen Monumente arabischer Baukunst und Skulptur, zahlreiche Moscheen mit schlanken Minarets und reich verzierten Kuppeln und Thürmen. Die feine Ausführung ihrer Marmorskulpturen, die unerschöpflich reiche Phantasie in der Composition ihrer Arabesken, das feine Ebenmaß der Verhältnisse läßt diese Bauwerke mit dem Schönsten vergleichen, was die maurische Baukunst in den berühmten Moscheen und Grabdenkmälern von Aegypten und Damascus, in Constantinopel und der Alhambra hervorgebracht hat; in Nordwest-Afrika können nur noch die Deypaläste in Algier und Tunis damit verglichen werden. Die zierlichen Säulen von durchscheinendem Marmor (Onyx), der reiche und unendlich mannigfaltige Schmuck ihrer Capitäle, die zierlich durchbrochene Gitterskulptur der Fensterbogen, der phantasiereiche Deckenschmuck der Gewölbe, Alles das ist

von hoher Vollendung. Unter den zahlreichen Moscheen in der Stadt selbst findet man die vollendetste Schönheit in der kleinen Djama Abou l'Hassen; weiterhin in der Djama Sidi El Haloui; die Krone von Allem aber ist die herrliche Moschee Sidi-Bou-Medin, zwei Kilometer entfernt im Südosten auf der Bergeshöhe des Dorfes El-Eubbad prachtvoll gelegen.

Wie durch diese Perlen maurischer Baukunst, so wurde ich auch durch die herrliche Lage und Umgebung vielfach an Granada in Spanien, an Brussa in Kleinasien erinnert; man könnte Tlemcen das algerische und Brussa das bithynische Granada nennen. Stolze, kühn geformte Gebirge erheben sich ostwärts über den grünen quellenreichen Hügeln, an deren Fuß die Stadt sich ausbreitet. Rings umgibt sie ein reicher Kranz der üppigsten Gärten. Weithin schweift der Blick nach Süden und Westen über die weite fruchtbare Ebene, die sich unterhalb der höher gelegenen Stadt ausbreitet; am Horizont begrenzt von der langen gipfelreichen Kette der marokkanischen Grenzgebirge. Die üppige Vegetation der Vega-gleichen Fruchtebene zeigt, was der Boden unter diesem herrlichen Klima bei genügendem Wasserreichthum hervorbringen kann.

Eine höchst lohnende Wanderung unternahm ich von Tlemcen aus am 24. März, einem sonnigen Frühlingstage. Ein niedlicher kleiner Araber von zehn Jahren, voll naiven Kinderverstandes, trug meine Wandertasche mit dem Proviant und Aquarellgeräthe. Durch das Thor von Fez, an der Südwestecke der Stadt austretend, gelangte ich bald zu einem schönen maurischen Thorbogen von zehn Meter Höhe, vier Meter Tiefe, dem Bab-el-Khremis, und von da zu den ausgedehnten Ruinen der „Siegesstadt", El Mansurah. Von dieser fast ganz verschwundenen Schwesterstadt von Tlemcen, im vierzehnten Jahrhundert ihrer gefährlichen Nebenbuhlerin, sind heute nur noch die Ruinen der mächtigen Umfassungsmauer übrig, mit zahlreichen viereckigen Thürmen und mit einem Flächenraum von hundert Hektaren; ferner die rechteckige Ringmauer einer großartigen Moschee, hundert Meter lang und sechzig breit, und darüber ein viereckiges, reichverziertes Minaret von vierzig Meter Höhe. Oberhalb el Mansurah steigen felsige Höhen auf, über welche Wasserfälle herabstürzen. An denselben hinauf klimmend, gelangte ich auf eine weidereiche Hochebene, auf der arabische Hirtinnen ihre Heerden weideten, und weiterhin zu einer merkwürdigen Wallfahrtscapelle, dem Marabou de Lella Setti. Aus weiter Entfernung pilgern hierher die arabischen Frauen, welche von Allah (durch Vermittlung des Heiligen Lella Setti) Kindersegen erflehen wollen. Ein stattlicher schöner Araber, der hier seit Jahren als Stellvertreter des Heiligen fungirt, versicherte mir in gutem Französisch, daß die Wallfahrt meistens ihre Frucht trage. Er gestattete den Zutritt zu der Capelle, in welcher gerade ein Dutzend buntgeschmückte Pilgerinnen Kaffee und Süßigkeiten in sehr heiterer Stimmung verzehrten.

Von der Höhe dieser weithin sichtbaren Capelle beherrscht der Blick den ganzen weiten Thalgrund von Tlemcen, rings umschlossen von der blauen Kette der schöngeformten marokkanischen Grenzgebirge. Eine wechselnde Reihe herrlicher Ansichten erfreut das Auge des Wanderers, wenn er von hier nordwärts geht, die Schluchten des eingeschnittenen Plateaus durchkreuzt und seine Wanderung bis zu der prächtigen Moschee von Sidi-Bou-Medin fortsetzt.

Die Hauptstadt Algier, der Sitz des Gouverneurs und der obersten Regierungsbehörden der Colonie, mit 75 000 Einwohnern (davon der dritte Theil Franzosen) ist so oft beschrieben und gepriesen, und nach ihrer Bedeutung als natürliche Metropole der Colonie gewürdigt worden, daß ich hier nichts weiter hinzuzufügen brauche. Es genügt, an die großartigen oben erwähnten Veränderungen zu erinnern, welche die glänzende Hauptstadt der Berberei während der sechzig Jahre französischer Herrschaft erfahren hat. Wenn auch die großen Hafen- und Handelsstädte der beiden anderen Provinzen, Oran im Westen und Bona im Osten, manche einzelne Vorzüge vor Algier besitzen, so wird das Letztere, gleich weit von beiden entfernt und in der Mitte der algerischen Küste gelegen, doch seinen natürlichen Vorrang dauernd behaupten. In Bezug auf die glanzvolle Entwicklung des europäischen Culturlebens innerhalb der Stadt, des Handelsverkehrs in ihrem Hafen, der herrlichen Villen in ihrer gartengleichen, mit der üppigsten Vegetation geschmückten Umgebung, übertrifft Algier alle anderen Städte in Nordwest-Afrika. Der europäische Besuch nimmt alljährlich in großem Maßstabe zu, umsomehr als sein Ruf als klimatischer Curort steigt.

Da das Leben in den reizenden Vorstädten von Algier ebenso angenehm, comfortabel und billig, wie in einer größeren Stadt Frankreichs ist, haben neuerdings viele Europäer, namentlich Engländer, die ihre Renten in behaglicher Muße, im Genusse des herrlichen Mittelmeerklima angenehm verzehren wollen, sich dauernd hier niedergelassen. Auch an geselligem Verkehr mit gebildeten Europäern verschiedener Nationen fehlt es nicht. Die schönen Tage, welche ich in Algier, dank der unübertrefflichen Gastfreundschaft des deutschen Consuls Dr. Galli und seiner liebenswürdigen Familie, in dessen Hause verleben durfte, gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meiner algerischen Reise. Sie wurden noch besonders gewürzt durch den freundschaftlichen Verkehr mit Freiherrn von Soden, dem ausgezeichneten und verdienstvollen Gouverneur unserer hoffnungsvollen deutschen Colonie Kamerun; auf der Rückreise von Kamerun nach Berlin hielt er sich einige Wochen in Algier auf, wo er selbst früher als deutscher Consul fungirt hatte.

Von Algier hatte ich beabsichtigt, über Tizi-Ouzou nach Fort National zu gehen und von dort zu Maulthier durch das wilde malerische Felsengebirge der großen Kabylie nach Bougie zu reisen, dann durch die berühmte, der Via mala ähnliche Felsenschlucht Chabet el Akra („die Schlucht des Todes") nach Setif. Indessen wurden diese und einige andere Excursionen (namentlich auch der Ausflug in die Cedernwälder von Teniet el Had) durch das ausnehmend schlechte Wetter des März vereitelt. Schon oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß der März am Mittelmeer zu den schlechtesten Monaten gehört, kälter und regenreicher als der December und Januar ist. Aber ein so schauderhafter März, wie der diesjährige, war „seit Menschengedenken" nicht dagewesen; so wurde mir wenigstens allenthalben versichert. Sowohl in Algier als in Oran betrug die Temperatur im Zimmer nur 10—12° C., draußen am Morgen nur 4—6°; Sonnenschein war selten; Regengüsse von tropischer Heftigkeit waren aber um so häufiger. Auf dem Mittelmeere wütheten solche heftige Aequinoctialstürme, daß fast täglich Hiobsposten von verunglückten oder beschädigten Schiffen einliefen.

Großartig war das Schauspiel der schäumenden Brandung, die sowohl in Oran als in Algier tagelang unter donnerndem Getöse die hohen Mauern der Quais und Molen überfluthete. In den letzten Märzwochen hatten die andauernden Regengüsse solche Wasserfluthen und mitgerissene Erdmassen vom Atlas herabgeführt, daß die Eisenbahnen an mehreren Strecken tagelang unterbrochen waren.

Als ich am 1. April nach dankbarem Abschiede von meinen lieben deutschen Gastfreunden Algier verließ, um ohne Unterbrechung ostwärts bis Sétif zu fahren, waren die Nachwirkungen jenes Unwetters und die dadurch bedingten Verkehrsstörungen noch allenthalben sichtbar: Umgerissene Telegraphenstangen und Bäume, durchbrochene Mauern und Brücken, eingestürzte Hütten und Häuser, überfluthete Gärten und Felder zeugten von der Wuth des Orkans und der herabgeschwemmten Gebirgsmassen. Auf langen Strecken waren Hunderte von kabylischen Arbeitern beschäftigt, um den Bahndamm wieder in Ordnung zu bringen, zu dessen Seiten hohe Erd- und Steinhaufen lagen; über ein Dutzend größerer Bergstürze, mit allen Wirkungen ihrer mächtigen Zerstörungskraft, konnte ich bewundern. Eine besondere Ueberraschung wurde uns aber in der Nähe von Palestro zu Theil, der italienischen Colonie traurigen Angedenkens, deren europäische Bewohner bei dem großen Araberaufstande 1871 von den Eingeborenen in grausamer und verrätherischer Weise niedergemetzelt wurden. In einem der vielen Tunnels, welche hier die zerklüfteten Gebirgsketten des Djurdjura durchbrechen, hielt plötzlich der Zug unter lautem Pfeifen an. Die Coupéthüren wurden aufgerissen, und eine Horde von zerlumpten Kabylen stürzte in die Coupés hinein, um sich unseres Gepäcks zu bemächtigen. Im ersten Augenblick glaubten wir nicht anders, als daß ein räuberischer Ueberfall der Araber unsere abenteuerliche Fahrt unterbreche; einige französische Damen fingen laut an um Hülfe zu rufen, während andere in Ohnmacht sanken. Indessen klärte sich der Ueberfall bald sehr harmlos auf. Da die Bahnstrecke mitten im Tunnel unterbrochen war, wollten die biederen Kabylen bloß unser Gepäck bis zum Ende desselben hinaustragen; wir selbst mußten aussteigen und eine längere Strecke in dem schlecht beleuchteten Tunnel durch Wasser waten. Am Ausgang desselben stand ein anderer Zug bereit, der uns zur Weiterfahrt aufnahm; doch dauerte es über eine Stunde, bis die Umladung des ganzen Gepäcks bewerkstelligt war. Uebrigens war uns diese Unterbrechung sehr angenehm; denn sie gab uns Gelegenheit, die wilde Scenerie des berühmten Engpasses, Gorges de Palestro zu bewundern. Tief unten braust, zwischen hohen Felsenmauern eingeschlossen, der schäumende Fluß Isser, während die Eisenbahn hoch oben das wilde Gebirge durchschneidet, vielfach durch Tunnels und über hohe Viaducte sich windend.

Fünf Stunden später, zwischen El Achir und Bordj, abermalige Unterbrechung; der Zug hält mitten in der öden weiten Steppe, und wir müssen nochmals umsteigen. Der vorhergehende Zug (den ich ursprünglich am letzten März hatte benutzen wollen), war an einer Curve entgleist und den Bahndamm hinabgestürzt; unten lagen am Fuße desselben die umgestürzte Locomotive mit Tender und Packwagen, oben quer über dem Bahndamm mehrere zertrümmerte Passagierwagen. Außer einigen mehr oder minder schwer verletzten Personen waren die

meisten Passagiere mit dem Schreck davongekommen. Doch hatte eine englische Familie in einem auf den Kopf gestellten Coupé erster Classe mehrere Stunden aushalten müssen, ehe es gelang, sie zwischen den in einander geschobenen Trümmern herauszuholen. Das Umsteigen und Umladen in einen dritten, jenseits der unterbrochenen Stelle bereit stehenden Zug erforderte wiederum über eine Stunde. Ich benützte dieselbe zur Aufnahme mehrerer Skizzen von den hohen Schneegipfeln des Djurdjura, sowie von einigen Araberzelten, die mitten in der einsamen Steppe die einzigen menschlichen Bewohner verriethen. In diesem Theile waren große Strecken fruchtbaren Landes noch gar nicht bebaut. Wir fuhren stundenlang durch ödes Haideland. Mit vier Stunden Verspätung erreichten wir erst am späten Abend Sétif, die erste größere Stadt der Provinz Constantine.

VIII.

Je weiter man in Algerien von Westen nach Osten vordringt, desto interessanter wird das Land, desto mannigfaltiger die Landschaft, desto orientalischer der Charakter ihrer Bewohner. Die Reise durch die Provinz Constantine bereicherte mich mit einer Fülle von merkwürdigen Eindrücken. Da ist zuerst die stolze Festung Constantine selbst, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, berühmt durch ihre großartige feste Lage, mit 45000 Einwohnern (davon kaum der vierte Theil Franzosen). Der wilde Rumelfluß, von Süden aus dem Atlas herabkommend, hat sich auf dem steil abfallenden Felsplateau, an dessen Rande Constantine thront, in harter Arbeit von Millionen Jahren ein tiefes Bett eingegraben, dergestalt, daß er fast hufeisenförmig den östlichen und nördlichen Umfang des viereckigen Plateau's umfaßt. Dieses stürzt beinahe senkrecht in die wilde vom Flusse ausgegrabene Schlucht ab, in einer Höhe von mehr als hundert Meter. Tief unten schäumt der tobende Fluß über Steinblöcke, geht dreimal unter natürlichen Felsenbrücken hindurch und stürzt dann, vor der Nordecke der Stadt, in einer Reihe von staffelförmig über einander gebauten Wasserfällen in die fruchtbare Ebene. Enthält der Fluß in Folge anhaltender Regengüsse — wie es gerade jetzt der Fall war — sehr viel Wasser, so bieten diese Cascaden, unmittelbar an der Seite und am Fuße der ansehnlichen, sie hoch überragenden Stadt, in der That ein großartiges Schauspiel Zahlreiche Geier, Falken und Raben schweben über der Schlucht und nähren sich von den Abfällen der Gerbereien, die oben an ihrem Rande im arabischen Viertel angebaut sind. Die schönste Uebersicht über die herrliche Lage von Constantine (ähnlich der von Ronda in Andalusien), über die waldigen Gebirge an ihrer Ostseite und die weite Ebene an ihrem westlichen Fuße, genießt man oberhalb des großen Hospitals, welches sich im Nordosten jenseits der Rumelschlucht erhebt.

Halbwegs zwischen Constantine und Biskra, an der südostwärts führenden Eisenbahn liegt Batna, am nördlichen Fuße des wilden Auresgebirges. Die waldigen Gipfel des letzteren steigen in den nahen, nur zehn Kilometer westlich entfernten Cedernpik zu 2100 Meter empor. Noch höher (über 2300 Meter) erhebt sich ostwärts, in einer Entfernung von fünfzig Kilometer der Scheliagipfel. Die schönen Wälder dieser einsamen, früher von zahlreichen Löwen und heute

noch von Panthern bewohnten Gebirge bestehen größtentheils aus Eichen und Cedern; unter letzteren sind uralte Baumriesen mit mächtigen breiten Schirmdächern, die sicherlich mehrere Jahrhunderte zählen. Prachtvoll ist die Aussicht vom Gipfel des Cedernpik, eine der schönsten in ganz Algerien. Wie auf einer Reliefkarte liegt die ganze Provinz Constantine zu Füßen; im Osten die dunkeln, reihenweis übereinander sich aufthürmenden Waldgebirge des Aures, in Westen gegenüber die weite Hodnaebene, und jenseits derselben die Bergketten von Hodna, Biban und Djurdjura; während der Blick nordwärts bis zum blauen Mittelmeer schweift, umfaßt er südwärts das gelbe Sandmeer der Sahara; wie grüne Inseln tauchen aus derselben die Oasen des Siban hervor. Die Pyramide des Cedernpik ist zugleich Markstein und Wasserscheide zwischen Eurasien und Indo-Afrika; an seiner Nordseite fließen die Bäche dem Rumelfluß zu, und mit diesem zum Mittelmeer; an der Südseite eilen die Abflüsse dem El-Kantarahbache zu, und mit diesem in das Sandmeer der Sahara.

Wenn einerseits der Besuch des wilden Auresgebirges, und vor Allem des nahen Cedernpik, einen Aufenthalt von einigen Tagen in Batna reichlich lohnt, so thun dies andererseits nicht minder die nahen Excursionen nach den großartigen Ruinen der alten Römerstädte Lambessa und Timgad. Ein Omnibus fährt in einer Stunde nach dem nur elf Kilometer entfernten Lambessa, unter Cäsar Augustus die Lagerstadt der dritten Legion, Lambaesis. Das stattliche Prätorium derselben ist noch gut erhalten, theilweise auch mehrere Thore und Triumphbogen; aus den Trümmern des Forum, mehrerer Tempel und Amphitheater, Säulenhallen und Thermen kann man auf den früheren Glanz der alten Römerstadt schließen. Noch viel großartiger und besser erhalten sind jedoch die römischen Ruinen von Timgad (Thamugas); sie liegen siebenunddreißig Kilometer von Batna entfernt. Man kann die Excursion dahin, die ich leider wegen der Kürze der Zeit nicht ausführen konnte, mit Wagen, trotz des schlechten Weges, in einem Tage hin und zurück machen; sie soll sehr lohnend sein.

Die Eisenbahn, welche jetzt in zehn Stunden von Constantine über Batna nach Biskra führt, gestattet in kürzester Zeit und größter Bequemlichkeit einen Besuch der Sahara. Die meisten Reisenden führen denselben direct aus, ohne sich auf einer Zwischenstation aufzuhalten, und doch ist ein Besuch von El Kantarah, halbwegs zwischen Batna und Biskra, nicht weniger interessant und lohnend, als derjenige der beiden letztgenannten Orte. El Kantarah, d. h. „die Brücke", führt diesen Namen von einer alten Römerbrücke, in dem wilden Engpaß, welcher aus dem öden Grenzgebirge in die Sahara führt. Hier war der „Calceus Herculis" der alten Römer, durch welchen die berühmte dritte Legion bis zur Wüste vordrang. Heute windet sich durch dasselbe enge Felsenthor, oberhalb der alten Römerstraße, und hoch über dem Flusse, die Eisenbahn nach Biskra. Diesseits liegt nahe dem kleinen Bahnhofe ein einsames Wirthshaus, das nebst einem Militär- und Douaneposten hier allein die europäische Cultur vertritt. Ein hoher, zackig zerklüfteter und unübersteiglicher Felsenwall erhebt sich jenseits des schäumenden Flusses und schließt scheinbar den einsamen Felsenkessel von der Wüste ab. Erst wenn man vom Wirthshause die neue Straße zur Brücke hinabgeht, wird man überrascht durch die enge Spalte, durch

die sich beide hindurchzwängen; die Araber nennen sie bezeichnend „Fum es Saharah“, den Mund der Wüste. In grellem Gegensatze zu der nackten Oede des ganzen Passes und der gelben Wüste, die sich hinter demselben ausbreitet, sowie dem rothen Felsengebirge im fernen Hintergrunde, erscheint unmittelbar hinter dem Ausgang, in der Mitte des seltsamen afrikanischen Bildes eine dunkelgrüne, ringsum scharf abgesetzte Masse; es ist die erste Oase, zusammengesetzt aus zwanzigtausend dichtgedrängten Palmenbäumen, in deren Schatten drei verschiedene Dörfer liegen.

Die Lage dieser Oasendörfer zu beiden Seiten des steil abfallenden Flußufers, umschlossen von dem grünen Kranze der Dattelpalmen und überragt von den steil aufsteigenden Felsenmauern ist ebenso malerisch als fremdartig; nicht minder der Blick von Süden auf den engen Felsenspalt des „Mundes der Wüste“. Ebenso bietet das Innere der Dörfer mit ihren elenden Lehmhütten und den originellen Familienbildern der Oasenbewohner dem Maler eine Fülle von interessanten Motiven. In dem einsamen kleinen Wirthshause von Madame Bertrand waren auch keine anderen Gäste als zwei Maler, ein Pole und ein Schweizer, sowie eine französische Malerin, die mit ihnen um die Wette Skizzen sammelte. Ich trat als Vierter in den Bund und verlebte mit den Künstlern einen sehr vergnügten Abend — eine frohe Erinnerung an die vielen schönen Stunden, die ich früher in den „Deutschen Künstlerkneipen“ Italiens genossen hatte. Aus dem polnischen Künstler, Herrn Orzeszko, entpuppte sich im Laufe des Gespräches ein eifriger Naturfreund, begeistert für die Fortschritte der neueren Naturwissenschaft und insbesondere der Entwicklungslehre. Mit Bezug auf letztere empfahl er mir dringend, eine gewisse „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ zu lesen, und war dann nicht wenig erfreut, als ich ihm später den Verfasser derselben leibhaftig vorstellte. Man kann sich denken, wie diese zufällige Begegnung im „Munde der Wüste“ meine Autoreneitelkeit schmeichelte, und vielleicht ist dies mit der Grund, daß mir El Kantarah in so freundlicher Erinnerung blieb.

Ein anderer Grund war aber ein Bild, zu dem mich Herr Orzeszko am anderen Morgen führte, und das mir unter den zahlreichen, auf dieser algerischen Reise gesammelten Bildern als eines der originellsten ganz besonderen Genuß verschaffte. Am südlichen Ende des Dorfes tritt aus der Oase ein Bach heraus, der sich bald darauf in den Fluß ergießt. Ueber dem felsigen Bachufer erheben sich rechts die dichten grünen Massen der Palmen, links ein Hügel mit den letzten Hütten des Dorfes; hoch darüber der roth schimmernde Felsenwall des Grenzgebirges. Der Weg, der zum Dorfe hinaufführte, war von einer Kameelkarawane belebt; in dem Bache aber tanzte ein Dutzend arabischer Frauen und Mädchen, umgeben von zahlreichen Kindern. Der Zweck des Tanzes war eigentlich sehr prosaisch, nämlich die Reinigung der Wäsche. Wie an vielen anderen Orten Algeriens, so waschen auch hier die Eingeborenen nicht mit den Händen und der Seife, sondern mit den Füßen und Steinen. Sie werfen die schmutzige Wäsche einfach in den Bach und trampeln mit den Füßen so lange auf derselben herum, bis sie weiß erscheint. Billiger ist diese Methode freilich als die Seife; ob auch besser für die Wäsche, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls ist sie

aber unterhaltender und lustiger. Die Berberdamen von El Kantarah — unverschleiert wie meistens die weiblichen Wüstenbewohnerinnen — führten dabei ihren Wäschetanz so regelrecht im Tacte, und mit solcher natürlichen Grazie aus, daß wir nicht müde wurden, dem poetischen Schauspiel zuzusehen. Die bunte Kleidung war sehr malerisch; um sie nicht zu durchnässen, wurde sie beim Tanze so weit aufgenommen, daß man die schöne Form der braunen Glieder unverhüllt bewundern konnte. Auch die Gesichter der Mädchen und der jüngeren Frauen waren zum Theil von origineller Schönheit, echte Wüstentypen. Dabei war das Benehmen der tanzenden Schönen einerseits so unbefangen und naiv, andererseits so decent und maßvoll, daß dem Künstlerauge inmitten der großartigen Oasenlandschaft diese Staffage von unübertrefflichem poetischen Reize erschien. Man sah, daß nur selten ein Europäer sich in diesen abgelegenen Oasenwinkel verirrte. Wie abschreckend häßlich sind dagegen die sogenannten „Tänze", welche die arabischen Damen in Biskra und anderen Orten Algeriens den Fremden gegen Bezahlung zum Besten geben!

Biskra selbst, die zweite Oase, wird neuerdings viel besucht. Dieses „Paris der Sahara", mit 8000 Einwohnern (darunter 500 Franzosen), liegt bereits mitten in der eigentlichen Wüste; ihre weite nackte Ebene dehnt sich nach Süden, Osten und Westen unbegrenzt bis zum geradlinigen Horizont aus. Im Norden hingegen erhebt sich über der Wüste die lange Gipfelkette des hohen Auresatlas. Ihre zerklüfteten rosig schimmernden Gipfel, mit den blauen Schatten der Klüfte, gewähren bei Sonnenuntergang ein entzückendes Schauspiel. Sie heißen mit Recht „das Rosenwangengebirge". Nach Osten schließen sich die niedrigen Berge der Sibankette an. Der Fluß, welcher bei El Kantarah aus dem Gebirge tritt und der Oase Biskra noch reichlich Wasser liefert, verliert sich weiterhin, gleich vielen anderen vom Atlas herabkommenden Flüssen, im Sande der Wüste. Seine Gewässer tragen zur Füllung des unterirdischen Netzes von Wasseradern bei, welches die Schotts der Wüste speist. Neuerdings sind aus diesem ausgedehnten Canalnetze durch Bohrung zahlreiche artesische Brunnen gewonnen worden: Quellen für die Anlage neuer Oasen und große Wohlthaten für die Wüstenbewohner. Die unterirdischen Wasserbecken sind von kleinen Fischen bewohnt (Cyprinodonten); ich sah mehrere Arten derselben in Batna, in der Sammlung des verdienstvollen Ingenieurs Jus, der mehrere Hundert artesische Brunnen gebohrt hat.

Das europäische Biskra besteht eigentlich nur aus einer großen Straße, vor der ein schöner öffentlicher Garten liegt. Die übrige Stadt ist ganz arabisch. Die charakteristische Physiognomie der Saharaoasen findet man aber erst in dem nahen Dorfe Alt-Biskra, dessen Lehmhütten mitten im Palmenhaine der Oase zerstreut liegen; diese besteht aus 140 000 Dattelpalmen und 6000 Oliven. Außerhalb der Stadt, unweit des Flusses, liegt ein herrlicher Garten, dem vielgereisten Herrn Landon gehörig; hier kann man deutlich erkennen, welche Fülle der schönsten Tropenpflanzen der Boden der Sahara bei genügender Bewässerung und sorgfältiger Pflege hervorzubringen vermag. In den kühlen Schatten dieses einsamen Bambusen- und Palmenhaines, der direct aus Indien nach der Sahara

durch Zauber versetzt zu sein scheint, zieht sich Herr Landon mit Vorliebe zurück, wenn er aus fernen Welttheilen in seine Oase zurückkehrt.

Zwanzig Kilometer südöstlich von Biskra liegt eine dritte Oase, Sidi-Okba, hochverehrt von den Arabern als religiöser Vorort des Siban. In der Moschee, dem ältesten Denkmal des Islam in Algerien, findet sich das Grabmal des Heiligen Sidi-Okba. Ich besuchte diese Oase mit zwei liebenswürdigen Franzosen, in deren Gesellschaft ich mehrere Tage reiste, Professor Faure aus Bordeaux und Dr. Lalanne aus Lateste. Diese Herren hatten eine Empfehlung an den angesehenen Scheich der Oase; er empfing uns mit arabischer Höflichkeit, bewirthete uns in seinem Garten, am Ufer des Oasenbaches, mit Erfrischungen, und geleitete uns dann in die Moschee. Von dem Minaret derselben hatten wir eine gute Uebersicht über die ganze Oase, über den grünen Palmengürtel, der das Dorf einschließt, und die Sahara, die sich endlos jenseits ausbreitet. Im Norden gibt auch hier das gipfelreiche Auresgebirge dem Wüstenbilde einen eigenartigen Abschluß.

Einer der interessantesten Punkte in Algerien, und für den Geologen wohl der merkwürdigste von allen, ist Hammam-Meskutine, „das Bad der Verfluchten". Dieses Thermalbad liegt in der Nähe von Guelma, an der Eisenbahn von Constantine nach Bona, ungefähr halbwegs zwischen beiden Orten. Die heißen Quellen desselben sind so mächtig, daß sie in jeder Minute über hunderttausend Liter kochendes Wasser liefern. Dichte Dampfwolken verrathen die zahlreichen Stellen, an denen das Mineralwasser aus einem siebförmig durchlöcherten Felsengrunde hervorsprudelt, entlang einer Erdspalte von zwei Kilometer Länge. Der hohle Erdboden, mit großen unterirdischen Grotten, tönt an vielen Stellen unter dem Tritte des Wanderers; eine von diesen Grotten ist leicht zugänglich; sie enthält einen kleinen Teich und ist mit zahlreichen Stalaktiten geschmückt. Das Merkwürdigste in Hammam-Meskutine ist aber der „versteinerte Wasserfall". Das kochende Wasser, welches viel Kalk gelöst enthält, setzt sich beim Erkalten ab, und so hat sich an einer Stelle, wo die Thermalwasser über eine breite Felsenwand in ein kleines Thal herabstürzen, eine Cascade von Travertin gebildet, im eigentlichsten Sinne des Wortes „ein versteinerter Wasserfall". Die dampfende Wassermenge, welche über seine gewölbten Absturzflächen hinabrieselt, ist nicht bedeutend; aber im Laufe der Jahrtausende hat sie so viel kohlensauren Kalk abgesetzt, daß daraus eine stattliche, in Staffeln abgetheilte Felsenbank von zwanzig Meter Höhe und der doppelten Breite entstanden ist, ähnlich den berühmten Sinterbänken von Pambuck-Kalessi in Kleinasien, von Rotomahana in Neuseeland und von Yellow-Stone in Californien. Die phantastischen Formen der versteinerten Wasserschleier und tafelartigen Stalaktiten, ihre glänzend weiße Farbe (an einigen Stellen durch Eisen orangegelb und roth gefärbt), der Contrast zu der grünen Gebüschumrahmung, und die darüber emporsteigenden Dampfwolken, geben der ganzen Scenerie ein höchst abenteuerliches Aussehen.

Nicht minder seltsam ist der Anblick von zahlreichen weißen Steinkegeln, die sich oberhalb des versteinerten Wasserfalles auf einem grünen kleinen Plateau erheben. Diese Kegel, über hundert an Zahl, von zwei bis fünf Meter Höhe,

sehen fast wie Termitenhaufen aus; sie sind dadurch entstanden, daß das kochende Wasser unmittelbar um seine Austrittsstelle einen ringförmigen Traventinabsatz bildete, der im Laufe der Zeit immer höher und an der Basis breiter wurde. Die Araber, die den ganzen Ort mit abergläubischer Scheu meiden, halten diese Kegel für versteinerte Hochzeitsgäste. Ein reicher Scheik, welcher eine wunderschöne Schwester besaß und deren Besitz keinem andern Manne gönnte, wollte sie selbst heirathen. Allah aber, erzürnt über diese Verhöhnung des Sittengesetzes, verwandelte beim Hochzeitsmahle alle Theilnehmer desselben in Stein. Um Mitternacht gewinnen diese verzauberten Gestalten wieder Leben; der Neugierige aber, der an ihrem Feste Theil nimmt, wird selbst in Stein verwandelt. Daher wagt es kein Araber, dieses „Bad der Verfluchten" in der Geisterstunde zu besuchen. Römische Mosaiken und Säulentrümmer beweisen, daß die „Aquae Tibilitanae" bereits von den alten Römern benutzt wurden. Später wurden sie gemieden, vielleicht auch weil das Klima nur im Winter gesund, im Sommer durch böse Fieber berüchtigt ist. Erst seit die Franzosen hier ein Militärhospital errichtet haben und besonders seit die Eisenbahn den Besuch erleichtert, hat sich derselbe wieder gehoben. Immerhin sind die Einrichtungen noch sehr primitiv, und die Ausnutzung der Thermalquellen, deren heilsame Wirkung namentlich bei Gicht und Rheumatismus gerühmt wird, entspricht nicht entfernt dem natürlichen Reichthum der Wassermenge.

Unter den zahlreichen Spuren, welche die Römerherrschaft in Algerien hinterlassen hat, sind wohl die interessantesten diejenigen von Tebessa, dem alten „Theveste"; dieselben sind in neuester Zeit durch eine Eisenbahn zugänglich gemacht, welche von der Bona-Tunis-Bahn südwärts geht und bei der Station Souk-Arras sich abzweigt. Man braucht sieben Stunden, um diese Strecke von 123 Kilometern zurückzulegen. Täglich geht nur ein Zug, und dieser führt gewöhnlich nur einen Passagierwagen, mit einem viersitzigen Coupé erster, einem achtsitzigen Coupé zweiter und einem größeren Coupé dritter Classe. Als ich am 11. April diese Strecke befuhr, saßen in letzterem nur ein paar Araber. In ersterem fand ich als Reisebegleiter einen schweizer Touristen und zwei Engländerinnen. Die Bahn führt theils durch wilde Gebirgsschluchten, theils über öde Steppen, auf denen nur hier und da die Heerden und Zelte von arabischen Nomaden sichtbar sind. Wenn auch heute noch der Verkehr auf der neuen Bahn sehr gering ist, so wird er doch voraussichtlich später wieder große Bedeutung gewinnen; denn Tebessa hat eine sehr günstige Lage am Fuße der östlichen Ausläufer des Auresgebirges. Von Süden her münden hier die Karawanenstraßen der östlichen Sahara. Die weiten Ebenen im Westen liefern große Mengen des besten Halfagrases. Im Osten ist die tunesische Grenze nur siebzehn Kilometer entfernt, und hier öffnet sich ein leichter Zugang in die Thäler von Kairouan. Heute zählt Tebessa kaum viertausend Einwohner, und unter diesen befinden sich nur ein paar Hundert Franzosen. Wie ansehnlich die Bevölkerung während der römischen Herrschaft war, ergibt sich daraus, daß der alte Circus gegen siebentausend Zuschauer faßte.

Die meisten und besten römischen Baudenkmäler von Theveste stammen aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, aus der Regierungszeit des Septimius

Severus. Eines der merkwürdigsten ist der Triumphbogen des Caracalla, unmittelbar vor dem Nordostthore der heutigen Stadt gelegen. Er zeigt dieselbe seltene Bauart, wie der berühmte Bogen des Janus quadrifrons in Rom, ist aber reicher verziert und besser erhalten; jede seiner vier Flächen hat einen besonderen Rundbogen von zierlichen Säulenpaaren getragen. Außer diesen beiden viermündigen Triumphbögen sind keine weiteren Beispiele dieses Typus bekannt. Wenn man vom Caracallabogen auf der Nordoststraße dreihundert Schritte weiter geht, kommt man zu den ausgedehnten Ruinen einer großen Basilica, mit schönen Mosaiken, eines Forum mit schlanken Säulenreihen; eines Tempels u. s. w. An anderen Stellen des Stadtgebietes sind ein paar Dutzend Bäder, viele Thürme, Trümmer von Palästen, Theatern u. s. w. gefunden worden. Innerhalb der Stadtmauern, die aus schönen römischen Quaderblöcken erbaut sind, steht ein wohlerhaltener Minervatempel, der heute als katholische Kirche dient. Ein alter Römerthurm ist in das Minaret der heutigen Moschee verwandelt.

Während uns die Ruinen von Tebessa noch lebhaft in die beste Epoche der römischen Kaiserzeit zurückversetzen, ist dagegen eine andere große Römerstadt Algeriens, Hippo Regius, fast vom Erdboden verschwunden. Nur eine mächtige Cisterne, eine halbe Stunde südlich vom heutigen Bona gelegen, und Ruinen einer alten Wasserleitung, sowie Säulenreste und Palasttrümmer in Weinbergen zerstreut, verrathen noch die Stelle des fruchtbaren Küstenlandes, wo vor mehr als zweitausend Jahren die Phönicier Ubo gründeten. Später residirten hier, bis zum dritten punischen Kriege, die Könige der Massäsylier. Nach ihrer Unterwerfung erhob sich die Römercolonie zu solcher Bedeutung, daß Hippo eine Zeitlang Carthago den Rang der mächtigsten Stadt in Nordafrika streitig machte. Eine kleine Statue des heiligen Augustinus, unmittelbar über der Cisterne, erinnert daran, daß dieser große Kirchenvater (der Localheilige von Bona) Hippo im Jahre 430 vierzehn Monate lang vergeblich gegen die Vandalen vertheidigte. Was diese nach der Eroberung der Stadt noch übrig gelassen hatten, wurde 691 von den Arabern vollends zerstört.

Das heutige Bona, sehr anmuthig am Fuße des hohen waldreichen Berges Edough gelegen, ist eine ganz moderne Stadt und gleicht viel mehr einer eleganten französischen Hafenstadt, als einem afrikanischen Barbareskenneste. Unter den dreißigtausend Einwohnern befinden sich kaum siebentausend Eingeborene, hingegen neuntausend Franzosen und zwölftausend andere Europäer, größtentheils Italiener. Auf dem Lande ringsum ist die italienische Bevölkerung noch mehr in der Ueberzahl; die meisten Bauern sind Calabresen und Sicilianer. Wie im Westen Algeriens die spanische Nation, so tritt hier im Osten (ebenso wie in Tunis) die italienische in lebhafte Concurrenz mit der zwischen ihnen seßhaften und herrschenden französischen. Die Sympathien zwischen diesen drei „lateinischen" Nationen sind keineswegs so natürlich und so lebhaft, wie man sie häufig in den Journalen, und ganz besonders in den französischen dargestellt findet. Vielmehr bedingt der „Kampf ums Dasein" zwischen ihnen eine natürliche Abneigung, die mir oft genug in Privatgesprächen mit Italienern und Spaniern in Form eines glühenden Hasses entgegengetreten ist. Unzweifelhaft wird derselbe noch früher oder später seine Wirkungen äußern,

und in entscheidender Weise in dem immer näher rückenden Zeitpunkte, in welchem der große „Kampf ums Mittelmeer“ die gegenwärtige politische Gruppirung seiner Küstenbewohner wohl gewaltig verändern wird.

Der mächtige Djebel Edough (oder „Mont Edour“ der Franzosen), welcher unmittelbar über der Stadt Bona im Westen bis zu neunhundert Meter Höhe aufsteigt, ist noch heute zum größten Theile mit prächtigem Walde (hauptsächlich Korkeichen) bedeckt. Allerdings hat die überall zunehmende Waldverwüstung (eine der größten und verderblichsten Thorheiten der modernen Culturvölker) auch die langgestreckten Abhänge dieses stattlichen Bergrückens bereits eines großen Theiles seines berühmten Waldschmuckes beraubt. Aber immerhin ist noch genug übrig, um die zahlreichen Quellen zu unterhalten, welche auf seinem wolkensammelnden Haupte entspringen. Da außerdem der bei Bona in das Meer mündende Seybousefluß dem weiten Thal eine reiche Wassermenge zuführt, erfreut sich die Umgebung der Stadt der üppigsten Fruchtbarkeit. Die Gärten der zahlreichen schönen Landhäuser legen davon beredtes Zeugniß ab. Aber auch die Hügelketten in dem weiten Seybousethal, die fruchtbaren Ebenen zwischen dem Küstenlande und der weiter südlich aufsteigenden Atlaskette von Guelma und Nador, sind mit den herrlichsten Weinbergen, Gemüsegärten, Orangen- und Olivenwäldern bedeckt, so daß der Bezirk von Bona die bewunderungswürdige Ertragsfähigkeit des gut cultivirten algerischen Bodens in glänzendster Weise offenbart. Dazu kommt nun noch, daß der Hafen von Bona einer der besten am ganzen Mittelmeere ist. Die aufblühende Stadt verdient ihren Namen, die „Gute“, wirklich, und es ist nicht zu verwundern, daß die betriebsamen Bewohner derselben sich mit der Hoffnung tragen, dereinst den Glanz des alten Hippo wiederzugewinnen.

Einen überraschenden Einblick in die natürlichen Hülfsquellen dieses gesegneten Landes, in die paradiesische Fruchtbarkeit seiner Ebenen und den Wasserreichthum seiner waldigen Gebirge, gewährt die vierzehnstündige Eisenbahnfahrt von Bona nach Tunis. Es ist der Mühe werth, dieselbe nicht in einer Strecke zu fahren (wie gewöhnlich geschieht), sondern in Absätzen und mit Excursionen in den üppigen Tell und den wilden Atlas. Auch in malerischer Beziehung ist diese Fahrt sehr lohnend, viel interessanter als die Reise durch das einförmige westliche Algerien. Anfangs geht die Bahn in gerader Linie südwärts von Bona bis Duvivier, immer durch das breite fruchtbare Thal des Seybouse, des ansehnlichsten Flusses in Algerien. In Duvivier gabelt sich die Eisenbahn; der eine Ast geht westwärts nach Guelma und Constantine, der andere südöstlich nach Souk-Arras und dann ostwärts zur tunesischen Grenze bis Ghardimaou. Diese Strecke durchschneidet einen der interessantesten Theile des östlichen Tell-Atlas, erhebt sich steil ansteigend bis über siebenhundert Meter Höhe und bietet alle Reize einer malerischen Gebirgsbahn: zahlreiche Viaducte und Tunnels, überraschende Blicke in die reichen Flußthäler und die wilden Schluchten des Waldgebirges, auf fette Weidetriften und zackige Berggipfel. Von der tunesischen Grenze an, bei Ghardimaou, bleibt die Bahn größtentheils in dem fruchtbaren Thale des Medjerda und verläßt diesen Fluß erst hinter Tebourba, um in südöstlicher Richtung nach Tunis hinüber zu gehen. Die ausgedehnten Weinberge

und Olivenwälder im Medjerdathal, die reichen Kornfelder in seinen Ebenen, die prächtigen Orangegärten in der Nähe seiner Städte und Dörfer beweisen, daß der Tell von Tunesien demjenigen von Algerien nicht nachsteht.

Tunis wird in neuester Zeit so viel besucht und so genau beschrieben, daß ich mich hier auf wenige Worte beschränken will; umsomehr, als die Stätten Carthago's in einem früheren Bande der „Deutschen Rundschau" (1887, Bd. LI, S. 197 ff.) eine vortreffliche Darstellung bereits gefunden haben. Ich kann hier nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit dem feinsinnigen und hochgebildeten Herrn Geheimrath von Eckardt, früher deutscher Consul in Tunis, gegenwärtig in Marseille, meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufnahme in Marseille abzustatten, und für die vortrefflichen Rathschläge, die er mir für den Besuch von Tunis gab. Obgleich ich am Schlusse meiner algerischen Reise nur fünf Tage dem hochinteressanten Aufenthalt in Tunis widmen konnte, gelang es mir doch, sie mit Hülfe jener Anweisungen gut auszunutzen. Wesentlich trugen aber auch dazu die guten Informationen des Dr. Kunitz bei, des hochangesehenen deutschen Augenarztes in Tunis. Dieser vortreffliche Landsmann, aus Dresden gebürtig, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Arzt, gewährte mir in seiner Behausung die liebenswürdigste Gastfreundschaft. Ich bin ihm dafür umsomehr zu herzlichem Danke verpflichtet, als damals die wenigen Gasthöfe von Tunis (ganz unzureichend für den mächtig anwachsenden Touristenbesuch) überfüllt waren; ich mußte bei meiner Ankunft, nach Mitternacht, mit einem Araber erst eine Stunde in der Stadt herumlaufen, ehe ich in dem elenden Kämmerchen eines Privathauses für fünf Franks ein nothdürftiges Unterkommen fand.

Unter allen Städten von orientalischem Charakter, welche die östlichen und südlichen Ufer des Mittelmeeres schmücken, ist Tunis gegenwärtig am meisten besucht und am leichtesten in kürzester Zeit zu erreichen. Sehr viele Italienfahrer, welche die hesperische Halbinsel durchzogen und zuletzt Sicilien besucht haben, machen von hier einen Abstecher nach Tunis, in einer nächtlichen Dampferfahrt von zwölf Stunden bequem erreichbar. Sicher ist dieser Abschluß der italischen Reise sehr lohnend. Denn wenn der Aufenthalt in Tunis auch nur wenige Tage dauert, so gibt er doch demjenigen Europäer, der den eigentlichen Orient noch nicht kennt, ein recht gutes Bild des farbenprächtigen orientalischen Lebens und Treibens; viel charakteristischer und unverfälschter als alle Städte Algeriens. Anders freilich für den Reisenden, der bereits Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien oder Constantinopel gesehen hat; dieser wird zwar auch in Tunis vielfach an jene echt orientalischen Märchenbilder erinnert werden, aber doch finden, daß der bezaubernde Glanz derselben nach Westen hin abnimmt und in Tunis schon mehr verwischt ist. Das gilt sowohl von den arabischen Bauwerken, den Moscheen und Palästen, als von dem bunten Treiben in den Straßen und Bazaren.

Eine besondere historische Weihe gibt dem Aufenthalte in Tunis natürlich der Gedanke, auf dem classischen Boden von Carthago zu stehen. Das ausgedehnte Gebiet, auf dem die Straßen und Paläste der alten punischen Weltstadt sich ausbreiteten, ist acht Kilometer lang, halb so breit, und liegt zehn Kilometer in nordöstlicher Richtung vom heutigen Tunis entfernt, auf dem hügeligen Vor-

gebirge, dessen ostwärts vorspringende Spitze noch heute „Cap Carthago" heißt. Im Süden ist das Trümmerfeld der punischen Metropole durch den Bahira-see von Tunis getrennt, im Norden durch den See von Kamart, im Westen durch die Hügelkette Ariana begrenzt. Letztere trennt es vom Thale des Medjerda-Flusses, jenseits dessen das Gebiet von Utica aufsteigt. Auf der Höhe des malerischen Vorgebirges ragt ein Leuchtthurm empor, umgeben von den arabischen Kuppelhäusern des Dorfes Sidi-Bu-Said; unter diesen ist die Kubba eines besonders heilig gehaltenen Marabu bemerkenswerth. Als ich in glühender Mittagshitze die engen Gassen des Dorfes durchschritt, ertönte allenthalben aus den Häusern lärmende Tambourin-Musik und trillernder Gesang; es war gerade ein Festtag des berühmten Heiligen und eine Procession von buntgekleideten verschleierten Frauen zog zur Capelle. An der westlichen Abdachung des Hügels von Cap Carthago thront in herrlichster Lage über dem Meere der glänzende Sommerpalast des Cardinals Lavigerie, des berühmten Kirchenfürsten, der „die Kunst des Lebens" aus dem Grunde versteht, und dessen Spuren man hier überall begegnet. Von der Höhe des Leuchtthurms schweift der Blick frei nach allen Richtungen über das welthistorische Ruinenfeld, auf welchem so große Scenen der Römischen Geschichte gespielt haben. Der Wanderer aber, der in das weite einsame Gefilde hinabsteigt und nach den Denkmälern der entschwundenen Herrlichkeit sucht, wird sehr enttäuscht. Von größeren Bauten sind nur noch die Cisternen und Bogenreihen der großartigen Wasserleitung übrig. Die zahllosen Säulen und Statuen, Grabmäler und Inschriften, die Marmorsteine der Treppen und Säulenhallen, Paläste und Theater, welche vor zweitausend Jahren Carthago schmückten, sind verschwunden; Jahrhunderte lang sind hier die „Steinsucher" unermüdlich thätig gewesen; viele Schiffsladungen voll jener edeln Trümmer sind während des Mittelalters nach Europa gewandert. Ein großer Theil der herrlichen Paläste, Kirchen und Theater von Sicilien und Italien, von Spanien und Südfrankreich ist aus den Marmorblöcken und Säulen von Carthago aufgebaut. Von den kleineren Kunstwerken, Statuen, Gefäßen, Mosaiken, Waffen und anderen Alterthümern findet sich eine verhältnißmäßig unbedeutende Sammlung in dem Seminar von St. Louis. Dieses Gebäude steht an der Stelle der früheren Akropolis von Carthago, neben der Capelle, welche Ludwig IX., dem Heiligen, errichtet wurde; angeblich an demselben Orte, wo derselbe auf seinem Kreuzzuge im Jahre 1270 starb. Hinter der Capelle erhebt sich, ihrer Vollendung nahe, die prachtvolle Cathedrale von Carthago, 1884 gegründet, ebenfalls ein Werk des Cardinals Lavigerie.

Seit dem kleinen französisch-tunesischen Kriege vom Jahre 1885 steht Tunis unter französischem Protectorate; die lebhafte Phantasie der Franzosen betrachtet diesen östlichen Barbareskenstaat bereits als vierte der algerischen Provinzen und erwartet seine vollständige Einverleibung in Algerien schon von der nächsten Zeit. Auf der einen Seite ist diese Incorporation allerdings schon sehr weit gediehen und schreitet alljährlich weiter fort; die Herrschaft des Bey von Tunis ist nur noch dem Schein nach frei, in der That aber ganz von der Willkür des französischen Machthabers abhängig; die ganze Militärgewalt und das ganze Finanzwesen liegt in des Letzteren Händen. Auf der anderen Seite darf man nicht

vergessen, daß Italien seit Jahrhunderten viel größere natürliche und historische Anrechte auf Tunesien hat als Frankreich, und daß es die Ansprüche des Letzteren nur mit gerechtem Unwillen bekämpft. Die Stadt Tunis zählt heute 125000 Einwohner, darunter 75000 Mohammedaner, 25000 Juden und ebensoviel Europäer. Unter Letzteren befinden sich nur 4000 Franzosen, hingegen 12000 Italiener und 8000 Malteser. Viel wichtiger aber als diese Zahlen sind die innigen historischen, geographischen und ethnographischen Beziehungen zwischen Italien und Tunesien; sie sind in dem trefflichen oben erwähnten Aufsatze der „Deutschen Rundschau" (S. 198—200) vorzüglich beleuchtet.

IX.

Wie wird sich die Zukunft Algeriens gestalten? Und welches Verhältniß wird das colonisirte Nordwestafrika zu Europa einnehmen? Diese wichtigen Fragen, die sich jedem denkenden Besucher der mächtig emporblühenden Colonie aufdrängen, bilden nur einen Theil von einer der größten politischen Zukunftsfragen, von der gewaltigen Mittelmeerfrage. Die ganze Neugestaltung des modernen Europa und die gesammten gegenseitigen Beziehungen seiner großen Culturnationen hängen ab von der Lösung dieses großen „Mediterranproblems" und der damit verknüpften „orientalischen Frage".

Nachdem ich seit vierunddreißig Jahren das Mittelmeer nach allen Richtungen durchstreift, alle Küsten dieser ehrwürdigen Culturwiege kennen gelernt und mehrere Jahre an deren interessantesten Punkten zugebracht habe, wird der freundliche Leser mir vielleicht gestatten, kurz die Vorstellungen zu erörtern, die sich mir dabei aufgedrängt haben. Für ganz sicher halte ich zunächst, daß die asiatischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeeres, vor zweitausend Jahren die Stätten der blühendsten Cultur, Kunst und Wissenschaft, sich wieder zu glänzender Blüthe entwickeln werden, sobald das Türkenreich gefallen und die Herrschaft des Islam von den Küsten in das Innere von Asien und Afrika zurückgedrängt sein wird. Die überaus günstige geographische Gliederung der Mittelmeerküsten, ihr Reichthum an Höhen und Vorgebirgen, Inseln und Halbinseln, ihr herrliches Klima, der fruchtbare Boden, der Gesammtcharakter ihrer Flora und Fauna sind heute noch dieselben wie vor zweitausend Jahren. Was damals die Phönicier und Aegypter, die Numidier und Carthager, die Griechen und Römer unter viel ungünstigeren Verhältnissen erreicht haben, das muß den modernen europäischen Culturstaaten unter viel günstigeren Verkehrs- und Culturbedingungen, mit ungleich größeren Hülfsmitteln, viel leichter erreichbar sein. Die hohe Blüthe, zu der sich einzelne Hauptstädte jener Küsten, z. B. Smyrna, Beirut, Alexandrien, Tunis — trotz der türkischen Mißwirthschaft — unter dem Eindringen moderner abendländischer Cultur neuerdings wieder gehoben haben, läßt erkennen, wie glänzend sich ihre Entwickelung erst nach dem Aufhören der osmanischen Fremdherrschaft gestalten wird.

Bei dem früher oder später bevorstehenden Zerfall des türkischen Reiches wird es eine der größten Sorgen der hohen Politik sein müssen, durch die Vertheilung ihres Erbes das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten; das kann aber nur geschehen, wenn jede der großen europäischen Culturnationen bei dieser

definitiven Erbregulirung und der damit verknüpften Theilung des Mittelmeeres berücksichtigt wird. Der schwierigste Punkt der „orientalischen Frage", der Besitz Constantinopels, würde wohl am besten durch Gründung eines neugriechischen Kaiserreiches erledigt. Das junge Neu-Griechenland hat sich in den letzten Decennien so sehr gehoben und das lebensvolle griechische Element in dem Handelsverkehr der Südküste der Türkei, in Thessalien, Macedonien und Thracien eine solche Bedeutung gewonnen, daß der Anspruch des aufstrebenden Neohellenen-Reiches auf den Besitz dieser Provinzen und Constantinopels unter Allen am meisten gerechtfertigt scheint. Die Colonisation des wilden Albaniens und Montenegros würde eine wichtige Culturaufgabe für Oesterreich bilden, dem ohnehin schon Bosnien und die Herzegowina als fester Besitz gesichert erscheinen.

Was die Südküste des Mittelmeeres betrifft und die Theilung von Nordafrika, so darf man wohl als sicher annehmen, daß England den Besitz von Aegypten, als der werthvollsten und unentbehrlichen Etappe nach Indien, festhält. Im Interesse des europäischen Gleichgewichts wäre es aber dann sehr zu wünschen, daß Italien der ganze Küstenstrich zwischen Aegypten und Algerien zufiele, und daß namentlich Tunesien in den Händen Italiens bleibe, mit dem es seit Jahrhunderten in so enger und naturgemäßer Verbindung steht. Freilich wird Frankreich, das jetzt schon Tunis als seine vierte algerische Provinz betrachtet, diesen werthvollen Besitz im Osten von Algerien nicht aufgeben wollen. Wenn ihm aber dafür im Westen Marocco zufällt, dürfte ihm dies wichtiger sein, schon wegen der Verbindung mit dem Senegal. Allein diese großen Machtfragen werden wohl erst in dem europäischen Kriege, den die Auflösung der Türkei und die Theilung des Mittelmeeres nothwendig hervorrufen muß, durch „Blut und Eisen" entschieden werden. Wenn es Frankreich gelingen sollte, seinen Hauptwunsch zu verwirklichen und das ganze Nordwest-Afrika in seine Gewalt zu bringen, dann würde das neue „Groß-Algerien" aus fünf mächtigen und reichen Provinzen bestehen: Marocco, Oran, Algier, Constantine, Tunis; dann würde das westliche Mittelmeerbecken in Wahrheit ein „französischer See" sein.

Gleichviel wie weit sich diese Ansprüche Frankreichs auf das westliche Mittelmeer verwirklichen, so wird Europa, und vor Allem England, keinesfalls gestatten dürfen, daß es sich auch der östlichen Hälfte bemächtigt. Die Absicht dazu besteht, und seit ihrer Expedition nach Syrien betrachten viele patriotische Franzosen auch bereits dieses Land als eine französische Provinz der Zukunft, manche schlagen dazu sogar noch Aegypten. Sollten jemals auch noch diese werthvollen Länder in französische Hände fallen und sich damit einer der gewaltigen Pläne Napoleon's I. erfüllen, dann würde das ganze Mittelmeer ein „französischer See" sein; dann würde ganz Europa von der Gnade und dem Willen Frankreichs abhängen. Daß dies nicht geschehe, dafür scheint uns durch die bestehenden Machtverhältnisse des europäischen Concerts hinreichend gesorgt zu sein.

Die Zukunft der Ostküste des Mittelmeeres, die Geschicke Syriens und Kleinasiens, bilden ein viel schwierigeres und dunkleres Problem als diejenigen von Nordafrika. In diesen asiatischen Küstengebieten des Mittelmeeres sind die Mischungsverhältnisse der neu vordringenden europäischen Cultur viel

bunter und verwickelter als in den afrikanischen; keine einzige Nation spielt dort schon jetzt eine beherrschende Rolle. Das thätige und energische Volk der Neugriechen beginnt auch hier bereits an vielen Orten hervorragende Geltung zu gewinnen. Es dürfte indessen leicht seine Ansprüche auf diese Gebiete aufgeben, wenn es dafür durch Constantinopel und den größten Theil der europäischen Türkei entschädigt wird. Rußland ist ebenfalls eifrig bestrebt, an mehreren Hauptpunkten, z. B. in Beirut und Jerusalem, festen Fuß zu fassen; aber des gewaltigen Czarenreichs natürliche Hauptaufgabe liegt wohl mehr in der Colonisation des ungeheuren Gebiets von Mittelasien.

Als ich zum ersten Male 1887 den Boden Syriens betrat und gleich bei der Landung die blühende deutsche Colonie in Joppe oder Jaffa sah, als ich in seinen herrlichen Orangegärten schwäbische Bauern eifrig bei der Arbeit fand und in der Württemberger Schule mir blonde und blauäugige Kinder deutsche Volkslieder mit heller Stimme vorsangen, da drängte sich mir von selbst der Gedanke auf: „Was könnte aus diesem prachtvollen, von der Natur mit allen edlen Gaben geschmückten Lande wieder werden, wenn seine reichen, jetzt zertretenen, verwüsteten und gemißhandelten Fluren in deutschen Besitz übergingen; wenn deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz die werthvollen, seit einem Jahrtausend brach liegenden Schätze dieses classischen Bodens ausnützten?“ Und als ich dann weiter gegen Norden zog, als ich in Beirut und Smyrna die kräftige Betheiligung deutscher und österreichischer Kaufleute an dem regen internationalen Handelsverkehr sah, da befestigte sich jener Gedanke immer mehr; im Gespräche mit gleichgesinnten wackeren Landsleuten wurde dann gar oft der Wunsch und die Hoffnung laut: Auf diese östlichen Mittelmeerküsten müssen, bei der einstigen Theilung der Türkei, Deutschland und Oesterreich ihre Hand legen; hier ist der Boden, auf welchem an den gesegneten Küsten des Mittelmeeres unser Vaterland seine Ackerbaucolonien gründen und in friedlichen Mitbewerb mit den anderen großen Culturnationen Europas treten kann. Als bald darauf unser vortrefflicher Landsmann Carl Humann, den ich 1873 in Smyrna als einfachen Ingenieur kennen lernte, die pergamenischen Alterthümer entdeckte und mit unvergleichlichem Geschick sie unserem Museum in Berlin zu sichern verstand, betrachtete ich diese classischen Marmorbilder als ein Palladium, welches uns einen Anspruch auf dauernden Colonialbesitz in jenen herrenlosen Gebieten sichere. Herrenlos sind diese türkischen Provinzen eigentlich schon jetzt; denn die ohnmächtige „Hohe Pforte“ in Stambul vermag nicht einmal ihre eigenen Paschas im Zaume zu halten. Eine Reise durch das uncultivirte Innere von Kleinasien aber ist schwieriger, als durch die meisten Theile von Australien oder Afrika.

Niemand kann sagen, wie die mächtige, seit einem Decennium mit überraschender Energie anwachsende Colonialbewegung sich in Zukunft gestalten und wie die Theilung der Erde unter den großen Culturnationen Europas sich vollziehen wird. Nur Eins scheint schon jetzt klar: Deutschland kann nur dann seinen berechtigten Rang als selbständige und unabhängige Macht behaupten, wenn es auf dem Wege seiner Colonialpolitik mit energischer Ausdauer fortschreitet, und zwar brauchen wir ebenso wohl fruchtbare Ackerbaucolonien, in welche der Ueberschuß unserer stetig zunehmenden Bevölkerung auswandern kann,

als günstig gelegene Handelscolonien, in welchen unser Welthandel feste Stützpunkte, unsere Flotte gute Kohlenstationen findet.

Es würde mir nicht einfallen, meine „Algerischen Erinnerungen" mit diesen colonial-politischen Betrachtungen zu schließen, wenn ich nicht, auf Grund dreißigjähriger Beobachtungen und zahlreicher Reisen in drei Welttheilen, überzeugt wäre, daß die große Colonialfrage für Deutschland eine Lebensfrage ist. Jeder deutsche Staatsbürger, der sein Vaterland aufrichtig liebt, wird beständig daran denken müssen, daß in Folge unserer geographischen Lage und historischen Entwicklung die Stellung des neuen deutschen Reiches in Europa die gefahrvollste und sein „Kampf ums Dasein" mit den andern Nationen Europa's der schwierigste ist. Wer heute durch Frankreich und Algerien reist, wird in dieser Beziehung viel lernen können. Ueberall rüstet sich dort ein mächtiges, talentvolles, von höchstem Nationalgefühl beseeltes Volk, um sein vor zwanzig Jahren verlorenes „prestige" wieder zu gewinnen.

Der Kampf ums Dasein einzig und allein ist das große Realprincip, welches die Existenz und Entwicklung der organischen Welt regelt und bedingt, ebenso in der Concurrenz der Völker, wie im Mitbewerbe der Thiere und Pflanzen. Bei der zunehmenden Ueberbevölkerung Europa's und der fieberhaften Entwicklung des modernen Culturlebens gewinnt daher die Auswanderungsfrage und die damit verknüpfte Colonialpolitik eine Bedeutung wie nie zuvor. Deutschland, wie Italien, gehören zu jenen überbevölkerten Staaten, die alljährlich Tausende der besten Kräfte an das Ausland verlieren. Bei den kosmopolitischen Neigungen unseres Volkes und der geringen Tiefe des deutschen Nationalgefühls verschmelzen dieselben bald mit dem fremden Elemente. Werden diese werthvollen Kräfte in deutschen Ackerbau- und Handelscolonien angelegt, so werden sie zur Kräftigung und zur festen Stütze des deutschen Mutterlandes dienen, statt demselben verloren zu gehen. An Talent zur Colonisation fehlt es uns sicher nicht. Eine Colonie wie Algerien würde unsere Weltstellung und Nationalkraft in unschätzbarer Weise erhöhen. Deutschland darf Frankreich um den Besitz eines solchen Kleinodes ebenso beneiden, wie um sein entwickeltes Nationalgefühl. Diese Ueberzeugung bleibt einer der mächtigsten Eindrücke meiner Reise durch Algerien. —

Das deutsche Drama im sechzehnten Jahrhundert und Prinz Hamlet aus Dänemark.

Von

R. von Liliencron.

Als ich nach Wort und Wendung suchte, um das Thema der folgenden Blätter ihrem Inhalt gemäß an die Spitze zu stellen, fand ich mich in einiger Verlegenheit. Man sagt zwar, wer nur klar denkt, kann auch das Gedachte kurz sagen. Das ist wohl wahr, trifft aber doch nicht immer zu. Wenn das Thema von deutschem Drama spricht, so muß ich gleich hinzufügen, daß die wichtigere Hälfte der Dramen, von denen hier die Rede sein soll, in lateinischen Versen gedichtet ward. Gleichwohl gehören diese lateinischen Dramen der deutschen Literatur an, nicht nur weil ihre Dichter, Darsteller und Zuschauer Deutsche waren, sondern auch weil sie selbst trotz der fremden Sprache, dennoch nach Gehalt und Wesen deutsch, sogar volksthümlich deutsch sind und weil sie ein wichtiges Glied in der Geschichte des deutschen Dramas bilden. Wenn weiter der Hamlet genannt wurde, so meine ich doch damit nicht die Tragödie der Tragödien, so wie sie aus Shakespeare's Geist und Feder floß, sondern ein wunderliches Zerrbild, in dem sie bald nach ihrer Entstehung in das Repertoir der wandernden deutschen Schauspielerbanden kam.

Was eigentlich diese Blätter vorführen und zeichnen möchten, muß vorerst etwas genauer gekennzeichnet werden, um dadurch zugleich zu erklären, welches Interesse eine an sich sonst recht fernliegende literarische Erscheinung uns dennoch gewähren kann.

Das sechzehnte Jahrhundert ist das Geburtsjahr des modernen Dramas, nicht nur in Deutschland, sondern bei allen Völkern der modernen Cultur. Der merkwürdige geistige Proceß, durch den es entsteht, fließt wohl überall aus ähnlichen Quellen hervor, wird durch dieselbe große geistige Fortschrittsbewegung angeregt, wirkt von dem einen der großen Culturvölker auf das andere hinüber, hält auch im Allgemeinen einen parallelen Gang ein, führt aber dennoch überall wieder zu einem ganz eigenartig anderen Ziele, je nachdem es die geistige Physiognomie der Völker und ihre äußeren Verhältnisse bedingten. Ihren Höhe-

punkt erreichte diese erste Entwicklung des modernen Dramas theils schon um den Anfang, theils erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Um dies anschaulicher zu machen, genügt es, an einige wenige Thatsachen und an einige allbekannte Namen zu erinnern.

Italien, wo die Bewegung um den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts anhebt, gelangt nicht zur abschließenden Gestaltung eines nationalen Dramas von solcher Bedeutung, daß es Tragödien und Comödien von bleibendem Werth und damit Werke für die Weltliteratur hervorgebracht hätte. Das höhere, „gebildete" Drama rang sich hier aus der Nachahmung und Nachbildung der antiken Tragödie und Comödie nicht los, wenn es auch sowohl den Stoffkreis mannigfach erweiterte, als die Behandlungsweise in die Farben der lebendigen Gegenwart tauchte, so daß es damit schon auf den allgemeinen Entwicklungsgang des Dramas höchst fördernd wirkte. Weitreichenden Einfluß in die Weltliteratur hinaus errang sich die Einzelgattung des zierlichen Schäferdramas, dessen bewundertes Vorbild Guarini's „Pastor fido" ward, zuerst 1585 aufgeführt. Auch die Oper war eine Frucht dieser dramatischen Bestrebungen; man dachte durch eine neue Art der Gestaltung der Musik in ihrer Verbindung mit dem Worte die wahre Art, wie die Alten ihre Tragödien vorgetragen hätten, wieder zu beleben. Peri's Composition von Rinuccini's Drama „Daphne," 1597 in Florenz gespielt, ist der erste Sprößling dieses Gedankens. Neben diesen vornehmen dramatischen Erzeugnissen blühte aber in Italien im Volk die Farce, ein Seitenstück zu unseren Fastnachtspielen, und aus einer Art Verschmelzung von dieser Farce und der höheren Comödie entwickelte sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die sog. comedia dell' arte, die Stegreifcomödie mit ihren typischen Figuren des Harlekin, Pantalon, Pierrot u. s. w. Sie ward mit ihren improvisirten Späßen bald der Liebling des Volkes und hat weitreichende Wirkungen auf die allgemeine dramatische Literatur geübt.

Für Spanien genügt es, zwei Namen zu nennen: hier entzückte um 1600 der fruchtbarste aller dramatischen Dichter, Lope de Vega, die Welt mit seinen Comödien und geistlich allegorischen Auto's, und neben wie nach ihm seit 1614 der größte Meister der Mantel- und Degencomödie, Calderon.

In Frankreich erwuchs theils unter italienischen, theils unter spanischen Einflüssen das classische französische Drama: Corneille's erste Tragödie ist vom Jahre 1636, und Molière's Theaterlaufbahn begann ungefähr zehn Jahre später.

In England aber schrieb und spielte Shakespeare seine unsterblichen Dramen schon zwischen 1586 und 1610. Schäferspiel, Oper und Stegreifcomödie; Lope de Vega und Calderon; Corneille, Racine und Molière neben Shakespeare: welche Verschiedenheit, so rasch aus ähnlichen Keimen emporgetrieben!

In Deutschland — nun, wie sich die parallele Entwicklung in Deutschland gestaltete, das eben soll in kurzen Zügen hier vorgeführt werden. Leider führt es uns zu keinem Shakespeare, keinem Corneille oder Calderon. Wir wollen gelegentlich der Frage nicht aus dem Wege gehen, warum denn unser Genius hierbei so zurückgeblieben ist.

I.

Um die ganze literarische Erscheinung, mit der wir uns also zu beschäftigen haben, in deutliches Licht zu rücken, sei zuvörderst an Thatsachen aus dem Reiche der Botanik erinnert: an einen Hergang im großen Leben und Werden der Natur, der als Gleichniß für die literarischen Erscheinungen, welche uns beschäftigen sollen, dienen kann. Wir denken uns eine weite, öde, noch pflanzenleere Strecke; Gestein, Geröll, noch nicht fähig, der Pflanze den Boden und die Nahrung zu bieten. Durch die Berührung mit Luft und Wasser tritt mit dem Proceß der Verwitterung an der Oberfläche die Humusbildung ein. Nun beginnen erst niedrigste Formen des Pflanzenwuchses, Algen, Flechten, Pilze, Moose im Boden zu keimen, überziehen ihn rasch in massenhafter Productionskraft, bilden aber selbst wieder welkend und verwesend, neue und tragfähigere Humusschichten, in denen sofort dieselben Keime sich zu höheren Formen ihrer Art bereichern und höhere Pflanzengattungen Nahrung, Gedeihen und Wachsthum finden. Auch sie bereichern dann absterbend den Boden wiederum mit den Vorbedingungen für wieder höher strebendes Wachsthum: so haben wir das Bild eines großartigen nie endenden Kreislaufes vor uns, der aber zugleich verbunden ist mit einem Aufsteigen zu immer höheren und reicheren Leistungen, bis endlich da, wo einst nur das niedrige Moos am Boden hinwucherte, nach Jahrtausenden der majestätische Baum seine weitschattenden Zweige breitet. Der Keim des Baumes zwar entstand nicht innerhalb jenes Kreislaufes; er hätte dann nicht über ihn hinausgekonnt, sondern er selbst ward von außen hineingetragen, aber seine Wurzeln konnten erst Nahrung und Triebkraft aus diesem Boden saugen, nachdem ihn jener Kreislauf so zubereitet hatte, daß endlich auch ihre Zeit gekommen war.

Im Geistesleben der Völker begegnen uns ganz analoge Hergänge. Auch hier pflegt die Periode der anfänglichen Humusbildung eine lange zu sein; wenn aber durch zufliegende Keime des Höheren und unter der Gunst fördernder Umstände erst einmal eine erfolgreiche Vorwärtsbewegung anhebt, dann sehen wir sie immer in verhältnißmäßig kurzer Zeit, ja für die oberflächliche Betrachtung oft in unerklärlicher Art sprungweise diejenige höchste Entfaltung erreichen, welche für jetzt nach den gegebenen Bedingungen möglich ist. Ich erinnere an die rasch emporschießende Blüthe der Kunst, Poesie und Philosophie in Athen; an das Augusteische Zeitalter; an die Ausgestaltung der christlichen Dogmatik und Kirche durch die Kirchenväter; oder auch an die Dichtung unserer Minnesänger im dreizehnten Jahrhundert; an die Blüthe der älteren Scholastik bis zu Dante hinan; an das Cinquecento und die humanistische Blüthe Italiens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Gerade im Zusammenhang mit dieser letzteren, mit dem Humanismus, können wir nun auf dem Einzelgebiete des Dramas einen solchen Vorgang auf höchst lehrreiche Weise beobachten. Daß er in Deutschland von denselben vorbereitenden Bedingungen und von demselben Anstoß ausgeht, wie in den andern damaligen Culturländern, ist schon gesagt.

Ein wirkliches Drama gab es vor dem 16. Jahrhundert in der mittelalterlichen Welt noch nirgends, sondern nur zwei Arten von dramatischen Spielen, das geistlich-kirchliche und das Fastnachtsspiel. Jenes können wir in Deutschland

bis ins zwölfte Jahrhundert zurückverfolgen. Wie einst im Alterthum die griechische Tragödie innerhalb der Dionysosfeiern, also an heiliger Stätte entstand, so ist auch das geistliche Spiel des Mittelalters in der Kirche entstanden. Wir können den Punkt genau bezeichnen: in der Liturgie der kirchlichen Auferstehungsfeier nämlich heißt es (Johannes 20, 4): „Es liefen aber die zwei (Jünger) mit einander, und der andre Jünger lief zuvor, schneller denn Petrus und kam am ersten zum Grabe." Dies haben zwei Geistliche in Schritten andeutend darzustellen. Solchen Keim einer dramatischen Handlung entfaltete man zu einer Darstellung der Auferstehung; sie erweiterte sich zu einer Darstellung der ganzen Passionsgeschichte; es sonderte sich eine in lyrischer Breite ausgeführte einzelne Episode ab als Klage der Maria unter dem Kreuz. Ein paar andere Stoffe reihten sich in gleicher Behandlung an: einige Legenden, das Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen. Ursprünglich fanden solche Darstellungen in der Kirche und nur durch Geistliche statt; erst später auf den Kirchhöfen, auf den Märkten und unter Betheiligung des Volkes. Man stellt sich das Wesen dieser Spiele am richtigsten vor, wenn man sie vollständig als Seitenstücke zu den bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichten betrachtet, mit denen Kirchen, Plätze und Häuser zur Erweckung der Andacht geschmückt wurden. Die Begebenheiten sollten, wie dort im todten, d. h. unbeweglichen Bild auf der gemalten Fläche oder in Stein und Holz, so hier in belebter Handlung gesprächsweise zur Erbauung der Seelen vorgestellt werden. Das sind Keime des Dramas, aber zum wirklichen Drama fehlte noch fast Alles.

Mit den Fastnachtsspielen hat es eine ähnliche Bewandtniß. Seit Jahrhunderten hatte sich ein großer Schatz von Schwänken und kleinen Erzählungen angesammelt, die einen beliebten Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung bildeten; Anfangs meist in Gedichtform nur mündlich fortgepflanzt, zum guten Theil gewerbsmäßig durch die Fahrenden und Spielleute, später in Sammlungen gedruckt und jetzt überwiegend in Prosa. Es ist der Stoff, aus dem dann zuerst in Italien die Kunstform der Novelle erwuchs. In diesen Erzählungen hatte sich eine Reihe typischer Charaktere, die als beliebte Träger der Geschichten immer wiederkehrten, zusammengefunden und in scharfer Charakteristik durchgebildet: der Wucherer, der Geizhals, der Quacksalber, der betrogene Teufel; der schmarotzende Mönch, der lüsterne Pfaffe; der gefräßige Bauer; die listige Frau mit dem betrogenen Ehemann, der Hühner stehlende Landsknecht — eine Galerie von zum Theil etwas bedenklichen, aber ergötzlichen Charakterköpfen. Ganz so nun, wie man bei den biblisch legendarischen Stoffen auf den Gedanken kam, sie statt im Gedicht oder Bild durch lebende Personen sprechend vorzuführen, so ließ man auch solche Schwänke, anstatt sie in Gedichten vorzulesen, in Prosa zu erzählen, zur Erhöhung ihrer ohnehin kräftigen Wirkung in Gesprächs- und Handlungsform agiren. Auch hier fehlen noch die wichtigsten Bedingungen eines wahren Dramas. Aber auch hier sind Elemente dazu: wie in den geistlichen Spielen das hohe Pathos, ja die höchste Tragik, welche die Weltgeschichte gesehen hat; so hier in den Fastnachtsspielen komische Charaktere, scharfe Zeichnung, schlagfertiger Dialog. Das sind die Dinge, die dem Drama den Boden bereiten,

in dem es zu seiner Zeit Wurzeln schlagen kann: es sind die ersten humusbildenden Generationen unseres botanischen Gleichnisses.

In Deutschland sehen wir das Fastnachtspiel wenigstens seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lustig aufblühen; in Nürnberg glänzten damit vor Allen die Meister Hans Rosenplüt und Hans Volz. Einige Jahrzehnte weiter, und der Humanismus, von dem nun für das Drama die fruchtbaren Keime zu höherem Wuchse kommen sollten, hielt seinen Einzug in Deutschland. Der Humanismus wollte bekanntlich die alte römisch-griechische Welt in Kunst, Wissenschaft und Lebensführung nicht nur zur Belehrung und Freude studiren, sondern er trug sich mit dem Gedanken, sie unmittelbar zu neuem Leben zu erwecken. Das Latein, welches die Sprache der Humanisten war, mußte dafür zuvörderst von den Entstellungen, die es unter dem Scholasticismus erlitten hatte, gesäubert und zugleich für den Gebrauch des täglichen Lebens aufgefrischt werden. Was konnte dafür geeigneter sein, als das Studium der römischen Lustspieldichter, welche sich eben in der Sprache des täglichen Lebens bewegten. Daher das große Ansehen, welches Plautus und Terenz, besonders Terenz in der Schule der Humanisten genoß. Lag es da nicht nah, diese bewunderten Comödien auch wieder aufzuführen, wie man z. B. zur selben Zeit die Oden des Horaz mit Melodien versah, um sie mit der Jugend der gelehrten Schulen zu singen? Und wie es zur Bildung eines Humanisten gehörte, wie es so zu sagen eine Sache des gelehrten Anstandes für ihn war, sich in der Dichtung von wohlgesetzten weihrauchduftigen Oden in den Versmaßen des Horaz und seiner Dichtergenossen ergehen zu können, mußte ihm nicht ebenso gut der Gedanke kommen, es auch dem hochgefeierten Terenz in Comödien seines Stiles nachzuthun?

In der That sehen wir solche Gedanken gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter den süddeutschen Humanisten keimen; wir sehen sie durch den großen Reuchlin zur That werden. Es war im Jahre 1497, daß Reuchlin vor seinem Gönner, dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, sein terenzianisch geformtes lateinisches Lustspiel „Progymnasmata“ oder „Henno“ durch Schüler und Freunde zur Darstellung brachte. Ein Berichterstatter von heute würde gesagt haben: Das Stück hatte einen „sensationellen“ Erfolg. Der entzückte Kurfürst lud Dichter und Darsteller zur Tafel und beschenkte sie. Der Bericht darüber verbreitete sich rasch durch die humanistischen Kreise, welche in reichhaltigem Briefwechsel wie durch zahlreich von Schule zu Schule, von Hof zu Hof wandernde Lehrer und Schüler einen höchst regen inneren Verkehr untereinander unterhielten. Der vor Allen Anderen damals gepriesene und als erste Autorität geehrte Humanist Konrad Celtis gab das Stichwort aus: Reuchlin habe Deutschland mit einer neuen Kunst beschenkt. Und er hatte vollkommen Recht daran, wie der Erfolg zeigte, wenn auch nicht in dem Sinne, wie er es meinte. So ward Reuchlin's „Henno“ zu einer literarischen That ersten Ranges.

Merkwürdig ist nun, wie Reuchlin dabei verfuhr: in der Form ahmte er, so gut er konnte und soweit er sie begriff, sein römisches Vorbild nach, aber seinen Stoff entnahm er der Gegenwart, nämlich einem damals beliebten französischen Fastnachtspiel „Maître Pathelin“, dessen Text er aber schwerlich dabei zur Hand hatte. Vermuthlich hatte er es bei seinem Aufenthalte in

Frankreich dort spielen sehen. So vereinigte sich in seinem Drama das Alte mit dem Neuen: Das Alte wandelte sich aber durch diese Verbindung zu einer neuen Form oder Varietät seiner Art um, gleich dem Pflanzenkeim, der in einen neuen Boden fällt. Reuchlin behielt von seinem römischen Vorbild auch die Theilung in fünf Acte bei, scheinbar nur eine Aeußerlichkeit, die aber von außerordentlich wichtigen Folgen ward. Sie führte nämlich die neuen Nachdichter und somit die ganze moderne Dramatik allmälig zu dem Bewußtsein des wahren dramatischen Aufbaues, aus der eben diese Fünftheilung herausgewachsen war. In anderer Weise folgenreich ward ein Zweites. Das römische Lustspiel hat keine Chöre, wie sie zu dem griechischen Drama als wesentlicher Bestandtheil gehören. Das Vorbild der griechischen Tragödie mag es sein, welches, sei es unmittelbar oder durch eine uns noch nicht bekannte Vermittelung, den Reuchlin darauf führte, jeden der vier ersten Acte seines „Henno" mit einem Chorlied abzuschließen, welches in allgemeinen Betrachtungen dem Inhalt des vorhergehenden Actes folgt. Wohl weil man aber damals mit den schwierigen Versen der griechischen Chöre noch nichts anzufangen wußte, sie auch in der lateinischen Poesie kein Seitenstück haben, wählte Reuchlin dabei die Form der römischen Lyriker. Singen ließ er diese Chöre in der Weise des damals frisch aufblühenden deutschen Kunstliedes; ein pfälzischer Musicus setzte die Melodien dazu.

Alles dies dachte nun alsbald Konrad Celtis nachzuahmen in einem „Ludus Dianae," Spiel von der Diana, welches er 1501 vor König Maximilian zu Linz zur Aufführung brachte, ein phrasenreiches Festspiel ohne eine Spur dramatischen Charakters. Gleichwohl trug es durch die Autorität seines Verfassers zur Förderung der Sache bei. Indessen vergingen doch jetzt drittehalb Jahrzehnte, ehe der von Reuchlin gepflanzte junge Baum lebenskräftigen Unterwald um sich her ausstreute. Die Dinge mußten doch wiederum erst reifen. Sein „Henno" ward zwar gleich nach der Aufführung nebst einem schon vorher geschriebenen mehr polemischen Drama „Sergius" gedruckt und oft wiedergedruckt; für den Schulgebrauch wie ein classischer Autor commentirt; auf allen gelehrten Schulen gelesen; gewiß auch vielfach gespielt, das beweisen schon zwei verschiedene mehrstimmige Compositionen der ursprünglich nur einstimmigen Melodien zu den Chören (von 1523 und 1534). Er ward später oft übersetzt, nachgebildet, ja sogar nach zweihundert Jahren noch 1690 von Christ. Weise in einzelnen Motiven für die Comödie: „Der betrogene Betrug" verwerthet. Ein anderes lateinisches Drama aber, welches in ähnlicher Weise folgenreich gewirkt hätte, entstand erst 1525: der „Acolastus" (d. h. die Parabel vom verlornen Sohn) des Niederländers Gnapheus.

Ehe wir aber den Faden hier weiter verfolgen, ist es nöthig, den Blick zunächst nach der Schweiz zu wenden, von wo eben jetzt neue fruchtbare Wendungen ausgingen. Wir müssen uns daran erinnern, daß wir mit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts in der Zeit höchster Ergriffenheit des ganzen Volkes in allen seinen Schichten durch die Reformation stehen. Die kirchliche Polemik war längst aus dem gelehrten Latein in die Muttersprache, längst aus den Kreisen der Kirchen- und Staatsmänner bis in die untersten Kreise des

Volkes herabgestiegen. Eine Fluth von Flugblättern ergoß sich über die Welt, kleine Schriften in Vers und Rede, die die großen Fragen der Zeit an jedes Herz legten, in jede Hütte trugen; in kühnem Angriff vorwärts stürmend, bald mit witzigem Spott, bald mit derben Keulenschlägen; schonungslos gegen die Schwächen des Gegners; rücksichtslos gegen Alles, was bis dahin scheue Ehrfurcht gefordert hatte. In Bern lebte und wirkte einer der kecksten und geistvollsten Kämpen auf diesen Schlachtfeldern der Reformation, Nicolaus Manuel, Staatsmann und Krieger, Maler und Dichter zugleich. Er verfiel darauf, seine Polemik in die Form des Fastnachtspiels zu kleiden. Während er selbst 1522 mit seinen Landsleuten in Italien zu Felde lag, spielten zu Hause in Bern auf Fastnacht die Bürger auf offener Gasse seine Fastnachtspiele: „darin die Wahrheit in Scherzweise vom Papst und seiner Priesterschaft gemeldet," „item ein zweites Spiel darnach, anzeigend großen Unterschied zwischen dem Papst und Christo Jesu, unserm Seligmacher." So ward das Fastnachtspiel, bis dahin nur ein Träger harmloser Scherze, in den großen Kampf der Zeit hineingezogen und mit dem ganzen Ernst der Gegenwart erfüllt. Immer neue Drucke des kecken Manuel'schen Pamphletes mußten erscheinen, um den Durst der Leserwelt zu sättigen. Andere volksthümliche Dichter folgten dem gegebenen Beispiel. Auch die in der damaligen volksthümlichen Literatur sehr beliebte Form des Gesprächs in Vers und Prosa ward hie und da zu einer wirklich dargestellten dramatischen Scene erweitert, und in der Schweiz brach unter der starken nationalen Erregung dieser Drang zum Dramatischen noch auf einem andern Gebiet hervor: den Stoffen der heiligen Geschichte in den geistlichen Spielen stellte man ein weltliches nationales Spiel in ähnlicher Behandlungsweise gegenüber, das Tellenspiel, in dem die Sage von Tell und der Befreiung der Schweiz dramatisch dargestellt ward. Es dürfte in seiner ältesten Gestalt um das Jahr 1525 entstanden sein. Zwar war auch dies so wenig wie die Fastnachtspiele ein wirkliches Drama, aber es enthielt gleichwohl dies Alles einen weiteren Vorwärtsschritt. Bewegte sich das humanistische Drama Reuchlin's und seiner Nachfolger in der Sprache des classischen Alterthums, so redeten diese Spiele das Volk in seiner eigenen Sprache an, in der Sprache des neu eingerichteten deutschen Gottesdienstes, der lutherischen Bibel, des frisch erblühenden evangelischen Kirchenliedes. Wollten jene ersten lateinisch-deutschen Dramen nur dem poetischen Vergnügen und zugleich der Pädagogik dienen, so treten diese Spiele mitten in die große Bewegung und Erregung des gegenwärtigen Lebens hinein. Dies Alles wirkte nun gleich wieder auf das classische Drama Reuchlin'scher Tradition hinüber. Denn eben jetzt geht die von Reuchlin ausgestreute dramatische Saat auf und was inzwischen entstanden, aber im engeren Kreis geblieben war, tritt jetzt in die Oeffentlichkeit hinaus. Da wollte es nun das Glück, daß von den vier hervorragendsten humanistischen Dramatikern der nächsten Jahrzehnte der eine von 1530—36 in Basel als Schulmeister wirkte: Sixt Birck, oder wie er sich nach Humanistenart lateinisch nannte Xystus Betulejus, ein geborener Augsburger. Offenbar berührt von dem nationalen Zug, welcher durch die schweizerischen dramatischen Aufführungen ging, schrieb er sein erstes Drama „Susanna", obwohl es sonst im classischen Stil und für seine Schüler gedichtet ist, doch

nicht lateinisch sondern deutsch. Der älteste Druck ist vom Jahre 1532. Betulejus kehrte 1536 als Rector der St. Annenschule nach Augsburg zurück und starb hier 1554. Für die Lectüre und die Aufführungen seiner Schüler übersetzte er dann sein Drama von der Susanne auch ins Lateinische. Ebenso dichtete er darnach seine weiteren Dramen in beiden Sprachen, bald in der einen, bald in der anderen zuerst. Die Neudrucke, Bearbeitungen und Nachwirkungen dieser Dramen ziehen sich bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinab. Noch geschätzter, verbreiteter und einflußreicher sind die dreizehn lateinischen Dramen des Niederländers Georg Macropedius geworden, der als Rector der Schule zu Herzogenbusch, Leiden und Utrecht wirkte und 1558 starb. Neben ihm glänzte als Dramatiker ein zweiter Niederländer: der schon genannte Wilhelm Gnaphaeus, der nach wechselvollen Schicksalen, in die ihn seine Hinneigung zur Reformation stürzte, 1568 zu Norden starb. Seiner Dramen sind zwar nicht so viel, als des Macropedius oder Betulejus, aber sein vorhin erwähntes Erstlingswerk, der „Acolastus“, gedichtet 1525, gedruckt zuerst 1529, ist geradezu ein Musterwerk für sein Jahrhundert geworden. Wieder in anderer Hinsicht wirkungsreich und berühmt wurden die lateinischen, immer aber auch gleich oder doch bald nach ihrem Erscheinen auch ins Deutsche übersetzten Dramen des Thomas Kirchmair oder, wie er sich lateinisch nennt, Naogeorgus, eines Niederbaiern, der 1563 als evangelischer Pfarrer zu Wiesloch in Baden starb. Was ihn vor den Anderen auszeichnet, ist die scharfe polemische Ader und die übermüthige Derbheit, mit der er in die kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart eingriff, z. B. in seinem „Kaufmann“, „einer geistlichen Tragoedi, darinnen der Unterschied apostolischer und grob papistischer Lehr — abgebildet wird,“ oder gar in dem „Mordbrand,“ (von 1541) „in welchem des Papstes und seiner Papisten erschreckliche Anschläge und darauf mit der That vollstreckte Handel vermeldet und entdeckt werden.“ Der Mordbrenner dieses Stückes, das doch mehr ein dramatisirtes Pamphlet als ein Drama genannt werden muß, ist Herzog Heinrich von Braunschweig, jener fanatische Gegner der Reformation, gegen den sich im gleichen Jahre mit Naogeorgus' Drama auch Luther's Schrift „Wider Hans Wurst“ richtete.

Ich sehe davon ab, hier der Dichter und Dramen aus der großen Menge noch mehr zu nennen, haben sie doch alle nur noch ein literargeschichtliches Interesse. Hervorgehoben sei aber noch, daß neben den vielen Einzeldrucken von Dramen beider Sprachen aus dieser Zeit auch zwei weitverbreitete Sammlungen humanistischer lateinischer Dramen erschienen, die eine 1541 bei Brylinger in Basel mit Dramen von Gnaphaeus, Betulejus, Macropedius, Naogeorgus, Crocus, Papeus und Zovitius, die zweite 1547 bei Oporinus in Basel mit sechzehn Dramen von Betulejus, Naogeorg, Crocus, Zovitius, Ziegler und drei Anderen. Bestimmt, um an den gelehrten Schulen den wegen seines Inhaltes vielfach bedenklichen Terenz zu ersetzen, zeigen uns die Sammlungen eben dadurch, in welchem Ansehen solche Dramen damals standen, und wir haben dabei stets nicht allein an die Lectüre in der Schule, sondern zugleich an regelmäßig wiederkehrende Aufführungen durch die Schüler zu denken.

Daß nun wirklich diese ganze Dramatik als ein Nachwuchs des Reuchlin'schen „Henno" betrachtet werden muß, das zeigt uns nicht nur ihre ganze Art und Weise bis auf die Einfügung der Chorgesänge herab, sondern es wird uns auch oft genug in den Vorreden ausdrücklich bezeugt. Worin diese Dramen aber von Reuchlin dennoch abweichen, das ist der Stoff, dem sie sich der großen Mehrzahl nach zuwenden, nämlich die dramatische Behandlung der biblischen Geschichten. In ihnen sah man den wahren Stoff, den die christliche Welt den heidnischen Fabeln der antiken Tragödien und Comödien entgegenzustellen habe und durch dessen Darstellung und Verbreitung im Volke die Kunst sich zugleich ein kirchliches Verdienst erwerbe. In diesem Sinne faßte auch Luther die Sache auf. Das sieht man z. B. aus seinen Vorreden zu den Büchern Judith und Tobias und anderen Apokryphen, in denen er die Annahme äußert, auch die Juden möchten schon solche Geschichten wie von Judith, Tobias, Susanna, von Daniel und dem Bel zu Babel zur Belehrung der Jugend gespielt haben. Und als der Dessauer Schulmeister Joach. Greff, ein eifriger protestantischer Dramatiker, von seinem Superintendenten deswegen angefochten ward, nahmen ihn Luther, Melanchthon u. A. in amtlichen Gutachten auf das Kräftigste in Schutz. So sehen wir denn im Laufe des Jahrhunderts eine lange Reihe biblischer Stoffe lateinisch und deutsch äußerlich in der Form der altrömischen Comödie und vielfach in ganz directer Anlehnung an Terenz über die Schulbühne gehen: Adam und Eva, Kain und Abel, Noah, Abraham und Isaac, Isaac und Rebecca, Jacob, Joseph (ein viel bearbeiteter Stoff), die Historie vom goldenen Kalb, der Zug durch den Jordan, Jephtha, Simson, Ruth, Eli und seine Söhne, Saul und David, Samuel und Saul, David in verschiedenen Lebenslagen, das Urtheil Salomonis, die Belagerung Samaria's, Jerubabel, Hiob, Elias, Elisa, Jonas, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Judith, Tobias, Maccabäer, Esther und als ganz besonders beliebter Stoff die Geschichte von der Susanna. Aus dem neuen Testament Johannes der Täufer, der Bethlehemitische Kindermord, der zwölfjährige Jesus im Tempel, die Hochzeit zu Cana; die Evangelien vom getreuen Hausvater, vom Weinberg des Herrn, vom cananäischen Weib, von den Besessenen, vom Hirtenamt Christi, vom reichen Mann und armen Lazarus; die Auferweckung des Lazarus, von den klugen und thörichten Jungfrauen, vom verlorenen Sohn (wieder ein besonders bevorzugter Stoff) u. s. w. bis zu einer Dramatisirung der ganzen Apostelgeschichte herab. Hierin wirkt nun vor Allem eben die Auffassung, welche auch Luther und seine Freunde aussprechen, daß durch solche Darstellungen die heiligen Geschichten der Jugend und durch sie wieder allem Volk recht bekannt und anschaulich gemacht werden sollen, wie durch gute Bilder. So sagt z. B. Krüginger in der Vorrede zu seiner Comödie „Vom reichen Mann und armen Lazarus": „Wenn ein Christenmensch solch Spiel klärlich vor Augen sieht handeln und gleich wie ein hübsch Gemälde mit allen seinen Farben ausgestrichen vor ihm sieht, so ist auch möglich, es muß ihn bewegen und zu Herzen gehen." Aber dabei bleiben die Dichter nicht stehen, sondern sie stellen sich mit ihren Arbeiten ganz direct in den Dienst der reformatorischen oder beziehungsweise, aber viel seltener, der

antireformatorischen Polemik. In Beispielen wie in Auseinandersetzungen und Dialogen erörtern sie die wichtigsten Fragen des großen kirchlichen Streites in volksthümlicher Weise; unter scharfen gewöhnlich höchst persönlichen Invectiven übergießen sie den Gegner mit Spott und Hohn.

Man könnte nun wohl meinen: Belehrung, Anregung und Polemik wären doch dabei in engen Kreisen geblieben, da es sich ja nur um gelegentliche Aufführungen an gelehrten Schulen handelte. Die Sache liegt aber sehr anders. Wohl blieben diese Dramen insofern stets Schuldramen, als sie von Lehrern geschrieben, mit den Schülern gelesen und für die Aufführungen den Schülern einstudirt wurden. Erstlich aber waren diese Aufführungen regelmäßige. Denn die Schulordnungen nahmen sich der neuen Kunst als eines vortrefflichen pädagogischen Mittels an, namentlich seit der durch Melanchthon getragenen humanistischen Reform der Schulen. Ein, wenn nicht zweimal im Jahre mußten die Schüler antike oder diese modernen Dramen spielen, theils zur Uebung im Latein, theils als eine Prüfung für ihre Fortschritte. Schon diese Schulaufführungen sind ohne Zweifel auch von Anderen als den der Schule Verwandten eifrig besucht worden. War doch das Latein damals nicht nur den Gelehrten, sondern den Gebildeten überhaupt geläufig, und Gelehrte wie Gebildete standen mit ihrer ganzen Auffassung der Dinge damals noch mit der großen Masse des Volkes auf dem gleichen naiven und durchaus volksthümlichen Standpunkt. Dann aber blieb es ja auch nicht bei diesen lateinischen Aufführungen. Es ist schon öfters bemerkt, daß alle diese Stücke gleich auch Deutsch bearbeitet wurden, natürlich zur Darstellung durch eben dieselben Schüler, welche sie auch lateinisch spielten. Oefters werden solche deutsche Aufführungen von den Schulordnungen selbst angeordnet, z. B. in der Art, daß ein Stück heute in der Schule lateinisch gespielt ward, morgen auf dem Rathhaus vor den Stadtherren und vornehmen Gästen wiederum lateinisch und endlich übermorgen auf offenem Markt vor allem Volke deutsch. So sahen sich alle Klassen der Bevölkerung in Theilnahme gesetzt. Wir lesen sogar, daß Fürsten z. B. bei Anwesenheit vornehmer Gäste oder bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten die jungen Schauspieler für eine Aufführung zu sich aufs Schloß entboten. In Straßburg entstand in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so etwas wie eine wohleingerichtete und stattlich ausgerüstete ständige Bühne für die Aufführungen der studirenden Jugend. Dies akademische Theater war weit und breit berühmt. Es kann daher durchaus nicht Wunder nehmen, daß solche Aufführungen einen Gegenstand allgemeinster Theilnahme, ja ein wichtiges Stück der öffentlichen Unterhaltung bildeten. Daß sie nur ein- oder zweimal im Jahre stattfanden, hatte jedenfalls die nicht zu unterschätzende Folge, daß die Spannung drauf viel größer, die Wirkung viel tiefer und nachhaltiger war, als in unseren Theatern, wo alltäglich und in Alltagslaune und nur mit halbem Antheil ein zerstreutes Publicum sitzt.

II.

Wir sind der Entwicklung bis in die vierziger Jahre gefolgt. Selbst der große Krieg läßt uns kaum ein merkliches Abnehmen oder Erlahmen der dramatischen Production gewahren. Das Jahr 1550 ist besonders dramenreich.

Um 1560 geht mit dem Verstummen und dem Tod der dramatischen Koryphäen dieser Epoche, des Betulejus, Macropedius, Gnaphaeus, Naogeorgus, die erste Periode des humanistischen Dramas zu Ende. Es folgt eine zweite, die wir bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges rechnen können.

Hier, an der Wende der beiden Perioden, sei aber erst eines einzelnen Dichters gedacht, der in sie beide mit seinen Dichtungen eingreift. Allerdings verharrt er, obwohl vom humanistischen Drama lebhaft berührt, doch nur in einer Seitenstellung daneben, weil ihm selbst die humanistische Bildung fehlt. Gleichwohl aber verdient er wegen der neuen Versuche auf dramatischem Gebiete, zu denen seine Eigenart ihn führte, hier genannt zu werden. Ich meine Hans Sachs, den trefflichen Mann und unerschöpflichen Volksdichter im eigentlichsten Sinne des Wortes, der mit warmem Herzen und voll edlen Mannesmuthes die großen Bewegungen und Erregungen des Jahrhunderts mit durchlebte und durchkämpfte. Während ganzer dreiundsechzig Jahre, von 1513, in welchem Jahre er seinen ersten Meistersang dichtete, bis zu seinem Tode 1576 begleitete er sie mit seinen Versen. Hans Sachs hat sich in allen seiner ganz und gar volksthümlichen Muse zugänglichen Formen der Dichtung versucht. Dem Dramatischen ward er schon durch das Fastnachtspiel zugeführt, welches er bekanntlich mit besonderem Glück behandelt hat. Hier reichte seine Natur aus, hier konnte sie sich in ihrer ganzen kerngesunden Art, in ihrem derb sinnlichen Humor entfalten. Die lange Reihe seiner fünfundachtzig Fastnachtspiele beginnt schon mit dem Jahre 1517. Daß er, der sich überall nach Stoffen und Formen für seine nie rastende Feder umschaute, nun auch das humanistische Drama in seinen Bereich zog, und daß er es in dem ihm eigenen Stil und Ton behandelte, ist natürlich. Im Jahre 1531 gab er in seiner Comödie „Henno" eine Bearbeitung des Erstlingswerkes und Prototyps der ganzen Gattung, des Reuchlin'schen „Henno", dem er dann eine Menge von biblischen Stücken nach humanistischem Vorbild folgen ließ. Von einer Erkenntniß der wahren Bedingungen des Dramas war er freilich noch weiter entfernt, als die meisten der humanistischen Poeten. Er ließ sich an der alten naiven Auffassung genügen, daß das Drama nur eine in Wechselreden gebrachte und dargestellte Geschichte sei. Seine Stücke sind daher, wo der Stoff nicht zufälligerweise durch seine eigene Beschaffenheit auf eine mehr dramatische Composition führte, nur eine lose Kette von an einander gereihten Scenen. Gerade weil es ihm aber nur auf eine Darstellung von Geschichten ankam, mußte es ihm nahe liegen, den von den Humanisten fast ausschließlich benutzten und ziemlich erschöpften Kreis der biblischen Stoffe zu verlassen und seinerseits die Fülle der Erzählungsstoffe, mit denen er sich anderweitig für seine Dichtungen beschäftigte und in denen er eine geradezu erstaunliche Belesenheit an den Tag legt, nun auch für das Drama zu verwerthen. Schon 1527 begann er damit, indem er einen Stoff der altrömischen Geschichte, die „Lucretia", in einer Tragödie darstellte, der eine „Virginia" (1530), ein „Urtheil des Paris" (1532) folgte. Blieb er damit noch auf dem Boden humanistischer Stoffe stehen, so war es nur natürlich, daß er sich von da aus endlich auch den Stoffen zuwandte, die ihm die allernächsten waren und die ihm am meisten mundgerecht sein mußten, den Erzählungen der Volks-

bücher. Nach ihnen schuf er 1545 eine Tragödie von „Guiscard und Gismunda", und eine Comödie „Violanta", 1546 „Griselda", 1549 „Von der Königin von Frankreich mit dem falschen Marschall", 1551 „Florio und Biancafiora"; „Die falsche Kaiserin mit dem unschuldigen Grafen"; 1552 „Artus und Olivier"; „Die unschuldige Kaiserin von Rom"; 1553 „Tristan und Isolda"; „Fortunatus"; 1555 „Rosamunda"; „Die schöne Magelone"; 1556 „Melusina"; „Hatwart und Signa"; 1557 „Der hörnen Siegfried" und noch vieles Andere. So sehen wir in Deutschland das romantische Drama entstehen oder doch den Weg dahin eingeschlagen. Es ist immerhin die Vorbereitung zu eben dem romantischen Drama, in dessen Gestaltung bei dem uns Deutschen geistig am meisten verwandten Volk, bei den Engländern, das junge moderne Drama nach kaum drei weiteren Jahrzehnten durch Shakespeare die höchste Vollendung erreichen sollte. So haben wir gesehen, wie auch in Deutschland der Boden dafür ganz allmälig tragfähig ward, um an das alte botanische Bild noch einmal zu erinnern; von den verschiedensten Seiten her flogen die Keime zusammen, bis sie sich wie von selbst zum grünen Zauberwalde der Romantik mischten. Selbst das gleichzeitige humanistische Drama ward schon davon berührt, denn auch in dessen Kreis drangen nun einige dieser Stoffe ein.

III.

Da es sich hier nur um eine Charakterisirung des allgemeinen Entwicklungsganges handelt, ist es nicht nöthig, auf die zweite Periode des humanistischen Dramas näher einzugehen, denn in seinem Wesen blieb es unverändert. Außer dem romantischen kamen auch sonst noch einige neue Stoffe hinzu. Culturgeschichtlich am anziehendsten ist darunter eine kleine Gruppe von Dramen, welche sich mit dem Leben und Treiben der Universitäten und Schulen beschäftigt. Voran stehen die „Studentes" des Stettiner Superintendenten Stymmelius vom Jahre 1549; mit der Knabenschule beschäftigt sich der „Almansor" oder „Der Kinder Schulspiegel" (latein. 1578, deutsch 1582) des Martin Hayneccius, eines sächsischen Schulmannes.

Räumlich wuchs in dieser zweiten Periode der Umkreis des Schuldramas. Es gibt keine deutsche Landschaft von der Schweiz bis zur Ostsee, von Preußen bis zu den Niederlanden, von Oesterreich bis zum Elsaß, in der uns nicht Dichter und Aufführungen begegnen. Auch einige bedeutendere treten unter den Dichtern hervor, als der geistvollste und ergötzlichste unbedingt der Württemberger Nicodemus Frischlin, ein unruhiger Geselle, ebenso unverträglich wie geistig bedeutend, der bald als Professor, bald als Schulmeister unstät von Ort zu Ort umgetrieben ward, bis ihn seine böse Zunge und sein Uebermuth auf den Hohen-Urach brachten. Hier brach der Dreiundvierzigjährige 1590 bei einem Fluchtversuch den Hals. Auch er faßte den alten pädagogischen Grundgedanken des humanistischen Dramas noch einmal ins Auge: in dem Plan zu einem „Terentius christianus"; dieser sollte den Terenz für die christliche Schule durch eine Reihe von Dramen ersetzen, welche die Charaktere und Verwicklungen des alten Heiden beibehielten, ihnen aber biblische Stoffe unterschoben. Frischlin blieb dabei jedoch in den Anfängen der Entwürfe hängen. Der Niederländer

Schonaeus, der 1611 als Rector zu Haarlem starb, brachte die Sache in seinem „Terentius christianus“ wirklich zur Ausführung: eine Sammlung von achtzehn herzlich trockenen Dramen, in denen der Verfasser noch dazu ältere Stücke in der harmlosesten Weise ausschreibt.

Ueberhaupt sehen wir das humanistische Drama dieser zweiten Periode im Allgemeinen eher im Rückgang als im Fortschritt begriffen. Dies zeigt sich auch darin, daß die Chorgesänge in den Zwischenacten immer mehr in Wegfall kommen, wie z. B. in den eben erwähnten achtzehn Dramen des Schonaeus. In diesen lyrischen Episoden nahmen die Dichter, wenigstens so weit ihr guter Wille reichte, immer einen höheren poetischen Schwung, und auch die musikalische Ausführung war würdig und edel. In den deutschen Dramen hielt man sie vollständig im Stil des evangelischen Kirchenliedes, und diese deutschen Lieder wie die Oden der lateinischen Dramen wurden a capella drei- oder vierstimmig in contrapunktischen Sätzen gesungen, ganz wie die kirchlichen Musiken jener Zeit. Vielfach wurden dafür eben auch die kirchlichen Compositionen der großen Meister, wie z. B. Ludwig Senfl's, benutzt. Es war also ohne Frage eine große Einbuße und ein Zeichen ermattenden Schwunges, wenn man sie fortließ. Auch daß man statt dessen, wie jetzt aufkommt, bloß „Musica“ machen, d. h. ein Instrumentalstück zur Ausfüllung der Zwischenacte spielen ließ, ersetzt sie doch nur in dürftiger Weise. Wir sehen darin übrigens die Entstehung unserer Zwischenacts-Musik.

Fragt man sich nun, warum denn dies humanistische Drama nicht fähig war, sich aus sich selbst heraus zu etwas Höherem und bis zu wirklich dramatischer Kunst zu steigern, so wird man den entscheidenden Grund in dem Umstand suchen müssen, daß es bis zuletzt blieb, was es von Anfang an war: ein Volksschauspiel; ein Volksschauspiel nach Ton und Gehalt, nach Dichtern und Darstellern. Darin liegt ja gewiß genug, wie bei aller Volkspoesie, sein größter Reiz, aber auch seine Beschränkung. Ohne diese Schranke zu durchbrechen, konnte es in die Region des wirklichen Kunstwerkes nicht hinauswachsen. Fragen wir aber weiter, warum es denn in seiner zweiten Periode, anstatt bis zur Durchbrechung solcher Schranken zu erstarken, vielmehr noch ermattete, so beantworten uns dies die allgemeinen Zustände Deutschlands vom Schluß des Schmalkaldischen bis an den Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Es war eben der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch den erblühenden Humanismus und die siegreiche Reformation der Kirche herbeigeführten gewaltigen Spannung des Geistes eine ebenso allgemeine Abspannung gefolgt, die sich, wie auf allen anderen Gebieten, so auch in der Literatur und den populären Hervorbringungen zeigt. Die Kirche verlor sich zu ihrem Theil auf evangelischer Seite in den gehässigen Hader der Confessionen und in unfruchtbaren Orthodoxismus, auf katholischer in eine zeitweilig siegreiche jesuitische Gegenreformation. Auf allem Geistesleben lag ein schwerer Druck, und durch Leben und Sitte der obern Stände geht ein unerquicklicher Zug von zunehmender Rohheit. Dieser absteigenden Fluthwelle würde wohl nach dem ewigen Naturgesetz der Entwicklung bald wieder eine ansteigende gefolgt sein. Ja, sie kündigte sich bereits an. Da wurde unser unglückliches Vaterland von dem furchtbaren Kriege der dreißig

Jahre betroffen, der seine Kraft brach und auf lange Zeit lahm legte. Die Pflege des humanistischen Dramas ward nur noch in den Schulen der Jesuiten fortgesetzt unter allerlei äußerlichem Pomp, auch unter Beibehaltung der Chorgesänge an den Actschlüssen. So endete, innerlich absterbend, im Dienste jesuitischen Geistes eine Kunst, die sich einst im frischen Erblühen als muthiger Streiter der Schlachtordnung der Reformatoren eingereiht hatte.

IV.

Ehe aber diese letzte Wendung eintrat, war eben das, was auf dramatischem Gebiete zu höheren Zielen hätte führen müssen, von auswärts uns zugetragen worden, durch die sogenannten Englischen Comödianten. Während eben jener Periode des Rückganges in Deutschland zeigt uns England in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unter der glorreichen Regierung der „jungfräulichen Königin" die entgegengesetzte Erscheinung einer macht- und schwungvollen Erhebung und Steigerung, wie in Staat und Politik, so in Wissenschaft und Kunst. Von diesem Anschwellen geistiger Kraft und Fülle wurde auch die schon vorher durch günstige Schicksale der Volksschauspiele geförderte dramatische Kunst mit ergriffen und rasch gehoben. Wir gewahren hier ein Moment, welches, obwohl scheinbar nur von äußerlicher Natur, dennoch von entscheidender Wichtigkeit ist, weil sich in ihm eben die Durchbrechung der Schranken des nur Volksthümlichen vollzieht. Die Lust an dramatischen Darstellungen hatte nämlich in England zur Bildung von eigenen Schauspieltruppen und damit zum Erstehen eines Schauspielerstandes von Beruf, und zwar schon im fünfzehnten Jahrhundert, geführt. Diese Interluders führten ihren Namen von den interludes, einer unserem Fastnachtspiel ähnlichen Gattung von Volksschauspielen. Aus solchen anfangs wohl nur vagabondirenden Banden gingen unter steigender Antheilnahme der gebildeten und vornehmen Gesellschaft am Drama im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts Truppen vornehmeren Ranges hervor, und in London, dem Mittelpunkt alles englischen Lebens, erstand eine Reihe stehender Theater. Damit war die dramatische Kunst dem unmittelbaren Einfluß des geläuterten Geschmackes und der edelsten Bildung unterstellt. Um 1575 gab es vierzehn solcher Schauspielertruppen im Privatdienste reicher Adliger neben der Truppe der Königin, an deren Spitze in Burbage ein schauspielerisches Genie ersten Ranges stand, und der, wenigstens seit 1594, auch Shakespeare angehörte. Das erste stehende Theater in London gründete eben Burbage 1575, das Blackfriarstheater; dem folgten schnell der Globe und eine ganze Reihe anderer Theater. Zunächst wurde zwar durch alle diese Dinge nicht sowohl das Drama selbst, als vielmehr nur seine Darstellung gefördert und auf eine höhere Stufe, aus dem naiv Volksmäßigen in den Rang der Kunst gehoben. Das aber mußte mit Nothwendigkeit wieder auf das Drama selbst zurückwirken: die Schauspieler forderten nicht nur höhere und angemessenere Aufgaben für ihre Kunst, sondern sie zeigten zugleich die Wege dahin, indem ihre Darstellungen dazu beitrugen, daß den Dichtern das wahre Wesen des Dramatischen aufging. So erstehen denn auch alsbald neben den Berufsschauspielern und in engster Verbindung mit ihnen dramatische Dichter von Beruf, welche die Kunst als Kunst betreiben, nicht mehr wie die deutschen

humanistischen Dramatiker nur als eine Nebenarbeit zu pädagogischen Zwecken. Unter dem glücklichsten Zusammenwirken von Schaffenden und Darstellenden bildete sich eine Erkenntniß der wahren Principien des Dramas, bis zu der unsere damaligen Landsleute niemals vordrangen, nicht die humanistischen Dramatiker, und noch viel weniger Hans Sachs oder die anderen volksmäßigen Poeten im Stil der Schweizer. Aus der richtigen Einsicht in das Wesen der Sache entwickelte sich dann rasch eine in ihrer Art vollendete ganz neue Technik, und in dieser Technik erblühte alsbald eine Reihe der größten dramatischen Kunstwerke, die die Welt überhaupt gesehen hat.

Die Früchte nun dieses englischen Theaters brachten seit der Mitte der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts wandernde englische Comödiantentruppen, theils über die Niederlande, theils über Kopenhagen kommend, nach Deutschland herüber. Sie spielten an den Höfen zu Cassel, Wolfenbüttel, Heidelberg, Dresden u. s. w., wie in vielen der größeren deutschen Städte. Ihr Repertoire bestand natürlich aus den Stücken der damaligen englischen Bühne, die sie anfangs in englischer Sprache, nachdem sie sich allmälig im Laufe der nächsten Jahrzehnte acclimatisirt, theilweise durch deutsche Schauspiele ergänzt hatten, auch in deutschen Uebersetzungen spielten, darunter eine Menge Shakespeare'scher Dramen. Sie spielten aber freilich selten oder nie die wirklichen Originale, die sie nicht besaßen, sondern mehr oder minder arg entstellte Abklatsche, die sie sich aus Quellen zweiter Hand, wie Rollenbücher, oft wohl gar nur aus dem Gedächtniß zusammensetzten. Sie machten sich die Dichtungen dabei zugleich nach den äußerlichen Bedürfnissen ihrer kleinen Truppen, nach ihrem eigenen offenbar sehr niedrigen künstlerischen Standpunkt und nach dem Geschmack ihres von dem Adel der Londoner Bühne noch nicht berührten deutschen Publicums zurecht. Auf diese Art sanken sie selbst und durch sie zugleich die von ihnen dargestellten Dramen von der in England erreichten künstlerischen Höhe wieder in niedrigere Regionen herab, bis sie schnell genug in einer recht ordinären Art von Volksthümlichkeit verkamen. Darüber belehren uns zwei in den Jahren 1620 und 30 in Leipzig gedruckte Sammlungen solcher englischen Comödien und Tragödien. Nach dem Beginne des großen Krieges verlieren sich allmälig auch die Spuren dieser Engländer. Inzwischen aber hatten sich nach ihrem Vorbild längst auch deutsche Truppen, nun also auch bei uns ein Stand von Berufsschauspielern gebildet. Diesen fiel es zu, den noch so gar dünnen Faden der dramatischen Kunst bis auf neuere bessere Zeiten fortzuspinnen.

V.

Sei es zum Abschluß dieses kleinen Bildes aus dem Lebensgange unseres Theaters gestattet, in kurzer Skizze die wunderliche verzerrte Gestalt vorzuführen, in der sich das tiefsinnigste Drama des großen Briten, der Hamlet, in der nachgelassenen Literatur solcher deutschen Wandertruppen des siebzehnten Jahrhunderts vorgefunden hat.

Shakespeare's Hamlet ist ungefähr im Jahre 1600 zuerst in London gespielt worden. Zwischen den zwei ältesten Drucken von 1603 und 1604 scheint eine verlorene Redaction des Stückes zu liegen, in der unter Anderem Polonius noch

den Namen Corambis führte. Während nun der jüngere Druck von 1604 diejenige Gestalt des Dramas enthält, in der wir es kennen, scheint der um ein Jahr ältere unrechtmäßige Druck eine entstellte Wiedergabe derjenigen älteren Gestalt zu sein, welche das Stück in dem erwähnten verlorenen Exemplar hatte. Dieser unrechtmäßige Druck mag aus Rollen, die hie und da lückenhaft waren, zusammengeschrieben und willkürlich ergänzt worden sein, entweder als Buchhändler-Speculation oder durch einen Theaterprincipal. — Nach Deutschland ist der Hamlet durch die englischen Comödianten ohne Zweifel bald nach seiner Entstehung gebracht worden, wenn auch ein directer Nachweis seiner Aufführung in Deutschland sich erst aus dem Jahre 1624 beibringen läßt. In welcher Gestalt er zuerst von den Engländern gespielt ist, läßt sich nicht sagen. Machen wir aber von den uns erhaltenen Stücken ihres Repertoirs einen Rückschluß, so dürfen wir vermuthen, daß unter ihren Händen auch die Dichtung des Hamlet bald von ihrer Höhe herabsank. Als sie dann ins Deutsche übertragen ward — wenn nicht schon vorher — büßte sie auch die poetische Form ein. Von den englischen Comödianten ging nun im Lauf der Jahre das Stück auf die deutschen Wandertruppen über. Die Gestalt, in der es auf uns gekommen ist, hat es um 1670 erhalten. Das erkennt sich daraus, daß in den Schauspielerscenen der „Principal" Carl genannt wird. Die „Carlische deutsche Comödiantengesellschaft" begegnet uns in den Annalen des Theaters von 1665—1674. Im Jahre 1671 empfahl z. B. Herzog Christian Albrecht von Gottorp sie dem Rath der Stadt Kiel. Die Handschrift, in der ihr Hamlet uns erhalten ward, ist datirt „Pretz den 27. October 1710." In diesem Jahre gründete Spiegelberg seine eigene Truppe. Vermuthlich ließ er diese Abschrift für seine Theaterbibliothek anfertigen; so wird sie in die Hände seines Schwiegersohnes, des berühmten Eckhof, des größten Schauspielers, der aus dem Kreise der alten Wandertruppen hervorging, gekommen sein. Denn dieser schenkte sie 1778 an Reichardt, den Herausgeber des Gothaischen Theaterkalenders. Seitdem ist sie öfters gedruckt worden[1]).

Das wichtigste Element, welches in den Hamletstoff erst durch Shakespeare hineingekommen ist und durch welches eben er diesen Stoff so hoch über die ihm vorliegende Ueberlieferung erhoben hat, nämlich das wundersame Spiel zwischen verstelltem Wahnsinn und wirklicher Geistesstörung in Hamlet, ging unter der plumpen Hand des Nachdichters wieder verloren. Hier ist, wie in der alten Erzählung nur noch von simulirtem Wahnsinn die Rede, der trocken beschlossen und platt ausgeübt wird. Von den Reden wird im Allgemeinen nur das beibehalten, was für den äußerlichen Gang der Geschichte nöthig ist, und von ihrem Inhalt bleibt nur ein dürrer Auszug nach. Das Ganze nimmt den Stil des Puppenspiels an; der Ton ähnelt mitunter auf ergötzliche Weise dem allerneusten Bühnenrealismus, nur daß wir im Hamlet die Beschränktheit und Gemeinheit nicht des neunzehnten, sondern des siebzehnten Jahrhunderts in brutaler Natürlichkeit erscheinen sehen. Die Handlung wird um Alles, was entbehrliches Beiwerk scheint, erleichtert: die ganze Fortimbrasepisode ist gestrichen, bis auf eine

[1]) Zuletzt in „Die Schauspiele der englischen Komödianten". Herausgegeben von Professor Dr. W. Creizenach. XXIII. Band der Kürschner'schen Nationalliteratur.

einzelne Erwähnung in der Schlußscene des letzten Actes, die den Zuschauer darüber beruhigen zu sollen scheint, daß noch keine dänische Erbfolgefrage ausbricht, obgleich er sämmtliche ihm bekannte Familienmitglieder todt vor sich liegen sieht. Laertes [1]) reiste schon eben, ehe der Vorhang aufging, nach Paris ab: das überhebt seinen Vater der Mühe, ihm seine langen Abschiedsermahnungen einzuprägen. — Rosenkranz und Gyldenstern schienen offenbar zu farblos: sie werden glücklich theils durch zwei Clowns, theils durch zwei Banditen ersetzt. Die zwei Scenenreihen des zweiten und dritten Actes mit den Schauspielern werden in eine Scene zusammengezogen, unbekümmert darum, daß die Schauspieler auf diese Art keine Zeit haben, für die Tragödie von der Mausefalle eine Bühne aufzuschlagen. Das schadet aber nicht viel, denn der König läßt es gar nicht bis zur Tragödie kommen, sondern ruft schon bei der einleitenden Pantomime nach Fackeln, weil die Comödie ihm nicht gefällt. Der nach diesen und viel ähnlichen Beschneidungen nachbleibende Stoff wird dann durch Umstellen der Scenen in einen so glatten und raschen Verlauf gebracht, daß man nicht umhin kann, diese gelungene Flußcorrectur zu bewundern. Jede Person ist zur Stelle, sobald sie gebraucht wird und aus keinem andern Grunde, als weil sie jetzt zu thun hat. Da Ophelia im ersten Act keine Gelegenheit fand, ihrem Vater Hamlet's Liebesbewerbungen zu bekennen, so kommt sie ihm da, wo die Sache nun gebraucht werden soll, im zweiten Act kurzweg ins Gemach des Königs nachgelaufen und ruft ungenirt durch die Anwesenheit der Majestäten: „Ach, Herr Vater, Prinz Hamlet plagt mich! ich kann keinen Frieden für ihn haben!"

Voraufgeschickt wird dem ersten Act ein zum Theil versificirtes Vorspiel, wahrscheinlich irgend einem andern Drama entlehnt, in dem Alekto, Megära und Tisiphone von der Nacht beschworen werden, ihr beizustehen, Unheil im sündenbeladenen Haus Dänemark anzustiften. Die Nacht beginnt.

„Ich bin die dunkle Nacht, die Alles schlafend macht."

Genau das Pathos, wie es Shakespeare durch seinen Pyramus parodirt.

„O Nacht, die immer ist, sobald der Tag vorbei."

Darauf befinden wir uns auf der berühmten Terrasse von Helsingör. Nachdem die Nacht das verehrte Publicum genügend graulig gemacht hat, können die Wachen sich hier um so lustiger wegen des eben erschienenen Gespenstes benehmen.

Erste Schildwache: Ob es gleich kalt ist, so hab' ich doch hier einen Höllenstrauß ausgehalten!

Zweite Schildwache: Wie so zaghaft! das stehet keinem Soldaten an; er muß weder Freund noch Feind, ja den Teufel selbst nicht fürchten.

Erste Schildwache: Ja, wenn er Dich einst bei der Carthause kriegen wird, Du wirst das Miserere daneben wohl beten lernen. — — —

Zweite Schildwache: So lös ab, Du Narr, ein todter Hund beißt nicht mehr.

Aber er wird bald zu christlicher Furcht bekehrt: kaum ist er allein, so heißt es:

(„Geist gibt von hinten der Schildwache eine Ohrfeige, daß er die Musquete fallen läßt. Ab.")

[1]) Ich behalte im Folgenden, um den Leser nicht zu verwirren, die Namen Polonius und Laertes bei, statt der im deutschen Hamlet gebliebenen älteren Namen Corambus und Leonhardus.

Jetzt wickelt sich nun in großer Einheit des Orts und der Zeit Alles ab, was auf die Terrasse gehört. Horatio kommt mit der Runde; man beschließt, die Gespenstererscheinung dem Hamlet zu melden. Das veranlaßt denn natürlich sofort den Hamlet, auf der Terrasse zu spazieren und zu erscheinen.

Horatio: Ihro Durchlaucht, es trägt sich ein wunderlicher Casus zu, maßen sich allhier alle Viertelstunde ein Geist sehen läßt, er gleicht meinen Einbildungen nach recht dem verstorbenen König, Dero Herren Vater . . . . . .

Hamlet ist anfangs ungläubig.

Francisco: Mich hat er sehr erschreckt, Ihro Durchlaucht.
Zweite Schildwache: Und mich hat er eine brave Ohrfeige gegeben . . . .

Der Geist erscheint und macht dem Zweifeln ein Ende.

Zweite Schildwache: O wehe, der Geist kommt wieder!
Horatio: Sehen nun Ihre Durchlaucht.
Francisco: Ihro Durchlaucht erschrecken nicht!

Gut, daß Francisco diese Warnung spricht, sonst würde man überhaupt nicht bemerken, daß die Sache Hamlet auf die Nerven fällt. Mit dem Shakespeare'schen Ausbruch des Entsetzens: Engel und Boten Gottes steht uns bei! u. s. w. verschont er uns; ebenso der Geist mit der Schilderung seines augenblicklich so wenig erfreulichen Aufenthaltes im Fegefeuer. Er berichtet nur mit der einem richtigen realistischen Gespenst wohlanstehenden Kürze und Trockenheit, wie ihm sein Bruder einen subtilen Saft von Ebeno ins Ohr gegossen habe.

Hamlet: Gerechter Himmel, wo dieses wahr, so schwöre ich Dir Rache.
Geist: Ich werde nicht eher ruhen, bis mein unnatürlicher Tod gerochen ist.
Hamlet: Ich schwöre, nicht eher zu ruhen, bis ich mich an diesem Brudermörder gerochen habe.
Horatio (mit den Anderen zurückkommend): Wie steht's mit Ihro Durchlaucht? Wie so erschrocken? Haben Sie sich vielleicht alterirt?
Hamlet: Ach freilich, und zwar über die Maßen! Er hat mir eine greuliche Sache offenbart.

Hamlet fordert nun von den Anwesenden den Schwur der Verschwiegenheit. Der Geist secundirt ihm von unten her, indem er (sinnloser Weise!) das „Wir schwören" der Anderen jedesmal nachspricht. Man begreift, daß Hamlet dies für ein Echo hält; er wechselt also den Platz (das hic et ubique des Originals). Aber der Geist ruft wieder: „Wir schwören!" Hamlet erkennt daraus, der Geist wünsche nicht, daß er den Gefährten etwas offenbare. Warum er gerade dies daraus erkennt, ist schwer zu begreifen. Gegen Horatio kann er gleichwohl nicht schweigen. Ihm erzählt er fast ganz mit den Worten des Geistes — offenbar um der Fassungskraft des Publicums etwas nachzuhelfen — nochmals die Geschichte von dem Saft von Ebeno:

„Dieses hat der verfluchte Hund darum gethan, die Krone zu erlangen; aber von dieser Stunde an will ich anfangen eine simulirte Tollheit; in derselben Simulation will ich meine Rolle so artig spielen, bis ich Gelegenheit finde, meines Herrn Vaters Tod zu rächen."

Horatio findet das sehr in der Ordnung, und somit ist Alles wohl eingeleitet. Es folgt nun eine kurze Hofscene. Eben ist der Hochzeitsschmaus gefeiert und der König, obwohl seines Bruders Tod noch in frischem Gedächtniß bei Jedermann ist, will doch jetzt die Hoftrauer behufs der Hochzeitsfeste ablegen. Seinem und der Mutter Zureden nachgebend, willigt Hamlet ein, seine Abreise zu ver-

schieben. Polonius muß leider melden, daß sein Sohn Laertes schon nach Paris abgereist ist.

König: Mit Euerm Consens?

Polonius: Ja, mit Oberconsens, mit Mittelconsens und mit Unterconsens. O Ihro Majestät, er hat einen über die Maßen herrlichen, trefflichen, prächtigen Consens von mir bekommen.

König: Weilen er mit Eurem Consens verreiset, so mag es ihm wohlgehen und die Götter wollen ihm gesund wieder anhero helfen. Wir aber sind gesonnen, ein Carisel anzustellen, damit unserer liebsten Gemahlin die Traurigkeit vergehe . . . . vor dieses Mal aber wollen wir der Lustigkeit ein Ende machen, weil der Tag sich nahet, die schwarze Nacht zu vertreiben . . .

Eine sinnige Anspielung auf das alte Nachtwächterlied zur Morgenstunde: „Der Tag vertreibt die finstre Nacht." Der dänische Königshof begibt sich also mit fallendem Vorhang zu Bett, und schläft, bis Act 2 mit König und Königin beginnt.

König: Liebste Gemahlin, wie kommt es, daß Ihr so traurig seid? Sie entdecke doch die Ursache Ihrer Betrübniß. Sie ist ja unsere Königin, wir lieben Sie, und Alles, was das ganze Reich vermag, ist ihr eigen, worüber hat Sie sich denn zu betrüben?

Königin: Mein König, ich habe große Betrübniß über die Melancholie meines Sohnes Hamlet's, welcher mein einziger Prinz ist, und dieses schmerzt mich.

König: Wie? ist er melancholisch? Wir wollen alle vornehmen Doctores und Aerzte in unserm ganzen Königreich zusammen verschreiben, damit ihm geholfen werde. Da kommt der alte Polonius.

Polonius: Neue Zeitung, gnädiger Herr und König.

König: Was ist denn Neues vorhanden?

Polonius: Prinz Hamlet ist toll, ja so toll, als der griechische Tolloran je gewesen.

König: Und warum ist er toll?

Polonius: Darum, daß er seinen Verstand verloren.

König: Wo hat er denn seinen Verstand verloren?

Polonius: Das weiß ich nicht, das mag Derjenige wissen, der ihn gefunden.

Hier kommt Ophelia um beim Vater Schutz gegen Hamlets Nachstellungen zu suchen. „O!" ruft der scharfsinnige Polonius sofort: „Nun weiß ich schon, warum Prinz Hamlet toll ist: er ist gewiß in meine Tochter verliebt." Er schlägt vor, der König solle mit ihm eine Unterredung der Beiden belauschen; die Königin wird weggeschickt. Hamlet stellt sich natürlich auch sofort ein. Daß er uns bei dieser Gelegenheit mit seinen pessimistischen Gedanken über Sein oder Nichtsein nicht erst behelligt, versteht sich. Er sagt statt dessen der armen Ophelia so unpassende Dinge, daß Polonius nicht mit Unrecht triumphirt: „Ist er nicht perfect und veritabel toll, gnädiger Herr und König?" Der König schickt aber den Alten fort, um dem Publicum unter vier Augen zu zeigen, daß er doch noch klüger ist als sein närrischer Hofmarschall:

König: Wir haben des Prinzen Tollheit und Raserei mit großer Verwunderung gesehen, uns dünkt aber, daß es keine rechte Tollheit, sondern vielmehr eine simulirte Tollheit sei; wir müssen verschaffen, daß er an die Seite oder gar ums Leben gebracht werde, es möchte sonst was Uebles daraus entstehen.

Diesen verständigen Argwohn des Königs bestätigt denn auch Hamlet gleich in einer Unterredung mit Horatio, in der er aufs Neue die Absicht ausspricht, den König zu tödten. Horatio warnt aber: vielleicht habe der Geist ihn nur betrogen. Das ist das Stichwort für die Schauspieler; Polonius meldet ihr Eintreffen. Man läßt sie gleich kommen.

Hamlet: Diese Comödianten kommen eben recht; denn durch sie will ich probiren, ob mich der Geist mit Wahrheit berichtet oder nicht.

Principal Carl erscheint mit seiner Bande. Die Aufführung des Spiels vom Brudermörder wird vereinbart, alles mit wenig Worten, aber Hamlet benutzt gleich diese erste Gelegenheit zu seinen guten Lehren für die Schauspieler. Er beschränkt sich dabei jedoch auf Costüme und Gesten:

Ihr hattet etliche Burschen, die hatten gute Kleider, aber schwarze Hemden, etliche hatten Stiefeln an, aber keine Sporen.

Carl: Ihre Hoheiten, man kann oft nicht Alles haben. Vielleicht haben sie gedacht, sie dürfen nicht reiten.

Hamlet: Doch ist es besser, wenn Alles accurat ist. Da waren auch etliche, die hatten seidene Strümpfe und weiße Schuhe an, aber auf dem Haupte hatten sie schwarze Hüte, die waren voll Federn unten bald so voll, als oben die Plomaschen waren, ich glaube, sie mußten anstatt der Schlafmützen damit in den Betten gelegen haben. Auch könnt ihr wohl etlichen davon sagen, wenn sie eine königliche oder fürstliche Person agiren, daß sie doch nicht so sehr gucken, wenn sie ein Compliment gegen eine Dame machen, auch nicht so viel spanische Pfauentritte und solche Fechtermienen.

Der Principal bedankt sich, verspricht Besserung und geht, um das Spiel vorzubereiten. Sofort kommt auch schon der König mit dem ganzen Hof, um das angekündigte Schauspiel zu sehen. Jetzt endlich hofft er, daß die Königin ihrem Trübsinn ein Ziel setzen werde.

König: Meine wertheste Gemahlin, nun hoffe ich, daß Sie Ihre Traurigkeit wird verbannen und der Freude den Wohnplatz einräumen; es soll vor der Abendtafel Ihr von den Deutschen eine Komödie und nach der Tafel von unseren Landeskindern ein Ballet gehalten werden.

Die Bande kommt, spielt als Prolog, unter Hamlet's sehr deutlichen Erklärungen des Giftes von Ebeno, ihre Pantomime; der König schreit empört nach Fackeln, denn „die Comödie gefällt uns nicht."

Polon . . . . Geschwinde, brennt an, die Comödianten haben einen Stumpf gemacht! (König und Hof ab.)

Hamlet: „Fackeln her, die Comödie gefällt uns nicht." — Nun siehst du, daß mich der Geist nicht betrogen hat.

Er kann also nun sein Rachewerk getrost vollführen.

Horatio: Ihro Durchlaucht sehen sich aber wohl vor, daß Sie nicht auch zu Schaden kommen.

So sind wir mit dem zweiten Act durch weise Sparsamkeit bis mitten in den dritten des Originals gekommen.

Wir sehen nun den König in seinem kurzen Anfall von Gewissensbissen am Hausaltar knien.

Hamlet: So lange bin ich den verfluchten Hund nachgegangen, bis ich ihn einmal angetroffen, nun ist es Zeit, weil er allein ist . . . .

Zweimal setzt er an, um ihn zu durchstechen, bedenkt sich aber doch immer wieder und geht ab. Der König fühlt sich etwas erleichtert und will es weiter mit guten Werken versuchen. „Ach, verfluchte Ehrsucht," seufzt er im Abgehen, „wohin hast du mich gebracht!" — Hamlet wird der Königin gemeldet und Polonius versteckt sich hinter der Tapete, fängt aber, nachdem Hamlet seine Strafreden kaum begonnen hat, zu husten an, Hamlet durchsticht den Lauscher, es wird „geplitzet", und der Geist wandelt über die Bühne. Die Mutter versichert, nichts zu sehen.

Hamlet: Ich glaube es wohl, daß Ihr nichts sehet, denn Ihr seid nicht mehr würdig, seine Gestalt zu sehen. Pfui, schämt Euch, ich mag kein Wort mehr mit Euch reden. (Ab.)

Die Königin ist sehr gebeugt:

Hätte mir der Papst solche Ehe nicht erlaubt, so wäre es auch nimmer geschehen!

Jetzt wird es nach so viel Traurigkeit lustig. Ein dummer Bauer und ein noch dümmerer Hofnarr Phantasmo erscheinen. Zu ihnen, als Dritte im Bunde der Narren — Ophelia. Ihre Tollheit wandelt auf den Bahnen der Shakespeare'schen Ophelia, ist aber kräftiger ausgeprägt. Zu größerer Belustigung des Publicums glaubt sie ihren Liebsten in Phantasmo zu finden.

Ophelia .... Siehe, bist Du da, mein Lämmchen, ich habe Dich so gesucht, ja gesucht habe ich Dich. Ach, gedenke doch, der Schneider hat mir meinen cartunen Rock ganz verdorben. Siehe, da hast Du ein schönes Blümchen, mein Herz.

Phantasmo: O, der Teufel, wer nur von ihr weg wäre; sie meint, ich bin ihr Liebster.

Glücklicherweise besinnt sie sich, daß sie zum Könige eingeladen sei und geht ab, indem sie nach ihrem „Kütschgen" ruft. Wir sind wieder beim König; verständig setzt er dem Hamlet auseinander, daß es wegen des Polonius' Ermordung für seine Sicherheit besser sei, einstweilen nach England zu verschwinden. Das sieht auch Hamlet ein. Dann wendet sich der König zu zwei auf der andern Seite schon wartenden „Laquaien", die Hamlet nach England begleiten sollen, und sagt ihnen „heimlich":

König: Höret ihr Beiden. Sobald ihr nacher England kommt, so verrichtet, was ich euch befohlen habe. Nehmet einen Degen, oder ein Jeder eine Pistole, und bringet ihn ums Leben. Wo aber dieser Anschlag nicht möchte von statten gehen, so nehmet diesen Brief und bringet ihn nebst dem Prinzen an aufgeschriebenen Ort; derselbige wird wohl dahin bedacht sein, daß er nimmer wieder aus England kommen soll. Aber das rathe ich euch, daß ihr keinem Menschen was offenbaret. Eure Bezahlung sollt ihr haben, sobald ihr zurückkommt.

Beim Abschied redet darauf Hamlet den König (nach Shakespeare) „meine Mutter" an.

Zum fröhlichen Schluß des Actes kommen Phantasmo und Ophelia nochmals.

Phantasmo: Wo ich gehe oder stehe, da läuft das elementischte Mädchen. die Ophelia, aus allen Winkeln mir nach ....

Ophelia: Wo mag mein Liebster sein? Der Schelm will nicht bei mir bleiben, eher von mir weg. — Aber siehe, da ist er. Höre, mein Liebchen, ich bin bei dem Priester gewesen, der will uns noch heute zusammencopuliren; ich habe Alles zu der Hochzeit fertig gemacht, ich habe Hühner, Hasen, Fleisch, Butter und Käse angekauft; es mangelt nichts mehr, als daß die Musikanten uns zu Bette spielen.

Phantasmo ist schon im Begriff, sich der anmuthigen Einladung zu fügen; aber Ophelia merkt ihm an, daß es doch nur aus Resignation geschieht. weshalb sie ihn schlägt und verläßt.

Phantasmo: Bei der Nähe ist sie nicht klug, aber weit davon ist sie gar toll. Ich wollte, daß sie aufgehenkt wäre, so könnte mir das Rabenaas so nicht nachlaufen.

Im Anfang des vierten Actes kommen wir zu der Haupterfindung des Nachdichters — Hamlet ist auf der Fahrt nach England mit seinen zwei „Laquaien", die sich hier als „zwei Banditen" entlarven, an einer Insel ausgestiegen. Hier im „lustigen Ort" will er erst speisen.

Erster Bandit: Gnädiger Herr, hier ist nicht Essenszeit, denn von diesem Eiland werden Sie nimmer kommen; denn hier ist der Ort, der Ihnen zum Kirchhof bestellt ist.

Vergebens sucht Hamlet seine Begleiter auf freundlichere Gedanken zu bringen. Soll es denn sein, so will er wenigstens als tapferer Soldat sterben. Bandit 1

muß ihm die Pistole in die rechte Seite setzen, Bandit 2 in die linke. Er commandirt: „Schießt zu!“ wirft sich aber zugleich auf den Bauch hin, in Folge dessen erschießen sich Bandit 1 und 2 wechselseitig.

Hamlet: Ach, gerechter Himmel, dir sei Dank gesagt vor dein englisches Eingeben, denn diesen Schutzengel werde ich ewig preisen, welcher mir durch meine Gedanken das Leben erhalten hat.

In der Tasche der Banditen findet er noch den Uriasbrief und beschließt, nach Dänemark zurückzukehren. Da aber der Schiffscapitän auch „ein Schelm sein könnte, so will er lieber den ersten Platz suchen und die Post nehmen.“

Der König ist inzwischen sehr gespannt, zu erfahren, wie das Ding abgelaufen sei. Der Hofnarr, der offenbar nach Polonius' Tod den Meldedienst übernommen hat, kommt gelaufen.

Phantasmo: Neue Zeitung, Monsieur König! Hauptneue Zeitung.
König: Was ist es, Phantasmo?
Phantasmo: Laertes aus Frankreich ist wieder zu Hause kommen.

Laertes kommt in hellem Zorn wegen des ermordeten Vaters, läßt aber seinen Racheburst ohne Umstände auf Hamlet ablenken.

Phantasmo (kommt wieder): Herr Vetter König, noch mehr neue Zeitung!
König: Was bringst Du wieder vor neue Zeitung?
Phantasmo: Prinz Hamlet ist wiederkommen.
König: Der Teufel ist wiederkommen und nicht Prinz Hamlet!
Phantasmo: Prinz Hamlet ist wiederkommen und nicht der Teufel!
König: Laertes, höre hier, nun kannst Du Deines Vaters Tod rächen.

Der findige König verfällt nämlich sogleich auf das Auskunftsmittel des Scheinduells mit dem vergifteten Rapier; Laertes hat allerdings einige Sorge, die schlaue Comödie könnte ihm selbst an den Kragen gehen.

König: Zweifelt nicht; im Fall es euch ja mißlingen sollte, so haben wir schon eine andere List erdacht. Wir wollen einen orientalischen Diamant klein stoßen lassen und ihm denselben, wenn er erhitzt, in einem Becher voll Wein mit Zucker süß vermischt beibringen, so soll er auf unsere Gesundheit doch den Tod saufen.
Laertes: Wohl denn, Ihro Majestät, unter dessen Schutz will ich's verrichten.

Hier kommt mit neuer Zeitung zur Abwechselung die Königin.

König: Was ist es, liebste Seele?
Königin: Meine liebste Staatsjungfer, die Ophelia, läuft hin und wieder, ruft und schreit, sie isset und trinket nichts, man meinet, daß sie gänzlich von ihrem Verstande ist.

Ophelia erscheint und bestätigt den traurigen Verdacht durch ein Fragment aus der Blumenspende des Originals. Der König bekundet aufs Neue sein festes Vertrauen auf die Arzneiwissenschaft.

König: Man lasse die Sache an unsere Leibmedici gelangen. Ihr aber folget uns, Laertes!

Daß im fünften Acte die Kirchhofsscenen fehlen, läßt sich erwarten. Ihr eigentlicher Zweck, nämlich Hamlet's krankhafter Wuthausbruch an der Leiche der Ophelia, blieb dem Genius des Nachdichters natürlich ebenso verschleiert, wie unserer herkömmlichen Bühnenregie. Hamlet ist eben einfach wieder da und schwört nun, seine Revanche vor Sonnenuntergang zu nehmen. Dem Horatio erzählt er ausführlich die Geschichte der beiden Banditen, und Phantasmo überbringt ihm die Bitte des Königs, sich zum Fechten mit Laertes einzustellen. Hierbei findet der Dichter Gelegenheit, einen Einfall Shakespeare's, der ihm zu gut gefallen hatte, um ihn mit Polonius fallen zu lassen, auf seine Art nachzumachen.

Hamlet: Horatio, was mag dieses bedeuten? Ich und Laertes sollen miteinander fechten. Ich glaube, sie werden diesen Narren etwas weiß gemacht haben, denn man kann ihm einbilden, was man will. Sehet nur, Signore Phantasmo, es ist greulich kalt.

Phatasmo: Ja ja, es ist greulich kalt — (zittert mit dem Munde).

Hamlet: Nun ist es schon nicht so kalt mehr.

Phantasmo: Ja ja, es ist so recht ins Mittel.

Hamlet: Aber nun ist eine große Hitze — (wischt das Gesicht).

Phantasmo: O welch' eine greuliche Hitze! — (wischt auch den Schweiß).

Hamlet: Du siehest, Horatio, daß man ihm weißmachen kann was man will.

Während man sich darauf beim König zu dem Duell versammelt, bringt die Königin die Nachricht, die Ophelia sei auf einen hohen Berg gestiegen (was in der Umgegend von Helsingör seine Schwierigkeit hat) und habe sich durch Herabstürzen ums Leben gebracht. Der König schickt den Phantasmo nach den Rapieren.

Phantasmo: Da sind die warmen Biere.

Das Fechten beginnt also; als bei Laertes' Verwundung die List mit dem Gift ans Licht zu kommen droht, muß Phantasmo rasch den Giftbecher bringen.

König (für sich): Ich hoffe, wenn sie Beide von dem Wein trinken werden, daß sie alsdann sterben und diese Finte nicht offenbar werde.

Zu spät; die Königin trinkt und stirbt; Hamlet, durch Laertes belehrt, rennt dem König von hinten das Rapier durch den Leib, sticht, einmal im Zuge, auch den Phantasmo noch nieder, weil er den Becher gebracht hat und sendet sterbend den Horatio mit der dänischen Krone an Vetter Fortimbras. Horatio epilogisirt kurz und schließt in seiner tragisch gehobenen Stimmung mit einem Stammbuchvers:

So geht's, wenn ein Regent mit List zur Kron sich bringet
Und durch Verrätherei dieselbe an sich bringet,
Deshalb erlebet nichts als lauter Spott und Hohn,
Denn wie die Arbeit ist, so folget auch der Lohn.

In demselben Jahre 1778, in dem, wie erzählt, Eckhof die Handschrift dieses „Hamlet aus Dänemark“ dem Reichhardt schenkte, betrat er selbst — es war sein Todesjahr — in der Rolle des Geistes im Hamlet zum letzten Male die Bühne. Damals spielte man aber schon nicht mehr diese Mißform, sondern das Original, freilich noch in Prosa. Der große Schröder hatte es 1776 in der Wieland'schen Uebersetzung, welche 1766 gedruckt war, in Scene gesetzt. Erst Schlegel gab der Tragödie durch seine poetische Uebertragung dann auch für Deutschland ihre wahre erhabene Gestalt zurück.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß durch die hier erzählten Schicksale gerade aus dieser Dichtung sich ein Faden der Ueberlieferung spinnen sollte, der die ersten Anfänge und Anläufe des modernen Dramas in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert mit der Gegenwart verknüpft. Er führte uns von den englischen Comödianten zu den deutschen Wandertruppen, von ihnen mit Schröder und Eckhof zu Wieland. Schon tauchen hier am Horizonte die neuen Gestirne herauf: Lessing, Goethe, Schiller. Jetzt endlich erfüllt und vollendet sich für Deutschland unter ganz anderen Umständen in ganz neuen Formen und Gestalten, was vor zwei Jahrhunderten durch die Ungunst der Zeiten aus der Bahn gelenkt und unterbrochen worden war: das nationale deutsche Drama.

Wohnungen für die Armen.

Von

Heinrich Albrecht (Berlin).

„Eine Reihe von Hütten, die einen traurigen Fleck Erde umgeben, der mit schmutzigen, auseinandergerissenen Kehricht- und Düngerhaufen, altem Bauholz und allerlei undefinirbarem Unrath bedeckt ist. Die Mauern sind in einer höchst elenden Verfassung: der Putz fällt von den Wänden; auf einer Treppe ist ein Eimer hingestellt, um den Regen aufzufangen, der durch das Dach läuft. Die Treppen haben kein Licht, und das Geländer ist fort, die Miether haben es als Heizmaterial benutzt. Die Thüren klaffen weit auseinander und fallen fast in die Zimmer hinein. Das mit allerlei dem Wirth gehörigem Gerümpel gefüllte Waschhaus ist verschlossen. Die Miether müssen in ihren engen Gelassen, in denen sie kochen, essen und schlafen, auch noch waschen. Die Kehrichtgrube liegt mitten im Hofe, der ganzen Nachbarschaft zugänglich, und die Jungen zerren die unsaubersten Dinge daraus hervor und schleppen sie über den ganzen Hof. Das Pflaster des hinteren Hofes ist aufgerissen, und in den Löchern stehen große Pfützen, von denen die Feuchtigkeit in die Umfassungsmauern der Häuser hinaufzieht. Eine große schmutzige Cisterne nimmt das Leitungswasser auf; sie leckt, und wer seine Eimer nicht füllt, wenn das Wasser einfließt, oder wer keinen Eimer hat, bekommt kein Wasser." So beschreibt Octavia Hill in ihrem berühmten Buch, „Homes of the London Poor", die Stätten, die vor zwanzig Jahren Hunderttausenden von Londoner Arbeitern zur Wohnung dienten. Wir durchwandern mit ihr an einem feuchten, nebeligen Abend jene schmutzigen Höfe, deren Dunkelheit in grellem Contrast steht zu den hell erleuchteten Schenken in den Vorderhäusern. Die Thüren stehen Tag und Nacht offen, und wenn wir uns die Kellertreppen hinabgetastet haben, deren Stufen entzwei sind und schlüpfrig von dem hart gewordenen Schmutz, der sie bedeckt; wenn die faulen Gerüche, denen die schwere feuchte Luft keinen Weg ins Freie läßt, uns den Athem benehmen, dann befällt uns Entsetzen bei dem Gedanken, daß es menschliche Wesen sind, die Tag aus Tag ein in einer solchen Atmosphäre, in solcher Umgebung existiren. Denn solche Zustände und schlimmere sind in unseren modernen Groß-

städten heute leider keineswegs ein überwundener Standpunkt. Presse und Parlament haben noch vor wenigen Jahren in England die traurige Gelegenheit gehabt, sich mit der Wohnungsnoth der ärmeren Klassen eingehend zu beschäftigen. Dabei sind haarsträubende Dinge an den Tag gekommen. In anderen großen Städten verbirgt sich, von der großen Menge nicht gekannt, kaum minderes Elend in den engen Höfen und Gassen der entlegenen Stadttheile, die der untersten Schicht der Bevölkerung zum Aufenthalt dienen. Es fehlt nur die Hand, die den verhüllenden Schleier von Manchem hinwegzieht, das sich vor den Blicken verbirgt. Wir brauchen dabei gar nicht einmal an Zustände zu denken, wie sie uns aus den Bettlerquartieren von Paris und den New-Yorker Hafendistricten von Zeit zu Zeit in sensationellem Gewande berichtet werden. Auch wir in Deutschland haben eine Wohnungsnoth. „Periodisch, wenn aus dem Zusammenströmen der Menschen in die großen Städte infolge stärkerer Anspannung der industriellen Thätigkeit, aus dem Hindrängen der Arbeiterklassen, insbesondere in die großen Centren des Verkehrs besonders schreiende Uebelstände hervortreten, richtet sich die öffentliche Meinung mit Lebhaftigkeit auf die Frage und sucht nach Mitteln der Abhülfe, ergreift hier und da einige Palliative[1])." Dann kommen wieder Zeiten rückgehender gewerblicher und industrieller Thätigkeit. Das Uebel wird für eine Weile latent, aber aus der Welt geschafft ist es nicht.

Der Verein für Socialpolitik hat vor einigen Jahren den Beschluß zur Ausführung gebracht, den gegenwärtigen Zustand der Wohnungsverhältnisse, namentlich der arbeitenden Klassen in den großen Städten, einmal genau zu untersuchen, um auf Grund der festgestellten Mißstände Mittel zu deren Abhülfe zu finden. Im Laufe des Jahres 1886 sind in zwei Bänden der „Schriften" des Vereins[2]) eine Reihe von Gutachten und Berichten herausgegeben, die ein großes und nach vielen Richtungen interessantes Detail über diese wichtige Frage beigebracht haben. Aus Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M., Straßburg, Elberfeld, Dortmund, Bochum, Essen, Crefeld, Osnabrück, Leipzig, Chemnitz liegen eingehende, von sachkundigen und gewissenhaften Beobachtern gesammelte Erfahrungen vor, die unzweideutig ergeben haben, daß die Wohnungsnoth auch bei uns in Deutschland keineswegs ein vorübergehender, periodisch verschwindender und periodisch wiederkehrender Zustand ist, sondern, daß der Mangel an gesunden und einigermaßen billigen Wohnungen eine ständige Erscheinung in unserem socialen Leben bildet.

Die Wohnung ist einer der wichtigsten Factoren der socialen Wohlfahrt, der Zufriedenheit und Ruhe des Volkes[3]). Wer von uns weiß nicht, welchen Einfluß eine freundliche, bequeme Wohnung auf die darin Lebenden ausübt? Wer wünscht sich nicht eine Wohnung, in welche die Sonne hineinscheint, deren Luft frisch, deren Inneres rein und lächelnd, die bequem eingerichtet ist, eine Wohnung, in der heitere und gesunde Menschen den Heimkehrenden empfangen, in welcher der Arbeiter nach körperlichen oder geistigen Mühen ausruhen oder

[1]) Miquel, Maßregeln zur Erreichung gesunden Wohnens. Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege. 1888.

[2]) Leipzig, Duncker & Humblot.

[3]) Fodor, Das gesunde Haus und die gesunde Wohnung. Braunschweig, 1878.

sich zerstreuen kann? Ueberall, besonders in den großen Städten, gibt es eine ungeheuere Anzahl von Menschen, die den größten Theil ihrer Tage in Körper und Geist aufreibender Arbeit, außerhalb ihrer Wohnung, fern von ihrer Familie hinzubringen genöthigt sind. Wird nicht der Gedanke, daß nach der Arbeit ein freundliches Heim ihrer wartet, für sie von zauberhafter Wirkung sein? Wird der Arbeiter nicht, sobald er sein Tagewerk vollendet hat, nach Hause eilen, und wird er nicht gern daheim bleiben, wenn seine Pflicht ihn nicht anderwärts hinruft?

Wenn hingegen die Wohnung, in der er arbeitet oder die ihn erwartet, ein finsteres, schmutziges Loch mit verpesteter Luft, mit schimmeligen Möbeln, mit einem kalten oder rauchenden Ofen ist; wenn in dieser Wohnung kränkliche, abgemagerte Familienglieder ächzen; wenn er den Raum darin noch mit fremden, rohen und verderbten Menschen theilen muß, sodaß ihm kaum ein Plätzchen bleibt, wohin er sein müdes Haupt legt — wird Jemand in einer solchen Wohnung mit Freuden arbeiten? wird er nach der Arbeit nach Hause eilen? und wenn er zu Hause ist, wird er nicht suchen, von da fortzukommen? Gewiß. Und wohin geht er? Ins Wirthshaus, in die Branntweinkneipe, wohin immer, wenn er nur sein unfreundliches Heim mit einem weniger abstoßenden Aufenthalt vertauschen kann. Wie oft haben wir die Erfahrung gemacht, daß bei der fortdauernden Wanderschaft, zu der die immer steigenden Miethpreise wenig bemittelte Familien, namentlich wenn sie viele Kinder haben, zwingen, jeder Sinn für Sparsamkeit, häusliches Behagen, Familienleben verloren geht; daß in kurzer Zeit aus tüchtigen Menschen lüderliche Leute werden. Und das ist leider noch nicht die schlimmste Seite der Wohnungsnoth. Wenn wir oft in einer Wohnung, die aus einem einzigen Raum besteht, Eltern, Kinder und außerdem Schlafleute beiderlei Geschlechts zusammengepfercht sehen, was soll da aus der heranwachsenden Generation in sittlicher Beziehung werden? Ist es ein Wunder, wenn in diesem Nachwuchs jedes Gefühl für Scham erstickt, wenn Prostitution und Laster als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet werden? Oder wenn der junge Bursche vom Lande, gelockt durch die Aussicht auf einen scheinbar höheren Verdienst, in die Stadt zieht und sein elendes Quartier mit alten Verbrechern zu theilen gezwungen ist, wie sollte es anders kommen, als daß er, in seinen Erwartungen getäuscht, selbst nach und nach auf die Bahn des Verbrechens gezogen wird?

Gebt dem Volk freundliche, reine Wohnungen, gewöhnt es an solche, und die ganze Gesellschaft wird in socialer Beziehung ungeheure Fortschritte machen. Die Wohnungsfrage ist, wie Miquel betont hat, nicht identisch mit der Lohnfrage; ihr einziges Abhülfsmittel liegt nicht in der Erhöhung des Lohnes, in der allgemeinen Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen. Denn was Jemand mit der ihm gewordenen Einnahme an menschlichen Lebensbedürfnissen sich verschaffen kann, ist durchaus nicht gleichbedeutend mit der Frage der Erhöhung des Lohnes. Mit demselben Betrage kann man zu gewissen Zeiten Nahrungsmittel billig, zu anderen Zeiten nur theuer kaufen; die Wohnungen können billig und gut, schlecht und theuer sein. Die Wohnungsfrage kann und muß daher unabhängig von der Lohnfrage in Angriff genommen werden. Sie bildet für sich eins der bedeutsamsten Probleme, an dessen Lösung Staat und

Gemeinde, Kapital und Einzelbestrebung gleichzeitig interessirt und, wie wir sehen werden, gleichmäßig mitzuwirken berufen sind.

I.

Die Wohnungsnoth ist keine für unser Zeitalter allein charakteristische Erscheinung. Schon im Alterthum, zur Zeit der römischen Republik, in erhöhtem Maße aber unter den Kaisern finden wir, daß das Vorhandensein einer mit allen ihren Gefahren verbundenen Wohnungsnoth das öffentliche Interesse erregte, und daß Gesetze und sonstige Maßregeln zu ihrer Milderung erlassen wurden. Die Miethhäuser im alten Rom waren, wie Friedländer in seiner „Sittengeschichte" berichtet, meist von Speculanten auf das Gewissenloseste gebaut. Die Speculation war lockend, aber gefährlich. Sie warf im günstigen Falle einen sehr hohen Gewinn ab, aber bei den in Rom so häufigen Bränden konnte sehr leicht das Kapital verloren gehen. Die Unternehmer suchten daher so wohlfeil zu bauen, daß sie selbst in diesem Falle schon aus dem Miethertrage weniger Jahre einen Ueberschuß erzielt oder wenigstens das Kapital gedeckt haben konnten. Ein großer Theil der Miethhäuser war also baufällig. Die nothwendigsten Ausbesserungen wurden vernachlässigt oder ungenügend ausgeführt. Einstürze gehörten infolge dessen neben den Bränden schon in der letzten Zeit der Republik zu den eigenthümlichen Uebeln Roms. Furcht vor den Gefahren des Einsturzes war es auch, weshalb die größte erlaubte Höhe der Häuser mehrmals — unter Augustus auf 70, unter Trajan auf 60 Fuß — festgesetzt ward. Wie es unter diesen Umständen mit der sanitären Beschaffenheit jener Häuser aussah, kann man sich leicht vorstellen. Schutz gegen Witterungseinflüsse war der einzige Zweck bei den Häusern der Alten, das Mobiliar auf das aller Unentbehrlichste beschränkt, so daß wenigstens vier der pompejanischen Zimmer oder Kammern in einem mäßig großen unserer Zeit Platz finden. Die Quartiere der Sclaven waren in der Regel nur nothdürftig hergerichtete Schlafräume, und eine nicht geringe Zahl mag überhaupt im Freien oder in offenen Gewölben übernachtet haben.

Die größeren Städte des Mittelalters charakterisiren die durch die Festungseigenschaft derselben bedingte Enge der Straßen und die allen freien Luftzug abhaltenden hohen Stadtmauern mit ihren sumpfigen Wassergräben. Wo kaum fünf bis zehn Menschen bequem Platz hatten, waren hundert zusammengepfercht, und wenn wir sehen, daß die Epidemieen damals heftiger wütheten, als wenn immer vorher und seitdem, so können wir nicht umhin zu denken, daß dazu auch der Zustand der Wohnhäuser, der Schmutz, die Ueberfülltheit, die verpestete Atmosphäre derselben und der inficirte Boden das Ihrige beigetragen haben.

In unseren modernen Städten sind die Ursachen der Wohnungsnoth anderer Art. Die Entwicklung der Technik im Dampfzeitalter mit der daraus folgenden Arbeitstheilung in der Industrie, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit — alles dieses zusammen hat eine vollkommene Verschiebung in den Bevölkerungsverhältnissen hervorgebracht. Die Städte sind rasch ins Ungemessene gewachsen. Diese rasche Bevölkerungszunahme der Städte ist gewiß der Hauptanlaß für die Wohnungsnoth geworden, weil mit der Vermehrung der Bevölkerung, insbesondere der besitzlosen, die Zunahme der kleinen

Wohnungen nicht immer Schritt gehalten hat. Denn häufig ist es eine wiederkehrende Erscheinung, daß die Bauspeculation sich trotz des Mangels an kleinen Wohnungen mit Vorliebe der Herstellung größerer Quartiere zuwendet. Es besteht begreiflicherweise eine Abneigung der Capitalisten gegen den Ankauf von Miethhäusern mit einer großen Anzahl von kleinen Wohnungen, da das Einziehen kleiner Miethbeträge viel Mühe verursacht, öfter auch wegen Unvermögens der Bewohner erfolglos bleibt. Die Bauspeculanten lassen die Häuser mit kleinen Wohnungen um so mehr außer Acht, als die Herstellungskosten solcher Gebäude wegen der baupolizeilichen Vorschriften im Allgemeinen nicht so wesentlich niedriger sind, als die für Häuser mit mittleren und theueren Wohnungen. Die erhöhte Nachfrage nach kleinen Wohnungen bewirkt alsbald eine Steigerung der Miethspreise. Eine Abschreckung der Zuziehenden tritt dadurch nicht ein, denn alle Auswanderer sind von Lebensmuth und Hoffnung beseelt, so daß sie die Existenzschwierigkeiten an den Orten ihrer künftigen Thätigkeit geneigt sind zu unterschätzen. Die anhaltende Steigerung der Miethspreise bewirkt, daß ein Theil der Bevölkerung in immer engeren, ungesunderen Wohnungen ein Unterkommen suchen muß.

Weiter ist es aber auch recht wohl denkbar, daß der Wegfall vorhanden gewesener Wohnungen die Einwohner eines Ortes oder Ortstheiles nöthigt, enger zusammenzurücken. In vielen Theilen von London z. B. hat sich, namentlich durch Eisenbahnbauten, die Zahl der Häuser stark vermindert; aber die Folge ist nicht gewesen, daß die Bewohner sich zerstreut, sondern, daß sie sich in den übrig bleibenden Wohnungen um so dichter zusammengedrängt haben. Etwas Aehnliches hat sich in neuester Zeit in Hamburg[1]) durch die Ausführung der mit dem Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet verbundenen Bauten vollzogen. Diese Arbeiten haben in den Jahren 1883 und 1884 allein den Abbruch von über 500 Häusern bedingt, infolge dessen 16000 Bewohner gezwungen waren, sich eine neue Wohnung zu suchen. Die geräumten Wohnungen gehörten zum bei Weitem größten Theile zu den dürftigsten, aber auch billigsten Wohngelassen der Stadt. Da gleich billige Wohnungen, welche die vertriebenen Bewohner hätten aufnehmen können, nur in ganz geringem Maße zur Verfügung standen, so waren Letztere gezwungen, eine größere und theuerere Wohnung zu nehmen, als ihr Einkommen es erlaubte. Die in eine solche Nothlage Versetzten suchten dieselbe dadurch zu überwinden, daß sie Einlogirer, bezw. Schlafleute, aufnahmen, oder daß zwei Haushaltungen zusammen eine Wohnung bezogen — der pecuniäre Nachtheil wurde dadurch aufgehoben, dafür aber ein ethisch um so schlimmerer Zustand eingetauscht. Solche Verhältnisse machen häufig den besten Willen Derer, die helfen wollen, illusorisch. In Frankfurt a. M.[2]) hat unter anderem ein Bau- und Sparverein kleine Häuser mit je zwei Wohnungen von zwei oder drei Zimmern und Küche auf dem Stockwerk erbaut. Die Miether dieser kleinen Logis haben aber fast alle, um sich die Miethe zu erleichtern, After-

[1]) G. Koch, Ueber die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsclassen Hamburgs. Schriften des Vereins für Socialpolitik.

[2]) Flesch, Die Wohnungsverhältnisse in Frankfurt a. M. Schriften des Vereins für Socialpolitik.

miether aufgenommen, und so herrscht in diesen prachtvoll gesund gelegenen und an sich praktisch eingerichteten Wohnungen ein Schmutz, eine Verwahrlosung und eine Ueberfüllung, wie sie ärger nicht gedacht werden kann.

In einer ganzen Reihe unserer großen Städte wurde der Mangel an kleinen Wohnungen durch Herstellung schöner Straßenverbindungen vermehrt, „die Luft und Licht in die düsteren Stadttheile bringen" und große Terrains aufschließen sollten, „die bisher werthlos gewesen und nur mit alten Baracken besetzt waren." Es gilt für diese pompösen neuen Straßenzüge nur zu oft das Wort Bastiat's: „Was man sieht, sind die prächtigen Wohnungen; was man nicht sieht — das Elend Derer, die aus schlechten in noch schlechtere Wohnstätten vertrieben wurden."

Dazu kommen noch andere Ursachen rein lokaler Art. Hierher ist z. B. zur Beurtheilung der Wohnungsnoth in London vor Allem das dort herrschende Lease-System zu rechnen. Die Lease[1]) ist der Erwerb eines Grundstücks oder eines Grundstücks und Hauses für beschränkte oder unbeschränkte Zeit gegen eine jährlich zu zahlende Rente. Da der Grund und Boden, auf dem London steht, zum größten Theil Eigenthum einiger reicher Familien oder Stiftungen ist, welche dieses Eigenthum nicht aufgeben wollen, und auch die übrigen Grundeigenthümer diese Art der Ausnutzung ihres Besitzes dem Verkauf vorziehen, ist es sehr schwer, in London überhaupt Grundeigenthum zu erwerben. Will man daher ein Haus oder Grundstück erwerben, so muß man sich in der Regel mit dem „leasehold" begnügen, und Haus und Grundstück fallen nach der contraktlich festgesetzten Zeit heim. Es muthet fast mittelalterlich an, wenn man sieht, daß selbst die „Lease for three lives," d. h. für die Dauer von drei Generationen, noch heute in England weit verbreitet ist. Die drei Generationen, nach deren Lebensdauer die Dauer der Lease bemessen wird, sind jedoch nicht etwa der Besitzer, sein Sohn und sein Enkel, sondern die Dauer des Verhältnisses richtet sich in der Regel nach der Lebensdauer bestimmter Mitglieder der königlichen Familie. Man wählt dieses Verfahren, weil man annimmt, daß diese die beste Pflege und ärztliche Behandlung gewinnen, und daß man daher bei ihnen mit größter Sicherheit auf die Erreichung eines hohen Alters rechnen kann. Da der Verlust, wenn die drei gewählten Personen früh sterben, und das Grundstück nach verhältnißmäßig kurzer Zeit heimfällt, ein sehr großer ist, versichert man sich für diesen Fall. Als der Herzog von Connaught den ägyptischen Krieg mitmachte, und der Prinz von Wales seine indische Reise antrat, erhöhten die Versicherungsanstalten schleunigst die Gebühren und erhoben eine Extraprämie.

Es sind nun zwei Arten der Lease zu unterscheiden. Entweder erwirbt der „Lessee" ein Grundstück und baut selbst, oder er erwirbt ein Grundstück mit einem darauf schon errichteten Hause. In beiden Fällen fällt das Grundstück mit Allem, was darauf steht, ohne jede Entschädigung heim. Die Folgen dieser Einrichtung sind leicht zu ersehen. Baut der Grundeigenthümer selbst, so baut er unsolide, weil er die Kosten der Reparaturen nicht zu tragen hat, die auf den Lessee fallen. Der Lessee hat zwar die Verpflichtung, das Haus in gutem

[1]) Ruprecht, Die Wohnungen der arbeitenden Classen in London. Göttingen, 1884.

Zustande zu erhalten, er wird aber auch nach Möglichkeit alle gründlicheren Reparaturen vermeiden, da sie ihm nicht auf die Dauer zu Gute kommen. Er verliert ja nach Ablauf der Lease selbst die Kamine und Herde, die er hat setzen lassen, kurz Alles, was niet- und nagelfest ist. Noch schlimmer ist der andere Fall, der weit häufiger vorkommt, nämlich daß der Lessee ein Grundstück erwirbt und auf demselben selbst baut. Er baut natürlich, nur so, daß das Haus voraussichtlich am Ende der Lease reif zum Abbruch ist. Je kürzer die Lease, um so elender wird gebaut. Gründliche Ausbesserungen werden gegen Schluß der Periode vermieden, sie würden ja nur ein Geschenk für den Grundeigenthümer sein. Eine große Anzahl Häuser befindet sich gegen Ablauf der Frist in kaum bewohnbarem Zustande, und ist der Verfall so groß geworden, daß der Lessee es für zu gefährlich oder zu unangenehm hält, das Haus selbst zu bewohnen, nun — so ist es gerade noch gut genug für Arbeiterwohnungen, mag der Regen auch durch das Dach kommen und der Wind durch klaffende Spalten in der Wand pfeifen. So kommt es, daß man oft eine große Anzahl von Arbeiterfamilien in Häusern zusammengedrängt findet, welche nicht nur in elendem Zustande, sondern, weil sie ursprünglich für eine Familie gebaut waren, gänzlich ungeeignet für ihren jetzigen Zweck sind. Neu bauen kann der Lessee vernünftigerweise nicht mehr, aber er will sein Recht bis zum letzten Moment ausnutzen, da er dafür zu bezahlen hat. Scheut er sich, das selbst zu thun, so beruhigt er sein Gewissen damit, daß er den Rest der Lease an Leute verkauft, die ein Geschäft aus dem Ankauf solcher Reste machen. Damit wird die Zahl der Mittelspersonen zwischen Grundeigenthümer und Miether abermals um eine vermehrt und die Lage des Letzteren nur noch schlimmer.

Das sind die hauptsächlichsten Gründe der Wohnungsnoth in unseren großen Städten. Ueber ihre Wirkung haben wir in der Einleitung schon einige allgemeine Gesichtspunkte angeführt. Es ist hier an der Stelle, etwas weiter in die Einzelheiten einzugehen. Die Londoner Verhältnisse, die zuerst in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage hingelenkt haben, brauchen uns nicht lange zu beschäftigen. Wer kennt nicht die Schilderungen, die der große Realist Dickens von den Arbeitervierteln Whitechapel und Piccadilly entwirft? Octavia Hill hat diese Bilder in ihrem, in weitesten Kreisen bekannt gewordenen Buche, das wir Eingangs erwähnten, ergänzt. Der Führer der englischen Conservativen, Lord Salisbury, veröffentlichte im November 1883 in der „National Review" einen Artikel, in welchem er in scharfer Weise auf die traurigen Wohnungszustände hinwies, wie sie besonders in London beständen, und es als eine Pflicht des Parlaments bezeichnete, dieser wichtigen socialen Frage Beachtung zu schenken. Die radikale Partei verlor keine Zeit, um auch ihr Interesse an der Wohnungsfrage an den Tag zu legen. Einer ihrer Führer, der damalige Cabinetsminister Mr. Chamberlain, behandelte in dem Decemberheft der „Fortnightly Review" die bestehende Wohnungsgesetzgebung und machte dabei weitgehende Reformvorschläge. Eine Reihe von Publicationen in der Tagespresse suchten die größere Menge für die Frage zu interessiren. Unter diesen waren es besonders die von G. R. Sims in den „Daily News" erschienenen, „Horrible London" überschriebenen und leider nachher als nur zu wahrheitsgetreu

erfundenen Schilderungen, welche einen allgemeinen Schrei des Entsetzens und Unwillens erregten.

„Zu Anfang dieses Jahres," schreibt Sims am 8. November 1883, „brachte ich zwei Monate damit zu, die schlimmsten Viertel Londons zu besuchen und der Lage ihrer Bewohner nachzuspüren. Ich stieg nicht nur vom Keller zur Dachstube, sondern ich verfolgte die Vorgeschichte manches Bewohners und seiner Familie, ich folgte den Arbeitern zu ihrer Arbeit, den Dieben und anderem Auswurf zu ihren Schlupfwinkeln; ich begleitete die Kinder zur Schule, die obdachlosen Vagabunden zu den Löchern und Höhlen, den offenen Thorwegen und Hinterhöfen, in welchen sie Nachts zusammenhockten. Ich begann meine Aufgabe leichten Herzens, ich beendete sie in tiefem Schmerz. Ich hatte während der zwei Monate einen Einblick in eine Hölle, die schrecklicher ist als die des unsterblichen Florentiners. Und diese war nicht der Traum eines Dichters, es war schreckliche Wahrheit, grauenhaft in ihrer Wirklichkeit, herzzerreißend in ihren Qualen. Die Verdammniß der in diesem modernen Inferno gefangenen Leiber war so schrecklich wie die schlimmste, welche Dante je für eine gequälte Seele gezeichnet hat. Das Schrecklichste von allem aber war, daß der Fall dieser verlorenen Geschöpfe so gänzlich hoffnungslos erschien."

Die „Pall Mall Gazette" folgte endlich mit einem noch werthvolleren Beitrage: sie setzte eine Commission von Mitarbeitern ein, welche durch Nachfragen von Haus zu Haus unter Zuhülfenahme detaillirter Fragebogen den bestehenden Zustand der einzelnen Stadttheile festzustellen suchten. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist veröffentlicht und, ebenso wie die meisten vorhererwähnten Publicationen, auch in Deutschland bekannt geworden [1]).

Viel weniger gekannt sind die Zustände in unserer eigenen Heimath. Nicht etwa, daß sich nicht auch bei uns freimüthige Stimmen gefunden hätten, die den Schleier von Dingen fortzogen, über die es Manchem bequem war, sich mit Nichtwissen hinwegzutäuschen. Aber diese Stimmen sind vielfach in Verwaltungsberichten, in Lehrbüchern der Gesundheitspflege und der Statistik und an anderen Orten ungehört verhallt, die nur Wenigen zugänglich sind. Die Tagespresse hat sich nur vorübergehend, so in den siebziger Jahren, mit diesen Dingen beschäftigt, sie aber wieder aus den Augen gelassen, nachdem mit dem Rückgang des wirthschaftlich hochfluthenden Lebens eine zeitweilige Besserung der ärgsten Mißstände eingetreten war. Uns interessiren, wenn wir diesen Verhältnissen im Einzelnen etwas näher treten, in erster Linie die Zustände, wie sie in Berlin vorhanden sind, weil hier aus leicht begreiflichen Gründen das Uebel am Acutesten aufgetreten ist.

Allabendlich, im Sommer um sieben Uhr, im Winter um sechs gegen Abend, kann der aufmerksame Beobachter in der Büschingstraße, Berlin O, Scharen eigenartiger Gestalten einem großen Hause, das die Hausnummer 4 trägt, zueilen sehen. Ihnen Allen hat Sorge und Entbehrung, in vielen Fällen gänzliche Verkommenheit ihren Stempel aufgedrückt. Das ist nicht der Schritt des Arbeiters, der nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause eilt — zögernd und oft scheu sich umblickend schleichen sie in möglichster Nähe der Häuserreihen dahin, als möchten sie es vermeiden, hier gesehen zu werden. Darunter befinden sich Gesichter, deren Zügen man es ansieht, daß ihre Träger einst bessere Tage ge-

[1]) Wir haben seiner Zeit einen ausführlichen Bericht über diese Bewegung gebracht: s. Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XL, S. 379 ff. und 1885, Bd. XLII, S. 61 ff.: „Die Stätten des Elends in London", von Prof. G. M. Asher.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

kannt haben. Vor dem Thor des bezeichneten Hauses haben sich inzwischen dichte Gruppen jener Ankömmlinge gesammelt, und wenn mit dem Glockenschlag die Thür geöffnet wird, drängen sie sich in den glasgedeckten Hof, hastig, als fürchtete Jeder, zu spät zu kommen. Das sind die Aermsten der Armen, die, weil ihnen die letzte Zufluchtsstätte fehlt, im Asyl für Obdachlose Unterkunft und vielleicht in erquickendem Schlaf für wenige Stunden Vergessen ihres Elends suchen.

Kein Obdach! und doch sind sie, für den Augenblick wenigstens, besser daran, als tausend Andere, die eine Wohnstätte die ihre nennen. Können sie doch in einem kräftigenden Bade ihren erschlafften Körper erfrischen, an einer warmen Suppe den nagenden Hunger stillen, in reinlichen, gut gelüfteten Sälen den Leib auf einer sauberen Lagerstatt ausruhen. Morgens können sie gestärkt von dannen gehen ohne das beschämende Gefühl, Rede stehen zu müssen über das Woher und Wohin, und Manchem hat eine solche Nacht erquickenden Schlafes den Lebensmuth wieder angefacht, seine sittliche Kraft gestählt, ihn mit Hoffnung neu belebt und ihm die Geduld und Ausdauer gekräftigt, welche nöthig sind, um sich im Treiben der Großstadt an der Oberfläche zu erhalten. Wie unendlich viel elender sind diejenigen daran, die in jenen verwahrlosten, schmutzigen, durchseuchten Höfen wohnen, wie sie auch Berlin besessen hat und noch besitzt.

Nach Albu's[1]) Berichten aus dem Anfang der siebziger Jahre, der Zeit, wo in Berlin die Wohnungsnoth einen ihrer Culminationspunkte erreicht hatte, waren damals in Folge des Aftervermiethungssystems die Wohnungen der ärmeren Familien durch Ueberfüllung, Unsauberkeit und Mangel an Ventilation wahre Pesthöhlen und Brutstätten für Krankheiten allerlei Art geworden. Zum Beispiel lieferte innerhalb des 61. Medicinalbezirks ein Haus in der Müllerstraße von 153 Flecktyphuskranken allein 150. Aus einem Hause der Gitschinerstraße kamen von den 675 armen Kranken des 18. Medizinalbezirks allein 177, also 30,8 Procent aller Kranken, und zwar gehörten 22 Procent der Erkrankungen zu den epidemischen. Alle 6 im Bezirke unter den Armen vorgekommenen Cholerafälle entstammten diesem Hause, ebenso 46 Procent aller Ruhr- und 80 Procent aller Diphtheritisfälle. Ein anderer Häusercomplex desselben Eigenthümers in der Johanniterstraße, in welchem über tausend Menschen hausten, lieferte 53 Procent aller in vier Monaten im 13. Medizinalbezirk behandelten Kranken. Das war die Zeit, wo 600 Familien, die überhaupt kein Obdach finden konnten, in öffentlichen Anstalten untergebracht werden mußten, 163 Familien mit ca. 700 Köpfen sich auf der sogenannten Schlächterwiese vor dem Kottbuser Thore ansiedelten und die Barackenstadt gründeten. Andere Obdachlose campirten vor dem Landsberger und Stralauer Thore und führten ein vom Berliner Witz und Humor gewürztes Zigeunerleben[2]).

Wenn auch seitdem aus den bereits geschilderten Gründen ein wesentlicher Rückgang eingetreten ist, so besteht das Uebel noch nach wie vor. Wir ver-

---

[1]) Albu, Die öffentliche Gesundheitspflege in Berlin.

[2]) Berthold, Die Wohnverhältnisse in Berlin, insbesondere die der ärmeren Classen. Schriften des Vereins für Socialpolitik.

zichten, um hierfür den Beweis zu erbringen, auf die Schilderung weiterer sensationeller Einzelheiten. Dieselbe gewinnt zu leicht den Anschein der Uebertreibung, und wir erreichen unseren Zweck viel sicherer, wenn wir uns für einen Augenblick auf das Gebiet der nackten Zahlen begeben. Man kann als einen Gradmesser für die Höhe des jeweiligen Mangels an Wohnungen die Zahl der leerstehenden Wohngelasse betrachten. Ein gewisses Minimum leerstehender Wohnungen muß stets vorhanden sein, um die nöthigen Bauten und Reparaturen zu ermöglichen und um den wünschenswerthen Spielraum beim Umzuge zu gewähren. Während nun 1867[1]) noch 5,6 Procent aller Wohnungen in Berlin leer standen, sank die Procentzahl bis Anfang 1873 auf 0,59 Procent, um von da bis 1879 allmälig wieder auf 7,78 Procent hinaufzugehen. Dann tritt aber — und das ist bemerkenswerth für unsere augenblicklichen Verhältnisse — wieder eine constante Abnahme ein, indem 1880 6,74 Procent, 1882 4,49 Procent, 1884 3,3 Procent, 1886 nur noch 2,2 Procent der Wohnungen leer standen. Bezeichnend für die Wohnungsverhältnisse ist ferner die Ab- und Zunahme der Bewohner, die durchschnittlich auf ein bewohntes Grundstück entfallen. Während 1861 noch 48,3 Bewohner durchschnittlich gezählt werden, stieg diese Zahl 1864 auf 49,7, 1867 auf 51,4, schnellte 1871 bis auf 57,0, stieg 1875 weiter auf 58,0, 1880 auf 60,7, und schloß 1885 mit mindestens 66,0. Mit dieser Steigerung der Behausungsziffer verminderte sich auch das Areal, welches auf einen Einwohner entfiel; während es 1876 noch 63 qm betrug, sank es 1880 bereits auf 55,2 qm, und ist 1885 weiter auf 48,1 qm herabgesunken.

Wir haben schon oben auf die verderblichen Wirkungen des Aftervermiethungssystems hingewiesen und fügen hier einige Zahlen zur Charakteristik dieser Verhältnisse in Berlin hinzu. Von den bei der Volkszählung des Jahres 1880 gezählten 256 365 Haushaltungen hatten 18 318 oder 7,1 Procent Einmiether und 39 298 oder 15,3 Procent Schlafleute. Diese 39 298 Haushaltungen mit Schlafleuten werfen einen dunklen Schatten auf die Berliner Wohnungsverhältnisse, der noch intensiver wird, wenn man auf Einzelheiten eingeht. Es fanden sich u. A. eine Haushaltung mit 34 Schlafburschen, eine mit 11 Schlafleuten (9 männlich, 2 weiblich), 7 mit 10 Schlafleuten u. s. w. Je eine Person befand sich in 25 357 Haushaltungen, je zwei Schlafburschen in 6284, ein Schlafbursche und ein Schlafmädchen in 1669 Haushaltungen u. s. w. Unter den 39 298 Haushaltungen mit Schlafleuten befanden sich 15 065 oder ca. 38 Procent, die nur über e i n e n Raum verfügten, in dem sich außer der Familie, eventuell mit Kindern, noch Schlafleute aufhielten. Von den 15 065 hier in Betracht kommenden Haushaltungen mit e i n e m Raum hatten 6953 noch einen Schlafburschen, 4132 ein Schlafmädchen; in 1790 Haushaltungen fanden sich noch zwei Schlafburschen, in 607 je ein Schlafbursche und ein Schlafmädchen, in 721 zwei Schlafmädchen, 357 hatten drei Schlafburschen u. s. w. Die höchsten Zahlen waren: 8 Schlafleute (7 männlich, 1 weiblich) in einem Raum, in einer Haushaltung von einem Ehepaar mit Kindern, und 10 männliche Schlafleute in einer Haushaltung von e i n e m Raum, in dem eine Frau den Haushaltungsvorstand bildete!

[1]) Wir entnehmen die folgenden statistischen Angaben B e r t h o l d a. a. O.

Von den Einwohnern Berlins wohnten nach der Volkszählung von 1880 nicht weniger als 100 301 in Kellerwohnungen, die im Allgemeinen wegen ihrer Lage unter der Straßenfläche, bezw. wegen ihrer feuchten Ausdünstungen als gesundheitsgefährlich zu bezeichnen sind. Namentlich die Hofkeller in den stark bevölkerten Hinterhäusern müssen als völlig ungeeignet zum Bewohnen angesehen werden, weil häufig die hohen Gebäude bei der Kleinheit des Hofes dem Licht und der Luft so gut wie keinen Zutritt gestatten. Von diesen Kellerwohnungen verfügten 443 mit 1597 Bewohnern überhaupt über kein heizbares Zimmer, 14 327 Wohnkeller mit 58 510 Bewohnern hatten nur ein heizbares Zimmer. Von den insgesammt 23 289 Wohnkellern hatten 442 mit 1886 Bewohnern eine Zimmerhöhe, die unter 2 Meter blieb; 2075 Wohnkeller mit 8848 Bewohnern hatten Zimmer von 2—2¼ Meter Höhe, 5673 Wohnkeller mit 24 722 Bewohnern Zimmer von nur 2¼—2½ Meter Höhe. Noch schlimmer als die geringe Zimmerhöhe ist aber die tiefe Lage vieler Keller unter dem Straßenniveau. Von den 443 Wohnkellern ohne heizbare Zimmer lag nur bei 59 der Fußboden weniger als 1 Meter unter der Straßenfläche; bei 58 lag er 1—1¼ Meter, bei 170 schon 1¼—1½ Meter, bei 88 1½—1¾ Meter, bei 42 1¾—2 Meter, und bei 26 sogar über 2 Meter unter dem Straßenniveau. Man stelle sich diese niedrigen, fast ganz unter dem Straßenniveau gelegenen, unheizbaren und von Menschen überfüllten Höhlen vor, um zu ermessen, was für eine Existenz die Elenden zu führen gezwungen sind, die hier hausen. Man nehme dazu, daß diese Löcher gleichzeitig als Stätten für die allerunsaubersten Gewerbebetriebe der Lumpensammler, Knochen- und Fellhändler und jener undefinirbaren Gewerbetreibenden dienen, welche der Berliner Volksmund als „Naturforscher" bezeichnet und die sich damit beschäftigen, dem Hof- und Straßenkehricht alle noch zu irgend einem erdenkbaren Zweck zu gebrauchenden Gegenstände zu entreißen — und man wird sich wenigstens eine Vorstellung davon machen können, welche Scenen des Grausens Den erwarten, der in diese Tiefen hinabzusteigen wagt.

Die Berliner Wohnungsstatistik dürfte Dem, der statistische Tabellen zu lesen versteht, noch manche interessanten Aufschlüsse bieten. Es gibt erfahrene Beobachter, die geneigt sind zu behaupten, daß in den großen Städten Englands die Mißstände weniger kraß seien, als in Deutschland. Löcher, wie die genannten „Pennen", die noch Anfang der achtziger Jahre in Berlin in großer Zahl bestanden, dürften unter den Kost- und Logirhäusern Londons kaum ihres Gleichen gehabt haben. Diese Herbergen gewährten den Elendesten der Elenden gegen Entgelt von einigen Pfennigen einen Schlupfwinkel für die Nacht. Der Schmutz, der in denselben herrschte, die Luftverderbniß waren namenlos. Sie wurden mit Rücksicht auf das Interesse der Criminalpolizei geduldet, die dort meist mit gutem Erfolg auf sonst vergeblich gesuchte Verbrecher fahndete. Doch hat allmälig die Ueberzeugung obgesiegt, daß solche Pennen, zumal als von der Behörde concessionirte Gastwirthschaften, nicht ferner gestattet werden dürften, weil sie als Krankheitsheerde gefährlichster Art eine dauernde Bedrohung des Gesundheitszustandes der Berliner Bevölkerung darstellten. Solche Erwägungen führten

zum Erlaß einer Polizeiverordnung, welche die schlimmsten Nachtherbergen dieser Art hat verschwinden lassen.

Aber auch ohne solche Pesthöhlen, die in früheren Jahren oft genug die Ausgangspunkte von Cholera-, Flecktyphus- und Pockenepidemieen für Berlin gewesen sind, sieht es noch schlimm genug in manchen Vierteln aus. Eine Abhandlung neueren Datums[1]) über die „Verbrecherwelt in Berlin" schildert die Quartiere, wie sie sich in Berlin noch vielfach finden, mit großer Lebenstreue:

„Betritt man ein solches Haus," heißt es da, „so wird man alsbald von einem verpesteten, fauldumpfigen Geruche befallen. Schmutz herrscht überall, und auf der Treppe balgen sich halbnackte Kinder. Zank und Streit besteht zwischen den Flurnachbarn; bei dem geringsten Anlaß werden auf Corridoren und Treppen lärmende Wortgefechte in den unfläthigsten Ausdrücken und blutige Raufereien ausgefochten, bei denen Stöcke, Besenstiele und Messer eine große Rolle spielen. Die Weiber begießen sich mit ekelhaften Flüssigkeiten, bewerfen sich mit Koth und raufen sich die Haare aus, die Männer werfen sich die Treppe hinab, und dazwischen schreien und wimmern Kinder in jeglichem Alter. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit bilden sich im Hause zwei Parteien, die einander befehden nnd die sich nur donn einigen, wenn es ja einmal dem Hauseigenthümer oder dessen Vertreter einfallen sollte, dazwischen zu treten, um Ruhe zu stiften. Denn dann stürzen sie gemeinschaftlich auf diesen los und schlagen nicht selten den ihnen Allen Verhaßten windelweich. Dieselbe dicke, übelriechende Atmosphäre, denselben Schmutz wie auf Hausflur und Treppen finden wir im Innern der Wohnungen wieder. Alles liegt unordentlich durcheinander. Die wenigen Betten und Möbel sind alt und gebrechlich. Besteht die Wohnung aus einem oder mehreren Zimmern und einer Küche, so sind meistens die ersteren an junge Leute, die theils arbeiten, theils nicht arbeiten, oder an prostituirte Dirnen, oft der gefährlichsten Sorte, abvermiethet, während die Familie ihre Unterkunft in der Küche sucht. Besteht aber die Wohnung nur aus einem einzigen Raum, der dann selbstverständlich zugleich als Wohnung, Schlafzimmer und Küche dienen muß, so drängt sich hier Alles zusammen. In dem gewöhnlich nur einmal in seiner Art vertretenen Bette liegt Mann, Weib und Kinder so wie sie gerade Platz finden, oft auch die Kinder am Fußboden auf Stroh und neben ihnen der miteinwohnende Schlafbursche u. s. f."

Uebrigens ist es unter den deutschen Großstädten keineswegs Berlin allein, das unter den traurigen Wirkungen des Mangels an gesunden Wohnungen für die unteren Klassen zu leiden hat. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die erwähnten Berichte in den „Schriften des Vereins für Socialpolitik" sich mit der Wohnungsnoth in einer ganzen Reihe von Städten beschäftigen. Ganz besonders düster sind z. B. die Bilder, die uns von den Zuständen in Straßburg[2]) entworfen werden. Straßburg ist in Folge seiner günstigen militärischen Lage von jeher ein befestigter Platz gewesen. Auf den beschränkten Raum innerhalb der Umwallung angewiesen, waren seine Bewohner, je höher ihre Zahl wuchs, zu einem um so dichteren Zusammenwohnen genöthigt. Dies hat in der Altstadt Straßburgs ein enges Gewirr von Gassen und Gäßchen entstehen lassen, in welchen vor Allem die unterste Classe der Bevölkerung ein Unterkommen gefunden hat. Mehrere dieser Gassen haben eine Breite von nur 1—1½ Meter, über ein Drittel der Straßen der Stadt ist nur 1—5 Meter breit! Daß in so engen Luftadern, schon aus diesem Grunde allein, die sanitären Verhältnisse sehr mangelhafte sein müssen, liegt auf der Hand.

[1]) v. Liszt und Lilienthal, Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft, Bd. V. 1885.

[2]) Well, Die Arbeiterwohnungsfrage in Straßburg i. E. Schriften des Vereins für Socialpolitik.

In Hamburg[1]) war ebenfalls bis zum Jahre 1861, so lange die Stadt durch Wall und Graben, bezw. durch Thore, welche allabendlich geschlossen wurden, gegen ihre Umgebung abgesperrt und auf einen bestimmt begrenzten Raum beschränkt war, die Bebauung eine hauptsächlich intensive. In der inneren Stadt wurden die noch unbebauten, als Gärten und Lagerstätten dienenden Plätze nach und nach zugebaut; alte Häuser wurden niedergerissen und durch neue ersetzt, welche einer größeren Menschenanzahl als zuvor Wohnung und Arbeitsstelle boten. In den engen und verkehrsarmen Straßen — Twieten, Gänge genannt — liegen die kleinen Wohnungen zum Theil nach der Straße zu, während sie sich in den verkehrsreicheren Straßen und Gegenden meist nur in den Höfen befinden, die oft eine große Tiefe besitzen. Diese Wohnhöfe sind für einige Stadttheile etwas sehr Charakteristisches. Sie beherbergen eine große Bewohnerzahl. Ihre Breite ist sehr gering, besonders im Verhältniß zur Höhe der Häuser; oft sind sie nur zwei bis drei Meter breit, bei drei bis vier Geschossen. Der Zugang zu den älteren Wohnhöfen erfolgt in einem Durchgang durch das Vordergebäude, der oft so niedrig und schmal ist, daß er nur von einem Menschen und manchmal nur in gebückter Stellung zu passiren ist. Der Zutritt von Luft und Licht in diese Höfe ist ein durchaus ungenügender. Besonders in den Jahren nach dem Höhepunkt der Wohnungsnoth, die in Hamburg ebenfalls in den Anfang der siebziger Jahre fällt, sind auch in den Vororten Wohnhöfe entstanden, welche, abgesehen von dem bequemeren Zugang, hinsichtlich des Zutritts von Luft und Licht nicht besser waren, als die älteren Wohnhöfe der inneren Stadt; denn bei einer Hofbreite von 3,5 Meter haben die auf beiden Seiten errichteten Gebäude 12 Meter und mehr Höhe. Da diese modernen Wohnhöfe in gleicher Weise wie die älteren meist sehr tief sind, so beträgt die Einwohnerzahl eines solchen Hofes oft über 100 Personen; manche haben 300 Bewohner und darüber.

Sogar in einer Stadt wie Dresden[2]), die allgemein als eine der bestgebauten in Deutschland gilt, haben sich erhebliche Uebelstände gezeigt. Als z. B. 1877 die sämmtlichen Souterrainwohnungen, etwa 2200 an der Zahl, bezirksärztlich revidirt wurden, erwiesen sich von denselben 1500 mehr oder weniger unzulässig, darunter 500 ganz unbewohnbar. In demselben Orte fanden sich bei den bezirksärztlichen Revisionen wiederholt Wohnungen, welche nur aus zwei Räumen bestanden, kaum 24 Quadratmeter Bodenfläche besaßen und zwei Familien nebst einer Anzahl als Gewerbsgehülfen, Schlafgänger u. s. w. aufgenommener Personen beherbergten. Besonders traurige Verhältnisse fanden sich in Dresden in den ehemaligen Kasernen. Nachdem dieselben vom Militär geräumt waren, wurden sie zu Privatwohnungen vermiethet. In den vier großen dreistöckigen Hauptflügeln einer der ehemaligen Neustädter Infanteriekaserne waren 4—500 Wohnungen eingerichtet worden, in welchen sich gegen 2000 Menschen aufhielten. Auf vier bis fünf Familien kam nur ein Abtrittssitz. Die nothwendigsten Wirthschaftsräume, Küchen, Speisekammern, Holz- und Kohlengelasse fehlten gänzlich.

[1]) Koch a. a. O.

[2]) Leuthold, Schriften des Vereins für Socialpolitik.

Nicht bloß in den Großstädten, auch in Industrieplätzen kleineren Umfangs finden sich hier und da Wohnungsverhältnisse der allermißlichsten Art. Ueber ein bemerkenswerthes Beispiel berichtet Gewerberath Rüdiger[1]): Er schildert das jeder Beschreibung spottende Kost- und Quartiergängerwesen der Ziegeleiarbeiter, besonders dasjenige in dem Havelbruch bei Ketzin, wo über tausend Arbeiter beschäftigt werden. In einem einzigen Raume von kaum 40 Kubikmeter, fast ohne Luft und Licht, essen, trinken und schlafen 20 Männer. Ihre Schlafstellen sind zu zweien übereinander, je fünf bis sechs in einer Reihe, von rohen Brettern hergestellt. Moderndes Stroh und Heu dient als Lager, und die eigenen, oft feuchten Kleidungsstücke als Bedeckung für die Nachtruhe. Diese Zusammenpferchung, die herrschende Finsterniß, die mephitischen Dünste, lassen hier eher eine Thierbucht, als eine menschliche Wohnung vermuthen.

Noch in allerjüngster Zeit hatte in Spandau der Zusammenfluß fremder Arbeiter, welche auf königlichen Bauten und Fabriken beschäftigt werden, zu einer Wohnungsnoth geführt, die zu ernstesten Besorgnissen Anlaß gaben. Auf Heuböden, in Scheunen, in Neubauten brachten die Arbeiter die Nacht zu. In den zum Wohnen ungeeignetsten Räumen lagerten sie zu 20 und 30 in einem Gelaß.

Doch wir brauchen die Zahl der Beispiele nicht zu vermehren. Das Gesagte genügt, um die Ueberzeugung zu begründen, daß an den verschiedensten Orten, zeitlich und örtlich in bald höherem, bald geringerem Grade, Mißstände mit Bezug auf das Wohnen der ärmeren Volksklassen bestehen, die dringend der Abhülfe bedürfen. Diese tieferuste Thatsache läßt sich im Hinblick auf die durch Zahlen erhärteten Darstellungen gewissenhafter Beobachter nicht hinwegleugnen.

Aber wo Schatten ist, ist auch Licht. Dieselben Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik, denen wir einen großen Theil des im Vorstehenden wiedergegebenen thatsächlichen Materials entnommen, haben auch dargethan, daß man keineswegs völlig rathlos diesem Zustande gegenübersteht. Auf welchem Wege hier Abhülfe möglich ist, durch welche Mittel man bereits begonnen hat, das Uebel erfolgreich zu bekämpfen, dem wollen wir im folgenden Abschnitt einige weitere Erörterungen widmen.

---

[1]) Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der deutschen Fabrikinspectoren 1882; citirt bei Leuthold a. a. O.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Gottfried Keller.

Das letzte Jahr.

Von

Adolf Frey.

Als der Sommer 1889 und mit ihm der siebzigste Geburtstag Gottfried Keller's heranrückte, blickte wohl Keiner, den es überhaupt berührte, dem festlichen Ereigniß mit weniger Freude entgegen, als der Dichter selbst. Er argwöhnte hinter dem goldenen Glanz der nahenden Feier die fahlen acherontischen Nebel und Charon mit dem Kahn und wies auf Freund Storm hin, mit dem er, „wie zwei alte Kapuziner, die ihre Nelkensetzlinge austauschen", im Verkehr gestanden und den bald nach dem Jubel des siebzigsten Wiegenfestes das Schicksal dahingerafft hatte. So gerne er überdies eidgenössische, kantonale und andere Feste mitgemacht und ruhmwürdige Gedenktage und verdiente Männer zu ehren alle Zeit die Hand geboten, seiner tief republikanischen Bescheidenheit widerstrebte es gänzlich, sich selbst als den Mittelpunkt einer Huldigung zu wissen, wie er denn jeder persönlichen Verherrlichung abhold war. Man sah auch deutlich, seine Kräfte begannen langsam, aber stetig abzunehmen, und da die Freunde in der Voraussicht, daß es die Zürcher und andere Eidgenossen an Reden, Becherlupf und Fahnenwehen nicht würden mangeln lassen, mit ihm darauf Bedacht nahmen, irgend welcher feierlichen Begehung des 19. Juli auszuweichen und zugleich eine Kur ins Auge zu fassen, so reiste er Ende Juli in aller Stille nach Seelisberg ab.

Allein Zürich feierte seinen größten Mitbürger doch. Die Hochschule veranstaltete eine Gottfried Keller-Feier, und in manchen Vereinen und Häusern setzte es zu seinen Ehren Gesang und Becherläuten ab. Ein Theil seiner Gemeindegenossen, die Mitglieder des Lesezirkels Hottingen, hatten schon fast vierzehn Tage vorher ihr Waldfest zu einer Huldigung eingerichtet, indem sie Wiesen und Wald des oberhalb Hottingen gelegenen Sonnenberges — eine sonnige Berglehne, wie diejenige, daran das unsterbliche Narrenstädtchen hängt — zu einem Seldwyla umschufen: da schenkte der wieder zu Ehren gekommene Viggi Störteler einen Guten in seiner Gartenwirthschaft, der wohlbestallte Marchand-Tailleur

Wenzel Strapinski, der eigens aus Goldach zum Feste herübergekommen war, that sich an anderer Stelle als Photographe amateur auf, und John Kabys hatte neben den Kürbisstauden und Winden seines rauchgeschwärzten Häuschens ein Kasperletheater aufgeschlagen. In einer grünen Nische vor dem Wald stand, von frischem Eichenlaub umwunden, das Bild Gottfried Keller's und horchte verwundert auf den Lärm des kleinen Schützenfestes und auf die Lieder des „Gemischten Chores Seldwyla".

Ueber den blauen Fluthen des Vierwaldstättersees hob sich des Dichters Gesundheit ein wenig, namentlich wurde ihm das Gehen leichter. Aber diese Besserung hielt nicht vor, und er fühlte wohl, daß seines Bleibens auf dieser Welt nicht mehr lange sei. Als ihm nach seiner, Ende August, erfolgten Rückkehr aus der Urschweiz drei Freunde die herrliche, von Böcklin entworfene, auf den Festtag jedoch nicht fertig gewordene Goldmedaille Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr in seinem Arbeitszimmer überreichten, wo er über der Zeitung gesessen hatte, sah er das schöne Kunstwerk lange an, ohne ein Wort zu finden; dann brachen ihm die Thränen hervor, und er sagte, indem er auf das schimmernde Kleinod hindeutete: „Das kann ich Ihnen sagen, meine Herren, das ist das Zeichen für das Ende vom Lied! Ich spüre, daß es mit mir nicht mehr lange dauert." Er dachte fleißig an den Tod, mannhaft und gelassen, ohne Klage und Murren, und äußerte gelegentlich in jenen Zeiten, er fühle keinen anderen Ehrgeiz mehr, als ruhig und allmälig der Natur zurückzugeben, was sie ihm geschenkt habe. Eine Ahnung vielleicht der dunkeln Dinge, die seiner harrten, bewog ihn Anfangs September nach dem „Muggenbühl" hinauszufahren, einer Wirthschaft, bei Zürich, wo er vor drei und vier Jahrzehnten mit guten Freunden manchen Becher geleert; nun saß er etliche Stunden am Tisch, des draußen harrenden Kutschers vergessend, und schaute träumend in den Wein, und die frühere Tafelrunde stieg wohl vor ihm auf, zu der er bald versammelt sein sollte: Wilhelm Baumgartner, der hochbegabte und liebenswürdige Componist seines Vaterlandsliedes, der Aesthetiker Vischer, der geniale Semper und Andere mehr, die fast Alle schon im Schattenlande weilten.

Nicht ohne dringliches Zureden rangen ihm die Freunde die Zusage einer Fahrt nach dem benachbarten Baden ab, dessen Heilquellen er wenige Jahre vorher schon gesucht; auch nach seiner Einwilligung hatte der äußerst schwerfällig gewordene Greis noch allerlei Einwände und Ausflüchte, da ihm der geringste Wechsel des täglichen Laufes beschwerlich fiel, mehr in der Vorstellung als in Wirklichkeit. Am Nachmittag des 12. September erschien der Abrede gemäß ein junger Freund und half ihm den Koffer packen, wobei sich denn herausstellte, daß die verstorbene Schwester — sie lag schon bald ein Jahr draußen auf der „Rehalp" — dem Bruder für einen ansehnlichen und wohlgeordneten Schatz von selbstgefertigten Hemden und anderem Weißzeug gesorgt hatte. Da, wenn man die Eisenbahn wählte, Verschiebungsgelüste des Dichters eher zu befürchten waren, so fuhr am folgenden Morgen ein Zweispänner aus Baden vor, den die Freunde bestellt hatten. Meister Gottfried stand aber schon bereit und trat seinem Begleiter in Hut und Mantel entgegen.

Es war ein schöner, etwas nebliger Herbsttag. Der Dichter machte seinen Gefährten auf die landschaftlichen Schönheiten aufmerksam, wenn die Sonne durch die zarten Nebelflöre brach und die stillen Wälder beglänzte. Es wurde ihm wohl ums Herz; die Landleute, die man allenthalben auf den Feldern an der Arbeit sah, freuten ihn. In Niederweningen wurde eingekehrt, und er fand es behaglich, wieder einmal in einem Bauernwirthshaus zu rasten. Man schritt durch die scharrenden Hühner, die weißen Flüge der Tauben schimmerten in der Luft. Ein blondes Büblein brachte ihm die erste vom Spalier des Hauses geschnittene Traube, wovon er die Hälfte aß und die andere dem kleinen Geber zurückstellte. Ein Kätzchen stieg an dem alten Herrn herauf, und er spielte mit ihm. Inzwischen war ein von den Manövern heimkehrender Dragoner eingetreten und erzählte auf Befragen ruhig und bescheiden von den militärischen Uebungen, und wie es hergegangen sei, und begab sich dann weg, um das Waffenkleid gegen das bäuerliche zu vertauschen. Keller erhob die Bescheidenheit und tüchtige Art des Soldaten und des Volkes überhaupt mit lobenden Worten. Weniger erbaut dagegen äußerte er sich auf der Weiterfahrt über die jüngste literarische Richtung Deutschlands, dessen Münchener Hegemonen ihn herausfordernd angefahren hatten und mit denen er nun noch ein Hühnchen zu rupfen gedachte. Als ihn jedoch in Baden der zur Kur anwesende Böcklin und andere Freunde in Empfang nahmen und sich mit ihm zur Tafel setzten, vergaß er dieses streitbare Vorhaben in Bälde.

Am 26. November fuhr er aus der alten Bäderstadt denselben Weg zurück, ohne irgend welche Besserung, vielmehr mit gehäuften Gebresten und geschwächten Kräften. Es hätte ihm wohl kein anderer Heilquell, keine Kunst und kein Kraut geholfen, seine Zeit war um; es war ein greisenhaftes, langsames Siechthum, das über ihn hereinbrach. Schon in Baden lag er, die Stunden der Mahlzeiten meistens versäumend und niemals mehr an der Tafel speisend, bis weit in den Tag hinein zu Bette und ging wenig aus. So geschah es nun auch in seiner Wohnung am Zeltweg, die er nicht mehr verließ, bis ihn die schwarzen Männer im „Nachen von Tannenholz" herausführten. Er ordnete die Feuerbestattung an, bezahlte die betreffenden Gebühren im Voraus und bestimmte Jegliches genau, denn er sah wohl, wie es um ihn stand. Er sichtete seine Papiere und die übrige Erdenhabe und setzte am 11. Januar 1890 sein Testament auf, das ein lang gehegtes Vorhaben formulirt und der Hauptsache nach folgendermaßen lautet:

„1. Pflichttheilsberechtigte oder auch nur erbfähige Verwandten habe ich gar keine; meine Testirfähigkeit ist also eine unbeschränkte. Ich setze nun zum Universalerben meiner gesammten Hinterlassenschaft. bestehe solche in was nur immer, inbegriffen namentlich die aus dem Verlagsrechte meiner literarischen Werke herfließenden Einkünfte, den Hochschulfond des Kantons Zürich ein, mit der Verpflichtung, die nachstehend in diesem Testamente festgesetzten oder in einem späteren Testamente oder auch nur in einem von mir geschriebenen, unter meinen Nachlaßpapieren sich vorfindenden Verzeichniß angegebenen Legate auszurichten.

2. Dem Stadtbibliothekfond Zürich sollen als Legat meine ganze Bibliothek, meine Medaille und Ehrengeschenke zukommen.

3. Von dem Reinvermögen, das sich nach Ausrichtung aller anderen Legate ergibt, hat der Testamentserbe die Hälfte dem Eidgenössischen Winkelriedfond abzuliefern. Da ich zu

meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber meine Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können"[1]).

Wenn die Müdigkeit des Alters ein wenig von ihm wich und die alte Kraft ein paar zarte schmeichelnde Lichter hereinzuspielen vermochte, so daß er etwa einige Stündlein aufstehen konnte, dann fand er, er genieße eine zweite Jugend, und Alles dünkte ihn schön und golden; dann schmiedete er neue Pläne und baute an alten weiter. Allein diese Augenblicke täuschend wiederkehrender Rüstigkeit schwanden bald dahin, und weil ihn die Beine nicht mehr trugen, die ihm schon vor der Badenfahrt meist nur mit Hülfe der Hand den Wänden entlang zu trippeln gestattet hatten, so mußte er ständig zu Bette liegen, zumal er sich auch sonst schwach und hinfällig fühlte. Bei der seltenen Widerstandskraft seines Körpers — außer einem Typhus im zwanzigsten Lebensjahre hatte ihn nie eine eigentliche Krankheit befallen — und bei der Gesundheit aller übrigen Organe vermochten ihn der Schwund oder die Verhärtung des Gehirns und zwei leichtere Schlaganfälle nicht so schnell dahin zu raffen, als es mehrfach den Anschein gewann, und immer erholte er sich wieder. „Langsam, langsam ohne Klagen" starb er, wie das Müdlein in seiner „kleinen Passion", die wie das geahnte Vorbild seiner Endschaft aussieht. Ohne Schmerzen lag er da und dämmerte meistens im Halbschlummer vor sich hin; er fragte nicht nach der Zeit, die Wirklichkeit versank allmälig für ihn vor dem Gewebe der immer wechselnden Bilder, die seine unerloschene Erfindungskraft gebar. Er selber verscholl vor der Welt, wenige Freunde ausgenommen, wie Merlin der Weise; und allerlei Sagen und Gerüchte gingen über ihn um, formlos und unheimlich.

Die ersten Frühlingshauche schwebten durchs Gelände, als ich bei ihm eintrat. „Sie treffen mich zu einer unseligen Zeit," sagte er beim Händedruck. Bereits vom ersten Schlaganfall heimgesucht, glaubte er an der Influenza zu leiden und schalt nun über diese Hexe, die rasend durch alle Lande renne und soviel Unheil anstifte. Einen Zug der Müdigkeit abgerechnet, fand ich sein Aussehen wenig verändert. „Hörten Sie nicht die Raben vor meinem Fenster krächzen?" fragte er, denn mit dem Gedanken an sein Ende beschäftigt, vermeinte er damals öfter die unlieben Thiere zu hören. Dann gab er sich wieder einigen medicinischen Wahnvorstellungen hin. Sonst war sein Geist vollkommen klar und sein Gehör so scharf, daß der Kommende oder Gehende, der sich auf dem Flur bei der Haushälterin nach dem Kranken erkundigte, wohl daran that, die Stimme zu dämpfen. Er hatte auch die Eigenheiten einzelner Besucher wohl beobachtet und ahmte sie mit der alten Drastik nach, so daß ich einige Augenblicke beinahe vergaß, daß es ein Erlöschender war, an dessen Lager ich saß. Um so schmerzlicher bewegte mich die Anstrengung, die er machte, eine nunmehr überwundene Hallucination zu erklären und jenen Dämon gleichsam wissenschaftlich zu betrachten, ohne von der Herrschaft des gegenwärtigen einen ganz deutlichen Begriff zu haben. Indessen schaute er nicht immer in das ziehende Gewölk seiner Traumschöpfungen; er las zuweilen, wenn er aus seinem schmerzlosen Halbschlummer auftauchte, namentlich in der „Neuen Zürcher Zeitung,"

[1]) Der Winkelriedfond ist eine Stiftung für verwundete oder für die Hinterbliebenen gefallener schweizerischer Wehrmänner.

in die er selber alle paar Jahre einmal etwas geschrieben; zuweilen griff er auch nach einem der Bücher, die auf seinem Nachttisch lagen, oder that einen Blick in die von der Post überbrachten Zeitschriften. Als ich mich nach dem Ergehen seiner Katze erkundigte und ob er sie zum Zeitvertreib nicht zuweilen ins Zimmer zu sich nehme, schüttelte er unmerklich das Haupt und erklärte: „Nein, das will ich nicht. Als meine Schwester schon krank und schwach und zur Aushülfe eine Freundin bei ihr war, rettete diese das Kätzchen von der Straße herauf und verband ihm das Beinchen, das ihm ein Milchkarren überfahren. Nachher, da meine Schwester dem Ende entgegenging und ich meistens bei ihr saß, wich das Geschöpf kaum mehr von ihrem Bette und blieb auch nach ihrem Tode zur Stelle, denn es merkte wohl, was geschah. Inzwischen herangewachsen, blieb der Kater in Folge von Streifzügen und Liebesabenteuern oft lange weg; aber jetzt ist er wieder da und will nicht wieder vom Ort: er merkt, daß hier wieder gestorben werden soll. Drum will ich den verfluchten Todtenvogel nicht wieder in der Nähe haben." Nach einigen Minuten stillen Dahindämmerns hob er wieder an: „Oft wenn ich in der Nacht so daliege, komme ich mir vor, wie ein bereits Begrabener, über dem ein hohes Gebäude emporragt, und dann tönt es immer: ich schulde, ich dulde! Ich sagte das auch Conrad Ferdinand Meyer, als er bei mir war, worauf er meinte, ich hätte doch sicherlich nichts verschuldet. Aber es gibt eben im Leben eines jeden Menschen Dinge, die er sich zurecht zu legen hat." Dann brachte er die Rede auf seinen Nachlaß und daß er das Exemplar der schönen Ausgabe vom Manesse'schen Liedercodex, das ihm das Großh. badische Ministerium zu seiner großen Freude geschenkt, der in der Predigerkirche installirten Zürcherischen Kantonsbibliothek vermacht habe, weil dort die Mutter einen Familienkirchenstuhl besessen. Auch eine Reihe literarischer Bemerkungen flocht er ein, Alles klar und originell, wie in seinen gesunden Tagen, und ließ sich über einige Krankheitserscheinungen ziemlich breit, aber humoristisch aus, wie denn kein Ton der Unzufriedenheit oder Klage laut wurde; nur das bedauerte er, daß es ihm verunmöglicht sei, allen Denen den Dank abzutragen, die ihm zur Feier des Geburtstages Liebes und Gutes erwiesen.

Als der Lenz im Lande Herr und Meister geworden war und ich im „Thaleck" bekümmert wieder nach der verglimmenden Flamme sah, lag der Dichter in seinem früher freilich selten benutzten Empfangszimmer, wohin man sein Bett gebracht, um einen größeren und helleren Raum, als ihn das Schlafzimmer geboten, zur Verfügung zu haben, und wo zwei Oelporträts, von guten Meistern in den Jahren seiner Kraft gemalt, von der Wand herniederschauten und fast verwundert auf ihr Urbild zu blicken schienen. Die Knochen traten ein wenig mehr aus dem Gesicht hervor; das bisher fast noch ganz schwarze Haar war angegraut, die Schwäche hatte zugenommen, der Appetit war sehr zurückgegangen, und vor Allem klang die Stimme matt und verhallte oft genug in einem heisern Flüstern. Wie er so dalag, gemahnte er mich an den „Has von Ueberlingen", den er, sich und Stimmungen jener Zeiten zeichnend, vor etwa einem Dutzend Jahren gedichtet, als er zuerst „des Alters Noth mit dem Lenz in seine Glieder dringen fühlte". Die fortschreitende Zerstörung der Lebenskraft wahrnehmend, mußte ich mich bange fragen: wird „der letzte Tag Aprillen" sein tapferes Herz

brechen oder nicht? Er brach es ihm nicht, der so tapfer war, wie der graue Ueberlinger Has. Er verbreitete sich über verschiedene Fährlichkeiten und Abenteuer seines bresthaften Zustandes völlig in einem Tone, als ob er zu dichterischer Hantierung eine komische Situation aufgetrieben hätte, die Keinen weniger anginge, als ihn selbst. Dieser Humor blühte ganz aus der Gewißheit eines nahen Endes, denn während er zur Zeit meines früheren Besuches noch Hoffnung gehegt und in diesem Sinn der Haushälterin mitgetheilt hatte, so fünf Jährlein möchte er noch auf Erden verbringen, gab er sich jetzt keinem Wahne mehr hin, und als ich ihm zusprechen und Vertrauen einreden wollte, sah er schweigend über die Bettdecke hinweg und zog die feinen Augenbrauen ein wenig in die Höhe, als wollte er sagen: „Rede Du nur, ich weiß schon, was die Uhr geschlagen hat." Nur klammerte er sich an die nie erfüllte Zuversicht, sich im Lehnstuhl auf den kleinen Balkon setzen und bei wärmer gewordenen Tagen die Luft im Freien einathmen zu dürfen. Er faltete mit den runden weißen Händen eine vor ihm liegende schwarzgeränderte Todesanzeige langsam auseinander: „Sehen Sie, der * ist gestorben und der * * auch; einer der graubärtigen Schälke nach dem andern fällt hinunter, die Reihe kommt auch bald an mich." Sonst berührte das Gespräch, von keiner schiefen Vorstellung seines Hirnes mehr beeinflußt, wohl aber von langen Pausen des Halbschlummers unterbrochen, einige literarische Dinge.

Die Eindrücke meines nächsten Besuches will ich hier folgen lassen. Sie sind das Einzige, was ich während eines vieljährigen Verkehrs aufgezeichnet und alsbald nach Gottfried Keller's Heimgang in der „Neuen Zürcher Zeitung" veröffentlicht habe:

„Zu Häupten des kranken Dichters hing ein Bild, das ihm Freund Koller vor Jahren geschenkt: Hinter hohen Weiden verglüht der Tag, und übers Feld geht die ernste Mahnung: Es will Abend werden!

Unter dem Gemälde, auf dem Lager des Dichters, neigte sich ein langer Lebenstag und ging zur Rüste. Das Antlitz bleich und eingefallen und mit einem Zug unendlicher Müdigkeit tief in die Kissen gedrückt, so lag Gottfried Keller da und harrte der letzten Dinge.

Der Straßenlärm verklang, und es war wieder still im Gemach. Nur zwei Uhren tickten und hasteten, als müßten sie einem bangen Verhängniß entrinnen und fragen: Wie lange noch, wie lange?

Draußen jubilirte und schimmerte der Himmelfahrtstag. Aber die Augen des Kranken, seine „lieben Fensterlein", die so lang und selig den Glanz der Welt eingesogen, ertrugen das Licht nicht mehr, und so waren die Fensterladen geschlossen. Dämmerung und Schatten webten und schwebten im Zimmer — Cypressenschatten. Es war einsam und weltfern wie in einer Grabkammer; über eine Urne beugte sich der trauernde Genius und stürzte die Fackel, die nur noch mit schwachen Funken glomm.

Nein, ein Sonnenstrahl, der durch eine Ritze des Ladens drang, streifte die Stirn des Dichters. Jetzt regte er sich in seinem Halbschlummer und suchte Antwort zu geben auf eine Frage. Allein die Stimme versagte den Dienst; es ließen sich wohl einzelne Worte, selten mehr ein Ganzes verstehen. Dann sank

er wieder tiefer zurück, seine Augen schlossen sich, und seine Phantasie fing an der goldenen Kunkel, auf der schon die Schatten der ewigen Nacht lagen, emsig zu spinnen an. Die Erinnerung trat herzu, und die beiden woben und flochten vereint ein wunderliches und wundersames Gewebe, woran für den Lauscher und Beschauer das Wenigste erkennbar war. Der Träumende begehrte die Bilder zu sehen, die ihm deutsche Verehrer zum siebzigsten Geburtstag geschenkt; er sprach von seinen einstigen Wohnungen in Berlin, und die sanften Schönheiten des Tegelsees stiegen vor ihm empor. Dann pilgerte sein Geist nach den warmen Quellen Badens, die ihm keine Heilung gebracht. Er erinnerte sich an eine Schar schweizerischer Offiziere, die während seines Badeaufenthaltes dahergeritten kamen, und deren Anblick sein waffenfreudiges Herz gelabt hatte. Dabei gedachte er eines Pferdes, das, irgendwie entronnen, vergnüglich zu einem Brunnen trabte und gierig trank, was dem Dichter so wohl gefiel, daß er sich vornahm, täglich an jenem Brunnen zu trinken. Dann suchte ihn ein Gedanke heim, der auch dem sterbenden Mirabeau einfiel: ach, sagte er, wenn ich doch meinen Kopf einem andern hinterlassen könnte! Es mochte ihn auch schmerzen, von unvollendeten Arbeiten abberufen zu werden. Denn er, der so viele goldene Saaten eingeheimst, hatte in den letzten Jahren schon wieder die Sichel gefaßt, um neue Garben zu schneiden: er gedachte einen zweiten Band zu „Martin Salander“ zu schreiben und hatte drei ursprünglich für dramatische Bearbeitung ausersehene Stoffe sich als Erzähler zurechtzurücken begonnen.

Jetzt schweigt er, vom Halbschlummer abermals ins Netz gezogen. Ich durchblättere im Geist seine unvergänglichen Werke, und mein Auge bleibt auf dem „Poetentod“ haften.

. . . . Der Dichter liegt im Sterben,

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Abenddämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, die schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst berathen,
Was als Geschick dein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher still und kalt.

Jetzt erwacht er wieder mit einem schweren Athemzug und seine Phantasie knüpft neue Fäden. Sie, die einst den goldenen Kranz seiner Werke flocht, läßt immer noch in vollem Glanz den Edelstein erkennen, der in der Krone seiner hohen Gaben leuchtete: die Wahrhaftigkeit und die Aufrichtigkeit. Jetzt, wo ihn

die Kraft verlassen und ihm der Tod mit den fahlen ehernen Zähnen stetig näher rückt, ist er der Gleiche geblieben wie in den Tagen seiner blühenden Gesundheit: ein ganzer, lauterer, tüchtiger Mann.

Ein hereinbrechender Strahl der scheidenden Sonne streift seine Brauen und fällt auf die weiß und rothe Schleife eines Kranzes an der Wand: die Farbe unseres Vaterlandes erglüht. Mit ihr wird immerdar im vollsten Strahl der Name des Dichters leuchten, rein, hoch und klar."

Wenige Tage später traf ihn ein neuer Hirnschlag und drohte, vereint mit einer Venenverstopfung des linken Oberschenkels, die letzten Kräfte unverweilt zu brechen. Allein er hielt noch Stand, meistens leicht schlummernd und oft schwer und mühsam Athem holend, wie wenn er nach Befreiung seufze. Er sprach wenig und kaum vernehmlich und sank fast mitten aus jedem Satze in die grauen Gründe eines wohlthätigen Schlummers hinab. Als ich wegging und ihm die Hand gedrückt hatte, richtete er, nach dem Lebewohl, das wachsbleiche Haupt mit aller Anstrengung nochmals empor und rief mir, der ich schon unter der Thüre stand, mit lauter Stimme nach: „Leben Sie recht wohl!" Ich werde den erschütternden Ton des letzten Abschieds, der aus diesen Worten klang, nie, nie vergessen.

Ich sah ihn noch einmal, etwa zehn Tage vor seinem Verlöschen. Des Todes Hand lag auf ihm, über das blasse Gesicht mit den meist geschlossenen Augen war ein unendlicher Friede gebreitet. Er sprach noch von Diesem und Jenem und flocht auch wohl noch eine kleine Schalkheit ein; aber meistens war er eine Beute der schlummersüchtigen Müdigkeit. „Ach, entschuldigen Sie," sagte er einmal, als er die erstaunten Augen wieder aufschlug und Wirklichkeit und Traum gut von einander schied. Uebrigens ließ sich seine Stimme kaum mehr verstehen. Nur die Haushälterin errieth fast immer, was er meinte. So schön und mild sah er nie aus, als damals, wenn er von Neuem vom Schlummer überwältigt wurde und wie sein eigenes verklärtes Marmorbildniß blickte.

In den letzten Tagen sprach er vom Fortgehen und von der großen Reise, die er anzutreten habe. Am 15. Juli lag er röchelnd auf dem Lager, der Athem ging schwer und schwerer, Bangigkeiten und Schauer des Todes kamen und gingen. Dann wurde er ruhig und endlich ganz still. Drei Freunde, unter ihnen Böcklin, wachten vom frühen Morgen an bei ihm; er fragte ihn, ob er noch etwas sagen wollte. Allein der Sterbende konnte sich nicht mehr verständlich machen und bewegte nur die Hand, als ob er zu schreiben wünsche. Die Wächter zogen sich Nachmittags ein wenig ins Nebenzimmer zurück. Als der eine zwischen drei und vier Uhr sich wieder über das Lager des Dulders beugte, fand er einen für immerdar Entschlummerten. —

Es war ein grauer und schwermüthiger Tag, als man den Meister Gottfried zur Ruhestätte trug. Lange vor der den Leidtragenden zur Versammlung festgesetzten Stunde schritt ich vom See her dem Trauerhause zu, den Weg aufwärts, den ich schon so oft gegangen und, wenn ich wenigstens ohne Begleitschaft war, fast niemals ohne an einer gewissen Stelle eines kleinen Vorfalles zu gedenken, hinter dem ein sprechender Zug Keller's in aller Klarheit hervorleuchtete. Auf einem unserer Gänge zum Wirthshaus von einem Bekannten angesprochen,

trat er nach beendigter Unterhaltung an meine linke Seite, worauf ich rasch hinter ihm herum defilirte, um ihn an meine rechte zu bringen. Da blieb er stehen, stieß den Stock auf das Pflaster und sagte, indem er mich groß ansah: „Was machen Sie da für Schneckentänze?" Denn ein so tiefes Gefühl er für alle wohlanständigen Dinge besaß und durch die feinsten Glacehandschuhe und die salonfähigsten Manieren hindurch mit Sperberaugen die kleinste Schiefheit des Empfindens erspähte, so sehr haßte er alles Ceremoniöse von Grund aus. Nun dünkte mich, ihn eben wieder vor mir zu sehen, wie er mir unter die Augen blickte, eine Mischung von gelinder Entrüstung und gutmüthigen Spottes auf dem Gesicht. Ein dumpfer Donnerschlag weckte mich, und ein mit irgend einer umflorten Vereinsfahne an mir vorbeischreitender Dienstmann brachte mir wieder in Erinnerung, daß der Mund nun auf ewig geschlossen war, der den jungen Studenten damals mit seiner wohlgemeinten Höflichkeit so artig nach Hause geschickt.

Vor der nach Zürcher Sitte bis ungefähr auf Manneshöhe überm Boden mit Trauerflor behangenen Front des Sterbehauses stand der Leichenwagen, und schwarz gekleidete Männer hantierten mit den gewaltigen Kränzen; sonst befand sich noch Niemand da, als einige neugierige Kinder, und ab und zu erschienen Leute, ihre Karte in die im engen Flur des Erdgeschosses aufgestellte Urne niederzulegen. Nachdenklich und beklommen machte ich mich die Treppe hinauf, um wohl zum letzten Male meines Lebens die Räume zu betreten, wo ich so oft geweilt und an des Dichters Lippen gehangen. Da stand der kleine weiße Tannensarg — ein Tannensarg ist für die Leichenverbrennung gefordert — auf dem dunkeln Flur und schimmerte wie ein Eiland des Friedens und der Stille. Ich warf noch einen Blick ins Sterbezimmer, aus welchem das Bett verschwunden war, und schlich mich wieder auf die Straße, wo sich die Schwarzgekleideten von allen Seiten zu sammeln begannen. Der Leichenwagen war überdeckt mit herrlichen Kränzen, Sträußen und Palmzweigen; noch weit mehr, als auf ihm Platz gefunden, führten zwei offene Gefährte nach. Die höchste Behörde der Eidgenossenschaft wie die Arbeitervereine waren vertreten, und auch das Ausland blieb nicht zurück. Unter den Klängen des Chopin'schen Trauermarsches setzte sich der Zug in Bewegung, zu beiden Seiten des Leichenwagens eine Ehrenwache, innen die Vertreter der Gesangvereine von Zürich, außen mit umflorten Schärpen die Abgeordneten der akademischen Verbindungen der Limmatstadt. Hinter den mit Blumen beladenen Kutschen folgten neunzehn Banner Zürcherischer Vereine, hinter ihnen die Fahnenwachen. Dann kam das „Leid," das kleine Häuflein der Anverwandten, hierauf das Trauergeleit der Freunde, worunter Böcklin. Es folgten, voran die Abordnung des schweizerischen Bundesrathes und der in seiner Gesammtheit erschienene Zürcherische Regierungsrath, die Vertreter vieler Behörden und Gesellschaften, darunter der ganze Lehrkörper der Universität und des eidgenössischen Polytechnicums. Auf der Straße, welche vom Zeltweg zur hohen Promenade hinanführt, hatten sich die akademischen Verbindungen von Zürich, Bern, Genf, Lausanne und Basel mit ihren Bannern und blitzenden Schlägern aufgestellt, um sich anzuschließen, und ihnen rückte nun der Gewalthaufe Leidtragender von nah und fern nach, unter ihnen, wie bei den Voran-

pilgernden, sehr viele graue Häupter, so daß die dunkle Masse einem Ackerfelde glich, darauf der erste Anflug Schnee haften geblieben ist. Tiefe Stille lagerte über der gewaltigen Menge, die links und rechts vom Wege dicht gedrängt und entblößten Hauptes dem großen Todten die letzte Ehre erwies. In der Fraumünsterkirche wurde der Trauerzug, der größte, den Zürich jemals sah, von Beethoven's Eroica empfangen; dann klang auf das liturgische Gebet Silcher's „Stumm schläft der Sänger." Manches Auge wurde feucht, als nach der Weiherede, die diesem Gesange sich anschloß, Keller's von Hunderten von Sängern vorgetragenes herrliches Lied vom Vaterland erscholl. Nachdem der Trauermarsch aus Händel's „Saul" verklungen und damit die kirchliche Feier beendet war, bewegte sich der Zug nach dem Centralfriedhof am Fuße des Uetliberges. Unter den Klängen des Mendelssohn'schen „Es ist bestimmt in Gottes Rath" fuhr der Leichenwagen an Kinkel's Büste vorbei, bis zum Verbrennungsgebäude, und die Leiche wurde, nach kurzer Ansprache des Stadtpräsidenten an die Versammlung, ins Crematorium getragen. Eine Klingel ertönte in der dämmerigen Halle des kleinen Tempels, und der von Blumen überdeckte Sarg glitt, von unsichtbarer Kraft geschoben, leise vor eine eiserne Thüre. Eine sonnenähnliche Gluth umlohte ihn, als die dunkle Pforte sich geöffnet. Und dann ward zu Asche, was an Gottfried Keller Sterbliches gewesen.

Abends ließ die Studentenschaft seinen Manen noch die Fackeln lodern.

Die erhebende, von der Stadt Zürich übernommene Bestattungsfeier, an der sich die ganze Schweiz betheiligte, war doppelt zu begrüßen in einer Zeit, deren Ideale nicht künstlerische sind, und unter einem Volke, dem andere Stämme Nüchternheit nachreden. Sie entsproß der Dankbarkeit für den Sänger, der die unvergleichlichsten Kränze auf sein Heimathland gehäuft hat, der so sehr Schweizer war, daß Jeder, der hinter seinem Sarge ging, glaubte, neben dem Propheten des Edelsten und Besten, das in seiner Brust schlummerte, den dem Vaterland ergebensten Mitbürger verloren zu haben.

Aber das darf man ja wohl auch sagen, und Mancher sagte sich's: so ganz nach dem Sinn und Herzen des Geschiedenen war die Festlichkeit nicht; denn er wäre am liebsten still zur ewigen Herbergsruhe eingegangen, und ungetheilt hätte ihn wohl nichts gefreut, als der Fackelzug der Studenten und vor Allem der fröhliche darauf folgende Commers derselben. Er dachte auch zu Lebzeiten an sie als die Begleiter und Leidtragenden nach seinem Begehren. „Man sollte," sagte er, „meine Asche in ein Kesselchen thun und es den Studenten übergeben, damit sie dieselbe in die Limmat streuen könnten. Aber freilich," fügte er hinzu, „man müßte ihnen dann auch ein rechtes Faß Wein zum Lohn spendiren." Dabei glitt ein feines Lächeln über sein ernstes Gesicht, wie es allemal geschah, wenn ihm der Schalk in den Nacken stieg.

Erinnerungen aus der Franzosenzeit.

Die beiden nachfolgenden Stücke, welche wir unter einem gemeinsamen Titel zusammenfassen, sind uns von zwei verschiedenen, gleich hochachtbaren Seiten zugegangen. Es sind Aufzeichnungen nunmehr verstorbener Zeitgenossen und Augenzeugen, die wir um so lieber vor dem Schicksal bewahren, vergessen zu werden und verloren zu gehen, als sie der großen Geschichtschreibung jene kleinen, individuellen Züge hinzufügen, so sehr geeignet, die gewaltigen Ereignisse der Jahre, welche den Befreiungskriegen vorausgingen und sie hervorriefen, mit Allem, was sie für unser Volk und Vaterland sowohl Furchtbares als Erhebendes hatten, einem nachlebenden Geschlechte menschlich näher zu bringen.

I.

Unter Napoleon's Fahnen.

Erinnerung eines Veteranen[1]).

Wem als Knaben der Kanonendonner der neunziger Revolutionsjahre die Wiegenlieder gesungen, der kam so gerade zurecht, um beim Kriegsspiel napoleonischer Zeiten mitzuthun.

Wenn ich heute noch bei Gesundheit und Kraft, im Schweiße der Arbeit mein Friedenshandwerk segne, so gedenkt mir's, dem niemals nach Krieg und Ruhm gelüftete, doch manchmal gerne jener schweren Zeit meiner Jugend. Und war sie auch voller Drangsal und Blut, eine bessere Jugend kann man sich eben einmal nicht geben. Ja, das Haus selbst, worin ich jetzt die edelste Gabe des Friedens, das Brot, bereite, erinnert mit seinem ihm von den Nachbarn gegebenen

[1]) Der Verfasser obiger Erinnerungen, die sich fast wie ein Capitel aus Erckmann-Chatrian's Erzählungen lesen, war ein schlichter Mann aus dem Volke, der, nachdem er am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Fremdherrschaft mit durchgemacht und während des Befreiungskrieges 1813 Soldat im französischen Heere gewesen, im Jahre 1878 als ehrsamer Bürger und Bäckermeister, sechsundachtzig Jahre alt, zu Mainz gestorben ist. Auf dem Veteranenstein daselbst steht er als „soldat d'infanterie de ligne, rég. No. 134“ drittletzt unter mehreren Hunderten von Kriegsgenossen verzeichnet. Aus seinem Nachlasse hat ein Verwandter dieses wackeren Alten, Herr Dr. F. Wagner in Mainz, uns die nachfolgenden Blätter mitgetheilt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Namen der „Grenadierskappe“ [1]) an jene kriegerischen Zeiten. Unter einem solchen Dache vergißt ein alter Veteran nicht leicht seine Erlebnisse.

Meine Eltern waren schlichte Bauersleute drüben in Kostheim und theilten lebenslang das bittere Geschick ihres unglücklichen, vor dem Schlund der Festungskanonen gelegenen Heimathsortes. Verwüstung und Wiederaufbauen, Flucht und Rückkehr folgten einander, wie Winter und Sommer, lange Jahre hindurch. Immer wieder suchten die Eltern in unerschütterlichem Gottvertrauen die alte Stätte mit den zerstörten Mauern auf, so wie man dasselbe von den armen Landleuten am feuerspeienden Vesuv berichtet, welche ihre verbrannten Hütten unermüdlich über der unterirdischen Lava aufs Neue erbauen. Noch lange nach den Kriegen galt es für dasselbe: von Kostheim und arm sein; denn Viele mußten in der Nachbarschaft das Brod erbitten, und heute noch geht in Mainz das nicht mehr empfundene Sprichwort: „Das ist ein armes Kind von Kostheim.“

Ich war ein Jahr alt, und wir flüchteten vor den deutschen Truppen hinein unter die Kanonen von Kastel und kehrten erst im folgenden Jahre bei der Einnahme durch die Verbündeten zurück. Wieder, 1795, flohen wir hinauf nach Hochheim, und ich konnte damals kaum dem Vater folgen, welcher, Bett und Hausgeräthe auf dem Rücken, durch die Gemeindewiese am Main, das „Eige“ genannt, den Fußpfad dahinschritt und den Kleinen zur Eile trieb. „Ach, Vater!“ rief ich damals, „ich kann nicht schneller, meine Beine sind noch zu klein.“ Als ich siebzehn Jahre alt und die Beine größer geworden waren, zog ich als wackerer Bäckergeselle muthig hinaus in die Fremde nach Wien. Einen Kronthaler gab mir der Vater als Zehrgeld, und so gering der Arbeitslohn damals war, mit Beihülfe des Verdienstes einiger Wochen legte ich zu Fuß über Aschaffenburg die zweihundert Stunden bis Wien zurück, immer vierzehn Tage vor der französischen Armee daherziehend, welche sich wie eine Wetterwolke 1809 nach Oesterreich heranwälzte.

In Kloster-Neuburg, einer prächtigen Prälatur vor den Thoren der Kaiserstadt, fand ich mit meinem Handwerk gute Aufnahme bei den freundlichen Geistlichen. Dort blieb ich acht Monate lang in dieser reichen und sorglosen Stätte voll Ruhe und Wohlleben, die Felsenkeller gefüllt mit Fässern des besten Weines. Hätte auch ein Krahnen Tag und Nacht offen gestanden, es wäre im Jahre nicht der Wein hindurch gelaufen, welchen eine einzige Ernte wieder in die Keller goß.

Um das Kloster herum ballte sich jetzt das Kriegswetter, und von unseren Rebenhügeln aus sah ich gerade über der Donau hin auf das rauchende Schlachtfeld von Aspern. Dicht unter meinen Füßen bluteten die Völker. Im Vordergrunde konnte man die Einzelnen kämpfen sehen. Da lag ein französischer Chasseur, von den österreichischen Vorposten vom Pferde geschossen, aber sein treues Thier kehrte wieder und immer wieder zum todten Reiter zurück.

Unser Kloster füllte sich mit Verwundeten, meist Lothringer und Elsässer. Wie freuten sich die Armen der guten Pflege und des reichlichen Weines, mehr noch, da sie die Muttersprache mit uns reden konnten, sie selbst einst Kinder desselben Landes und Stammes. Kurze Ruhe kam. Ich selbst hatte guten Verdienst, fünf Gulden die Woche, war es auch gleich nur Papiergeld. Bald fand

[1]) Gelegen in der Löhrgasse zu Mainz, abgerissen im Jahre 1827.

ich ein noch besseres Fortkommen in der Stadt, wobei ich viel Interessantes sah und Neues kennen lernte. Auch gefiel es mir unter den gutherzigen Wienern. Ihr Abgott, Kaiser Franzl, hatte darum gebeten, und freiwillig brachten sie zu Tausenden ihr Silbergeschirr, die Kirchen ihre Kelche und Monstranzen bis auf das letzte zum Meßdienst bestimmte Gefäß, und Alles eilte in Masse herbei, dem Staatsbankerott zu steuern, wurden sie gleich selbst arm und bedürftig. Man hörte kein Murren, Alles hoffend auf den baldigen Frieden.

Für mich sollte er aber nicht kommen. In der Heimath war es nicht so sehr Geld, was die Franzosen von uns verlangten; aber Menschen auf Menschen forderte der unersättliche Krieg. Unerbittlich drohte Gefängniß daheim den Eltern dienstpflichtiger Söhne, wenn diese sich nicht der Fahne stellten, und obgleich die Meinigen dem Scheine nach den Sohn in den öffentlichen Blättern zur Heimkehr aufgefordert hatten, so schrieb mir doch endlich der Vater selbst im Jahre 1811: „Deinen Eltern steht Gefängnißhaft bevor, komme zurück, du mußt Soldat werden.“ Ich gedachte des alten Bibelspruchs vom Gehorsam gegen die Eltern, schulterte mein Felleisen und marschirte aus meinem herrlichen Wien nach Hause in zwölf Tagen, mein Schicksal entschlossen erwartend.

Ich wurde als „conscrit“ eingereiht. Der Anfang schien nicht schlimm. Mein Vater hatte es sich zweihundert Franken und eine silberne Uhr kosten lassen, wofür ein anderer Rekrut der Nachbarschaft den mir bestimmten Platz nach dem Depôt eines italienischen Regimentes in Alessandria einnahm. So ward ich, statt in den activen Dienst zu kommen, nur der Compagnie der Departementalgarde zugetheilt, welche für den inneren Dienst bestimmt sein sollte. Diese Abtheilung cantonirte damals zu Mainz im „Pflug“ und der Vater des bekannten Mainzer Lehrers, Boudin, befehligte uns als Capitän.

War es auch kein Bluthandel, den ich mit meinem Ersatzmann vollzogen, so beruhigte mich's doch, denselben manches Jahr später lebendig wiederzusehen, nachdem er, wie ich, unter vielen Gefahren dem Tode glücklich entgangen war.

Acht Monate lang wurden wir jetzt von einem alten französischen Unterofficier auf dem Schloßplatze im Exerciren geübt, und die Flüche, welche der alte Schnauzbart dort in Französisch und schlechtem Deutsch zusammenbrachte, konnten einem Rekruten wohl imponiren. Damals ging es solchen alten, in halbe Ruhe versetzten Soldaten ganz gut; aber kaum erkannte ich den Stolzen nach den Kriegen wieder in der Jammergestalt, welche mir im Jahre 1817, den Schubkarren schiebend, hinter der Jesuitenkaserne begegnete. Er klagte weinend seine Armuth und das Elend, in welchem ihn der Abzug der Franzosen zurückgelassen und das ihn ärger getroffen habe, als alle feindlichen Kugeln.

Indessen zog das verhängnißvolle Jahr 1812 herauf. Im März galt es bereits wieder der Bildung neuer Regimenter, der sogenannten „garde de Paris“. Jedes der achtzig Departements sollte seinen Antheil stellen, und mit der vermeintlichen Befreiung vom Kriegsdienst war es wiederum nichts. Immerhin gehörten wir wenigstens nicht zur großen Armee, welche bereits in weiten Fernen stand. Unsere Zeit war eben noch nicht gekommen.

So wurden wir eines Tages im Bassenheimer-Hof am Thiermarkt aufgestellt, als der damalige Gouverneur von Mainz, Marschall Kellermann, die Hoftreppe

herab- und an unsere Compagnie herantrat, um aus derselben die bestimmten zwölf Mann für die neue Garde auszulesen. Der Marschall war ein kleiner Mann und sprach fließend Deutsch. „Stell' Dich nur gerad', Du Rother," sagte er spöttisch zu meinem blonden Nebenmann, einem Bretzenheimer, welcher sich, um der gefährlichen Wahl zu entgehen, etwas einfältig benahm, „Dich mag ich nicht." Ich dagegen hatte das Unglück, ihm zu gefallen; er bezeichnete mich und noch Andere, bis zu zwölf.

Am 1. April marschirten wir zusammen aus, die zwölf Jünger, sagten wir, die in den April geschickt werden, und fort ging es nach Paris. Ein Etappenmarsch von einundzwanzig Tagen brachte uns zu unserm nunmehrigen, dem zweiten Regiment der „Garde de Paris", während das erste, kaum eben gebildete, bereits in Spanien kämpfte. Aus den entferntesten Landestheilen zusammengesetzt, begegnete man in dem meinigen allen möglichen Sprachen und Dialekten. Gascogner, Franzosen, Piemontesen und Flamänder, Deutsche, Italiener und Holländer zusammen, eine wahre Fremdenlegion. Doch gefiel es uns in der schönen Weltstadt. Die Armeen waren in der Ferne, weit in Rußland, wir lagen behaglich in unsern Kasernen, ließen uns das gute französische Brot schmecken und bezogen die Wachen der Stadt. Wir hörten und merkten nichts von dem furchtbaren Kampf, der mittlerweile die Felder Rußlands roth färbte und über welchen die öffentlichen Bulletins nur die schon gewohnten Siege berichteten, ohne irgend welche Aufregung zu verursachen. Wie manche Nacht stand ich da einsam auf Posten in der gewaltigen Stadt, z. B. auf dem Pont neuf, im Schatten des alten Henri-quatre, und schaute die Brücke hinab in die still dahinfließende Seine. Es war mir wie im tiefsten Frieden der Heimath; kaum daß man den Schritt eines einsamen Fußgängers vernahm oder das ferne Lachen einer verspäteten Gesellschaft. — Doch erinnere ich mich auch eines traurigen Postens, welcher mir im Morgengrauen an der Treppe der Guillotine zufiel und wo ich Zeuge war, wie diese ein schöner junger Mann leicht, fast im Sprunge, bestieg, mit lächelnder Miene, die ich heute noch nicht vergessen kann. So zog unser Garnisonsleben dahin. Von Staatssachen verstand ich so wenig, wie irgend ein andrer Soldat; wir kümmerten uns nur um das Commando und den Tag, welcher vor uns lag.

Da brach jene Verschwörung des Generals Mallet aus, dessen abenteuerliches Wagniß durch die Geschichte bekannt ist; und gerade mein Regiment sollte in den verwegenen Streich gegen den damals allgewaltigen Kaiser ahnungslos verwickelt werden.

Jener republikanisch gesinnte General war bekanntlich schon, vielfacher Complotte verdächtig, abgesetzt und gefänglich eingezogen worden. Er hatte aber von der Haft aus mit einigen alten Jacobinern und Royalisten weiter conspirirt, und es wurde der Plan gefaßt, inmitten von Paris den Kaiserthron zu stürzen. Das Gelingen war auf die fälschlich verbreitete Nachricht vom Tode des Kaisers in Rußland wohl berechnet, der Augenblick gut gewählt, das unglückliche, den Rückzug der aufgelösten Armee verkündende neunundzwanzigste Bulletin aus Molodetschna war erschienen. Unsere Wache war auf dem Vendômeplatz. Ein Befehl, nach dessen Urheber Niemand gefragt zu haben schien, rief meine Compagnie zur

Präfectur. Wohl fiel uns auf, daß die zehnte Cohorte das Stadthaus besetzt hielt, aber Keiner von uns ahnte Schlimmes, und erst später erfuhren wir, daß deren Oberst sich nach England geflüchtet hatte. Im Hofe der Präfectur fanden wir schon unser erstes Bataillon. Wir stellten uns auf. Niemand wußte, um was es sich handelte. Der Oberst, Rabbe, war nicht zu sehen, die Officiere hinter der Front schienen Wichtiges unter sich zu besprechen. „Weißt Du 'was Neues, Kamerad," sagte im Flüsterton mein Hintermann, „der Kaiser ist todt und die ganze Armee verloren." In einem Augenblick darauf ging die Nachricht heimlich durch die Colonnen. Da erschien ein Divisionsgeneral, es war Mallet, in der vollen Uniform eines solchen, mit einem als Adjutanten verkleideten Sergeanten zu Pferde, vor der Fronte und ließ eine Proclamation verlesen, in welcher der Tod des Kaisers kund gegeben wurde. Wir Soldaten sollten an die Spitze der Nation treten, statt der bisherigen zehn Sous nunmehr täglich fünfunddreißig empfangen und, wer wolle, den Abschied erhalten. Gleichzeitig wurde der Compagnie befohlen, die ersten Beamten auf der Präfectur zu arretiren, welche wir bereits überall in den Gängen des Palastes, an ihren Orden kenntlich, mit verstörten Gesichtern rathlos hin und her eilen sahen.

Wir standen noch bestürzt und in stummer Erwartung, als ein General in den Hof sprengte. Es war der alte Stadtcommandant Labourde, der mit lauter Stimme rief: „Wo ist euer Commandant?" Ein alter Capitän trat hinter der Front heran und stellte sich als solcher vor. „Auf Befehl des Kaisers," sagte Labourde, „ruft: vive l'Empereur!" — „Wie, Commandant!" entgegnete der alte Graukopf, „Napoleon ist todt." — „Soldaten!" befahl darauf Labourde, „arretirt diesen Capitän!" und dieser dagegen rief: „Nein, meine Kinder, arretirt hier diesen Commandanten!" Letzteres geschah, und Labourde wurde in einem Fiaker nach unserer Hauptwache auf dem Vendômeplatz geführt. Während wir also, den Zusammenhang nicht begreifend, sprachlos und ohne Oberst immer noch weiterer Befehle harrten, befanden wir uns offenbar schon in der Gewalt der Verschworenen. Doch hatte die Sache inzwischen an andrer Stelle schon eine dem Complott ungünstige Wendung genommen. Mallet war von uns aus zum Hauptquartier geeilt und hatte dort versucht, den Gouverneur von Paris, den Erstürmer der Bastille, Hulin, durch Verlesung einer weiteren Proclamation zu gewinnen, fand aber bei diesem Widerstand. Mallet feuerte darauf einen Pistolenschuß gegen Hulin ab, welcher diesen zwar niederstreckte; doch er selber ward sofort durch den entschlossenen Bataillonschef Dufé arretirt und damit die Verschwörung im Keime erstickt. Gleichzeitig wird auch der eben von uns festgenommene Labourde wieder befreit, und zu Pferde kehrt er an der Spitze einer Abtheilung Garde-Dragoner zu uns zurück in den Hof. Wieder ruft er mit donnernder Stimme: „Mes enfants, criez vive l'Empereur!" Diesmal kam der Ruf wie eine Erlösung aus unseren Reihen. „Wo ist der Commandant?" Wieder derselbe alte Graubart tritt vor, und eigenhändig reißt ihm Labourde Degen und Epaulettes herab und läßt ihn gefangen nehmen. Jetzt erst erschien unser Oberst Rabbe, mit scheinbarer Hast sein offenes Cabriolet in den Hof lenkend. Er schwenkte den Hut heftig unter dem Ruf: „Mes enfants, vive l'Empereur!" Wir begriffen später, daß er, wohl auch verleitet, jetzt sich durch den Anschein zu retten suchte.

Wir selbst, in unseren Kasernen consignirt, fanden uns anderen Tages unter ausschließlich fremden Officieren. Acht Tage dauerte das Kriegsgericht. Am letzten desselben kehrte ein Theil der früheren Officiere unter einem anderen Oberst zu uns zurück, und wir marschirten aus in die damals noch ganz freie Ebene von Grenelle, hinter dem Dom der Invaliden, zur Execution unserer braven und nur irregeleiteten Officiere. Es war früh am Morgen. Wir standen in Front und mußten zuerst unsere Gewehre hinter derselben zusammenstellen. Eine Abtheilung der Kaisergarde aus dem Pariser Depôt bildete die Executionstruppe. Publicum war nur wenig gegenwärtig, das Ereigniß mochte nicht hinreichend bekannt geworden sein. Die Verurtheilten kamen in Chaisen an, und es waren mit unserem Obersten Rabbe, wie ich glaube, dreizehn zusammen. Rasch verlief die Execution. Sowie sie nacheinander niederknieten, starben sie Alle furchtlos als gute Soldaten. Von Mallet erinnere ich mich noch, wie er sagte: „Vous avez la queue, mais vous n'avez pas la tête" (Ihr habt den Schwanz, aber nicht den Kopf der Verschwörung). Da brachte auf dem Platze selbst ein Befehl noch Gnade für unseren Obersten, welcher durch dessen Familie bei der Kaiserin Marie Louise erwirkt worden war. — Es war ein harter Tag für uns, die wir Alle sehr an unseren braven Officieren hingen und wohl fühlten, daß sie nur durch die immerhin sehr glaubliche Nachricht getäuscht worden waren. Auch sagte man später im Regiment, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr die Strenge des Kriegsgerichts nicht vollständig gebilligt habe. Das erste Blut, welches wir fließen sahen, hatte uns traurig gestimmt, auch durften wir die Kasernen nicht mehr verlassen. Ob es als Strafe oder aus Mißtrauen geschah, wir verloren dabei nichts; denn die ganze Pariser Bevölkerung war uns ohnedies plötzlich gram geworden, ja sie zeigte bei jeder Veranlassung, wo wir unter dieselbe zu treten hatten, und trotz unserer offenbaren Unschuld, uns ihre höchste Verachtung.

Da, am 19. December, war plötzlich Napoleon wieder in größter Eile aus Rußland zurückgekommen, und neue Truppen strömten in Paris zusammen. Am zweiten Weihnachtstage füllten die Massen den Carousselplatz vor den Tuilerien. Unser Regiment war als letztes ganz hinten an dem Eisengeländer der Umfassungsmauer aufgestellt. Der Kaiser schritt die Treppen hinab zur Inspection. In seiner Begleitung der wiederhergestellte General Hulin und der entschlossene Dufé, welcher für die Gefangennehmung Mallet's ausgezeichnet worden war. Beide hatten sich indessen, ebenso wie Labourde, bei dem Kaiser für uns verwandt; denn er war ergrimmt gegen das Regiment.

Die inspicirten Regimenter zogen jetzt ab, eines nach dem andern. Wir kamen zuletzt an die Reihe, und auch wir riefen wie gewöhnlich das „vive l'Empereur!" „Schweigt!" rief der Kaiser mit harter Stimme uns entgegen, „Ihr Feiglinge, Ihr seid werth, daß ich den zehnten Mann erschießen lasse." Wir waren wie gelähmt vor Schrecken. „Officiers au centre" mußte er zweimal, das zweite Mal fast schreiend, rufen, bis die Erschrockenen sich um ihn sammelten. Ein Adjutant-Major, welchen er zuerst heftig anfuhr und fragte, wo er sich das Ehrenkreuz verdient, konnte zum Glück ruhig antworten „vor Danzig" und daß er während des Vorfalls auf Urlaub gewesen sei. „Desto besser für Dich," sagte der Kaiser, schon ruhiger, und ließ sich nun von einem alten Sergeanten, der

mir an diesem Tage ziemlich angetrunken schien, den ganzen Hergang erzählen. Wie nun der Kaiser rasch dazwischen sprach, der Sergeant dagegen furchtlos uns vertheidigte, dann der Kaiser sich sichtbar erhitzte und Beide so dicht vor mir auseinander einredeten, kam mir das Gefühl, als wenn gerade zwei Betrunkene sich herumstritten. Aber der Sergeant hielt sich auffallend wacker, oder vielmehr es mußte aus seinem Betragen dem Kaiser doch unsere Schuldlosigkeit zur Ueberzeugung gekommen sein; denn zuletzt strich er selbst, den Alten besänftigend, diesem die Wange und nannte ihn „un brave". So endigte diese Affaire, und zur Ehrenrettung stellte man uns in der Avantgarde vor den Feind, wo das Regiment bald mit seinen zerrissenen Gliedern den Beweis der Treue liefern konnte.

Wir lagen noch in einer Faubourg-Kaserne, gekränkt über die Verachtung bei den Parisern, unter welchen es uns doch sonst so gut gefallen hatte, als mein Schlafkamerad mich in der Neujahrsnacht mit der freudigen Nachricht weckte: „Morgen marschiren wir nach Mainz." Nach Mainz, nach der Heimath! Es war mir das liebste Neujahrsgeschenk, sollte der Weg auch drüberhin gleich aufs Schlachtfeld führen. Wir zogen ab; unser erstes, besonders in Ungnade stehendes Bataillon, war schon dorthin vorausgegangen und sollte auf der Mainzer Citadelle consignirt bleiben. Bei unserem Eintreffen am Gauthor kamen uns die jetzt erlösten Kameraden jubelnd entgegen; so sehr hatte diese, einander so fremde Menschen das gemeinsame Schicksal vereint und damals fröhlich gemacht wie Kinder. Das waren die Familienfreuden armer Soldaten.

Die Rast war kurz. Wir faßten im Zeughaus frische Gewehre und die sechzig Stück Patronen. Wieder war es unser alter Bekannter, der Marschall Kellermann, welcher auf dem Schloßplatz uns ansprach: „Kinder," sagte er, „ihr seid nicht mehr Garde de Paris, sondern Regiment 134. Die Ursache wißt ihr, haltet euch brav." — Ich hatte bei meiner Ankunft sogleich die Meinigen über den Rhein in Kostheim benachrichtigt, und sie kamen, zugleich froh und traurig, mich zu begrüßen. Am dritten Tage schon marschirten wir ab über den zugefrorenen Rhein nach Kastel. Es war der 3. Februar, und noch stand die Eisdecke vom Jahre 1812 und von derselben Kälte, welche auch den gewaltigen Kaiser gefesselt hatte. Nochmals machten wir Halt drüben in Kostheim. Eine einzige Nacht war es mir vergönnt, unter dem väterlichen Dache zu schlafen. Mich begleitend, trug der Bruder mir von Hochheim bis Wickert das Gewehr. Der Abschied war vorüber, mein Herz war jung. In Hochheim war ich zum Pfarrer gegangen und hatte ihn um Beichte und Absolution gebeten. „Sie sind der erste Franzos," sagte er verwundert, „der deshalb zu mir kommt," und er mußte lachen, als ich ihm jetzt deutsch bemerkte, daß ich unten in Kostheim zu Hause sei. Er reichte mir noch die hlg. Communion, und ich zog in Gottes Namen und im Vertrauen auf Ihn fort, hinaus zum Kampf. Zuerst ging es tief hinein in das Herz Deutschlands nach Magdeburg, da wir einen Theil des fünften Corps unter Lauriston bildeten, welches auf Berlin marschiren sollte. Aber, als der Prinz Eugène hier zurückgedrängt wurde, erhielten wir die Richtung nach Naumburg. Das Unglück, welches die Armee in Rußland aufgerieben hatte, begann uns jetzt erst klar zu werden, denn wir sahen hie und da Adler und Fahnen uns begegnen mit kaum einem Dutzend Mann im Gefolge, als klägliche Trümmer

stolzer Regimenter. Wir bildeten beim Beginn des Feldzuges eine Avantgarde des linken Flügels an der Saale und sahen bald den Kaiser zu Wagen hier wieder bei uns eintreffen. Er bestieg sein Pferd, von welchem er jetzt sobald nicht wieder absteigen sollte; es war ein Zeichen von bevorstehender blutiger Arbeit. Wir überschritten einen Fluß. Bei Weißenfels nahten wir uns dem Feind. Vor uns mochte es schon zu einem Gefechte gekommen sein, und auf dem Felde, über welches wir marschirten, lag mit einem weißen Tuche verhüllt eine menschliche Gestalt; es war der erste Gefallene, den wir sahen, und wir erfuhren bald, daß es der Marschall Bessières war, welchen kurze Zeit zuvor hier eine Kanonenkugel vom Pferde gerissen hatte. Man wollte uns jungen Soldaten wohl den niederschlagenden Anblick eines solchen Opfers entziehen. Ich erinnere mich des Eindrucks und des Tages aber noch sehr wohl; es war der erste Mai. Am folgenden zweiten kamen wir auf dem Schlachtfeld an bei Lützen, und jetzt sah ich in der Frühe den Kaiser mit Hast über das Feld fliegen, daß seine Mameluken und mehrere Adjutanten ihm vergeblich zu folgen suchten. Die Schlacht zog sich aber von uns mehr zur Rechten; unsre Regimenter manövrirten glücklich ohne merklichen Verlust, und wir fühlten uns durch den Sieg sehr ermuthigt. Doch spielte uns die zu weit zurückgebliebene Regimentsmusik den sehr empfindlichen Streich, daß wir, anstatt unter ihrem Klang in die ersehnten Leipziger Quartiere einzuziehen, dafür einem anderen zufällig mit seinem Musikcorps versehenen Regiment den Vorrang lassen und auf dem freien Felde in der Nähe des Schwedensteines auf dem berühmten, aber sehr harten Boden des nachmaligen Schlachtfeldes liegen bleiben mußten.

Durch Sachsen hindurch, immer hart am Feind, nahten uns die schweren Tage von Bautzen. Am Vortage, dem 19. Mai, gab uns der Marschall, wie er sagte, den Ehrenposten, die Höhen von Hochkirch zu nehmen. Es war um Mittag, und wir schritten dort hinauf trotz der preußischen Vollkugeln und entschlossen wie die ältesten Soldaten, die Officiere, die das schon von früher gewohnt waren, vorne her. Neben mir schlägt eine Vollkugel zweimal ein und nimmt wiederholt die drei Kameraden hinter einander aus den Gliedern. „Chasseur," ruft der Capitän mir mit meinem Soldatennamen zu, „serrez la colonne." Ich rückte, trotz des Soldatenaberglaubens gegen solche leeren Plätze, bei, und die nächste Kugel nahm eine andere Richtung. Oben angelangt, fanden wir den Feind im Fliehen, uns selbst aber ein starkes Drittel weniger an Zahl. Wir wurden dafür am anderen Morgen vom Kaiser, der zu unserem Flügel gekommen war, gelobt, und siebzehn Kreuze wurden unter uns vertheilt. Wir fühlten uns in seiner Achtung wieder hergestellt und waren so opferbereit, daß wir nach den beiden folgenden Tagen bei Bautzen kaum noch die Hälfte zählten.

Märsche folgten rastlos den Schlachten, kaum, daß wir den Namen derselben und der Städte erfuhren, welche wir durchstürmten, durch Dörfer in Flammen, über Flüsse und brennende Brücken. Ohne Cavallerie, aus Mangel an Pferden, bildeten wir selbst die Vorhut, nach Schlesien hinein, fast immer im Carré marschirend und auch so schlafend, den Feind, bald russische bald preußische Reiterei, stets in der Nähe. So wurden wir bei Löwenberg plötzlich von preußischen Ulanen attakirt. Seit vierundzwanzig Stunden vom Regen durchnäßt, mit ver-

dorbener Munition, fielen kaum hie und da einige Schüsse aus unserer Colonne. Ein feindlicher Ulan, wüthend über mein gutes Bajonett, schwang seine Lanze weit aus und traf mit der Spitze mein Gesicht, die blutenden Zähne mir in den Mund hineinstoßend. Ich achtete kaum der Wunde, aber beim wiederholten Anprall der Reiter wird das Regiment gleich darauf von der Seite durchbrochen, und zwei Säbelhiebe durch den Czako von hinten streckten mich blutend zu Boden. Ich hörte nur noch den Pardonruf einiger Kameraden in der Nähe. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, waren wir durch unsere eigenen nachrückenden Truppen befreit. Meine Wunden wurden verbunden und konnten rasch heilen während der jetzt folgenden Waffenruhe in Breslau, wo wir am 1. Juni eingezogen waren. Auch das Handwerk kam mir gleich wieder zu statten; ich arbeitete in Goldberg für das Commissariat als Bäcker und verdiente ziemlich viel Geld. In der ganzen Gegend, weit und breit, wurde fouragirt und requirirt, um Mehl für die Armeen zu liefern. Aber trotz der Noth und des Jammers der Völker mußten wir dem Raube der Kriegscommissare zusehen, die um ihres Vortheils willen täglich den schändlichsten Betrug begingen. Oft waren wir in den Bäckereien Zeuge, wie ganze Magazine voller Mehl, für die Truppen bestimmt, an Privatkäufer verhandelt, oder auch wie die spitzbübischen Käufer ihrerseits um Geld und Frucht von den noch schlaueren Commissaren getäuscht wurden. Kein Elend, selbst nicht die Todesgefahr, schreckte die Habsüchtigen von dem Raube ab.

Indessen war die Waffenruhe vorüber, und die Trompeten tönten wieder. Der Kampf begann aufs Neue. Das Schicksal meines Regimentes erfüllte sich rasch. Wir zogen zurück nach Löwenberg, wo ich verwundet worden war. Der Himmel selbst schien sich gegen uns verschworen zu haben. Wir wurden von Regengüssen bei Tag und Nacht überschüttet, und so traf uns der Unglückstag an der Katzbach. Wir hatten versucht, den Feind weit auf seiner Linken zu umfassen, da aber unsere Hauptmacht an der Katzbach bereits gefangen oder ertränkt war, so sahen wir uns am Abend auf dem Rückzug zu dem hochangeschwollenen, jetzt breit wie der Main, dahinströmenden Bober gedrängt. Wir, die ganze Division Puthod, waren es, welche sich hoffnungslos dem brückenlosen Flusse näherten, im Rücken das Feuer andrängender russischer Geschütze. „Kinder," sagte uns ein höherer Officier, „wir müssen uns hier den Russen ergeben, wer aber schwimmen kann, mag sich hinüberretten." Ein Kamerad erbot sich, unsere Fahne hinüberzubringen, der Officier wollte es aber selbst versuchen, und Officier und Fahne sah ich alsbald sich zusammenwirrend versinken. Manche Andere versuchten den Weg. Sie gingen vom Ufer zum Theil noch weit ins Wasser bis an die Brust, dann ergriff sie der Wirbel, und sie ertranken zumeist nach kurzem Todeskampf. Ich, von Jugend auf des Schwimmens gewohnt, gelangte glücklich hinüber. Die Uebrigen wurden gefangen. Zwei nur von den damals im Waffenheimer-Hof ausgewählten Zwölfen sah ich nachmals wieder. Von den Russen gefangen, hatte man sie, als Deutsche, nicht nach Sibirien, sondern zu der damals gebildeten deutsch-russischen Legion geschickt, aus welcher sie später in Holland nach der Heimath desertirten und von da nach Amerika auswanderten. So endigte das 134. Regiment. Da standen wir drüben am Flusse, zusammen zweiundvierzig Mann der Division, fast nackt und ohne Waffen. Nach erschöpfendem Marsche erreichten wir Löwen-

berg, wo wir wieder equipirt und nunmehr zum 152. Regiment unter Macdonald nach Dresden geschickt wurden. Wir fanden daselbst eine achtundzwanzigtägige Ruhe, bis die große Schlacht bei Leipzig dem Trauerspiel in Sachsen ein jähes Ende bereitete und auch mein nunmehriges Regiment gänzlich auflöste und vernichtete. Unsere Organisation war schon seit den letzten Schlachten stark erschüttert und unser Marsch auf Leipzig eine halbe Retirade. Noch einmal am 16. October kamen uns hoffnungsvolle Gesichter entgegen. Officiere riefen uns zu: „La bataille est gagnée," aber an den folgenden Tagen, am 17. und 18., auf den zerstampften Feldern vor der Stadt, verschwand uns die letzte Hoffnung, uns selbst fast das Interesse am Leben in dem steten Wirbel von Kampf und Rauch. Wir fühlten uns in einer Art Gleichgültigkeit gegen Sieg und Tod und folgten nur mechanisch noch dem Commando, welches uns bald da-, bald dorthin führte. Die Nacht deckte unsere Heerestrümmer, und am Morgen des 19. passirte ich mit dem allgemeinen Fluchtstrom die Elsterbrücke, welche ziemlich bald darauf hinter uns mit lautem Krachen aufflog. Ich sah mich in einem nahen Garten der Vorstadt noch mit einem Kameraden zusammen; er war mit den zweiundvierzig Mann durch den Bober geschwommen und hatte sich zu mir gehalten. Ein lustiger Pariser Gesell, voll Leichtsinn und Uebermuth; aber hier, unter dem Lärm und den Schrecknissen der Flucht, küßten wir uns und weinten, uns gerettet zu sehen. Ein abgerissener, durchnäßter General, der den Uferrand der Elster eben erklommen hatte, eilte an uns vorüber; es war unser Marschall Macdonald, ohne Adjutanten und Officiere. Ich war dem grausigen Andrang und dem Geschrei auf der anderen Seite des Stroms entgangen; aber, wenn auch noch bewaffnet, konnte doch nun, bei uns vollständig aufgelösten Truppentheilen, von einem Anhalten nicht mehr die Rede sein. Von allen Seiten hallten die Salven der sich nähernden Feinde. Die Flucht von Leipzig nach dem Rhein bot den einmal so zerstreuten Mannschaften auch keine Möglichkeit mehr, sich zu ordnen oder anzuschließen. Der beste Soldat mußte jetzt fliehen und leben wie ein Räuber. Hunger, Krankheit und Tod folgten und begleiteten uns auf allen Schritten. Die Bewohner hatten ihr Hab und Gut, soweit es anging, versteckt; aber die Noth zwang den Soldaten, zu nehmen, was er Eßbares fand, und dabei gab es wilde Scenen; es galt kein Gesetz mehr. Als Deutscher erhielt ich freiwillig manch' Stück Brot, und das Glück hatte mich noch obendrein zum Cavalleristen gemacht, als ich eben vor Hunger und Elend nicht mehr viel Kraft zum Marschiren hatte. An einer Stelle der stundenweit zur Seite der Landstraßen wüstgetretenen Felder hatten, den Spuren nach, französische Chasseurs mit Kosaken ein Nachhutgefecht bestanden. Da stand ein schwarzer Klepper, und an der Dornhecke daneben hing ein elegantes seidenes Damenmäntelchen. Ich bestieg sofort den Rappen und schlug das Mäntelchen um die Schultern, mich vor der scharfen Nachtkälte zu schützen. Immer noch behielt ich meine Waffen, da ich nicht als Marodeur zu gelten mir vorgenommen hatte, und in allerdings seltsamem Aufzug unter meinem Pariser Mäntelchen ritt ich erträglich dahin zwischen den Trümmern der großen Armee, unter kranken und sterbenden Soldaten, kümmerlich Nahrung suchend für mich und, was mir gleich wichtig war, für meine Rosinante. So kam ich glücklich in den Wald vor Hanau und schlief erschöpft, da ich in den letzten Tagen kaum etwas genossen hatte, in einer Mühle, während vor mir der Donner der Schlacht

von Hanau tobte. Ich wollte weiter reiten als ich durch die Spalte des Hofthores draußen die Lanzen der Kosaken gewahrte. Eilig schloß ich wieder, ohne entdeckt zu werden und, nachdem ich mich einige Zeit ruhig verhalten hatte, vernahm ich nunmehr wieder französische Laute und konnte hinauseilen. Draußen aber, nach meinem schwarzen Rößchen schauend, fand ich es mit einem sehr mageren Kosaken-Schimmelchen vertauscht. Seinen Rücken belud ich mit mir und zwei Heubündeln. Ich ritt auf Frankfurt zu, und es gelang mir auch, zum Frankfurter Thore eingelassen zu werden, indem ich mich einem eben einpassirenden Generalstab, gleichsam als dessen Zubehör, angeschlossen hatte.

Todtmatt konnte ich kaum aufrecht sitzen und ritt, auf der „Zeil" angekommen, geradezu in einen Hausgang; dort warf ich mich todtmüde auf mein mitgenommenes Heu zu Boden. Der Schlaf war so lang und tief, daß mein Pferdchen Zeit fand, mein ganzes Bett unter mir wegzufressen. Der Hunger weckte mich, und eine gutherzige Magd im Hause schaffte mitleidig dem armen Soldaten ordentlich zu essen. Nie, weder zuvor noch darnach, hat mir ein Frühstück so wieder geschmeckt. In kurzer Zeit fühlte ich mich wie neu belebt. Weiter zog ich hinab zum Rhein, doch schon bei Höchst war der Weg durch Flüchtlinge und Armeebagage so sehr versperrt, daß ich abseits auf den mir bekannten Leinpfaden weiter eilte, mich dicht am Main entlang haltend. Hier zuletzt noch kamen Pferd und Reiter in die höchste Noth, indem wir vom steilen Ufer hinab in tiefen Schlamm sanken und mit größter Mühe nur wieder festen Fuß fassen konnten. Jetzt endlich aber war die Heimath erreicht, und ich stand vor der väterlichen Hütte, von den Meinigen umringt und willkommen geheißen. Meiner Pflicht nach konnte ich aber nicht bleiben, sondern wollte mit der Armee drüben nach Mainz, um mein Commando aufzusuchen. Da aber gab's anderen Tages keine Organisation mehr, kein Quartier und keine Unterkunft. Noch einmal fütterte ich mein Pferdchen am Thore des Gasthauses „zum weißen Roß" und überließ es an einer Tränke seinem Schicksal.

Jetzt aber gab ich auch dem Drängen meiner Eltern nach und folgte ihnen, die selbst vor der drohenden Beschießung durch die Oesterreicher und bei der schon beginnenden Plünderung durch unsre eigenen Gardetruppen über den Main nach Bischofsheim flohen. Vom Rüsselsheimer Thurme aus konnte ich sehen, wie die Oesterreicher unter Giulay jetzt Hochheim erstürmten und die Stadt eng umschlossen hielten. Ich ging dann nach Hochheim hinauf, fand sogleich Arbeit und blieb dort bis zum endlichen Frieden.

Das Wiedersehen von Kameraden hat inzwischen oft diese Erinnerungen geweckt. Wir, als die Glücklicheren, haben dann jährlich am sogenannten Veteranentag der Tapferen gedacht, die mit uns ausgezogen und nicht wieder zu den Ihrigen heimgekehrt sind. Das gemeinsame Loos hat uns veranlaßt, die Namen derer, welche aus unserem Vereine als alte Kriegsgefährten dahingehen, auf einem Denkstein, dem auf dem Kirchhof befindlichen sogenannten Veteranendenkmal, einzuschreiben. Der hierfür bestimmte leere Raum wird immer kleiner, und bald werden wir letzten Soldaten unserem großen Kaiser und Feldherrn gefolgt sein. Gesegnet aber seien unsere Kinder und Enkel, deren Geschlecht jetzt freier und friedlicher am Rheinstrom blüht, als es dem unsrigen gegönnt war! —

II.

Die Schlacht bei Leipzig.

Erinnerung eines weiland Leipziger Studenten[1]).

Napoleon's riesenhafter Feldzug gegen Rußland im Jahre 1812 brachte in Leipzig ein buntes und sehr bewegtes Leben hervor. Oft war der ganze Marktplatz von Kriegstruppen und Feldgeräthen aller Gattungen und Nationen erfüllt, unter letzteren Spanier, Portugiesen und viele junge conscribirte Italiener, die bei dem Gedanken an die russischen Strapazen und an die Kosaken von Schauder ergriffen wurden.

Während dieses Frühlings, Mai 1812, machte ich in befreundeter Gesellschaft eine vierzehntägige Vergnügungsreise mit Extrapost nach Dresden und in die Sächsische Schweiz. In Dresden hatte die große Versammlung aller Rheinbundfürsten in Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen stattgefunden, um dem mächtigen Napoleon, der jetzt halb Europa gegen Rußland unter die Waffen rief, ihre Huldigungen darzubringen. Wie groß war der Abstand zwischen diesem letzten Triumphe Napoleon's im Monat Mai 1812 in Dresden und seinem, über die gänzliche Niederlage der großen französischen Armee von Molodetschna aus erlassenen berühmten neunundzwanzigsten Bulletin vom 3. December desselben Jahres!

Ich befand mich in Naumburg zu den Osterferien 1813, als die Wiedereröffnung des französischen Feldzuges gegen die alliirten Mächte geschah. Napoleon führte seine im Umsehen neu geschaffene große Armee im Fluge heran. Vor den Thoren der Stadt hatte er den Wagen verlassen, war zu Pferde gestiegen und führte, von seinen Marschällen und Generälen umgeben, die neuformirte und neu equipirte mächtige Armee in großem Glanze durch die Stadt. Er selbst war, während die ganze Armee in endlosen Zügen durch das Jakobsthor auf der Chaussee nach Lützen ununterbrochen weiter marschirte, am Posthause für einen Augenblick abgestiegen, dann aber sogleich wieder in die Umgebungen der Stadt geritten, um die nöthigen Anordnungen zu ertheilen zur Anlegung von Schanzen und Brückenköpfen, die auch alsbald in Angriff genommen und zur Ausführung gebracht wurden.

Wie überwältigend die moralische Kraft und das bloße Erscheinen des mächtigen Mannes war, habe ich an mir selbst, und zwar wider Willen und Vorsatz, zu erkennen die nächste Veranlassung gehabt. In Gemeinschaft mit einigen befreundeten jüngeren Männern hatte ich, um den großartigen Durchzug im dichten Menschengedränge aus nächster Nähe mit ansehen zu können, am Marktplatze vor dem sogenannten Residenzhause (jetzigen Hauptsteueramts- und Kreisgerichtsgebäude) unmittelbar hinter der damals bestehenden Linden-Barrière zeitig mich aufgestellt. Wir hatten im Unwillen über Alles, was unser Volk seit Jahren erduldet, beschlossen und verabredet, unsere Hüte nicht abzunehmen und überhaupt kein Zeichen der Bewunderung oder Achtung zu geben, sondern bloß als stumme Zuschauer dazustehen. Da ritt Napoleon, mit dem bekannten kleinen Hute auf

[1]) Starb 1868 als Geheimrath und Oberbürgermeister zu N. Aus dessen Nachlaß mitgetheilt von den Hinterbliebenen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

dem Kopfe und einem Mantel lose um die Schultern geschlagen, an der Spitze des glänzenden Gefolges von Marschällen und der nachfolgenden ganzen französischen Armee mit ruhigem Herrscherantlitz vorüber. Er warf im Vorbeireiten einen flüchtigen Blick auf das Residenzhaus, vor welchem, wie er sich vielleicht im Augenblick erinnerte, in dem preußischen Unglücksjahre 1806, der hart geprüfte König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, Königin Luise, in der Mitte der damaligen preußischen Armee einige Wochen lang residirt hatten. Und unwillkürlich, ohne daß wir es wußten oder fühlten, waren unsere Hüte durch unsere eigenen Hände ehrerbietig von den Köpfen abgenommen! Nach einigen Minuten sahen wir betroffen uns einander an und wußten nicht, wie uns geschehen war. Das ist die Macht der Persönlichkeit und die Größe der Ereignisse, die besonders auf jugendliche Gemüther eine unwiderstehliche Gewalt ausüben. Mit diesem Eindrucke in der Brust kam ich nach Hause, beim Eintreten in die Stube mit lauter Stimme ausrufend: „Er ist doch ein großer Mann!" Dagegen aber mußte ich von meiner ältesten Schwester, die in ganz anderer Seelenstimmung das Schauspiel auch mit angesehen hatte, Thränen in den Augen und händeringend, die hart tadelnden Worte hören: „Wenn Du noch einmal so sprichst, bist Du mein Bruder nicht mehr!"

Inzwischen hatte sich die Stadt mit Einquartierung gefüllt, und die Schlacht bei Lützen war am 2. Mai 1813 geschlagen worden. Tags darauf ging der große Leichenconduct des auf dem Schlachtfelde gebliebenen Marschalls Bessières, Herzogs von Istrien, der Napoleon's besonders ausgezeichneter Liebling gewesen, durch die Stadt. Die Lazarethe wurden überfüllt; die Armee war nach Dresden vorwärts gegangen. Am 20. Mai konnte man an den Gartenmauern vor dem Jakobsthore, auf den Erdboden niedergebückt, den Kanonendonner der Schlacht bei Bautzen deutlich vernehmen. Gespannte Erwartung und bange Besorgnisse erfüllten die Gemüther.

Nach Leipzig zurückgekehrt, fand ich hier, nur noch in größerem Maße, dieselben wirren Kriegsscenen und Gemüthsspannungen vor. Der König von Sachsen war der Verbündete Napoleon's geblieben. Was war also von den gegen ihn alliirten großen Mächten zu befürchten, wenn sie siegten? Die Stadt war voll von Blessirten. Dieselben lagen zu einem großen Theil im Freien, namentlich auch um die Thomaskirche herum, auf Stroh zusammengeschichtet, viele noch unverbunden mit verstümmelten Gliedern. Ihre Zahl mehrte sich fortwährend durch neu Hinzukommende.

Aus Rücksicht für meine Gesundheit hatte ich mir eine sehr freundliche Wohnung vor der Stadt, an der Promenaden-Chaussee zwischen dem Grimmaischen und Halle'schen Thore, in dem Bachmann'schen Garten gemiethet, welcher die Ecke der Promenade nach der damals so benannten Hintergasse bildete. In dem mitten im Garten liegenden Hause, in welchem ich bei einer sehr gemüthlichen Familie in der ersten Etage Quartier gefunden hatte, wohnten in der zweiten Etage noch zwei von der Schulpforte her mir befreundete Studenten, Namens K. und F. Letzterer, ein Mediziner, war Famulus des Professors der physischen Heilkunde, Dr. Heinroth (Verfasser eines Lehrbuchs der Anthropologie) und ist als Medicinalrath und Kreisphysikus in Ilmenau, im Jahre 1862, gestorben. Derselbe veranlaßte mich, ihn aus Nächstenliebe als Assistent nach dem Thomaskirchhofe zu Ampu-

tationen und Verbänden der dort lagernden Schwerblessirten zu begleiten. Ich that es gern und leistete, soweit ich dazu im Stande war, aus Menschenpflicht Liebesdienste, die ich einige Tage lang fortsetzte. Leider aber hatte die dortige Typhus-Atmosphäre einen so verderblichen Einfluß auf mich, daß ich am Nervenfieber schwer erkrankte. Ich wurde in meiner Wohnung gut verpflegt und von dem Professor Heinroth, der meinen Zustand sehr bedenklich fand und eines Tages mein Leben schon aufgegeben hatte, mit großer Sorgfalt und Theilnahme ärztlich behandelt. Mit dem Beginn der Genesung wurde ich auf seinen Rath zu den Meinigen nach Naumburg transportirt, und hier erholte ich mich nach einigen Wochen so, daß ich im Monat Juli wieder nach Leipzig zurückkehren konnte.

Es war mein letztes akademisches Halbjahr. Ich mußte daher alle Kräfte aufbieten, um mit angestrengtem Fleiße mich zu meinem nahe bevorstehenden Abgange vorzubereiten. Deshalb arbeitete ich oft tief in die Nacht hinein oder von den frühesten Morgenstunden an, machte mir auch regelmäßig am Nachmittage frische Bewegung in freier Luft, und fühlte mich dabei vollkommen gekräftigt und wohl.

Aber eine dumpfe Schwüle beherrschte die Gemüther der Menschen während des nach der Bautzener Schlacht geschlossenen Waffenstillstandes, und die nach Ablauf desselben (10. August) wieder eingetretenen großen Kriegsereignisse verbreiteten eine angst- und erwartungsvolle Spannung. Jeder hatte das Gefühl von etwas Schrecklichem, das sich nahe. So verging der September, und gegen die Mitte des October zog sich das Gewitter rings um die Stadt herum zusammen.

Am 14. October 1813 war der aus Dresden geflohene König von Sachsen, Friedrich August III., in der von dem französischen General Arrighi, Herzog von Padua, besetzten Stadt Leipzig eingetroffen und hatte, wie sonst immer, seine Wohnung im Thomäi'schen Hause am Markte genommen.

Am selben Tage kam auf demselben Wege Napoleon an. Er hatte sich sogleich auf einen Standpunkt außerhalb der Stadt begeben, im freien Felde, an der linken Seite der vom äußeren Grimmaischen Thore nach Schönfeld führenden Chaussee, dem damals auf der andern Seite derselben der Galgen gegenüber stand. Von hier aus wollte er in nächster Nähe persönlich die Anordnungen über Auswahl und Disposition des Schlachtfeldes treffen. Die erste Kunde davon führte mich natürlich sogleich in Gemeinschaft mit den beiden anderen Studenten zu diesem historischen Schauspiele hin, und volle zwei Nachmittagsstunden lang stand ich hier in der unmittelbarsten Umgebung Napoleon's, kaum fünfzig Schritte von ihm entfernt, im Anschauen versunken und bis zum letzten Augenblick ausharrend.

Es war auf diesem Feldstück in kleiner Entfernung von der Chaussee ein großes Carré von etwa hundert Schritt im Umfang gebildet, auf zwei Seiten von aufgerittener Cavallerie, auf den beiden anderen von aufgestellter Infanterie in einer einfachen Linie umgeben, also dem freien Einblicke offen. In der Mitte dieses Carrés brannte ein helles Wachtfeuer, mit zerbrochenen Wagen- und Kanonendeichseln unterhalten. Daselbst war ein Feldtisch mit rothem Maroquin-Ueberzug (zum Zusammenschlagen) und ein dergleichen Feldstuhl aufgestellt. Ueber den Tisch lag eine große Special-Landkarte ausgebreitet, die mit vielen Markir-Nadeln besteckt war. In einiger Entfernung von diesem ganz isolirt

stehenden Tische standen innerhalb des Carré's in ehrerbietiger Stellung mehrere Generaladjutanten und einige Marschälle. Die Chaussee war von der Stadtseite her nach dem Schlachtfelde hin mit einem ununterbrochenen Zuge von französischen Soldaten, Geschützen und Munitionswagen erfüllt. Darunter befanden sich viele erbeutete österreichische Fahnen, die, in triumphirendem Stolze entfaltet, von den Siegern hoch getragen wurden, und viele eroberte feindliche Kanonen. Aus der Ferne ertönte vom Schlachtfelde her, in Pausen abwechselnd, lauter Donner der Geschütze. Fortwährend sprengten Adjutanten herbei und gingen Adjutanten ab.

Napoleon, scheinbar in voller Ruhe und ohne von den Scenen auf der nahen Chaussee Notiz zu nehmen, ging in seinem Feldmantel eingehüllt und mit dem kleinen dreieckigen Hute auf dem Kopfe, von Zeit zu Zeit in dem Carré und um das Wachtfeuer herum, in welches er bisweilen eine abgebrannte Kanonendeichsel mit dem Fuße nachschob. So, die Hände hinter dem Rücken zusammengelegt, schritt er auf und ab, oder trat, was zumeist geschah, und immer, so oft ein Adjutant mit einer Meldung angesprengt kam, an den Feldtisch, winkte mit den Augen einen der dastehenden Marschälle herbei, bog sich im Gespräch mit diesem über die ausgebreitete Landkarte und markirte auf derselben mit Nadeln die ausgewählten Punkte, worauf andere Adjutanten im Fluge wieder abgefertigt wurden. Von den anscheinend spurlos an ihm vorübergehenden Bewegungen auf der Chaussee fiel ihm jedoch einmal eine einzelne, von dem Schlachtfelde nach der Stadt zurückkehrende französische Kanone in die Augen. Ein Adjutant mußte sofort die Kanone anhalten, die wahrscheinlich demontirt worden war und auf erlassene Ordre nach kurzer Pause ihren Weg fortsetzte. Auf einmal, ohne vernehmbaren Befehl, machte das ganze Carré, auf allen Frontseiten, plötzlich Kehrt, und wir Leipziger Studenten sahen nun, was seine Soldaten offenbar nicht sehen sollten: daß auch Napoleon ein Mensch, mit menschlichen Bedürfnissen sei. Hierauf, nachdem er sich vom Wachtfeuer abgekehrt, erfolgte wieder, ebenso geräuschlos wie zuvor, die ordnungsmäßige Aufstellung.

Nach einem zweistündigen Aufenthalte auf diesem Feldplatze vernahm man auf eine letzte Meldung, die ein vom Schlachtfelde heransprengender Adjutant brachte, au dem Munde Napoleon's die Worte: „mon cheval!" Sogleich wurde das bekannte weiße Streitroß in das Carré eingeführt. Napoleon bestieg es, und im Fluge ritt er mit der ganzen großen Suite nach dem Schlachtfelde ab, von wo aus, nach kurzer Zeit, donnernde Salven seine Ankunft verkündigten. Es war zur Feststellung des für das Schlachtfeld geeigneten Terrains, welches beide kämpfende Theile einander streitig machten, eine große Recognoszirung angeordnet gewesen, von deren Erfolg Napoleon sich nun persönlich überzeugen wollte. Die malerische Scene jenes großen belebten Carrés auf dem nun leer stehenden Felde war wie ein Traum verschwunden. Sie steht mir aber noch heute, nachdem inzwischen ein halbes Jahrhundert vergangen ist, so lebendig vor Augen, daß ich bis in ihre Einzelnheiten ein Bild davon malen könnte.

Der Morgen des 16. October kündigte sich mit mächtigem Geschützdonner an, der bald auf mehreren Seiten der Stadt sich verbreitete, immer heftiger wurde, näher heranrückte und den ganzen Tag fortdauerte. Es war der ohne Entscheidung gebliebene Riesenkampf bei Wachau und auf der entgegengesetzten

Seite der Kampf Blücher's zwischen dem Flußgebiete der Elster und Parthe. Einen imposanten Eindruck machte der stolze Vorbeimarsch des aus Spanien erst eben zurückgekehrten großen Cavalleriecorps des Marschalls Oudinot. Der Zug dauerte fast eine Stunde lang und war so mächtig und prachtvoll, daß beim Anschauen unwillkürlich ein Gefühl der Unbesiegbarkeit sich aufdrängte. Ein großartig schreckliches Schauspiel zeigte sich den Blicken beim Anbruch und im Verlaufe der Nacht. Am Horizonte überall riesige Wachtfeuer, in der nächsten Umgebung der Stadt hochaufbrennende Dörfer und durch die Luft, in feurig sich kreuzenden Bogenlinien, eine unübersehbare Menge concavischer Raketen, zündend und Verderben sprühend, in ihrem Fluge Sternschnuppen vergleichbar. Und Nacht deckte die Erde.

Die Waffen ruhten am folgenden Tage, 17. October, den Napoleon mit fruchtlosen Vorschlägen an die Verbündeten verlor. In jugendlichem Uebermuthe ging ich an diesem Nachmittage, während noch immerfort vereinzelte Schüsse fielen, mit einem befreundeten Studenten in die nächsten Umgebungen des Schlachtfeldes zur Umschau aus. Wir wurden aber durch neben uns einschlagende Granaten, die uns mit Staub umhüllten, und durch mündliche Warnungen sehr bald zur Umkehr veranlaßt, und konnten nur durch große französische Militärkolonnen hindurch auf Umwegen zu unserer Wohnung wieder zurück gelangen. Die Communication mit der abgesperrten Stadt war unterbrochen; im Leer'schen Garten vor dem Halle'schen Thore wurde am Ufer des Partheflußes die große französische Batterie aufgefahren, die am nächstfolgenden Tage durch Einäscherung des großen Militärlazareths bei dem Vorwerk Pfaffendorf das grausige Verderben der Hunderte von Unglücklichen herbeiführte, die rettungslos hier verbrennen mußten. Die um die Stadt herumführende Chaussee war in einer fortwährenden, ununterbrochenen Bewegung von französischen Militärzügen und Munitionswagen. Verworrene Nachrichten von den gestrigen Erfolgen auf dem Schlachtfelde und Gerüchte aller Art drängten einander, und eine bange Besorgniß für den morgenden Tag und seine Schrecken erfüllte die Herzen. Die Nacht war wieder von den ringsum flammenden Wachtfeuern hell erleuchtet.

So brach der 18. October an. Ich saß vom frühen Morgen an vor meinem Arbeitstische. Da wurde ich um acht Uhr plötzlich mit meinem Stuhle zollhoch emporgehoben, Fenster und Thüren klirrten, und das massive Haus schien in seinen Fundamenten zu schwanken. Napoleon hatte durch seine auf dem Schlachtfelde aufgestellten Batterien ein zusammentreffendes erschütterndes Signal zum Beginn der großen Völkerschlacht geben lassen, und eine neue ununterbrochene furchtbare Kanonade folgte dem Rufe mit einer unablässigen Ausdauer den ganzen Tag hindurch auf allen Seiten der Stadt, aus der Ferne und in nächster Nähe. Von den Dachfenstern meiner Wohnung aus konnte ich mit unbewaffneten Augen einen abgesonderten Theil des Schlachtfeldes genau übersehen. Es war die große Ebene vor dem Hinterthore bei den Kohlgärten und der Milchinsel zwischen dem Grimmaischen und Halle'schen Thore auf der Feldfläche, wo Napoleon am 15. October in jenem Carré zwei Stunden lang verweilt hatte, um von seinem Feldtische aus die Dispositionen über die Auswahl und Benutzung des Kampfplatzes zu treffen. Es war, wenn ich nicht irre, das Terrain, auf

welchem das sächsische Armeecorps unter dem General Ryssel den Abfall und Uebergang zu den alliirten Truppen ausführte. Alle Einzelnheiten einer Schlacht traten mir hier deutlich vor Augen, und bunt durcheinander wühlte und krachte es im wilden Gewirr. Immer näher ringsum rückte der Kanonendonner aus der Ferne, und die Kugeln flogen in die Stadt. Unter diesen Schrecknissen brach die schlaflose Nacht an. Taghell war sie erleuchtet von überall auflodernden Flammen, von den das Himmelszelt umspannenden Kreuzbogen der in ungemessener Zahl fliegenden concavischen Raketen und von den den Horizont umschließenden Wachtfeuern. Wir sahen von unserer Wohnung aus gleichzeitig und nacheinander fünf Ortschaften brennen, darunter das Dorf Schönfeld.

So endete der große Tag der Leipziger Völkerschlacht am 18. October.

Kaum graute der Morgen des 19. October, als wir drei Studenten schon wieder aus den oberen Fenstern unserer Wohnung ausschauten. Und welch' ein Anblick! Die vor der Wohnung vorüberführende Chaussée und Promenade in der ganzen Breite vollgestopft von französischer Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Wagen aller Art in der Richtung vom Grimmaischen Thore nach dem Ranstädter Thore hin, in buntem Gewirr so zusammengeknäuelt, daß eine Fortbewegung nicht möglich erschien und deshalb ein Stillstand eingetreten war. Da sahen wir, mitten in diesem Tumulte des Fluchtzuges, drei Marschälle mit fliegenden weißen Federhüten langsam herankommen; durch Säbelhiebe der Gensdarmen wurde ihnen eine enggedrückte Passage zum Durchzuge mühsam und vorübergehend geöffnet. Als die Marschälle unter unseren Fenstern anhielten, winkten sie uns herunter, und wir eilten sogleich zu ihnen herab. Sie sprachen die Bitte gegen uns aus, ihnen nur auf eine Viertelstunde ein Unterkommen für ihre ganz erschöpften Pferde zu gewähren. Da in unserem Hause kein Stall hierzu vorhanden war, begleiteten wir sie zu dem Nachbargrundstücke, dem damaligen Wintergarten, wo sie das dargebotene Unterkommen dankbar annahmen. Auf dem Wege dahin sprachen sie gegen uns ihre Verwunderung aus, daß wir in unserer Wohnung so ruhig zum Fenster herausgeschaut hatten, und gaben uns den warnenden Rath, nicht wieder dahin zurückzukehren, sondern anderwärts unsern Aufenthalt zu suchen, weil gerade hier der feindliche Hauptangriff und die Erstürmung der Stadt bevorstehe und wahrscheinlich schon nach einer Stunde unser Haus nicht mehr existiren, sondern eingeschossen sein werde.

In Folge dieser Mittheilung wurde nun in größter Bestürzung und Eile von allen Bewohnern des Hauses mit unserer thätigen Beihülfe zusammengepackt, was zu erraffen war, und mit Betten, Frauen und Kindern in den Keller geflüchtet. Das Haus war, wie gesagt, massiv und hatte eine steinerne Treppe, deren unterste Stufe von oben herab zur rechten Seite unmittelbar an das steinerne Gewände der nach dem Garten führenden Hausthür grenzte und auf der linken Seite nach der anstoßenden Kellertreppe führte. In dem kleinen Hausflur, der Hausthür in einer Entfernung von etwa zwölf Fuß gegenüber, befand sich eine kleine Kammer angebaut, die mit einer gewöhnlichen Holzthür verschlossen war.

Eine wohlhabende Kaufmannswittwe, die in der Etage eines anstoßenden Nebengebäudes wohnte, hatte sich beim Begegnen in den letzten Augenblicken der

allgemeinen Flucht nach dem Keller an mich und meinen Freund F. mit der Bitte gewandt, ihr noch einen Koffer mit Silberzeug in den Keller transportiren zu helfen. Gern dazu bereit, ließen wir die Dame in ihr Asyl abgehen und trugen gemeinschaftlich den ziemlich schweren Koffer in der Richtung nach dem Keller die steinerne Treppe hinab. Auf der drittletzten Stufe aber that es einen Schlag, wir stürzten beide gleichmäßig betäubt auf der Treppe hin, und der Koffer überschlug sich die Stufen hinab. Nach einigen Minuten kamen wir zur Besinnung, rieben uns die von Staub erfüllten Augen, sahen das steinerne Hausthürgewände in Splitter zersprengt, ließen den Koffer liegen und eilten zu unserer persönlichen Sicherheit nun flugs in den bereits überfüllten Keller, in welchem keine freie Bewegung mehr möglich war.

Der kleine, nicht tiefe, ziemlich flach liegende Raum war von einem einzigen, nach der vorüberführenden Straße gerichteten Oberlichte matt erhellt. Auf durcheinander aufgethürmten Federbettstücken saßen und lagen jammernde Weiber und schreiende Kinder mit Butterbemmen in der Hand. Männer drängten sich, so gut sie konnten, zwischen und auf gepackten Kasten, Kisten und Koffern zusammen. Dieser Anblick fiel uns beim Eintreten in die Augen, und so, wie wir eingetreten waren, mußten auch wir auf demselben Fleck, ohne uns rühren zu können, stehen bleiben. Ein fortwährender Kanonendonner und deutlich vernehmbares ununterbrochenes Kleingewehrfeuer in nächster Nähe erschütterte die Luft; das wirre Geräusch und Wagengerassel auf der Straße nebenbei konnte kaum übertäubt werden. Da kam eine brennende Granatkugel angesaust und wühlte sich über eine Minute lang in die Umfassungsmauer des Hauses ein; sie brannte jedoch mit einem fortdauernden, Verderben drohenden Zischen, ohne zu platzen, in der Mauer aus und hatte dem Hause keinen Schaden zugefügt. So flogen während unseres gefahrvollen Aufenthalts im Keller außer mehreren Kanonenkugeln nach und nach in gleicher Weise noch vier brennende Granatkugeln gegen das Haus, wovon zwei wie jene erste im Mauerwerk, ohne zu zerspringen, verlöschten, zwei andere aber in den Garten zurückgeprallt waren und tief in den Erdboden sich eingewühlt hatten. Gleich nach dem Einwühlen der ersten Granatkugel in die Hausmauer wurde ein Krachen im Keller hörbar, und alsbald füllte sich der kleine Raum mit einer undurchdringlichen Aschenwolke, so daß eine allgemeine Finsterniß entstand und die Augen nicht geöffnet werden konnten. Als Veranlassung ergab sich späterhin, daß im Keller irdene Töpfe mit ausgeglühter Ofenasche gestanden hatten und in der allgemeinen Flucht mit Betten bedeckt worden waren, unter deren Last, weil Frauen und Kinder darauf sich bewegten, die Töpfe zusammenbrachen.

In diesem angstvoll traurigen Asyl, nach der vorausgegangenen Warnung erfüllt von der bangen Besorgniß, unter den Trümmern des einstürzenden Hauses begraben zu werden, hatten wir schon eine lange Kerkerzeit, wohl gegen zwei Stunden, ausgeharrt, als mit einem Male ein Hurrah aus der Ferne erscholl, nachdem vorher schon das Sausen und Zischen der Granaten am Hause aufgehört hatte. Das war für uns beide gefangenen Studenten ein hocherfreuliches Signal, den verhaßten Keller augenblicklich zu verlassen, auf der unversehrten steinernen Treppe nach der Oberstube emporzusteigen und aus den Fenstern uns

umzuschauen. Der Hurrahruf kam vom Hinterthore her, von wo aus vereinzelte preußische Freiwillige und Landwehrleute in der Hintergasse nach unserer Wohnung zu vordrangen. Hier aber stellte sich ein imposantes Beispiel französischer Bravour vor unseren Augen dar. Vom Grimmaischen Thore her kam an der Häuserreihe entlang, die an der Chaussée bis zur Hintergasse sich befindet, im Geschwindschritt anmarschirt ein französischer Lieutenant mit gespanntem Gewehr in der Hand und den Degen quer im Munde tragend, einen einzelnen Trommelschläger, der immerfort Generalmarsch schlug, vor sich und etwa zehn bis zwölf Mann mit gespannten Gewehren hinter sich. An der Ecke der Hintergasse angelangt, ließ er den Tambour mit aller verstärkten Kraft gleichsam doppelt Generalmarsch schlagen und seine Mannschaft wiederholte Salven in die Straße hineingeben, wobei er selbst tapfer mit dreinschoß. Und wirklich gelang es ihm auf diese Weise, die bereits eingedrungenen Preußen zu täuschen, so daß sie wieder nach dem Thore zurückkehrten. Freilich nur für einen Moment; denn nach kurzer Zeit füllte sich die ganze Straße mit einmarschirenden Truppen. Aber der kühne Franzose hatte sich und sein Dutzend Leute doch gerettet.

Bei der nun angestellten näheren Besichtigung der Beschaffenheit unseres Hauses fand sich zunächst eine zwölfpfündige Kanonenkugel, die ruhig im Hausflur auf den Steinplatten, nicht weit vom Kellereingange, lag. Diese Kugel hatte bei ihrem Fluge durch den Garten zwei starke Obstbäume vor unserem Hause zersplittert und das steinerne Hausthürgewände gesprengt. Dadurch war sie so ermattet worden, daß sie nicht einmal die nur zwölf Fuß davon entfernte hölzerne Kammerthür hatte beschädigen können. Die Granaten, die durch ihr fürchterliches Sausen und Zischen uns im Keller bis zum Tode geängstigt hatten, fanden sich in der Hausmauer und im Garten jetzt friedlich vor; eine weitere Zerstörung am Hause war nicht geschehen.

Am späten Nachmittage drangen durch die Dächer der Nachbargebäude drei preußische Freiwillige friedlich in unsere Wohnung ein. Sie wurden freundlichst aufgenommen und verpflegt, und bis tief in die Nacht hinein dauerten die gegenseitigen Mittheilungen und Gespräche über die großen Erlebnisse des Tages fort. Einer derselben, Namens G. aus Stolp in Hinterpommern, hatte eine Schußwunde im rechten Arme, die sogleich möglichst gut verbunden wurde. Derselbe blieb bei uns zurück, wurde als ein gebildeter Mann uns bald befreundet und behielt bis zu seiner Genesung drei Monate lang seinen Aufenthalt in unserer Wohnung. Im Sommer 1833, inzwischen als Haupt-Zollamts-Rendant in Thorn angestellt, hat er mich auf seiner Rückreise aus dem Bade zu Aachen, unter sehr dankbarer Rückerinnerung an jene Zeit, aber mit steifgebliebenem Arme in Naumburg besucht.

Am Morgen des 20. October hatte es uns Studenten gedrängt, unsere Wohnung zu verlassen und eine Wanderung nach allen Richtungen hin zu machen, um die Schrecknisse des Schlachtfeldes mit eigenen Augen zu schauen. Gleich beim Hinaustreten aus dem Garten ein undurchdringliches Chaos von wild in einander gefahrenen und zerbrochen über einander gestürzten Militärwagen aller Art, darunter auch ein unmittelbar vor unserer Gartenthür in den Chausséegraben umgeworfener kleiner Wagen mit einer französischen Kriegskasse. Leicht hätte

man durch einen kühnen Griff eine Hand voll Napoleond'ors erlangen können, wenn nicht die überall umherschwärmenden Kosaken augenblickliche Furcht eingeflößt hätten. Jenseit der Chaussée, der Park und die Promenade, ein offenes frischgesäetes Leichenfeld und eine harte qualvolle Lagerstätte zum Tode verwundeter Krieger. Ein auf dem Rücken der Länge nach daliegender Leichnam fiel uns dabei in die Augen. Ihm war der leichte Tod beschieden gewesen, daß eine mitten durch die Brust gedrungene Kanonenkugel ihn sogleich dahingestreckt hatte.

Das zerstörte Hinterthor und das große Leichenfeld vor diesem Thore, auf welchem wir Schwerverwundete an abgestutzten, aus der Erde neben sich herausgezogenen Kohl- oder Krautstrünken nagen sahen, um sich vor dem Hungertode zu retten, boten ein trauriges Bild dar. Herzzerreißend aber war der Anblick des zu einem großen Lazarethe eingeräumten Schafstalles am Vorwerk Pfaffendorf vor dem Halle'schen Thore, welches, wie oben schon mitgetheilt, von einer französischen Batterie in Brand geschossen war. Durch die eisernen Fenstervergitterungen in der Umfassungsmauer der rauchenden Ruine, über welcher das Dach eingestürzt war, grinsten uns halbdurchgezwängte Leichenköpfe, deren Leiber verbrannt waren, mit gräßlich verzerrten Mienen an. Es war wie eines der fürchterlichsten Bilder aus Dante's „Inferno".

Ueber dieses entsetzliche Ereigniß schreibt ein Augenzeuge, der es aus dem Innern der Stadt, von einem Dachthürmchen des Reichel'schen Gartenhauses aus, mit angesehen hat, Folgendes:

„Am Vormittage des 18. October war am äußern Halle'schen Thore der Kampf am nächsten; den Franzosen blieb nach Eutritzsch und Gohlis zu wenig Terrain. Die Parthe wurde von den Franzosen (vom Löhr'schen Garten aus) mit Kanonen vertheidigt, und besonders lebhaft war die Kanonade vom äußern Halle'schen Thore bis zum Vorwerk Pfaffendorf, weil dem französischen Geschütz gegenüber die Preußen mehrere Batterien aufgeführt hatten. Dadurch kam das neu erbaute Lazareth und besonders das, welches man in dem, ganz nahe an der Parthe gelegenen Schafstall errichtet und mit ca. vierhundert Blessirten angefüllt hatte, in großes Gedränge. Es war ungefähr gegen zehn Uhr Vormittags, wo hier der Kampf am heißesten war, als sich aus dieser Gegend, trotz Kanonen und Gewehrfeuer, ein fürchterlicher Schrei hören ließ. Als ich dahin sah, bemerkte ich, wie aus dem Ziegeldache des Schafstalles, wo die Blessirten lagen, ein starker Qualm hervordrang. Das Geschrei schien sich immer mehr und mehr zu verstärken, und bald sah man auch spitze Feuerzungen unter den Ziegeln hervorbrechen. Der Anblick und das Geschrei waren schauderhaft und schrecklich und obgleich durch all' das Vorhergegangene das Gefühl schon ziemlich abgestumpft war, so ging doch diese Scene durch Mark und Bein. Jetzt fingen die Ziegel an, sich vom Dache abzulösen und herunterzufallen, und immer lauter und lauter wurde das Angstgeschrei der armen Blessirten, mehrentheils Preußen und Russen. Als auf diese Weise das Feuer mehr Luft bekam, dauerte es auch nicht lange, so stand das ganze Dach des langen Gebäudes in vollen Flammen. Das Geschrei dauerte ununterbrochen fort, als plötzlich das ganze brennende Gerüste mit einem fürchterlichen Gekrach zusammenbrach; noch ein durchdringender herzzerreißender Schrei erfolgte, worauf Grabesstille eintrat. Als einige Tage

nach der Schlacht dieses verbrannte Lazareth aufgeräumt wurde, fand man unter verkohlten Balken gegen vierhundert verkohlte Leichen. Nicht ein Blessirter war gerettet worden, da das Kreuzfeuer keinen Zugang von außen, und keinen Ausweg von innen gestattete. Dieses war unstreitig der grauenvollste Moment in der ganzen Schlacht; wer ihn, wie ich, mit angesehen hat, wird seiner zeitlebens gedenken."

Wir verließen diesen Schauplatz des Entsetzens mit wehmüthigen Gefühlen, und ich wendete mich nun vom Halle'schen Thore aus nach dem Orte, wo Fürst Poniatowski in der Elster am Tage vorher ertrunken war. Ich konnte jedoch wegen des ganz ungeheuren Gedränges von Soldaten und Geschütz- und Munitionswagen weder die eigentliche Unglücksstelle des Flusses, noch auch, wie es meine Absicht war, die gesprengte Ranstädter Fluchtbrücke erreichen, sondern nur sehen, wie vor dem Richter'schen Garten viele todte Menschen und Pferde aus dem Flusse herausgezogen und französische Gefangene in ganzen Zügen von Kosaken eskortirt wurden.

Das unruhig bewegte Leben im Innern und in den nächsten Umgebungen der Stadt, die fortwährenden Auf- und Durchmärsche der Soldaten, die Hinwegschaffung der Gefallenen und Verwundeten, die Massen von Kriegsgefangenen, die theils in öffentlichen Gebäuden verwahrt, theils aber auf freien Plätzen von Kosaken umzingelt oder in den Gärten der Vorstädte hinter den eisernen Stacketen eingepfercht waren oder kolonnenweise von Kosaken mit Rohheit transportirt wurden, und die überall auf Straßen und Plätzen als Sicherungsmittel gegen die Verbreitung des Typhus brennenden Misthaufen hatten mir die Lust zu fernerem Umherschauen benommen. Ich blieb von nun an ruhig in meiner Wohnung und widmete mich mit erneutem Eifer meinen Studien.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Wie friedlich auch die europäische Lage nach wie vor sich darstellen mag, läßt sich doch hier und da eine Unterströmung erkennen, durch die das für alle Anhänger einer stetigen Fortentwicklung der Cultur und Civilisation erfreuliche Bild einigermaßen getrübt erscheint. Der Ansturm aller Widersacher einer derartigen Fortentwicklung ist bezeichnender Weise gegen die Tripelallianz gerichtet. Wenn es überhaupt noch eines Beweises dafür bedürfte, daß das zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn abgeschlossene Bündniß die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens ist, so braucht nur auf das Verhalten der Chauvinisten in Frankreich, der Panslawisten in Rußland hingewiesen zu werden, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne die Allianz der europäischen Centralmächte in mehr oder minder verhüllter Form zu befehden.

So lange die Parlamente der verschiedenen Staaten nicht versammelt sind, haben jene Elemente mit ihren Erfindungen und Phantasien leichteres Spiel, da sie nicht in authentischer Weise von den leitenden Staatsmännern widerlegt zu werden pflegen. So ist es denn eine glückliche Fügung, daß der italienische Conseilpräsident Crispi durch die Veranstaltung des Bankets in Florenz in den Stand gesetzt worden ist, mancher in jüngster Zeit in Bezug auf die auswärtige Politik verbreiteten Legende ein jähes Ende zu bereiten. Die Taktik der Gegner des europäischen Friedensbündnisses war allerdings von Anfang an leicht zu erkennen; das Ungestüm, mit dem sie im Hinblick auf den von ihnen geflissentlich escomptirten Ablauf der Tripelallianz die Frage der Erneuerung oder Nichterneuerung des Bündnisses erörterten, mußte ihnen selbst verhängnißvoll werden.

Noch ist in Aller Erinnerung, wie die Reise des Kaisers Wilhelm nach Rußland der chauvinistischen Presse in Frankreich, der panslawistischen in Rußland den Anlaß bot, einen Versuch zu Verdächtigungen der deutschen Politik zu insinuiren. Diese Organe versicherten allen Ernstes, Deutschland wolle sich früher oder später von seinen Verbündeten lossagen, um mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen. Uebersehen wurde bei diesen an die Adresse Italiens und Oesterreich-Ungarns gerichteten Verdächtigungen nur das Eine, daß die Regierungen der verbündeten Staaten über die wirkliche Bedeutung der Reise des deutschen Kaisers ganz genau unterrichtet waren. Wie naiv mußten die Versicherungen erscheinen, Deutschland werde dem Zaren in der bulgarischen Angelegenheit weitgehende Zugeständnisse machen, als ob Deutschlands Verhalten in der Balkanfrage nicht klar und deutlich durch den Berliner Vertrag vorgezeichnet wäre.

Jedenfalls durfte man mit Interesse dem Frontwechsel entgegensehen, der sich aus Anlaß der Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem Kaiser Wilhelm in Schlesien, sowie des von dem deutschen Kaiser abgestatteten Gegenbesuches auf österreichischem Boden im Feldlager der Widersacher der Tripelallianz vollziehen würde. Geschäftig

verkündeten die Einen, Kaiser Wilhelm werde seinem bisherigen Bundesgenossen die angeblich mit dem Zaren in Bezug auf Bulgarien getroffene Vereinbarung kundgeben, während die Anderen nicht minder zuversichtlich betonten, der deutsche Kaiser kehre in den Schoß der Tripelallianz zurück, nachdem der „Annäherungsversuch" an Rußland gescheitert sei. Daß in Wahrheit die Reise nach Rußland in vollem Einklange mit dem friedlichen Zwecke des deutsch-österreichisch-italienischen Bündnisses stand, ist eine Thatsache, die im chauvinistisch-panslawistischen Lager sehr unangenehm berühren mußte.

Waren es insbesondere russische Blätter, denen die Aufgabe zufiel, zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn Mißtrauen zu säen, so besorgten französische Journale dasselbe Geschäft jenseits der Alpen, bei dem sie von den Republikanern und Irredentisten in Italien unterstützt wurden. Auf diese Vorgänge kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden, weil jetzt bereits außer Zweifel steht, daß die Gegner des europäischen Friedensbündnisses, insbesondere in Italien, hier alle Hebel ansetzen werden. Daher ist auch die Florentiner Banketrede des italienischen Conseilpräsidenten so hochbedeutsam, weil sie vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, daß, so lange Crispi sich am Staatsruder befindet, alle Versuche, die Tripelallianz zu sprengen, scheitern müssen. Nur darf nicht übersehen werden, daß bei dem strengconstitutionellen Régime in Italien das Schicksal des gegenwärtigen Ministeriums von den bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer abhängt. Von diesem wichtigen Gesichtspunkte aus müssen deshalb die Vorgänge beurtheilt werden, die sich in jüngster Zeit bei den „lateinischen Verbrüderungsbanketten" in Frankreich und Italien abspielten. Man würde wohl bei der Annahme fehlgehen, daß der italienische Abgeordnete Felice Cavallotti, der nicht bloß ein mittelmäßiger Theaterdichter, sondern auch ein schlechter Politiker ist, bei seiner jüngsten Anwesenheit in der französischen Hauptstadt von seinen Gesinnungsgenossen daselbst sich die Losung für die nächsten italienischen Wahlen geholt hat. Auffällig ist jedoch jedenfalls, daß die Irredentisten jenseits der Alpen mit stets wachsendem Ungestüm von Oesterreich-Ungarn Triest und das Trentino verlangen, während es ihnen durchaus angemessen erscheint, daß Frankreich Nizza und Savoyen behält. Nicht minder seltsam ist, wie dieselben italienischen „Patrioten", welche die Tripelallianz unerbittlich befehden, weil auch das „verhaßte" Oesterreich ihr angehört, die Rücksichtslosigkeit ganz natürlich finden, mit der ihr eigenes Vaterland von Frankreich auf handelspolitischem Gebiete behandelt wird.

Freilich versichern die Franzosenfreunde in Italien allen Ernstes, die Beziehungen der beiden Nachbarländer würden sich in demselben Augenblicke aufs Freundlichste gestalten, sobald Italien sich von der Tripelallianz lossagte. Wie widersinnig eine solche Annahme ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Würde Italien vor die Alternative gestellt, zwischen dem Bündnisse mit Deutschland oder demjenigen mit Frankreich wählen zu müssen, so würde nur ein in den gründlichsten Vorurtheilen Befangener schwanken können. Sind doch die Existenzbedingungen Deutschlands und Italiens gewissermaßen dieselben, während keine einander widerstreitenden Interessen dieser beiden durch den Krieg von 1870—71 endgültig geeinten Nationen vorhanden sind. Allerdings streuen die irredentistischen Organe die Verdächtigung aus, Deutschland schaue selbst nach Triest aus, um zum adriatischen Meere zu gelangen Um diese thörichte Anschuldigung zurückzuweisen, braucht aber nur hervorgehoben zu werden, wie Deutschland durch ein solches Verhalten sich Oesterreich und Italien für alle Zeit entfremden würde. Vielmehr hob Kaiser Wilhelm bei der Besitzergreifung Helgolands mit Fug hervor, daß dies das letzte Stück deutscher Erde wäre, das von dem Mutterlande in Anspruch genommen würde.

Wie wesentlich verschieden ist das Verhältniß Frankreichs zu Italien. Daß französische Truppen Jahre hindurch Rom besetzt hielten, um die weltliche Herrschaft des Papstthums künstlich zu stützen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der französischen Bevölkerung heute noch eine „römische Frage" anerkennt, während diese doch am 20. September 1870 mit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia endgültig gelöst ist, ist nur einer der zahlreichen Beschwerdepunkte, die

mit vollem Rechte von italienischer Seite geltend gemacht werden. Es braucht nur an die im Widerspruche mit feierlichen Versprechungen vollzogene Besitzergreifung Tunesiens durch Frankreich erinnert zu werden, um zu zeigen, wie wenig letzteres die offenkundige Interessensphäre des Nachbarstaates respectirt. Auch auf Tripolis ist die Begehrlichkeit Frankreichs gerichtet, so daß es geradezu als eine Lebensfrage für Italien erscheint, die Tripelallianz aufrecht zu erhalten, mit deren Zielen auch Großbritannien insofern übereinstimmt, als das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere gewahrt bleiben soll. Würde es andererseits den Franzosen gelingen, als beati possidentes von Algerien und Tunesien nach Tripolis vorzudringen, so würden sie sicherlich die Hoffnung nicht aufgeben, auch in Aegypten den durch eigenes Verschulden verlorenen Einfluß wieder zu erlangen. Jedenfalls wird durch das gesammte Vorgehen Frankreichs in Nordafrika erhärtet, wie wenig bereit die französischen Staatsmänner sind, die berechtigten italienischen Interessen auch nur im geringsten anzuerkennen.

Was für die politischen Beziehungen Frankreichs zu Italien gilt, kommt in noch weit höherem Maße für die handelspolitischen in Betracht. Es bedarf der ganzen Verblendung der italienischen Republikaner vom Schlage Cavallotti's und Imbriani's, wenn sie vom Austritte ihres Vaterlandes aus dem Dreibunde eine vollständige Besserung der finanziellen und commerciellen Lage erhoffen. Als Italien vor einiger Zeit dem französischen Handel eine Reihe von Erleichterungen gewährte, dachten die französischen Kammern nicht daran, mit gleichem Maße zu vergelten. Fehlte es aber damals nicht an Andeutungen, daß man eben in Frankreich die Loslösung Italiens vom Bündnisse mit Deutschland abwarte, so erwies sich dies als eitel Dunst. In diesem Zusammenhange bedarf es lediglich eines Hinweises auf die schutzzöllnerischen Bestrebungen in den französischen Kammern, die gegen die befreundeten Türken, sowie gegen das von Frankreich gewissermaßen als „Schützling" angesehene Griechenland in der „Rosinenfrage" mit derselben Rücksichtslosigkeit vorgingen, obgleich weder die Türkei noch Griechenland sich dem Bündnisse der europäischen Centralmächte angeschlossen haben. Damals ereignete sich das Curiosum, daß die Franzosen, die, auf die deutschen Ausgrabungen in Olympia eifersüchtig, in Delphi ihr Glück versuchen wollten, vorzogen, darauf zu verzichten, weil die bezügliche Erlaubniß der griechischen Regierung von dem Zustandekommen des Handelsvertrages abhängig gemacht worden war. Denn, was ist den französischen Weinbauern und den Schutzzöllnern in der Deputirtenkammer und im Senate Hekuba oder vielmehr — Pythia? So sind denn auch die französischen Ausgrabungen in Delphi unterblieben.

Daß auf alle diese Vorgänge im Zusammenhange hingewiesen wird, erscheint als unabweisliche publicistische Pflicht gegenüber den von französischer Seite unablässig gemachten Versuchen, Italien vom europäischen Friedensbündnisse loszureißen, nur daß die einsichtigen Staatsmänner jenseits der Alpen sich keinen Augenblick verhehlen, daß Italien, falls es derartigen Rathschlägen Folge leistete, lediglich isolirt werden, im Mittelländischen Meere seinen Einfluß verlieren und auf handelspolitischem Gebiete nicht das Geringste gewinnen würde. Hiernach erscheint es höchst seltsam, wenn der französische Abgeordnete Rivet bei seiner jüngsten Rundreise durch Italien auf einem „Verbrüderungsbankette" in Neapel die Solidarität der Franzosen und Italiener betonte. Der Abgeordnete Rivet konnte gar nicht unglücklicher exemplifieiren, als mit Garibaldi und den „lombardischen Erinnerungen" an jene Zeit, als der französische Soldat Schulter an Schulter mit dem italienischen kämpfte. Oder war es nur Heuchelei, wenn der französische Deputirte hervorhob, seine Landsleute würden niemals die Hochherzigkeit Garibaldi's vergessen, der trotz den beiden von Napoleon III. verübten „Verbrechen" von Rom und Mentana auf das Schlachtfeld von Dijon eilte, um für die Verbrüderung der Völker zu kämpfen? Herr Rivet kennt allem Anscheine nach die zeitgenössische Geschichte seines Landes sehr schlecht, wenn er pomphaft auf die Dankbarkeit seiner Landsleute gegenüber Garibaldi hinweist. Anderenfalls würde er wissen, wie schimpflich der italienische „Nationalheld" in der Nationalversammlung von Bordeaux, in die er gewählt worden war, behandelt wurde, als er in derselben

seinen Sitz einnahm. Wurde er doch nach seinen ersten Meinungsäußerungen in dieser französischen Nationalversammlung derartig mit Beleidigungen überschüttet, daß er sogleich sein Mandat niederlegte und aufs Tiefste gekränkt nach seinem Felseneiland Caprera zurückkehrte. Was ferner die „lombardischen Erinnerungen" betrifft, so hat Frankreich sich das „Schulter an Schulter kämpfen" mit Italien bekanntlich durch die Abtretung von Nizza, der Geburtsstadt Garibaldi's, und Savoyen, der Wiege des italienischen Königshauses, theuer genug bezahlen lassen. Der französische Abgeordnete Rivet wird diese Thatsachen jedenfalls nicht aus der Welt schaffen können, wenn anders seine mots sonores überhaupt ernsthaft zu nehmen sind, und nicht vielmehr als feststehend gelten darf, daß sie nur für die radicalen Theilnehmer am Banket bestimmt waren, die um jeden Preis den italienischen Conseilpräsidenten gestürzt, das europäische Friedensbündniß gesprengt sehen möchten.

Auch das Schlagwort von der „Union der lateinischen Völker" wurde bei dem „französisch-italienischen Verbrüderungsfeste" in Neapel in allen Tonarten variirt; insbesondere führte der ultraradicale Professor Bovio aus, daß, wie die französische Revolution von der heiligen Allianz bekämpft worden sei, heute der Bund Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn das Hinderniß der Union der lateinischen Völker wäre. Als ob Frankreich nicht vor der Schließung des europäischen Friedensbündnisses die Hegemonie beansprucht hätte und nicht heute bereits auf Italien eifersüchtig wäre, dessen stets wachsende Bevölkerung sogar, im Gegensatze zu den in Frankreich constatirten Verhältnissen, jenseits der Vogesen als ein Symptom der Beunruhigung angesehen wird. Freilich sind es andere Momente, die den Franzosen die Besorgniß einflößen mußten, daß die Italiener bei ihrem ernsten Streben früher oder später berufen sein könnten, den ersten Rang unter den lateinischen Nationen einzunehmen. Mögen immerhin die gegenwärtigen finanziellen und commerciellen Verhältnisse Italiens mancherlei zu wünschen übrig lassen, so braucht doch nur auf die unablässigen Fortschritte der italienischen Industrie hingewiesen zu werden, um zu zeigen, mit welchem Eifer an der Besserung der ökonomischen Lage gearbeitet wird. Als Turin aufhörte, Hauptstadt zu sein und diesen Rang an Florenz abtreten mußte, wurde vielfach angenommen, daß die Fortentwicklung der piemontesischen Stadt für alle Zukunft gehemmt bleiben würde. Wer aber im Laufe der Jahre stets von Neuem Turin besucht hat, wird durch den Augenschein von den außerordentlichen Fortschritten der Industrie überrascht und überzeugt worden sein. Sicherlich bedurfte es in Turin einer nie versagenden Willenskraft, um dieses Ergebniß herbeizuführen. Die Piemontesen, die wesentlich bei der Begründung des italienischen Einheitsstaates mitwirkten, haben jedenfalls einen neuen vollgültigen Beweis für ihren Patriotismus abgelegt, als sie, anstatt kleinmüthig zu verzagen, sich ein neues hohes Ziel steckten. Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß Turin gewissermaßen eine rühmliche Ausnahme darstelle; vielmehr zeigt sich auch in anderen italienischen Städten dasselbe rüstige Weiterstreben. Insbesondere geht in dieser Beziehung Mailand, die alte lombardische Hauptstadt, mit dem besten Beispiele voran. Wenn andererseits Florenz ein mehr beschauliches Dasein zu führen scheint, so darf doch hervorgehoben werden, wie auch diese Stadt in Bezug auf die Bethätigung patriotischer Gesinnung keinem anderen Orte nachsteht. Die Opfer, die Florenz bringen mußte, als nach dem 20. September 1870 Rom die Hauptstadt des geeinten Königreichs Italien wurde, waren um so bedeutsamer, als die Arnostadt sich eben erst als „capitale" eingerichtet hatte. Trotzdem gilt auch in Florenz wie im gesammten Italien, das kleinste Abruzzendorf nicht ausgeschlossen, der Ausspruch: „Roma capitale, Roma intangibile" als unverbrüchlich. Wie bezeichnend für eine solche Gesinnung erscheint es, daß die Florentiner, die durch die Verlegung der Hauptstadt nach Rom den schwersten materiellen Schaden erlitten haben, gerade den jüngsten 20. September, den Jahrestag des Einzuges der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia, wählten, um das dem Re galantuomo, dem Könige Victor Emanuel, gesetzte Denkmal zu enthüllen. Die patriotische Symbolik, die in einem solchen Acte liegt, ist zugleich die sicherste Bürgschaft für das weitere

Wohlgedeihen des Landes. In diesem Sinne ist es auch charakteristisch, daß der italienische Conseilpräsident Crispi gerade Florenz auswählte, um dort in einer bedeutsamen politischen Rede die Grundzüge seiner Politik von Neuem festzustellen.

Wie für Italien bildet auch für Oesterreich-Ungarn und Deutschland die Tripelallianz nach wie vor die feste Grundlage der auswärtigen Politik. Die herzlichen Beziehungen, die seit geraumer Zeit zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem Kaiser Wilhelm II. bestehen, sind in erfreulichster Weise wiederum zum Ausdrucke gelangt. Obgleich die Leiter der auswärtigen Politik der beiden verbündeten Nachbarstaaten an den Begegnungen der Monarchen nicht theilnahmen, darf doch als gewiß gelten, daß der persönliche Meinungsaustausch dieser im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sich fruchtbar erweisen wird. Auch die socialen Reformen, die darauf abzielen, eine Versöhnung der Interessen der verschiedenen Gesellschaftsclassen zu erleichtern, sind jedenfalls von den beiden Kaisern um so mehr in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen worden, als der am 1. October erfolgte Ablauf des Socialistengesetzes für Deutschland von einschneidender Wichtigkeit war. Nachdem dieses Gesetz nahezu zwölf Jahre in Wirksamkeit gewesen ist, mußte sich die Rückkehr zum gemeinen Rechte um so mehr empfehlen, als die Socialdemokratie, weit entfernt, durch das Ausnahmegesetz aus ihren Positionen verdrängt zu werden, vielmehr stets weiteren Zuwachs erhalten hat. Dem Bürgerthume erwächst nun, wie stets von Neuem hervorgehoben werden muß, die Pflicht, aus eigener Kraft den Kampf wider die unberechtigten Forderungen der Socialdemokratie aufzunehmen; hat sich doch bereits zu wiederholten Malen gezeigt, daß zielbewußtes, energisches Vorgehen gegenüber den maßlosen Ansprüchen der socialistischen Hetzer die wirksamste Waffe ist. Andererseits darf nicht versäumt werden, für wirkliche Schäden angemessene Abhülfe zu schaffen, insbesondere an der auf der Grundlage der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 sich aufbauenden Gesetzgebung mitzuwirken. Nicht minder liegt dem Bürgerthume ob, innerhalb der Grenzen, die mit Rücksicht auf die Concurrenzfähigkeit der heimischen Industrie gezogen werden müssen, gegen die aus der modernen Productionsweise für die körperliche und sittliche Gesundheit sich ergebenden Gefahren einen gesetzlich geregelten Schutz zu gewähren. Mit Recht wird indessen darauf hingewiesen, daß der Staat selbst nur einen Theil desjenigen zu leisten vermag, was erforderlich ist, wenn der Friede der verschiedenen Gesellschaftsclassen auf sichere Grundlagen gestellt werden soll. Hängt doch bei der Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Classen sehr viel von der Thätigkeit der Arbeitgeber ab. In dieser Beziehung muß eben dem Verstande und dem Herzen der Arbeitgeber viel überlassen bleiben.

Bezeichnend ist, wie sich aus Anlaß des socialistischen Parteicongresses in Halle insbesondere die französischen Socialisten mit den deutschen für solidarisch erklärt haben. Durchaus irrig wäre es jedoch anzunehmen, daß jene sich bei ihren Kundgebungen durch die Erwägung leiten lassen, daß Alles, was zur Zersplitterung in Deutschland beitrage, von französischer Seite gefördert werden müsse. Vielmehr verhehlen sich die französischen Socialisten keineswegs, daß diese Zersplitterung in ihrem eigenen Lande weit bedenklicheren Umfang angenommen hat als in Deutschland. Ganz abgesehen davon, daß im eigenen socialistischen Feldlager die bunteste Mannigfaltigkeit der Meinungen herrscht, hat die Enthüllung der „Coulissengeheimnisse des Boulangismus" bewiesen, bis zu welchem Grade einzelne Parteien in Frankreich demoralisirt sind. Daß Boulanger selbst, dessen Anhänger ihm früher die Rolle des „sauveur" zuschrieben, sich keineswegs durch „patriotische" Erwägungen leiten ließ, als er seinen Ansturm gegen die französische Republik in Scene setzte, ist längst bekannt. Auch zweifelte seit der schimpflichen Flucht des Generals kaum Jemand ernsthaft daran, daß dieser miles gloriosus niemals einen mit eigener Gefahr verbundenen Handstreich gegen die bestehenden Staatseinrichtungen unternommen hätte. Trotz der Verurtheilung Boulanger's durch den französischen Senat als Staatsgerichtshof wurde jedoch mehrfach angenommen, daß der General bei aller Feindseligkeit gegen die bestehende Republik doch nicht ausschließlich durch die niedrigsten Beweggründe geleitet worden wäre. Nun hat sich

aber gezeigt, daß Boulanger in derselben Zeit, in der er mit Revolutionären vom Schlage Henri Rochefort's, mit Chauvinisten wie dem Leiter der Patriotenliga Paul Déroulède in den intimsten Beziehungen stand, der verschwenderisch bezahlte Agent der Herzogin d'Uzès gewesen ist, die wiederum die Geschäfte der Orléanisten besorgte. Wären die Vorgänge nicht aufs Beste verbürgt, so könnte man es für eine romantische Erfindung halten, daß diese Herzogin d'Uzès Millionen zum Sturze der Republik und für die Wiederherstellung der Monarchie dem General Boulanger, dem ehemaligen französischen Kriegsminister, zur Verfügung stellte, Summen, die dann — und das ist der Humor davon — eine ganz andere Verwendung gefunden haben. In der politischen Komödie, die sich in Frankreich abgespielt hat, und in deren Mittelpunkte die abenteuerliche Figur des Generals Boulanger stand, spielt aber neben diesem der Chef des Hauses Orléans, der Graf von Paris, die kläglichste Rolle. Unwillkürlich erinnert man sich des Grafen Chambord, der lieber auf den französischen Königsthron verzichten zu müssen glaubte, als daß er das Banner seines Hauses, die weiße Fahne, preisgegeben hätte. Wie vortheilhaft unterscheidet sich dieser Don Quixote des Legitimismus von seinem „Rechtsnachfolger", dem Grafen von Paris, der nach Kräften gegen die Republik conspirirt, die Kosten jedoch unter allerlei Vorwänden von der Herzogin d'Uzès bestreiten läßt. Die sprichwörtliche Sparsamkeit des Hauses Orléans ist zwar durch ein solches Verhalten von Neuem in die gehörige Beleuchtung gerückt worden; als „königlich" kann dieses Verhalten aber sicherlich nicht bezeichnet werden. Der französischen Republik, die unlängst ihr zwanzigjähriges Jubiläum feierte, können solche Widersacher wie Boulanger und der Graf von Paris in gewissem Sinne nur zum Vortheile gereichen. Auch verbürgt die bisherige maßvolle Politik des Präsidenten Carnot, daß trotz allen chauvinistischen Hetzversuchen das officielle Frankreich auch in absehbarer Zukunft nichts gegen die von der Tripelallianz festgehaltene Friedenspolitik unternehmen wird.

Literarische Rundschau.

Paul Heyse's Italienische Dichter.

Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Vier Bände. Berlin, Wilh. Hertz. 1889.

Wenn ein Italiener nach dem Vorgange von Angelo de Gubernatis' „Amis de l'Italie en France" auf den Gedanken käme, auch die Deutschen in einem Buche zu feiern, die sich um Italien literarisch verdient gemacht haben, so würde in einer solchen Porträtgalerie der deutschen Freunde Italiens Paul Heyse einen bevorzugten Platz einnehmen. Denn seit länger als einem Menschenalter hat Paul Heyse Italien einen wesentlichen Theil seines dichterischen Schaffens gewidmet. Seit der „Arrabbiata", mit der er als Jüngling die fast unübersehbare Reihe seiner Novellen eröffnete, wie oft ist er ins Land seiner Jugendliebe zurückgekehrt, und wie oft hat Italien auch an diesem deutschen Gast die Wahrheit des Wortes erfahren, das ihm einst von einem anderen, Größeren zugerufen und bethätigt worden ist,

„Es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück."

Aber nicht nur durch eigene Spenden als Novellist, dramatischer und lyrischer Dichter hat Paul Heyse dem gastlichen Lande einen reichen Zoll von Dankbarkeit entrichtet; er ist auch mit ausdauerndem Eifer dafür thätig gewesen, der italienischen Dichtung in Deutschland Gehör zu verschaffen. Und zwar sowohl dem Volksgesang, den das Jacob Burckhardt gewidmete „Italienische Liederbuch" [1]) in einer Fülle seiner charaktervollsten Liederblüthen deutsch nachdichtete, als namentlich den modernen Italienern, deren Schöpfungen gegenüber denen ihrer großen Vorgänger selbst bei warmen Verehrern der italienischen Sprache und Literatur einen schweren Stand haben. Paul Heyse ist für sie in Prosa und in Versen mit dem ganzen Aufwand seiner unvergleichlichen Virtuosität als Uebersetzer eingetreten. Er hat uns Giusti [2]), den Unübersetzlichen, in einer Vollkommenheit verdeutscht, welche nur der voll zu würdigen vermag, der die ungeheuren Schwierigkeiten einer Wiedergabe dieser scheinbar so leicht geschürzten, in Wahrheit aber mit feinster Kunst geschmiedeten Satiren an sich erfahren hat. Nicht minder ist es ihm gelungen, Leopardi's Werk [3]) den deutschen Freunden des melancholischen Dichters in einer Uebertragung zugänglich zu machen, die sowohl in den Canzonen als auch in den Gesprächen die Kraft und die Hoheit des Originals ebenbürtig erreicht. Endlich hat der deutsche Novellendichter durch die von ihm heraus-

[1]) Berlin, Wilh. Hertz. 1860.
[2]) Berlin, A. Hofmann. 1875.
[3]) Berlin, Wilh. Hertz. Zwei Bände. 1878.

gegebene Sammlung der „Italienischen Novellisten“ [1]) wesentlich dazu beigetragen, die modernen Vertreter der alten echtitalienischen Erzählungskunst, einen Salvatore Farina, Ant. Giulio Barrili, Edmondo de Amicis, Enrico Castelnuovo, insbesondere aber den so früh entrückten Ippolito Nievo in einer trefflichen Auswahl ihrer Romane bei uns einzubürgern.

Ist es Angesichts solcher Leistungen nur billig anzuerkennen, daß Paul Heyse des von ihm übernommenen Vermittler- und Dolmetscheramtes zu Nutz und Frommen beider befreundeter Nationen ebenso uneigennützig als erfolgreich gewaltet hat, so darf es mit aufrichtiger Freude begrüßt werden, daß die vorliegenden Bände alle die Studien und Versuche, in welchen er sich mit der modernen italienischen Dichtung beschäftigt hatte, nunmehr zu einem stattlichen, Jedermann leicht zugänglichen Ganzen vereinigen. Von Parini an, dessen sittlich-ernste Muse den Italienern, wie uns Deutschen sein Zeitgenosse Klopstock, die Morgenröthe einer neuen Poesie verkündete, bis auf Carducci, Zendrini und die anderen Mitlebenden ist kaum ein namhafter italienischer Dichter in diesem monumentalen Denkmal Heyse'scher Uebersetzungskunst unvertreten geblieben. Wenige, deren Gedichten der treue Dolmetsch nicht bei seinen Landsleuten durch verständnißvolle Einführungsworte die Bahn zu öffnen gesucht hätte. An Parini, dessen Dichtungen durch die Uebersetzung des charakteristischen Essays eingeleitet werden, mit dem einst Giusti die Sammlung der Werke seines Vorgängers eröffnet hat, reiht sich (im ersten dieser vier Bände) die stolze Gestalt Vittorio Alfieri's, des

> . . . trutzigen Allobrogers, dem seine
> Männliche Kraft der Himmel selbst verliehen,
> Nicht diese Erde, siech
> Und unfruchtbar. Allein und unbewehrt —
> O herrlich Wagniß! — gegen die Tyrannen
> Wollt' auf den Brettern er zu Felde ziehen . . . (Leopardi.)

Von seinen herben Tragödien, die nach Prescott's treffender Bemerkung bei ihrem Erscheinen gegen die Wende des achtzehnten Jahrhunderts vor den Augen der erstaunten Zeitgenossen plötzlich aufragten wie die strengen dorischen Proportionen eines Tempels von Pästum inmitten der leichten Formen von Palladio's Architektur, werden uns „Mirra“ — noch heute Vielen unter uns im Gedächtniß durch Adelaide Ristori's geniale Verkörperung — und „Merope“ in Versen verdeutscht, deren Wohllaut den ehernen Klang des Urbildes nicht immer in voller Schärfe wieder gibt. Im schneidendem Gegensatz zu Alfieri's rauher Kraft steht der ebenso talentvolle als charakterlose Vincenzo Monti, erst der feurige Bekämpfer der Revolution, dann ihr begeisterter Lobsänger, endlich nacheinander der officielle Hofpoet Napoleon's und Kaiser Franz II., ein überaus productiver Dichter, dessen großes Formtalent den Mangel an innerer Tiefe nicht zu ersetzen vermag und bei dessen zahlreichen Schöpfungen die Inhaltsangabe des Uebersetzers nach unserem Empfinden etwas ausführlicher als nöthig verweilt. Wäre es nicht besser gewesen, statt dessen mehr von Ugo Foscolo zu bringen, der uns Deutschen als Patriot wie als Dichter sympathischer ist? Er ist in unserem Bande durch eine wundervolle Uebersetzung seines Gedichts „Von den Gräbern“ vertreten, aber manche andere Perle seiner aufrichtigen mannhaften Dichtung wird ungern vermißt, so jenes Selbstbildniß, das sein Sonett „Il proprio ritratto“ von seinem inneren und äußeren Menschen entworfen hat. Vielleicht gibt die neue Ausgabe von Foscolo's Werken, von der bei der Uebertragung seiner Gebeine aus dem englischen Exil in die Ruhmeshalle der italienischen Nation, Santa Croce in Florenz, die Rede war, dem deutschen Meister Anlaß, nochmals auf Foscolo's Gedichte zurückzukommen. Den Schluß des Bandes bilden die „Inni sacri“ [2]) und andere Gedichte von Alessandro Manzoni, eine der schwierigsten Aufgaben der Uebersetzungskunst,

---

[1]) Leipzig, F. W. Grunow. Sechs Bände. 1877 ff.

[2]) Zuerst veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau“, 1880, Bd. XXV, S. 29 ff.: „Alessandro Manzoni's heilige Hymnen“. Von Paul Heyse.

aber in den weihevollen Tönen, in denen die deutsche Nachbildung mit dem Original wetteifert, meisterhaft gelöst.

Der zweite Band ist ganz Leopardi gewidmet. Er enthält die sämmtlichen Canzonen und von den prosaischen Schriften die Gespräche nebst einer Auswahl aus den „Gedanken", in einer Uebersetzung, die sowohl dem schwermuthsvollen Gesange des Dichters der Weltverachtung als dem scharf ausgeprägten Stil seiner Prosa in geradezu mustergültiger Vollendung gerecht wird. In dem einleitenden Aufsatz über Leopardi's Weltanschauung ist mit feinfühlender Hand auf den Antheil hingewiesen, den eigene persönliche Schicksale und Leiden an dem Pessimismus des „Sombre amant de la mort" gehabt haben. Im dritten Bande werden Giusti's Gedichte wiedergegeben; als Einleitung ist ein Essay beigefügt, welcher die politischen Voraussetzungen für das Lebenswerk des vornehmsten italienischen Satirikers und die Grundlinien seiner dichterischen Wirksamkeit mit ebenso sicheren als feinen Zügen darlegt. Zur Vervollständigung des Bildes dienen einige Burlesken von Giusti's Vorgänger und Landsmann Guadagnoli und des erst neuerdings in seiner Bedeutung als Satiriker erkannten römischen Sonettdichlers G. G. Belli[1]). Der Schlußband endlich enthält, außer dem Wiederabdruck der im „Italienischen Liederbuch" erschienenen Verdeutschung von Volksgesängen aus den verschiedensten Theilen Italiens, eine bunte Auswahl aus den Gedichten der neueren und neuesten italienischen Lyriker, in der die patriotischen Klänge Aleardi's und Mercantini's mit den Idyllen von Praga und dall' Ongaro, die gefühlsselige Romantik von Grossi's Schwalbenliede mit den kraftvollen Tönen Giosuè Carducci's, Zendrini's zierliche Schilderungen aus der Gegenwart mit den Frivolitäten Stecchetti's einander ablösen.

Die einfache Aneinanderreihung der erlauchten Namen, die unter dem Banner ihres deutschen Interpreten sich hier zusammengefunden haben, reicht schon hin, um jeden Versuch einer Würdigung des Inhalts ihrer Dichtungen innerhalb des engen Rahmens der gegenwärtigen Anzeige unmöglich erscheinen zu lassen. Ebenso wenig würde sich innerhalb dieses Rahmens auch nur die gedrängteste Darlegung der Wandlungen entwerfen lassen, welche die italienische Dichlung in ihrem Zusammenhange mit dem nationalen Leben seit dem Auftreten Parini's erfahren hat. Auch der lockenden Versuchung, die Wechselwirkungen zwischen der italienischen Dichlung und den politischen Geschicken des Landes zu erörtern, muß hier widerstanden werden. Doch mögen zwei Bemerkungen gestattet sein, von denen die eine sich auf Italien, die andere auf Deutschland bezieht.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, die Freude hat, seit mehreren Jahrzehnten in lebhaftem persönlichen Verkehr mit gebildeten jungen Italienern zu stehen, der vermag den Umschwung zu würdigen, der seit etwa zwanzig Jahren sowohl in der Weltanschauung als insbesondere in den poetischen Neigungen der italienischen Jugend in der Vollziehung begriffen ist. Vor wenig mehr als zwanzig Jahren befand sich der begabteste Theil des giovine Italia noch nahezu vollständig unter dem bestrickenden Einflusse Leopardi's. Seine adlige Gesinnung, die unantastbare Reinheit seiner Seele, die classische Geschlossenheit seines Stils, sein tiefes Unglück: Alles trug dazu bei, den Apostel der Weltverachtung zum Abgott der lebenslustigsten und liebenswürdigsten Jugend seines Landes zu machen. Wie oft haben ihre deutschen Freunde sich bemüht, den düsteren Pessimismus zu bekämpfen, der diesen jugendfrischen Gesichtern so schlecht anstand und den sie im Verlaufe der Discussion auch gern auf sich beruhen ließen, um mit dem Deutschen „beim Gesang und Glase Wein auf den Tisch zu schlagen". Eh' es so weit kam, bildete oft eine Canzone von Leopardi den Gegenstand unseres Streites. Es ist das Gedicht zur Hochzeit seiner Schwester, worin der aus dem Vaterhause Scheidenden zugerufen wird:

---

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XVII, S. 136 ff.: „Giuseppe Gioacchino Belli, ein römischer Dialektdichter". Von Paul Heyse.

„. . . nun sollst du wissen,
Zu welcher Schmach der Himmel uns verdammt.
Sollst du ja selbst in schweren
Nothjahren voller Leid
Des unglücksel'gen Vaterlands unselig
Geschlecht vermehren . . . .
Elende — oder Feige
Wirst du gebären . . . . ."

So trübe Prophezeiungen aus solchem Anlaß hielten die Deutschen für nicht angebracht; das hohe Pathos, mit dem der Poet den blutigen Schatten Virginia's beschwört, erschien ihnen an unrichtiger Stelle; wenn der Weltschmerz eine minder tragische Auffassung des bevorstehenden Ereignisses — das übrigens gar nicht eintrat, denn aus der Hochzeit wurde nichts — dem Dichter nicht gestattete, dann hätte er, so meinten sie, ganz dazu schweigen sollen. Ueber dies Verbrechen an der Majestät ihres Liebtingspoeten geriethen dann Italiens lebhafte Söhne in der Regel außer sich, ohne uns mit dem Fremdartigen des Hochzeitsgedichtes versöhnen zu können. — Der größte unter den jetzt lebenden Lyrikern Italiens, Giosuè Carducci, hat in einer seiner „Nuove odi barbare" eine Marmorgruppe von Adriano Cecioni besungen, welche die Mutterliebe darstellt, ein rüstiges Toscanerweib, das nach der heißen Feldarbeit des sonnigen Tages ihr Kind versorgt:

Nun schwingt die starke Mutter ihr starkes Kind,
Schon an den nackten Brüsten gesättiget,
Und schwingt es hoch in süßem Plaudern,
Während das Knäblein die hellen Augen

Fest auf der Mutter Augen geheftet hat.
Sein kleiner Körper zappelt, die Finger streckt
Er suchend nach ihr aus, und lachend
Gibt sich die Mutter ihm hin in Liebe.

Wahrlich, eine tröstlichere, eine menschlichere Darstellung italienischen Familienglückes als Leopardi's stilvolle Verzweiflung, und wenn, wie es nach unseren Wahrnehmungen den Anschein gewinnt, bei der italienischen Jugend Leopardi's Stern gegen den Carducci's im Erbleichen begriffen ist, so können wir Italien und seiner Zukunft nur Glück dazu wünschen.

Die zweite Bemerkung trifft Deutschland. Ohne vorgefaßten Plan, aus der andauernden liebevollen Beschäftigung mit der Dichtung des schönen Landes heraus, sind Paul Heyse's Bände erwachsen, welche zwei der größten modernen Dichter Italiens nahezu vollständig in mustergültigen Uebertragungen ihrer spröden Verse, die Mehrzahl der seit hundert Jahren hervorgetretenen bedeutenden Schöpfungen der italienischen Lyrik in vollendeten Nachbildungen deutsch wieder geben. Zusammen mit Otto Gildemeister's Ueberſetzungen von Dante's „Göttlicher Komödie" und Ariost's „Rasendem Roland" besitzen wir nunmehr ein deutsches Corpus poetarum Italicorum, das von keiner anderen Nation an Umfang oder an innerem Gehalt übertroffen wird. Paul Heyse beklagt in der Vorrede zu seiner schönen Sammlung den Rückgang, den die Kenntniß der italienischen Sprache bei unseren Gebildeten gegen die Zeit erfahren habe, wo noch Metastasio Hofpoet bei Kaiser Joseph II. war. Grund oder Ungrund dieser Klage mag hier dahingestellt bleiben. Uns will scheinen, daß sie durch Heyse's eigenes Beispiel widerlegt wird. Jedenfalls heißen wir seine „Italienischen Dichter" mit um so größerer Freude und um so lebhafterem Dankgefühl willkommen, weil sein Werk uns als ein vollbürtiger Ausdruck der tief wurzelnden Zuneigung erscheint, welche das deutsche Volk auch auf dem Gebiete freiester Geistesthätigkeit der alt- und engbefreundeten Schwesternation entgegenbringt.

P. D. Fischer.

ϱ. **Gesammelte Werke** von Karl Frenzel. Zweiter Band: Deutsche Kämpfe. Dritter Band: Vanitas. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1890.

Die „Deutschen Kämpfe", zuerst 1873 erschienen, sind die Kämpfe gegen Rom und gegen Frankreich. In dieser Sammlung von Aufsätzen, welche mit Tagebuchblättern aus der Zeit des großen Krieges von 1870 beginnen und, in vorliegender neuer Ausgabe, mit Tagebuchblättern aus dem deutschen Trauerjahr (1888) schließen, zeigt Frenzel sich von seiner stärksten Seite und auf seinem eigensten Gebiete: dem des Essays. Seine Betrachtungsweise der Ereignisse bleibt immer die literarische: nicht diese selbst gibt er, sondern ihren Reflex; die zeitgenössischen Persönlichkeiten und die zeitgenössische Literatur dienen als Ausgangs- oder Anknüpfungspunkte seiner Darstellungen, die darum, daß sie künstlerisch gestaltet, nicht weniger auf dem sicheren Fundament historischen Wissens und politischer Bildung beruhen und wiewohl, oder vielmehr weil sie die Stimmung des Moments mit bewunderungswürdiger Schärfe fixiren, auch für die Zukunft wichtig sind. — Der Roman „Vanitas" ist der Zeit nach der erste, den Frenzel geschrieben. Er bewegt sich in den Kreisen der Spätromantiker; man erkennt den Einfluß Ludwig Tieck's, aber auch den Karl Gutzkow's. Die Widmung trägt die Jahreszahl von 1860. Wir bedauern, daß Frenzel sich nicht entschlossen hat, auch den Wortlaut der Widmung aus der ersten Ausgabe zu reproduciren. Sie hätte deutlicher, als wir es hier vermögen, jene Zeit zurückgerufen, in der die Anfänge des Berliner Romans liegen; jene Periode der Sehnsucht, des Suchens, des Ringens, das endlich, in unseren Tagen, dem Deutschen Reich und der deutschen Literatur eine Hauptstadt gegeben hat.

ϱ. **Heinrich Heine's sämmtliche Werke.** Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. Sechster und siebenter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mit den beiden vorliegenden Bänden ist die Heine-Ausgabe vollendet, der wir in unserer ausführlichen, den früheren Bänden gewidmeten Anzeige das Prognostikon stellten, daß sie die beste von allen werden würde. Das nunmehr fertige Werk bestätigt, was wir von seinen Anfängen sagten. Es ist in jeglicher Art ein Muster. Unternommen von einem jungen Gelehrten, einem philologischen Fachmann, der fünf Jahre stetiger Arbeit an diese Ausgabe setzte, bietet diese Gesammtausgabe nicht nur einen kritisch reinen Text, mit Beseitigung namentlich all' jener Willkürlichkeiten, Weglassungen oder Zusätze, zu welchen der erste Herausgeber, Adolf Strodtmann, übrigens in bester Absicht, sich veranlaßt sah, sondern bietet ihn auch in einer Anordnung, die wir für die einzig richtige halten und in einer Vollständigkeit, die bisher nicht erreicht worden ist. Was dann weiterhin Dr. Elster zur Erläuterung dieses sicher gestellten Textes in Anmerkungen und Verzeichnissen von Lesarten und zur besseren Uebersicht derselben in vortrefflichen Registern gethan hat, ist einfach bewunderungswürdig. Und nicht nur der durch Uebung geschärfte Blick und der unermüdlich ausdauernde Fleiß des gründlich geschulten Philologen zeichnen ihn aus, sondern in hohem Maß ist ihm auch eigen ein feines und freies ästhetisches Urtheil, wie dies in den Einleitungen zu jeder der einzelnen Schriften, namentlich aber in der Charakteristik des Dichters und seiner Werke, die den siebenten Band eröffnet, zu Tage tritt. Ein schönes Porträt Heine's, nach einem Orginal in Privatbesitz, schmückt diesen Band. — Wenn wir, für so Vieles dankbar, noch etwas zu wünschen hätten, so wäre es ein Schlußband mit Heine's Briefen, deren bekannt gewordene Zahl, seitdem Strodtmann sie gesammelt, sich beträchtlich vermehrt hat.

βϱ. **Platon's Phädon.** Philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Dr. J. Baumann, Professor in Göttingen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889.

Das Buch enthält eine chronologisch geordnete, mit kritischen Erläuterungen versehene Zusammenstellung der wesentlichsten Argumente, die seit den Tagen Platon's von den namhaftesten philosophischen Vertretern des Unsterblichkeitsgedankens zu Gunsten desselben geltend gemacht worden sind. Der Verfasser ist selbst ein Anhänger dieses Gedankens: er glaubt an die Existenz einer besonderen, von der Körperlichkeit des Menschen verschiedenen, unzerstörbaren Seelensubstanz. Es ist nicht uninteressant — auch für den principiellen Gegner dieses Standpunktes — die Wandlungen, die derselbe im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, und die immer erneuten Anstrengungen zu seiner Vertheidigung an der Hand der Baumann'schen Darlegungen im Zusammenhang zu verfolgen.

ϱ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Siebzehnter (Ergänzungs-) Band. Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1890.

Dem Abschluß des großen Werkes, welches wir in einem früheren Heft angezeigt haben, folgt dieser Ergänzungsband auf dem Fuße. Denn die Zeit steht nicht still, und in rühmlichem Wetteifer mit Allem, was der neue Tag Neues bringt, sehen wir Redaction und Verlagshandlung dieses eminenten Nachschlagebuchs ihre Arbeit fortsetzen. Der weitaus größere Theil des Bandes, 838 Seiten von im Ganzen 1059, bringt die seit dem Beginn und während der Publication der vierten Auflage nothwendig gewordenen Ergänzungen und Nachträge: ein Register zu Band I—XVII verzeichnet alsdann die wichtigeren Namen und Gegenstände, die keine selbständigen Artikel bilden, sondern in anderen Artikeln erwähnt oder beschrieben sind, während ein zweites Register die Abbildungen nach Band und Seite angibt und zum Schluß alle Beilagen, Illustrationstafeln, Karten und Stadtpläne übersichtlich zusammengestellt werden. Es erhellt auf den ersten Blick, wie sehr dadurch der Gebrauch des voluminösen Werkes erleichtert wird, welches gleichsam einen Auszug unseres gesammten Wissens enthält: und daß wir hinter keinem Fortschritt, keiner Erweiterung desselben zurückbleiben, dafür werden die „Jahres-Supplemente" sorgen, deren erster Band bereits für Anfang 1891 in Aussicht gestellt ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1890.

Bellamy. — Dr. Heidenhoff's Kur. Von Edward Bellamy Deutsche Bearbeitung von E. Wultow. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Berner. — Geschichte des Preußischen Staates. Von Dr Ernst Berner. 1. Abthlg. München und Berlin, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruckmann 1890.

Biedermann. — 1815–1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Von Karl Biedermann. Zweiter Band. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1890.

Björnson. — Magni. Roman von Björnstjerne Björnson Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Böhling. — Aus nordrussischen Dörfern. Erlebtes und Studiertes von Dr. Georg Böhling. Minden i. W., Wilhelm Köhler.

Brecht. — Schwarz-weiß-roth. Eine Ethik des Patriotismus. Von H. Brecht. Heft II. Halle a./S., Eugen Strien. 1890.

Büchner. — Zwei gekrönte Freidenker. Ein Bild aus der Vergangenheit als Spiegel für die Gegenwart. Dem deutschen Volke gewidmet von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, Theodor Thomas 1890.

Busch. — Die sociale Frage und ihre Lösung. Von Ernst Busch. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1890.

Carette. — Erinnerungen aus den Tuilerien. Von A. Carette. Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. II. Band. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1890.

Cauer. — Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr Paul Cauer. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 1890.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. III. Band: Die Religion der alten Aegypter. Dargestellt von Dr. A Wiedemann. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung. 1890.

Der Herzog von Lauenburg und **die Iden des März.** Eine antimacchiavellistische Denkschrift. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Deutscher National-Kalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthumes. Herausgegeben von Karl Pröll. Berlin, Hans Lüstenöder.

Die Hintermänner der Socialdemokratie. Von einem Eingeweihten. Fünfte Auflage. Berlin, H. Conitzer's Verlag. 1890.

Dina. — Sulle gioie e sui dolori. Poesie del Achille Dina. Milano, Galli. 1890.

Duller. — Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Stahlstichporträt Kaiser Wilhelm's I. und ausführlichem Namen- und Sachregister. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Edition Steingräber. No. 96/97: Altmeister des Klavierspiels. Herausgegeben von Dr. Hugo Riemann. No. 207: 17 Nocturnes und Cavatine „Reviens" von John Field. Herausgegeben von Dr. Hugo Riemann No. 365/366: 63 Klassische Vortragsstücke für Violine und Pianoforte. Eingerichtet etc. von Robert Schwalm. No. 399: 8 berühmte Kompositionen für Pianoforte von Domenico Scarlatti. Bearbeitet von Dr. Hugo Riemann No. 462: 27 Kompositionen für Pianoforte von Peter Tschaikowsky. Herausgegeben von Dr. Hugo Riemann. No. 476/478: 50 Violin-Duette älterer Meister Für den Unterricht ausgewählt von Ludwig Abel. No. 587: Schule der Geläufigkeit. 40 Etuden von Czerny. Herausgegeben von Dr. Hugo Riemann. Leipzig, Steingräber's Verlag. 1890.

Eichrodt. — Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Ely. — The Labor movement in America. By Richard T. Ely. London, William Heinemann. 1890.

Engel. — Wand an Wand und andere Novellen Von Eduard Engel. Dresden und Wien, Verlag des Universum. 1890.

Finck. — Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von H. T. Finck. Aus dem Englischen übersetzt von Udo Brachvogel. Breslau, Schles. Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1890.

Floerke. — Italisches Leben. Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern von Gustav Floerke Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1890.

Frapan. — Enge Welt. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Zweiter Band: Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. Von A. Wilbrandt. Dresden, L. Ehlermann. 1891

Geißler. — Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel in vier Akten von Karl Wilhelm Geißler. Leipzig, Friedrich Pfau.

Gréard. — Edmond Scherer. Par Octave Gréard. Paris, Hachette & Cie 1890.

Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von H. V.: Tristan und Isolde. — Die Meistersinger von Nürnberg. — Das Rheingold. — Die Walküre. — Siegfried. — Götterdämmerung. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Hansjakob. — Aus meiner Jugendzeit. Von Heinrich Hansjakob. Zweite, verb. und erweiterte Auflage. Heidelberg, Georg Weiß 1890.

Harrisse. — Christoph Colomb, les Corses et le gouvernement français par Henry Harrisse. Paris, H. Welter. 1890.

Hartenstein. — Aus dem Bürgerhause. Novellen von Anna Hartenstein. Dresden und Leipzig, Verlag des Universum. 1890.

Hase. — Karl von Hase's Werke. Band XI. Erster Halbband: Karl von Hase's Leben. 1. Abtheilung. Jugenderinnerungen Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1890.

Heath's Modern Language Series: Selections from Heine's Poems. Edited, with notes, by Horatio Stevens White Boston, D. C Heath & Co. 1890.

Heine — Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. Sechster und siebenter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Heinze-Goette. — Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag. 1891.

Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen. Leipzig, Carl Reißner. 1890.

Hug-Stead. — Switzerland. By Mrs. Lina Hug and Richard Stead. London, T. Fisher Unwin. 1890.

Jacobowski. — Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie von Ludwig Jacobowski. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag 1891.

Jerusalem. — Laura Bridgman Erziehung einer Taubstummen-Blinden. Eine psychologische Studie von Prof Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien, A Pichler's Wwe. & Sohn 1890.

Im Brennpunkt der Schulreform-Bewegung. Ein praktischer Klärungsversuch. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldtschmidt. 1890.

Kastropp. — Gunhild Ein Heldengedicht von Gustav Kastropp. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag. 1891.

Knebel-Doeberitz. — Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Weimar, Hermann Böhlau. 1890

Kohut. — Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke. Von Dr. Adolf Kohut. Berlin, S. Gerstmann's Verlag. 1890.

Kremnitz. — Ausgewandert. Roman in vier Büchern von Mite Kremnitz. 2 Bände. Bonn, Emil Strauß. 1890

Krumme. — Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten 20 Jahre von Dr. W. Krumme. Braunschweig, Otto Salle. 1890.

La conférence de Bruxelles et les Pays-Bas. Par un ami de la vérité. Anvers, Max Kuef. 1890.

L'Afrique pittoresque et merveilleuse. Peinte par les explorateurs: Baker, Barth, Burton, Cameron, Du Chaillu, Compiègne, Giraud, Livingstone, Nachtigal, Speke, Schweinfurth, Stanley, Wissmann etc. Par J. Baumgarten. Cassel, Théodore Kay. 1890.

Land. — Der neue Gott. Roman aus der Gegenwart von Hans Land. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Lasson. — Sint ut sunt. Für das alte Gymnasium wider die Neuerer. Fünf Thesen von Dr. Adolf Lasson. Berlin, Walther & Apolant. 1890.

Meinecke. — Die Gehaltsfrage der Geistlichen in der evangelischen Landeskirche Preußens. Skizzen und Tabellen von Carl Meinecke. Magdeburg, Albert Rathke's Buchhandlung. 1890.

Michael. — Englands Stellung zur ersten Theilung Polens. Habilitationsschrift von Wolfgang Michael. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 1890.

Minor. — Schiller. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von J. Minor. Zweiter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1890.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume XV. Washington, Government Printing Office. 1890.

Mörike. — Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. Dritte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Nansen. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Autoris. deutsche Uebersetzung. 1. Lfg. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Nordische Bibliothek. Band XV: Bei Mama. Von Arne Garborg. Deutsch von Marie Herzfeld. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1891.

Nouvelle collection des classiques populaires: Goethe. Par Firmery. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1890.

Ohlert. — Die deutsche Schule und das klassische Alterthum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts von Arnold Ohlert. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

Pederzani-Weber. — Die Marienburg. Eine deutsche Kulturstätte im Osten. Von J. Pederzani-Weber. Dritte Auflage. Königsberg, J. H. Bons Verlag.

Pfeil. — Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika. Von Joachim Graf Pfeil. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Pietzker. — Schule und Kulturentwicklung. Vortrag von Friedrich Pietzker. Braunschweig, Otto Salle. 1890.

Pietzker. — Humanismus und Schulzweck. Entgegnung auf die Schrift des Professor Paulsen: Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von F. Pietzker. Braunschweig, Otto Salle.

Plaeschke. — Der Eisenkönig. Ein Sang aus unsern Tagen von Moritz Plaeschke. Crefeld, Moritz Plaeschke. 1890.

Pole. — Wilhelm Siemens. Von William Pole. Berlin, Julius Springer. 1890.

Powell. — Eighth Annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1886–87. By J. W. Powell. Part II. Washington, Government Printing Office. 1889.

Preyer. — Eine neue deutsche Schule nach Hugo Göring. Von Hofrath Dr. W. Preyer. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders). 1890.

Reyer. — Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Ein Ersatz für das religiöse Dogma von Karl Friedrich Reyer. Leipzig, Ernst Wiest. 1890.

Ritter. — Der deutsche Kaiser. Von Dr. jur. Ritter. Berlin, Walther & Apolant.

Salchow. — Numantias. Heldengedicht in zwölf Gesängen. Von Gustav Adolf Salchow. Herausgegeben von G. H. Hamburg, Crone & Martinat. 1890.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. IV. Serie. Heft 105: Entdeckung des Sauerstoffs. Von Dr. M. A. Olschanetzky. Heft 106: Das deutsche Volkslied. Von J. E. Wackernell. Heft 107: Die Englische Emin-Entsatzexpedition. Von Dr. Fr. Reinhardt. Heft 108: Justus van den Vondel. Von T. Haek. Heft 109: Die Ostsee und die Insel Bornholm. Geologische und kulturhistorische Bilder. Von Dr. J. H. Kloos. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1890.

Schetelig. — Nervi und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Gesunde und Kranke. Herausgegeben von Dr. Arnold Schetelig. Frankfurt a. M., Johannes Alt. 1890.

Schmeding. — Die Bedenken Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Goßler gegen die Aufhebung des Gymnasialmonopols von Prof. Dr. Schmeding. Braunschweig, Otto Salle. 1890.

Schmidt. — Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812 bis 1815. Von Wilhelm Adolf Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Schmitz. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte. Ein geschichtlich politisches Denkblatt von Dr. M. Schmitz. 3. Auflage. Berlin u. Leipzig, Heuser's Verlag. 1890.

Schollwöck. — Vedi. Eine Erzählung aus den Tagen des ersten Passionsspiels in Oberammergau. Von Gustav Schollwöck. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Schott. — Lebensfragen von K. J. Schott. Leipzig, Theodor Thomas. 1890.

Schrader. — Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter, nach mehrfach ungedruckten Quellen. Von Dr. O. Schrader. Weimar, Hermann Böhlau. 1890.

Schubin. — Die Geschichte eines Genies. Novelle von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Schullern. — Gedichte von Anton von Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Schwalm. — Schulliederbuch. 183 ein- und zweistimmige Lieder nebst einer kurzgefaßten Chorgesangschule. Herausgegeben von Robert Schwalm. Breslau, F. Becher.

Sitting. — Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Sitting. Zweite Auflage. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer's Verlag. 1891.

Sylva. — Deficit. Roman von Carmen Sylva. Zweite Auflage. Bonn, Emil Strauß. 1890.

Sylva. — Frauenmuth. Von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. 1890.

Walcker. — Arbeiterlesebuch. Von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung. 1890.

Walter. — Bildung nicht Gelehrsamkeit. Ein Beitrag zur Schulreform von Hermann Walter. Gotha, Emil Behrend. 1890.

Warnecke. — Die deutschen Bücherzeichen (ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Von F. Warnecke. Probeheft. Berlin, J. A. Stargardt. 1890.

Watterich. — Die Psalmen aus dem Hebräischen metrisch ins Deutsche übersetzt und erläutert. Von Prof. Dr. Watterich. Baden-Baden, Emil Sommermeyer. 1890.

Weinstein. — Von Süd-Afrika und seinen Goldfeldern. Von Karl Weinstein. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Weiß. — Backfischträume. Lose Tagebuchblätter. Von Julian Weiß. Leipzig, Reinhold Werther.

Zeit- und Streitfragen, deutsche. Begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Heft 93: Ideale und Irrthümer der Unterrichtsprogramme. Von Dr. Horst-Keferstein. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1890.

Zimmer. — Martin Luther als Lehrer des deutschen Volkes. Herausgegeben von Heinrich Zimmer. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer. 1890.

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt", 1865 — 1890. Berlin, Franz Lipperheide. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Die Starken und die Schwachen.

Erzählung
von
Emil Marriot.
(Schluß.)

X.

Die nächsten Tage kamen Zenko unleidlich lang und langweilig vor. Sie dehnten und dehnten sich und wollten kein Ende nehmen. Es regnete vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen, als ob eine Sündfluth hereinbrechen sollte. Anna blieb unsichtbar . . . Das Befinden ihres Bruders hatte sich in Besorgniß erregender Weise verschlechtert, und sie entfernte sich keine Viertelstunde lang von seinem Bette. Am dritten Tage, des vergeblichen Wartens müde, ja völlig entnervt davon, entschloß sich Zenko, das junge Mädchen in ihrer Wohnung aufzusuchen. Sein Herz klopfte stark, als er die Schwelle überschritt . . . aber Die, welche er zu sehen hoffte, trat ihm nicht entgegen. Constantin's Secretär empfing ihn, forderte ihn nicht auf, Platz zu nehmen und beantwortete seine Fragen in hastiger und zerstreuter Weise. Dem Kranken erginge es übel, sie wüßten sich nicht zu rathen noch zu helfen . . . Während der junge Mann sprach, blickte er wiederholt nach der Thür, welche in das Krankenzimmer führte. Dann schaute er den Besucher mit schlecht verborgener Ungeduld an: „Halte mich doch nicht unnöthiger Weise auf! Ich habe Anderes zu thun, als auf müßige Fragen Antwort zu geben."

Dennoch zögerte Zenko, zu gehen und fragte endlich: „Kann ich das Fräulein nicht sprechen? Wenn auch nur auf ein paar Minuten."

„Unmöglich," sagte der Secretär. „Sie empfängt Niemanden — ausgenommen seine Hochwürden, Herrn Pfarrer Hagen," setzte er hinzu. „Constantin Fedorowitsch begehrte aus freiem Antriebe nach einem Priester. Er war sonst nicht fromm, aber wenn es ans Sterben geht . . ."

Achselzuckend brach er ab. Zenko nagte an der Unterlippe. Dieser Priester! Also schon wieder mußte er ihm weichen . . . Es war unerträglich.

Er trug dem Secretär Grüße an Bruder und Schwester auf und entfernte sich langsam . . . immer noch hoffend, daß Anna seine Stimme vernommen

haben könnte, ihm nacheilen und ihn zurückrufen würde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Mit Alicen ließ sich gegenwärtig auch nichts anfangen. Ihr Mann war da . . . Früher hatte es ihn niemals länger als einige Tage in Graz gelitten. Dieses Mal aber saß er fest und wich seiner Frau nicht von der Seite. Sein ewiges Politisiren machte Zenko, der sich für Politik überhaupt nicht interessirte, ganz nervös. Der Abgeordnete hielt lange Vorträge, als ob er auf der Rednerbühne stände oder seine Wähler vor sich hätte, und entrollte wiederholt sein ganzes Programm für die kommende Session. Nach seinen Worten hätte man glauben können, daß nichts leichter wäre, als die socialen und politischen Verhältnisse Oesterreichs in ein wahres Idyll umzugestalten — man brauchte nur die Rathschläge Herrn von Tennenberg's zu befolgen. Seine Frau hörte ihm mit spöttisch-müdem Lächeln zu oder schaute in die Luft und dachte an etwas Anderes. Manchmal warf sie auch Zenko, der ihr zu Gefallen ausharrte, einen vielsagenden Blick zu: „Dir dünkt schon eine Stunde unerträglich . . . und ich halte diese Folter bereits seit einer langen Reihe von Jahren aus."

Zenko opferte sich übrigens selten. Wenn ihm das Gespräch des Abgeordneten zu langweilig wurde, entfernte er sich unter irgend einem Vorwande — er hätte Briefe zu schreiben, seiner Kur obzuliegen oder etwas dergleichen — Alice lächelte dann und nickte ihm freundlich zu. Wie immer, durchschaute sie ihn, nahm ihm seine Flucht jedoch nicht übel. Einmal — sie befand sich in sehr gedrückter Stimmung und war aus diesem Grunde mittheilsam — sagte sie zu ihm: „Ich war sehr, sehr jung, als ich heirathete oder, richtiger gesprochen, verheirathet wurde. Meine und Herrn von Tennenberg's Familie wünschte unsere Verbindung, und so redete man mir ein, daß er der rechte Mann für mich wäre. Damals glaubte ich's wirklich . . . und will auch gern zugeben, daß er zu jener Zeit ein Anderer war. Merken Sie es wohl: der politische Ehrgeiz ist ein ebenso schlimmes Gift wie der Alkohol oder die Karten . . . er erfaßt den ganzen Menschen und läßt sein Opfer nimmer los. Die Frau eines Politikers gilt ihrem Gatten ebenso wenig wie diejenige eines Trinkers und Spielers dem ihren."

Sie sagte diese Worte in ruhigem Tone; dennoch fühlte Zenko, daß sie an eine geheime Wunde gerührt hatte. Bis zu dieser Stunde hatte er sie für vollkommen hohl gehalten und nicht geglaubt, daß sie die Oede ihres ehelichen Lebens irgendwie schmerzlich empfinde. Sie erschien ihm nach diesen wenigen Worten in einem anderen Lichte . . . „Zu schnell beurtheilen wir die Menschen darnach, wie sie sich uns zeigen," sagte er sich, „und geben uns selten die Mühe, nachzuforschen, warum sie so geworden. Wer weiß, ob diese Frau nicht echter Liebe fähig gewesen wäre, wenn man ihr nur Zeit gelassen hätte, das Erwachen solcher Liebe abzuwarten. In einer Ehe wie die ihre muß freilich Alles absterben . . . und immer ist es noch besser, man wird flach und hohl dabei, als wenn man sich zu Tode grämt."

Während er also dachte und sie betrachtete, schoß ihm der Einfall durch den Kopf, daß es wohlverdiente Strafe wäre, diesem unausstehlichen Politiker die vernachlässigte Frau abwendig zu machen. Schwer würde das nicht sein . . .

Eine Frau, welche sich bereits in vertraulichen Mittheilungen ergeht, legt es ja darauf an, daß der Vertraute sich ihr als Tröster anbiete! Schön war sie auch . . . und er . . . langweilte sich . . .

„Glauben Sie mir," fuhr Alice fort, „es ist für jede Frau ein herbes Loos, ohne Liebe durchs Leben zu gehen. Die Frau braucht Liebe, Aufmerksamkeit, Verzärtlung . . . sonst wird sie krank oder — schlecht. Mir scheint, daß ich noch zwischen dem Einen und dem Anderen schwanke, daß ich halb krank und halb schlecht bin . . . Nach zehn Jahren wird mein Schicksal sich wohl entschieden haben."

Sie lächelte, während sie sprach, aber ihre Augen waren feucht. „Wartet sie auf eine Liebeserklärung oder nicht?" fragte sich Zenko. Sie war so ernsthaft, daß er schwankend wurde. Vielleicht befand sie sich nur in einer jener Stimmungen, wo man sich mittheilen muß . . . gleichviel wem. Forschend blickte er sie an. Sie erschien ihm plötzlich begehrenswerth.

Da unterbrach sie seinen Gedankengang.

„Es ist und bleibt ein Unsinn, Kinder heirathen zu lassen," sagte sie, sich erhebend. „Ein Kind von sechzehn oder siebzehn Jahren soll wissen, was ihm taugt! Wie wäre das möglich? In vereinzelten Fällen mag das Wagniß immerhin glücken . . . jedoch im Allgemeinen nimmt es ein böses oder wenigstens kein erfreuliches Ende. Und nun lassen Sie uns von anderen Dingen reden. Faire du sentiment ist entschieden ungesund."

Sein Rausch oder was es sonst gewesen war, verflüchtigte sich plötzlich. Und das hatte ein Wort von ihr bewirkt — ein Wort, das ihn ins Herz traf. „Ein Kind von sechzehn Jahren soll wissen, was ihm taugt!" Anna's Bild war vor ihm aufgetaucht, und Alice versank. „Es wäre schrecklich, wenn eine Alice aus ihr würde," dachte er. „Und das würde sie an meiner Seite werden . . . ich würde sie dazu machen. Nein! ich will dieses Kind in Ruhe lassen."

Aber dieses „Kind" ließ ihn nicht in Ruhe.

Herr von Tennenberg, der den Pflichten gegen seine Frau genügt zu haben glaubte, wenn er ihr eine Woche lang den Kopf vollgeschwatzt hatte, zog sich neuerdings von ihr zurück und vertiefte sich in seinen Zeitungen, Broschüren und Correspondenzen. Zenko konnte nun, so oft und so lange er wollte, mit Alicen allein sein. Sie unternahmen Spaziergänge, spielten Schach, und er machte ihr in wahrhaft desperater Weise den Hof, und dabei ertappte er sich oft, daß er plötzlich an Anna dachte; ja, ihm kam vor, als weilten seine Gedanken überhaupt immer bei ihr. Er verwünschte sich selbst und sein Doppelspiel zwischen einem echten und einem erlogenen Empfinden und daß er die Wahrheit der Lüge geopfert hatte. Alle Welt wähnte ihn in Frau von Tennenberg verliebt oder glaubte doch, daß er ihre Gesellschaft jeder anderen bei Weitem vorziehe. Vielleicht war Anna demselben Irrthum verfallen . . . Weshalb hatte er die possenhafte Comödie aufgeführt? Um sich vor sich selbst zu schützen und eines Gefühles, das am Ende doch nicht echt sein könnte, bei Zeiten Herr zu werden? Aber was half ihm nun seine Berechnung, wenn er doch immerwährend an das Mädchen denken mußte? Wäre es nicht klüger gewesen, sich dem Zauber ihres Wesens arglos und ohne Grübeln hinzugeben und der Zukunft zu überlassen,

was daraus werden sollte? Wenn er sie nur sehen und sprechen könnte! Es wäre ihm, meinte er, ein Leichtes gewesen, sie sich zurückzugewinnen. Er wollte nicht der Besiegte sein. Besiegt von einem sechzehnjährigen Kinde — es war zu lächerlich.

Indessen verstrichen die Tage — langsam und langweilig. Herr von Tennenberg war neuerdings abgereist ... das war das einzige Ereigniß. Jeden Abend nahm Zenko sich vor, am nächsten Tage abzureisen und blieb — blieb mit der verbissenen Hartnäckigkeit eines Menschen, der um jeden Preis ein bestimmtes Ziel erreichen will und mit Heftigkeit Alles von sich weist, was ihm ein Hinderniß, an dieses Ziel zu gelangen, zu sein scheint.

XI.

Am zehnten Tage hörte es endlich zu regnen auf. Einem sonnenhellen Tage folgte ein kalter und klarer Abend, dessen Schönheit Zenko ins Freie lockte. Es war bald zehn Uhr. Die übrigen Hausgenossen hatten sich bereits zurückgezogen, auch Alice, welche heute an Migräne litt, war schon zur Ruhe gegangen. Zenko war froh, der ihn oft ermüdenden Aufgabe, sie zu unterhalten, für heute enthoben zu sein. Die Einsamkeit und Stille thaten ihm wohl. Er dachte an einen Abend, der ebenso schön war wie dieser. Nur wärmer war es damals gewesen, und der Vollmond hatte geschienen. Zenko erinnerte sich des unaussprechlich zärtlichen Gefühles, das an jenem Abende sein Herz beschlichen hatte ... Heute blieb es kalt in ihm und stumm. Es drängte ihn nicht, irgend einem Menschen in die Arme zu stürzen und ihm zuzurufen: „Laß uns gut sein und einander lieben!“ Eher wäre er versucht gewesen, dem Nächsten, Besten einen Dolch in die Brust zu stoßen.

Plötzlich zuckte er zusammen. Im Rahmen eines der Fenster des Erdgeschosses lehnte eine dunkle Gestalt. Sie mußte eben erst erschienen sein. Vor einer Minute war das Fenster noch leer gewesen. Er wußte das ganz bestimmt, denn zu oft hatte er im Vorüberwandeln nach diesem Fenster geschaut. Zum Schutze gegen die Abendkühle hatte die Gestalt ein schwarzes Spitzentuch um Schultern und Arme geworfen; regungslos stand sie da und starrte hinauf zum Himmel. Ihn sah sie nicht.

Er näherte sich leise und behutsam. Sie machte eine Bewegung und spähte angestrengt nach der Richtung hin, in welcher seine leisen Schritte ertönten.

„Ist Jemand da?“ fragte sie gleichsam erschrocken und machte Miene, sich zurückzuziehen.

„Ich bin's,“ sagte er und trat rasch auf sie zu. „O bitte! bleiben Sie.“

Nach augenblicklichem Kampfe gab sie nach, stützte sich mit beiden Armen auf das Fensterbrett und legte die gefalteten Hände unter das Kinn.

„Hat mein unerwartetes Erscheinen Sie erschreckt?“ fragte er zärtlich und besorgt und lehnte sich an das Fenstergesimse.

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Und darf ich verweilen?“

„O ja,“ sprach sie kaum hörbar.

„So lange haben wir einander nicht gesehen," fuhr er fort. „Mir wenigstens erschienen diese zehn Tage endlos . . . Wie geht es Ihrem Bruder?"

„Sehr schlecht. Er möchte nach Hause. Aber wie ist es möglich, an Abreise zu denken, bei seiner Schwäche! Er würde die lange und beschwerliche Fahrt nicht ertragen können."

Sie sprach still und gefaßt, wie man von Unabänderlichem spricht. Man merkte ihrem Tone an, daß sie nichts mehr hoffte und sich ergeben hatte.

„Jetzt schläft er," fügte sie hinzu.

„Wie angegriffen Sie aussehen!" sagte Zenko, ihr Gesicht betrachtend. „Diese Krankenpflege reibt Sie auf. Sie sollten ein wenig an die eigene Gesundheit denken."

Anna machte eine traurige Bewegung. „Dazu habe ich auch später Zeit. Ich werde ihn nicht mehr lange pflegen dürfen."

„Sie lieben ihn wohl sehr," bemerkte er nach einer kleinen Pause.

„Wie sollte ich nicht? Ich habe Niemanden außer ihm und der Tante."

„Niemanden sonst? keinen Freund?"

Sie senkte ein wenig den Kopf und schwieg.

„Mich rechnen Sie für nichts," sagte er.

Noch immer blieb sie stumm. Er wartete ein wenig und sprach sodann: „Ihr Schweigen ist mir Antwort genug. Was zwischen Sie und mich getreten ist, weiß ich nicht. Ich fühle nur, daß Etwas zwischen uns steht, was Sie von mir entfernt hält. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie gegen mich haben? Worin immer ich gegen Sie gefehlt haben mag — so schwer wird es wohl nicht sein, daß es nimmer gut zu machen wäre."

Er sprach sanft und bittend — aber weder Worte noch Ton brachten den gewünschten Eindruck hervor. Das junge Mädchen senkte den Kopf tiefer und — schwieg.

„Mißtrauen Sie mir?" fragte er nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht," murmelte sie endlich.

„Ich will Ihnen zu Hülfe kommen," sagte er. „Sie mißtrauen mir, weil Sie nicht errathen können, was ich von Ihnen will; weil Sie mich in meinem Betragen gegen Sie veränderlich und unverläßlich finden und einem so unbeständigen Menschen weder Ihre Freundschaft noch Ihr Vertrauen schenken wollen. Ist dem nicht so?"

„Ja," kam es rasch und scheu über ihre Lippen.

„Ja," wiederholte er einigermaßen bitter. „Die Antwort ist ehrlich. Aber Sie thun mir Unrecht. Was kann ich dafür, daß mich die Sorge um das Morgen keine Freude am Heute finden läßt? Ich erinnere mich, daß ich schon als halbwüchsiger Junge davon gequält wurde. Als ich zum ersten Male vor einem großen Publicum spielen sollte und in der Erwartung dieses ersten Triumphes vor Freuden gleichsam trunken war, ernüchterte, ja erstarrte mich der plötzliche Gedanke: In vierundzwanzig Stunden ist Alles vorüber. Und dieses Bewußtsein, daß Alles vergänglich sei, verleidet mir Alles. Sie werden nun freilich sagen, daß ich nur das Schicksal aller Menschen theile und kein Recht habe, mich zu beklagen. Gewiß nicht! Aber nicht Allen steht dieses:

Es geht vorüber! so unerbittlich klar vor Augen wie mir. Ich sehe immer nur das Ende — und das Ende aller Empfindungen und Freuden ist Enttäuschung und Erkältung."

„Immer?" fragte sie leise.

„Bei mir immer," sagte er. „Und darum wollte ich Sie fliehen . . . aber ich konnte nicht. Sie sehen, daß ich mich von diesem Fleck Erde, wo Sie weilen, nicht losreißen kann . . . Was meine Vernunft auch sagt, ich kann nicht!"

„Und was wollen Sie von mir?" fragte sie beinahe finster.

„Daß Sie mir helfen, wahr zu sein! wahr gegen Sie und gegen mich selbst! Ich glaube an nichts und möchte glauben; ich mißtraue mir und meinen Gefühlen und möchte vertrauen, und dies wie gern! Helfen Sie mir! Sie können es, wenn Sie wollen; Sie vermögen diesen schrecklichen Dämon des: Es geht vorüber! zum Schweigen zu zwingen — Sie, Sie allein! Aber Sie müßten mir — gut sein, um es zu können, und ich weiß nicht, ob Sie mir gut sind!"

„Das wissen Sie nicht? wirklich nicht?" fragte sie kaum hörbar.

Was wollte er denn noch? War nicht jedes ihrer Worte, jeder Blick, war nicht ihre zaghafte Scheu das verschleierte, unwillkürliche und unbewußte Geständniß einer keuschen, ersten Mädchenliebe? Was war es, das ihn abhielt, die Arme nach ihr auszustrecken und ihr zu sagen: „Laß uns einander lieben und bei einander bleiben, so lange Leben und Athem in uns? Der Zauber Deiner Jugend, Dein noch unentweihtes Herz, das sich mir ganz zu eigen gibt, werden auch mich wieder jung und froh und gläubig machen . . . laß uns das Glück erhaschen, so lange wir es ergreifen können; es kommt vielleicht nimmer wieder?"

Ja, was war es, das ihn verstummen ließ? Er wußte es selber nicht. Er fühlte nur, daß ihn die Worte, kaum, daß er sie gesprochen, bitter gereuen würden. Er fühlte aber auch, daß es ihm schrecklich wäre, dieses süße, junge Geschöpf zu verlieren . . . und so stand er vor ihr, zaudernd, zweifelnd und stumm, und sie schaute ihn zuerst beklommen, dann befremdet und endlich traurig und enttäuscht an.

„Gute Nacht!" sagte sie plötzlich ganz leise, und ehe er Zeit gefunden, auch nur ein Wort zu sprechen, war sie vom Fenster verschwunden.

Da erfaßte ihn unaussprechliche, unerträgliche Angst.

„Anna!" rief er laut und heftig.

Keine Antwort erfolgte.

„Anna!" wiederholte er und schwang sich auf das Fensterbrett. „Wo sind Sie?"

Er spähte in das Gemach. Es war leer und dunkel. Aus dem Nebenzimmer ertönte die Stimme des jungen Mädchens. Sie sprach mit dem kranken Bruder.

Was wollte er noch hier? und wie durfte er es wagen, den Ruf des Mädchens in so schonungsloser Weise zu gefährden? Wenn Jemand ihn hier sähe, um diese Stunde . . .

Rasch glitt er vom Fensterbrett herab.

„Morgen komme ich wieder!“ dachte er erbittert über sie und mehr noch über sich selbst. Eine unsagbare Traurigkeit schnürte ihm das Herz zusammen; er hätte weinen mögen. Ihm war, als raunte eine innere Stimme ihm zu: „Das Wort, das nicht zur rechten Zeit gesprochen wurde, muß ungesprochen bleiben. Und wenn es dennoch zu spät über unsere Lippen kommt, verhallt es gewöhnlich wirkungslos. Versäumt bleibt versäumt — und den verlorenen Augenblick des Glückes holt nichts wieder zurück.“

XII.

Am nächsten Tage war Alice ganz sonderbar gegen ihn. Sie sprach zwar nicht anders als sonst, aber sie schaute ihn dabei höchst merkwürdig an: halb spöttisch und halb schadenfroh.

„Was hat sie nur?“ mußte er zu wiederholten Malen denken. Am Ende hatte sie ihn gestern Abends im Garten gesehen und gehört, was er und Anna gesprochen. Sie wohnte gerade über dem jungen Mädchen, im ersten Stockwerke. Wenn sie zufällig ans Fenster getreten wäre, hätte sie ihn sehen müssen, wohl auch Alles, was er sagte, hören können. Er war zu aufgeregt gewesen, als daß er daran gedacht hätte, seine Stimme zu dämpfen. Die Vorstellung, daß Alice von allen dem unterrichtet sein könnte, war ihm peinlich. Beinahe fühlte er sich versucht, sie schlankweg darum zu befragen . . . ließ diese Absicht jedoch unausgeführt. „Vielleicht bilde ich mir nur ein, daß sie verändert sei,“ dachte er schließlich. Im Grunde genommen waren ihm Alice und ihr Betragen zu gleichgültig, als daß er lange und ernsthaft über sie nachgegrübelt hätte. Er sehnte und wünschte nur Eines herbei: den Abend, denn er zweifelte nicht und wollte nicht daran zweifeln, daß Anna ihn am Fenster erwarten würde. „Sie muß doch fühlen, daß ich kommen werde!“ dachte er, wenn seine Zuversicht durch einen leisen, ihn wie ein kalter Hauch berührenden Zweifel auf einen Augenblick erschüttert wurde.

Als er Alle im Hause zur Ruhe gegangen wähnte, schlich er hinaus in den Garten und lehnte sich an einen Baum, welcher unweit vom Fenster des jungen Mädchens stand. Das Fenster war dunkel und geschlossen.

Er wartete lange. Wenn Ungeduld ihn erfassen wollte, suchte er sich zu trösten: „Sie kann noch nicht abkommen. Der Bruder ist noch nicht eingeschlafen und will sie um sich haben. Sie kommt! kommt gewiß.“

Endlich aber fing sein Glaube zu wanken an. Die Nachtluft wurde feucht und kühl . . . ihn fröstelte.

„Wenn sie wüßte, daß ich hier bin, würde sie wohl kommen.“

Er schlich zum Fenster hin und pochte leise an die Scheibe; nach einer kleinen Weile noch einmal, und dieses Mal ein wenig lauter. Dann wartete er ein paar Minuten. Nichts regte sich drinnen. Das Fenster blieb dunkel und geschlossen. Schon stand er im Begriffe, zum dritten Male anzuklopfen, als er plötzlich inne hielt.

Schritte. Schritte, die langsam näher kamen. Es war außer ihm noch Jemand im Garten.

„Verdammt!“ murmelte er.

Die Schritte näherten sich und verstummten mit einem Male; ganz in seiner Nähe.

„Wer ist da?“ fragte eine männliche Stimme. Zenko rührte sich nicht. Er hatte die Stimme des Missionärs erkannt.

„Verwünschter Nachtwandler!“ dachte er.

„Wer sind Sie?“ fragte der Priester und streckte den Arm nach Zenko aus. „Gehören Sie in dieses Haus?“

„So gut wie Sie,“ entgegnete Zenko mit verbissenem Ingrimm.

„Ach so!“ sagte der Missionär. „Ich dachte, ein Fremder hätte sich eingeschlichen, weil Sie mir auf meine erste Frage keine Antwort gaben.“

Zenko schwieg. Dieser Mann ging ihm seit einiger Zeit doch so sorgfältig aus dem Wege . . . warum hatte ihn der Satan gerade jetzt hierher geführt? Und er schien Willens, zu bleiben. Zenko mußte alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmen, um dem Missionär nicht zu sagen, daß er sich packen möchte.

„Die Nacht ist schön,“ bemerkte dieser.

„Ja . . . aber es fängt an, kühl zu werden,“ erwiderte der Andere. „Sind Sie schon genügend gekräftigt, um sich der Nachtluft ungestraft aussetzen zu dürfen?“

„O! ich bin wieder hergestellt. In ein paar Tagen hoffe ich abreisen zu können.“

„Wollte Gott, Du hättest das schon heute Abend gethan!“ dachte Zenko.

„Binnen kurzer Zeit wird es im Hause leer sein, wenn nicht neue Gäste kommen,“ sprach der Missionär weiter. „Die Meisten wollen noch in diesem Monat fort. Heute habe ich den kranken Russen besucht“ (Zenko horchte auf), „es geht ihm ein wenig besser, und seine Schwester trägt sich mit der Absicht, diese scheinbare Besserung zu benutzen, und so bald wie möglich, vielleicht schon morgen, abzureisen.“

„So!“ murmelte Zenko. „Und sie kam nicht!“ sprach es in ihm. „Sie will fort und kam nicht. Nichts ließ sie meine Nähe ahnen und nichts drängte sie, zu erforschen, ob ich da sei . . .“

„Die Tage des jungen Mannes sind gezählt,“ fuhr der Priester fort. „Er dürfte nur noch wenige Wochen zu leben haben.“

„Traurig!“ sagte Zenko zerstreut. „Sie hat mich geliebt,“ dachte er weiter. „Noch gestern Abend hat dies junge Herz mir gehört. Ich hätte nur darnach zu greifen, nur ein, ein zärtliches Wort zu sprechen brauchen — und ihr junges Herz wäre heute mein. Es ist so seltsam, ja fast wie ein Wunder, der Erste in einem Mädchenherzen zu sein. Gewöhnlich war schon Einer oder Mehrere früher da. Die jungen Dämchen fangen bei Zeiten an . . . für irgend einen Lieutenant oder einen Cousin oder einen interessanten Bretterhelden haben sie immer schon geschwärmt. Hier aber bin ich der Erste gewesen. Dieses junge Herz war noch ganz unberührt, als es mich fand. Vielleicht war es just dieser noch unentweihte Blüthenduft, der mir die zarte Mädchenblume so begehrenswerth erscheinen ließ. O! noch einmal fünfundzwanzigjährig sein und lieben können wie in jener Zeit, ohne Zweifel und Klügeleien, lieben aus ganzer Seele . . . mein Gott! wie wäre das schön!“

„Der Eigennutz der Menschen tritt bei dieser Gelegenheit wieder einmal klar zu Tage," sagte der Missionär, ihn neuerdings seinen Träumereien entreißend. „Das junge Mädchen klagte mir heute, daß man sie schon förmlich aus dem Hause treibe. Denn nichts ist den Leuten an Kurorten peinlicher als ein Todesfall."

„Am Ende ist es für Jeden besser, in der Heimath als in der Fremde, unter herzlosen Miethlingen, zu sterben," bemerkte Zenko.

„Wenn nur der Arme nicht schon auf dem Wege zur Heimath stirbt! Stellen Sie sich die Lage der jungen Schwester vor, wenn sie den Bruder im Eisenbahncoupé oder in irgend einer Haltestelle, in einem elenden Wirthshaus, vielleicht ohne priesterlichen und ärztlichen Beistand, sterben sehen müßte!"

„Sie darf nicht abreisen!" rief Zenko ungestüm. „Was liegt an den Leuten! Mit Geld verschließt man ihnen den Mund und macht sie gefügig. Dieses Kind darf die weite Reise nicht antreten."

„Der Kranke begehrt nach Hause," sprach der Missionär mit einem traurigen Achselzucken.

„Ich lasse sie nicht fort!" rief Zenko noch leidenschaftlicher. „Oder . . ." Er verstummte. Daß ihm dieser Gedanke nicht schon längst kam! Nichts war einfacher, nichts lag näher . . . er geht mit ihr!

„Ich begleite sie," sagte er, mehr für sich als zum Priester. „Natürlich begleite ich sie. Man darf dieses Kind in seiner fürchterlichen Lage doch nicht allein lassen."

„Glauben Sie, daß sie Ihre Begleitung annehmen wird?" fragte ihn der Missionär sehr ernst.

Zenko fuhr zurück. Daran hatte er nicht gedacht. Nicht einen Augenblick.

„Warum sollte sie nicht?" fragte er gereizten Tones.

„Nun . . . ich meine nur. Sie sind ihr ein Fremder. Und Fremde hat sie ohnehin zur Seite."

„Bezahlte Diener," erwiderte Zenko verächtlich.

„Anhängliche, ihr ergebene Menschen," versetzte der Priester mit Nachdruck, „die vielleicht verläßlicher sind als Freunde, deren Namen sie vor wenigen Wochen noch nicht kannte."

„Darüber zu entscheiden, steht weder Ihnen noch mir zu," entgegnete Zenko hochmüthig. „Ich werde dem Fräulein meine Begleitung anbieten, und ihre Antwort — und zwar nur diese — wird mir zur Richtschnur dessen, was ich zu thun oder zu lassen habe, dienen."

„Und Frau von Tennenberg?" fragte der Missionär mit leisem Spotte.

„Wie gehört die hierher?" erwiderte Zenko und faltete die Brauen.

„Was wird sie dazu sagen, sie, deren getreuer Ritter Sie gewesen sind, und deren Gesellschaft Sie derjenigen des jungen Mädchens immer vorgezogen haben?"

„Frau von Tennenberg wird vermuthlich nichts dazu sagen, ebenso wenig wie sie meine sogenannten Ritterdienste anders auffaßt als sie gemeint waren... Uebrigens, wozu diese Erörterungen? Ich bin doch Niemandem über das, was ich zu thun beabsichtige, Rechenschaft schuldig."

„Niemandem — außer sich selber," sprach der Missionär ernst. Zenko machte eine ungeduldige Bewegung. „Wenn es sich um Sie allein handelte..."

„Um wen handelt es sich denn noch?" unterbrach ihn Zenko.

„Um ein schutzloses junges Mädchen."

„Für welches Sie sich lebhaft interessiren," ergänzte Zenko höhnisch.

„Gewiß," gab der Priester ruhig zu, „und dessen hülflose Lage mir inniges Mitgefühl einflößt."

Zenko schwieg eine Zeitlang.

„Und wenn ich dieses junge Mädchen zum Beispiel liebte?" bemerkte er sodann.

„Lieben Sie Anna Sentikoff?" lautete des Missionärs in strengem Tone gesprochene Gegenfrage. „Lieben Sie sie wirklich?"

„Ich setzte nur den Fall," erwiderte Zenko unruhig. Wie unbequem, ja wie unerträglich schien ihm dieser Mann! „Nicht Jeder fühlt den Beruf in sich, ein Asket zu sein," fuhr er fort, „und die Kirche selber billigt die Liebe, indem sie die Ehe zu einem Sacramente erhob."

„Ja wohl, die Ehe," sprach der Priester mit Betonung, „nicht aber jede thörichte Liebe, die für den Mann eine Laune bedeutet und für das Weib gewöhnlich mit Thränen endet."

„Wenn man über alle möglichen Folgen einer Neigung nachgrübeln wollte, dürfte man sich keinem Mädchen nähern," versetzte Zenko.

„Nun, so schlimm stehen die Dinge nicht. Der Mann muß sich eben nur über sich selber klar sein, ehe er einem Mädchen von Liebe spricht. Mit einem unerfahrenen jungen Herzen experimentiren, ist ein gefährliches und grausames Spiel."

„Ich spiele mit Niemandes Herzen," sagte Zenko mißmuthig. „Aber Sie, hochwürdiger Herr, sehen überall Gespenster. Wenn es nach Ihrem Sinne ginge, müßte man alle jungen Mädchen ins Kloster sperren."

Der Missionär lächelte. „Halten Sie mich wirklich für so unvernünftig? Was jedoch dieses junge Mädchen anbelangt, so bekenne ich, daß es kein Leichtes sein wird, einen ihrer würdigen Gatten zu finden. Sie ist begeisterungsfähig und rein und wahr und — ebenso klarsehend dabei. Betrachten Sie ihre Liebe zu ihrem Bruder. Gewiß liebt sie ihn innig — aber der Grundton dieser Liebe ist zärtliches Mitleid. Sie sieht den Bruder so wie er ist — als einen charakterschwachen, unfertigen, untüchtigen Menschen, der es niemals zu Etwas gebracht und an dem sie niemals eine Stütze besessen haben würde. Sie ist zu gut, um ihn dies merken zu lassen; sie gesteht es sich vielleicht kaum selber ein. Aber wenn es nicht ihr Bruder wäre, würde sie ihn, als Mann, geringschätzen. Und ebenso klarsehend würde sie ihrem Gatten gegenüber sein. Auf daß sie ihn dauernd lieben könnte, müßte er ein ganzer Mann sein — ein Mann von Verstand, Charakter und Herz, zu dem sie verehrend aufschauen, an den sie glauben, dem sie schrankenlos vertrauen könnte. Ein Anderer würde sie elend machen. Sie würde ihm treu sein aus Pflicht und ihn lieben aus Pflicht — aber über strenge Pflichterfüllung würde sie sich nicht erheben können. Und darum würde

sie bei einer solchen Ehe zu Grunde gehen. Denn sie gehört zu jenen starken Naturen, die sich mit Halbem nimmermehr abzufinden vermögen."

Zenko sagte nichts darauf. Aus den Worten des Missionärs hörte er nur Eines heraus: daß er nicht der Mann wäre, den sie brauchte, und daß er ablassen möchte von ihr.

„Und gerade jetzt will ich ihm beweisen, daß ihn alle seine Winke und Warnungen nichts nutzen und daß ich der Stärkere bin!" dachte er mit dem Starrsinn aller charakterschwachen, schwankenden Menschen, die immer nur dann einen Anlauf zur Festigkeit nehmen, wenn man ihnen Hindernisse in den Weg stellt. „Sie liebt mich, und ich liebe sie — und allen Pfaffen auf dieser Erde wird es nicht gelingen, uns auseinander zu reißen."

Er bot dem Missionär eine gute Nacht und entfernte sich schnell. In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb in rasender Eile, nicht anders, als ob Jemand ihn jagte, einen Brief an Anna Fedorowna.

„Sie wird nicht abreisen," murmelte er, während seine Feder knirschend über das Papier flog, „wenigstens nicht ohne mich. Der Triumph, sie mir entwendet zu haben, soll Niemandem werden. Sie gehört mir, und ich lasse sie Keinem, Keinem!"

XIII.

Am frühen Morgen schon beauftragte er das Stubenmädchen, den Brief auf Anna's Zimmer zu tragen. Als das Mädchen sich entfernt hatte, fühlte er sich merklich ruhiger. Nun waren die Würfel gefallen. Kaum hätte er angeben können, was er geschrieben hatte. Er hatte die Worte so schnell auf das Papier hingesetzt, daß er nicht mehr wußte, wie sie lauteten. Aber gesagt hatte er ihr Alles, Alles: daß er gestern Abend auf sie gewartet hätte und daß sie nicht abreisen dürfte, ohne es ihm vorher zu sagen; daß er sie begleiten wollte und gesonnen wäre, Allem und Jedem, so sich ihm hindernd in den Weg stellen würde, die Stirn zu bieten; daß sie zu einander gehörten und Niemand das Recht hätte, sie zu trennen; daß sie ihm Antwort geben möchte, geben müßte... und in dieser Weise ging es fort. Es war ein leidlich verwirrter, zusammenhangsloser Brief, ganz dazu geeignet, die Empfängerin in Unruhe und Bestürzung zu versetzen. „Ob sie mir antworten wird?" dachte er. „O gewiß! Aber was?" Seine kaum gewonnene Ruhe schlug bald wieder in quälende Rastlosigkeit um. Er hielt es zwischen seinen vier Mauern nicht länger aus. „Ich muß ins Freie," dachte er, „muß mich müde laufen ... Bis ich zurückkehre, wird ihre Antwort wohl da sein." Er verließ das Haus und traf auf der Schwelle mit Alicen von Tennenberg zusammen. Die Begegnung war ihm nicht unerwünscht. Das einsame Denken und Grübeln und Warten seit dem Morgen hatte seine Kräfte aufgerieben. Er machte Alicen den Vorschlag, einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen. Sie schaute ihn von der Seite an, überlegte ein Weilchen, sagte jedoch schließlich Ja, und so schlenderten sie langsamen Schrittes dem Hilmteiche zu.

Alice war heute auffallend still und in sich gekehrt. Um so eifriger und hartnäckiger redete er, gerade so, als ob jede Minute des Schweigens eine

Gefahr in sich bärge. Er sprach von allem Möglichen und sprang hastig von einem Gegenstande zum anderen über . . . und sie schritt mit gesenktem Haupte neben ihm einher, sagte Ja oder Nein und ließ von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick über sein Gesicht gleiten.

Als sie den Teich erreicht hatten, stand sie still und schaute auf das Wasser.

„Wissen Sie, was mir neulich beigefallen ist?" sagte sie dabei. „Daß ich Ihnen schon einmal, und zwar vor langer, langer Zeit, begegnet bin."

„Wann und wo soll das gewesen sein?"

„Im Salon B. zu Berlin. Sie waren damals ein noch ganz junger Mensch, bartlos und von knabenhafter Gestalt . . . indessen von einer erstaunlichen Sicherheit im Benehmen. Hauptsächlich dadurch fielen Sie mir auf . . . denn für Musik hatte ich in jenen Tagen keinen Sinn, und in meinen Augen waren Sie, ungeachtet man schon damals viel Aufhebens von Ihrem Clavierspiel machte, nicht mehr und nicht weniger als ein grüner Junge."

„Und daran erinnern Sie sich noch heute?" fragte er mit einem Lächeln. „Seitdem sind zwanzig Jahre verflossen."

„Ich bin so alt wie Sie," sagte sie, den Kopf zurückwerfend, „und mache aus meinen siebenunddreißig Jahren kein Geheimniß . . . Aber, nicht wahr? ich sehe jünger aus?"

„Schönheit und Jugend sind Wechselbegriffe," gab er zur Antwort. „Eine schöne Frau ist immer jung . . . Also, damals bin ich dummer Junge achtlos an Ihnen vorbeigegangen? Sie sehen, daß mein Geschmack sich geläutert hat."

„Wenn Sie in jener Zeit sich in mich verliebt hätten?" bemerkte sie sinnend.

„Würden Sie mich wahrscheinlich ausgelacht haben. Siebzehnjährige Mädchen sind gegen ebenso alte Jungen erbarmungslos."

„Wer weiß!" sagte sie. „Ich erinnere mich, daß es mich furchtbar verdroß, zu sehen, wie Ihnen die verheiratheten Frauen förmlich den Hof machten und mit was für einer empörenden Kaltblütigkeit Sie alle diese Huldigungen über sich ergehen ließen. So ein dummer Junge! dachte ich. Dem wollte ich seine Anmaßung heimzahlen, wenn — er sich in mich verliebte!"

Er mußte lachen. „Und warum haben Sie sich den Scherz versagt? Es stand doch in Ihrer Macht, diesem dummen Jungen den Kopf zu verdrehen."

„Warum glauben Sie das?" fragte sie und blickte ihm fest in die Augen. „Steht es denn heute in meiner Macht, dem Manne gefährlich zu sein?"

Er stutzte ein wenig. „Wenn Ihnen daran gelegen wäre," sprach er sodann, „ja!"

„Und Sie nehmen an, daß mir nichts daran gelegen sei," versetzte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Niederlage hinter diesem schonenden Deckmantel zu verbergen sich bemühen. Aber . . . lassen wir es sein. Ich galt Ihnen damals nichts und gelte Ihnen heute nichts . . . das weiß ich. Sprechen wir lieber von anderen Dingen."

Er verbeugte sich und sprach, wie sie begehrt hatte, von anderen Dingen. Indessen konnte er nicht umhin, über ihre Worte nachzudenken. . . „Was will sie denn von mir?" fragte er sich. „Wozu sagt sie mir alles das? Für ein Spiel geht das doch zu weit. Sollte sie im Ernste nach meiner Liebe Verlangen

tragen? Nein! das ist unmöglich. — Und warum unmöglich. . .?" Er erinnerte sich eines schon halb vergessenen Gespräches. Sie hatte ihm unaufgefordert, wie von einem inneren Impulse getrieben, einen Einblick in ihre trostlose Ehe gewährt. Was hatte sie nur damals gesagt? „Es ist für jede Frau ein herbes Loos, ohne Liebe durchs Leben zu gehen. Die Frau braucht Liebe... sonst wird sie krank oder — schlecht." Merkwürdig, wie getreu sein Gedächtniß diese Worte aufbewahrt hielt, und daß sie ihm gerade jetzt einfielen. Würde sie das gesagt haben, wenn er ihr ganz gleichgültig wäre? Einem gleichgültigen Menschen sagt man so etwas nicht! Und war er nicht schon damals versucht gewesen, auf ihr Spiel einzugehen und es auf die Probe, wie weit er sich darin würde vorwagen können, ankommen zu lassen?

„Thorheit!" Er wollte sich diesen Gedanken gewaltsam entreißen. „Sie kokettirt mit mir. Alles ist Grimasse, ist die Sucht, sich interessant zu machen. Was für ein eitler Narr bin ich doch, die Mätzchen einer blasirten, sensationsbedürftigen Modedame mit einem Male so tragisch aufzufassen!"

Verstohlen schaute er sie an. „Sie täuscht sich. Nicht um einen Tag sieht sie jünger aus, als sie ist. Sie ist auch gar nicht schön" . . . Es gewährte ihm eine eigenthümliche Befriedigung, sich das im Stillen zu sagen. „Die Fältchen um die Augen, die scharfen Linien um den Mund verdeckt kein Reismehl; und diese Fältchen und Linien plaudern Ihr Alter aus, gnädige Frau! Der große Mund will zu dem mageren Gesichtchen ebenfalls nicht passen. Nein! Sie sind nicht schön."

Aber gerade der Mund — dieser große, sinnlichmüde, grausame Mund — immer wieder mußte er ihn ansehen. Warum wollte er um jeden Preis eine alte und häßliche Frau aus ihr machen? Sie war schön, mehr als schön! eigenartig und pikant; eine Erscheinung, die unwillkürlich den Blick auf sich zieht und — festhält. . .

„Thorheit!" dachte er noch einmal. „Ich bin heute aufgeregt. Das Warten hat meine Nerven zerrüttet . . . und in solcher Stimmung ist es gefährlich, mit einem Weibe allein zu sein."

Er beschloß, nach Hause zu gehen. Die Mittagszeit rückte ohnehin heran; von nah und fern verkündeten die Glocken die zwölfte Stunde.

Auf dem Heimwege sprachen sie wenig. Alice bemerkte, daß sie gestern den kranken Russen besucht hätte; „um Abschied zu nehmen," fügte sie hinzu. „Sie verlassen uns dieser Tage, die Beiden. Wahrscheinlich schon morgen. Der arme Junge ist furchtbar elend. Er gab sich nicht die geringste Mühe mehr, sich vor mir zu verstellen und gesund scheinen zu wollen und benahm sich — tout franchement — als Sterbender. Der Abschied von mir berührte ihn nicht im Leisesten. An der Schwelle des Todes wird Einem Alles gleichgültig."

Es war Zenko peinlich, ja es verursachte ihm geradezu Herzweh, an Anna erinnert zu werden. Vielleicht darum, weil er während der letzten halben Stunde kein einziges Mal an sie gedacht hatte.

„Unsere kleine Colonie ist in der Auflösung begriffen," sagte er, um etwas zu sagen. „Unser Missionär spricht ebenfalls von Abreise . . . Und Sie? wie lange gedenken Sie noch hier zu bleiben?"

„Ich weiß es noch nicht. Der Missionär und die Russen haben leicht gehen. Die Einen zieht es nach der Heimath, den Anderen zu seinen Wilden. Mich zieht es nirgends hin, und das ist es, was mir jeden Abschied so schwer macht."

Am Thore des Palazzo trennten sie sich, und Zenko begab sich eilenden Schrittes auf sein Zimmer. Auf dem Schreibtisch sah er etwas Weißes liegen. Er stürzte darauf los. Es war ein Brief von Anna.

„Ich verstehe Sie nicht ganz und weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll," hieß es darin. „Meinem Bruder ergeht es sehr schlecht, ich kann mich keine Minute von ihm entfernen. Auch muß ich Sie ohne Zeugen sprechen. Heute Abend werde ich am Fenster sein."

Er faltete das Billet langsam zusammen und steckte es langsam zu sich. Es war ihm seltsam zu Muthe. Würde das Kind nicht besser gethan haben, wenn sie ihm — nicht geantwortet hätte? Er gerieth über sich selbst in Zorn. Was wollte er denn eigentlich? Ja, wenn er das wüßte. „Ich bin abgespannt," dachte er. „Das ist's."

Bei Tische war er wortkarg. Alice hingegen zeigte sich sehr gesprächig, aber alle ihre Worte galten nicht ihm, sondern dem schweigsamen Missionär. Sie hatte offenbar den Wunsch, den gegen weibliche Künste gefeiten Mann zu bezaubern, ihn wenigstens für sich einzunehmen.

„Ein eitles Weib, das nicht vertragen kann, wenn Jemand sie übersieht," dachte Zenko verdrießlich. „Mit Jedem kokettirt sie und mit Jedem in anderer Art . . . Vormittags war ich das Opfer, jetzt ist's der Missionär. Zum Glücke thut es Keinem weh."

Es war an einem Freitag. Der Priester genoß in Folge dessen kein Fleisch, und Alice, welche ihn nicht aus den Augen ließ, hielt es sogar für nöthig, sich zu entschuldigen, daß sie Fleisch äße.

„Ich würde sehr gern fasten," sagte sie. „Aber der Arzt hat es mir streng verboten. Und Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß man unserem verehrten Doctor unbedingt gehorchen muß."

Sie sagte eine Lüge. Sie hatte mit dem Arzte vom Fasten überhaupt nicht gesprochen, weil sie niemals fastete. Der Missionär mochte sie durchschauen.

„Es geht mich so wenig wie jeden Anderen an, was Sie essen oder nicht essen, gnädige Frau," gab er ruhig zur Antwort. „Ich hatte auch wirklich nicht darauf geachtet. Uebrigens," setzte er mit dem Anflug eines Lächelns hinzu, „entbindet die Kirche Kranke und Leidende vom Fastengebote. Ich sage Ihnen das, um Ihr Gewissen zu beruhigen."

Hierauf berührte sie seine Abreise und versicherte, daß es ihr „furchtbar" leid thäte, ihn scheiden zu sehen.

„Wenn ich Sie nur einmal hätte predigen hören!" rief sie aus. „Ich bin überzeugt, daß Ihr Vortrag einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben würde."

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin ein nur mittelmäßiger Redner," erwiderte er. „Gegenwärtig könnte ich nicht predigen. Die Stimme versagt mir den

Dienst. Vergessen Sie nicht, daß ich ein kranker Mann bin oder doch vor Kurzem noch war."

„Und dennoch denken Sie an Abreise und wollen zurück zu Ihren Wilden! Sie werden diesem mühevollen Leben zum Opfer fallen."

„Wie Gott will. Hier würde ich der Sehnsucht erliegen," sagte er und schaute mit dem ihm eigenen träumerischen Blick durch das Fenster, in die Ferne. Kein Weib, kein Kind, keine Heimath; keine irdischen Liebesbande und irdischen Wünsche. Nur Eines im Herzen: Gott und sein Evangelium.

Alice senkte das Haupt und sagte nichts mehr. Sie schämte sich ihres Kokettirens mit diesem Manne. Als die Tafel aufgehoben war und die Gäste sich entfernt hatten, trat sie auf den Priester zu und bat ihn, sie zu segnen. Es war ernsthaft gemeint. Und ebenso ernsthaft erfüllte er ihr Begehr und ging hierauf mit stillem Kopfnicken von dannen.

„Er reist schon morgen mit dem Frühzuge ab," sagte die aufwartende Magd mit halblauter Stimme.

„Und welchen Weg nimmt er?" fragte Zenko, der zurückgeblieben war.

„So viel ich gehört habe, geht er, auf eine Einladung des Fürst-Erzbischofs, nach Wien," antwortete das Mädchen, mit dem Abräumen des Tisches beschäftigt. „Ich glaube, daß er mit den Russen reisen wird."

Zenko's und Alicens Blicke kreuzten einander. Dann schaute Zenko vor sich nieder. Sollte er — zurücktreten? sich nicht weiter störend drängen zwischen diese Menschen? Unter der Obhut des Priesters war Anna gut aufgehoben. Ein besserer, treuerer Schutz konnte ihr unmöglich werden. Und es war wohl nicht ohne Absicht, daß der Missionär in diese gemeinsame Wegfahrt eingewilligt hatte. Kannte er doch Zenko's Vorsatz, sich dem jungen Mädchen anzuschließen. Er wollte sie schützen vor ihm, dieser Priester.

Der alte Trotz erwachte aufs Neue, und starrsinniger als jemals zuvor.

„Die Rechnung wird nicht stimmen," dachte er. „Ich weiche nicht. Mag er bis Wien mit uns fahren! Dann muß er sie mir auf Gnade oder Ungnade überlassen." Er war wieder ganz derjenige, der er gestern Abend gewesen. Sie würde kommen, er würde sie sprechen, und damit war er seines Sieges sicher.

Wenn es nur schon Abend wäre!

Hastig verabschiedete er sich von Alicen, deren Augen — er hatte es gefühlt — unablässig an seinem Gesichte gehangen waren, und eilte auf sein Zimmer. Dort sank er auf das Bett hin. Er war zum Tode matt und hatte nur ein Verlangen: schlafen, schlafen, um die Stunden des Wartens abzukürzen. Sehr bald fiel er in Schlaf, — in einen dumpfen und unerquicklichen Schlaf — und als er wieder erwachte, war es ganz finster im Gemache.

„Was! schon acht Uhr!"

Er hatte sechs Stunden in einem Zuge geschlafen; so fest und schwer, als ob er einen Schlaftrunk zu sich genommen hätte. Der Kopf schmerzte ihn, und er taumelte, als er sich vom Lager erhob. Eilig wusch er sein Gesicht und bürstete seine zerdrückten Kleider glatt; hierauf ging er hinab in den Speisesaal. Das Glockenzeichen zum Abendmahle war bereits gegeben worden.

XIV.

Im Speisesaale traf er die gewohnte Gesellschaft an. Nur der Missionär fehlte. Zenko heftete die Augen halb fragend auf den leeren Platz.

„Er soupirt heute auswärts, in irgend einem Ordenshause," sagte Alice erklärend. „Ich glaube, daß man da, ihm zu Ehren, ein kleines Abschiedsfest veranstaltet. Morgen reist er mit dem ersten Zuge ab . . . Wir werden ihn nicht mehr sehen."

„Nun, Sie haben ihm ja in feierlicher Weise Adieu gesagt," bemerkte Zenko ironisch.

„Sie spielen auf den Segen an, um welchen ich ihn heute Mittag bat," erwiderte Alice gelassen. „Was ist dabei, um Ihren Spott herauszufordern?"

„Im Grunde genommen nichts. Mir kam nur dieser Einfall von Ihrer Seite sonderbar vor. Zuerst kokettiren und dann schließlich in nomine patris und so weiter. Das stimmt nicht zusammen."

„Möglich. Indessen gebe ich Ihnen die Versicherung, daß der Segen dieses edlen Mannes mir wohl that."

„Um so besser," sagte Zenko kühl.

„Leider hielt die fromme Regung nicht lange an," fuhr Alice fort. „Noch während er mich segnete, kam mir ein thörichter Gedanke."

„Und der war?"

„Daß Etwas mir gelingen und daß der Segen des Priesters mir dazu verhelfen möchte."

„Aber wozu verhelfen? Sie sprechen in Räthseln."

Sie verzog die Lippen. „Noch ist es mir nicht gelungen," sagte sie, „und ehe dies nicht der Fall ist, rede ich nicht davon und verrathe nichts. Ich bin sehr abergläubisch."

Zenko verbeugte sich. Was war ihm an der Geheimnißkrämerei dieser Frau gelegen und ob sie ihn in ihre Geheimnisse einweihte oder nicht. Die Abwesenheit des Missionärs war ihm erwünscht. Dieser Mann kam ihm seit Kurzem wie sein verkörpertes Gewissen vor und wie ein unerbittlich strenges Gewissen, das keine Schonung kennt.

„Hoffentlich bleibt er heute bis Mitternacht und länger aus und stört mich nicht noch einmal," dachte er. „Wenn nur dieses leidige Abendessen vorüber wäre!"

Es ging vorüber. Die Gäste entfernten sich langsam. Zenko dünkte, daß sie niemals noch so lange gebraucht hatten, um fortzukommen. Wenn er glaubte, jetzt würden sie endlich gehen, blieben sie stehen, hatten einander noch etwas zu sagen, hielten sich im Lese- und Spielzimmer auf, blätterten in Zeitungen, setzten sich wieder . . . Seine Nervosität steigerte sich von Minute zu Minute. Aber am meisten beunruhigte ihn, daß Alice gar nicht daran zu denken schien, sich zurückziehen zu wollen. Sie saß in einem Fauteuil und besah die Bilder in einem Modejournal, saß so behaglich da wie Jemand, der lange zu bleiben vor hat.

„Wie wäre es, wenn ich ihr gute Nacht sagte und mich entfernte?" dachte er endlich, als Alle, bis auf Alice, den Saal verlassen hatten. „Wenn sie sich ganz allein sieht, geht sie wohl auch."

Er näherte sich ihr. Sie schaute von ihrem Journal auf.

„Heute ist es so schön, daß es Sünde wäre, an Schlaf zu denken," sagte sie zu ihm. „Kommen Sie; wir wollen in den Garten gehen und da ein wenig promeniren."

Beinahe hätte er sich verrathen und sie zu allen Teufeln gehen heißen. Aber außer einer raschen Bewegung, die er nicht unterdrücken konnte, gelang es ihm, sich zu bezwingen.

„Was ist auch dabei?" sagte er sich. „Nach einer Viertelstunde wird sie es satt haben. Das Beste ist, sich fügen. Sonst schöpft sie Verdacht."

Sie war schon aufgestanden und schlenderte langsam hinaus in den Garten.

„Ich will recht langweilig und unliebenswürdig sein," nahm Zenko sich vor. „Hoffentlich vertreibe ich sie auf diese Weise."

Sie blieb in der Nähe des Hauses. Wiederholt schritten sie an Anna's Fenster vorbei ... und so oft ihr Weg sie da vorüberführte, sandte Zenko einen ängstlichen Blick hin. Wenn sie sich jetzt zeigte und ihn mit dieser Frau erblickte! Was für eine alberne, unerträgliche Situation!

Er bemühte sich, Alicens Schritte anders wohin zu lenken. Sie aber kehrte immer wieder zum Hause zurück ... Es war zum Verzweifeln.

Endlich griff er nach einem anderen Mittel und setzte sich auf eine Bank. Von da aus konnte man Anna's Fenster sehen, ohne befürchten zu müssen, vom Hause aus bemerkt zu werden. Eine Baumgruppe hüllte die Bank in tiefes Dunkel. Anna würde keine Unvorsichtigkeit begehen. Wenn sie am Fenster erschiene und ihn nicht erblickte, würde sie einfach warten, ohne zu rufen und sonst wie zu verrathen, daß sie auf Jemanden warte. Und daß sie das Bedürfniß hätte, frische Luft zu schöpfen, konnte unmöglich auffallen. Er fürchtete nur Eines: daß *er* sich verrathen würde. Seine Erregtheit und üble Laune *mußte* bemerkt werden. Und diese Frau schien nicht im Traume ans Schlafengehen zu denken. Sie hatte sich an seine Seite, auf die Bank, gesetzt; ihr rechter Arm lag auf der Rückenlehne, ihre Finger trommelten auf dem harten Holze. Wenn Zenko eine Bewegung nach rückwärts machte, berührte er unwillkürlich den zarten und warmen Frauenarm.

„Sie sind heute verstimmt," sagte Alice nach einer langen Stille.

„Nicht doch!" versetzte er ungehalten. „Ich habe Kopfweh ... das ist Alles."

„Und die kühle Abendluft hilft nichts dagegen? Ihre Stirn ist wohl sehr heiß?" Sie legte die warme Handfläche flüchtig an seine Stirn. Er konnte nicht umhin, ihre Hand zum Danke dafür an die Lippen zu ziehen.

„Wissen Sie, was ich möchte?" fuhr sie fort. „Ich hätte Lust, eine Cigarrette zu rauchen. Sie tragen ja immer Cigarretten bei sich ... Schenken Sie mir eine."

Er gab ihr eine Cigarrette und setzte ein Streichholz in Brand. Das Aufleuchten des Holzes erhellte für einen Augenblick ihr weißes pikantes Gesicht mit dem großen, grausamen Mund, der eifrig an der Cigarrette sog.

Ihm fiel ein, daß dieser große, schöne, grausame Mund ihm schon einmal heute, Vormittags, am Teiche, zu denken gegeben hatte. Es mußte eine seltsame

Empfindung sein, von diesem Munde geküßt zu werden. „Ich möchte darauf wetten, daß seine Küsse wehe thun," dachte er. Und gleich darauf: „Wenn sie nur ginge!" Aber es war nicht mehr bloß Ungeduld, die ihn das wünschen ließ. Er war seit heute Morgen furchtbar aufgeregt. „Und in solcher Stimmung soll man nicht allein sein mit einem Weibe," dachte er voll Ingrimm, „und noch obendrein mit einem schönen Weibe . . ."

Auch dieser Gedanke kam ihm heute schon zum zweiten Male. Aber am Vormittag hatte das Tageslicht und die Nähe der am Teiche lustwandelnden Menschen der sinnlichen Erregung Zügel angelegt; jetzt war es Nacht und Niemand im Garten außer ihm und ihr.

„Wenn ich mich über Jemanden wundere, so ist es Ihr Mann," sagte er plötzlich.

„Wie kommen Sie darauf?" fragte sie erstaunt. „Was ist so Verwunderliches an meinem Manne?"

„Daß er Ihnen eine geradezu schrankenlose Freiheit einräumt; Sie nicht besser bewacht . . . Wenn ich Ihr Gatte wäre, müßten Sie sich zu einem anderen Leben bequemen."

„Und glauben Sie, daß ich darunter leiden, mich etwa dagegen auflehnen würde?" fragte sie leise und langsam.

„Darüber vermag ich nicht zu entscheiden. Ich kenne Sie zu wenig."

„Gewährte er mir weniger Freiheit, dann wäre dies ein Beweis, daß er mich mehr liebte . . . und das würde mich für den Verlust meiner jetzigen Ungebundenheit wohl entschädigen."

„Sie lieben ihn also doch, Ihren Mann! Sonst würden Sie seinen Mangel an Liebe nicht beklagen."

„Ich sprach in diesem Augenblicke nicht von ihm. Ich hing dem Gedanken nach, wie es sein würde, wenn Sie an seiner Stelle wären."

Sie sagte diese Worte mit leiser, aber klarer Stimme. Er antwortete nicht sogleich.

„Sie würden bei dem Tausche nicht gewinnen," sprach er sodann. „Was für Fehler und Mängel Ihr Mann auch haben mag — Eines dürfen Sie ihm nicht absprechen: daß er ein Charakter ist und weiß, was er will. An mir hingegen würden Sie Charakter und festen Willen vergeblich suchen. Ich bin ein nervöser, schwankender Mensch, ein verwöhnter und zerfahrener Virtuos, den nichts befriedigt und der doch unablässig nach Befriedigung fahndet . . . Was würden Sie mit solchem Manne beginnen? Nach drei Tagen würden Sie die Geduld mit ihm verloren haben."

„O nein!" sagte sie ernsthaft. „Ich wüßte schon, wie Ihnen beizukommen wäre."

„Und wie stellen Sie sich das vor?"

„Ganz einfach. Erstens dürfte man Sie nicht verwöhnen. Das besorgen ohnehin andere Frauen in überreichem Maße. Auch eifersüchtig dürfte man nicht sein, und das — wäre ich nicht. Ich habe dazu keine Anlage. Ferner müßte man trachten, Sie, wie man sagt, niemals recht zu Athem kommen, Ihres Besitzes niemals ganz sicher und froh werden zu lassen . . . Sie müßten immer ein wenig, ein ganz klein wenig fürchten, daß Sie Ihre Frau verlieren könnten.

Sie haben eine sehr eifersüchtige, reizbare Natur . . . es würde Ihrer Frau nicht schwer fallen, Sie in Unruhe und Angst zu versetzen. Mit Einem Worte: Ihre Frau müßte über Sie herrschen und Ihnen eine viel größere und tiefere Liebe einzuflößen wissen, als sie selbst für Sie empfände . . . und dies könnte man nur erreichen, wenn man Sie zeitweilig ein bischen quälte . . . o bloß ein bischen!" sagte sie halb schmeichelnd, halb spöttisch und machte mit dem Arm, welcher noch immer auf der Lehne ruhte, eine Bewegung, als wollte sie ihn um den Hals des Mannes legen, „denn Ihnen ernstlich weh zu thun . . . fiele ihr natürlich nicht ein."

„Ihr . . . ihr . . . das heißt wohl, Ihnen? Sie sprechen doch von sich, nicht aber von einer mythischen Person."

Er hatte Anna vergessen; hatte vergessen, warum er hierhergekommen war und daß er die Gegenwart dieses Weibes vor einer Viertelstunde verwünscht hatte. Er dachte nur noch an dieses Weib.

„Würden Sie mich lieben, wenn ich Ihr Gatte wäre?" fragte er mit unterdrückter, stockender Stimme und beugte sein Antlitz dem ihren ganz nahe. Sie lachte und blies ihm eine Rauchwolke ins Gesicht.

„Antworten Sie mir!" rief er heftig und packte sie bei den Handgelenken. Sie — nicht er — vernahm das Oeffnen eines Fensters. Unwillkürlich horchte sie auf und spähte nach dem Hause hin.

„Würden Sie mich lieben, Alice?" fragte er noch einmal.

Sie bog den Kopf zurück.

„Sie wären mir ein interessanter, abwechslungsvoller Gatte", sagte sie und warf den Rest der Cigarrette ins Gras, „der mich beschäftigen und anregen würde . . . und das brauche ich, das ist mein Element. Ob ich Sie lieben würde, weiß ich nicht."

„Und Sie wollten Ihren Sklaven aus mir machen, den Sie nach Belieben quälen, mißhandeln, durch Eifersucht foltern, mit dem Sie spielen könnten?" fragte er noch heftiger und preßte ihre Handgelenke so unsanft, daß es ihr weh that.

„O!" sagte sie. „Quälen, mißhandeln! Was für abscheuliche Worte!"

„Aber lieben wollten Sie mich nicht? keinen Tag? keine Stunde?"

Sie — nicht er — gewahrte eine dunkle Gestalt in einem der Fenster zu ebener Erde lehnen; unbeweglich, gleichsam erstarrt. Sie wußte, wer es war. Hätte er das Lächeln sehen können, das in diesem Augenblicke ihren Mund umspielte — er wäre zur Besinnung gekommen. Aber das Dunkel der Nacht verbarg ihm dieses grausame, gesättigte, Schadenfreude athmende Lächeln.

„Sie sind ja nicht mein Mann," sagte sie und schlug ihn leicht auf den Arm.

„Aber ich liebe Sie!" Er sprach mit heiserer Stimme. Und doch — wie vernehmlich klangen die Worte in die lautlose Stille der Nacht hinaus. „Sie müssen mich wieder lieben."

„Weshalb denn?"

„Sie müssen!" Er riß sie an sich und suchte im Dunkel ihren Mund — diesen großen, grausamen Mund, der ihn seit heute Mittag wie ein Räthsel quälte, welches er lösen wollte, lösen mußte, um jeden Preis. „Sie müssen!" sagte er noch einmal und drückte seine Lippen auf die ihren.

Irgendwo wurde ein Fenster geschlossen. Irgendwo. Er hörte den Klang... aber er dachte nicht darüber nach, was für ein Fenster das wohl gewesen sein mochte. Er küßte sie ein zweites, ein drittes Mal auf den Mund, und da erst gelang es ihr, sich von seiner Umschlingung loszureißen.

„Was fällt Ihnen ein?" murmelte sie mit wirklich empfundener, oder außerordentlich natürlich gespielter Entrüstung, sprang auf und floh dem Hause zu. „Wollen Sie, daß ich Sie vor der Dienerschaft bloßstelle und um Hülfe rufe?"

„O! thun Sie das!" rief er athemlos. „Sie haben wahrhaftig das Recht dazu. Oder war es etwa kein wohlangelegter Plan, mich um den Verstand zu bringen?"

Sie gab keine Antwort und eilte rasch vorwärts.

„Bei Gott! so leichten Kaufes kommen Sie nicht los, herzlose, nichtswürdige Kokette, die Sie sind!" knirschte er, sie überholend und vertrat ihr den Weg. Sie aber wußte ihm behende auszuweichen und schlüpfte an ihm vorbei, hinein in den Speisesaal.

Dort war noch eine Magd beschäftigt, die Ordnung herzustellen. Alice trat auf das Mädchen zu.

„Geben Sie dem Herrn ein Glas Wasser," sagte sie. „Ihm ist übel."

Sie schaute ihn über die Schulter weg mit blinzelnden Augen an und verließ dann, ohne sich zu beeilen, und als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, in nachlässig ruhiger Haltung den Saal. Er würde und konnte es nicht wagen, ihr zu folgen. Er that es auch nicht. Die Magd mit dem Kehrbesen in der Hand, die übel riechende, matt brennende Küchenlampe, welche auf dem Tische stand und den Saal spärlich erhellte; der vom Fegen des Fußbodens aufgewirbelte Staub, welcher in der Luft umherflog und zum Husten reizte, die auf einander gestellten Stühle — alle diese platte Alltäglichkeit war wohl darnach angethan, einen Menschen zur Besinnung zu bringen. Aber nicht das allein war es, was ihn zurücktrieb in die nüchterne Wirklichkeit. Sowie er den Saal betreten und das düstere Licht der Lampe ihm ermöglicht hatte, die Züge jenes Weibes und, vor Allem, den Ausdruck ihres Gesichtes zu unterscheiden, hatte ein einziger Blick genügt, ihn erkennen zu lassen, daß sie mit ihm gespielt hatte; und daß bloß der Reiz einer pikanten Scene sie veranlaßt haben mochte, diese Comödie mit ihm aufzuführen. Nun sie das Spiel gewonnen hatte, war sie des Spielzeugs überdrüssig und warf es, achtlos und gleichgültig, zur Seite.

Mechanisch trank er das Glas Wasser, welches die Magd ihm anbot, und trat dann wieder hinaus in den Garten.

Der Anblick von Anna's Fenster, das ihm still und grabesdunkel entgegenschaute, lockte ein bitteres und verächtliches Lächeln auf seine Lippen.

Sie würde nicht mehr kommen. Nimmer wieder. Er hatte sie verloren, und dieses Mal für immer. Ob sie da gewesen und ihn mit jenem Weibe erblickt, ob sie seine leidenschaftlichen, abgerissenen Worte und die Küsse, die er jenem Weibe gegeben, vernommen — daran war wenig gelegen. Daß er so ganz hatte vergessen können, warum er hierhergekommen, das war es, was über ihn den Stab brach. Er hatte geglaubt, leichtsinnig spielen zu können mit einem wahren und einem erlogenen Empfinden. Die Angst, das echte Gefühl könnte

zu mächtig werden und er sich zum Schlusse betrogen finden, hatte ihn angetrieben, mit der Lüge zu tändeln, und er hatte gewähnt, die Fäden des Geschickes fest in der Hand zu haben und sie lenken zu können nach seinem Belieben. „Und so glauben wir, die Herren zu sein und spielen mit dem eigenen und fremden Geschick gleich leichtsinnigen Knaben — und mit einem Male wird das scheinbar gefügige Werkzeug zum unbesieglichen Rebellen, reißt uns mit sich fort und macht uns in einem Augenblick zu einem Narren oder einem Schurken . . ."

Er fühlte und wußte ganz genau, daß er Anna im Herzen treu gewesen war. Dieser unsinnige Sinnenrausch hatte mit seinem Herzen nichts gemein. Aber was für eine Treue und Liebe war das! Bei der nächsten Versuchung würde er ebenso schnell unterliegen, wie er heute unterlegen war — er brauchte solche Erregungen, seine überreizte Natur verlangte darnach, er vertrug das gesunde und einfache Gleichmaß echter, warmer, schlichter Liebe nicht mehr. Besser war es für jenes arme Kind, daß er dies zur rechten Zeit erkannte. Mochte sie denn abreisen — ohne ihn — und ihn vergessen. Er wünschte nur noch Eines: sie nicht mehr sehen. O, nur das nicht. In diesen reinen, ernsten Augen sein Unheil lesen, das könnte er nicht ertragen. Er wollte ihr Bild mit sich fortnehmen, wie er sie zum letzten Male geschaut: am Fenster, die Hände unter dem Kinn gefaltet, in den auf ihn gehefteten Augen innige, schüchterne Zärtlichkeit; und er wollte sich einreden, daß sie gestorben sei.

Grüßend erhob er die Hand: „Leb wohl, du mein armer Traum."

XV.

Er übernachtete in irgend einem Gasthofe und kehrte erst zu einer Stunde heim, wo er wußte, daß er sie nicht mehr finden würde. Die Fenster der Zimmer, welche sie und ihr Bruder bewohnt hatten, standen weit offen; eine Magd war eifrig beschäftigt, die Räume für neue Gäste in Stand zu setzen. Einige Minuten schaute er durch das Fenster in ihre Stube und ging dann, den Hut bis auf die Augen herab rückend, in das Haus hinein.

Im Lesezimmer fand er Alice von Tennenberg. Sie saß in einem Schaukelstuhl und las eine illustrirte Frauenzeitung. Als sie ihn erblickte, kräuselten sich ihre Lippen; aber allsogleich vertiefte sie sich wieder in ihre Zeitung.

Er trat knapp vor sie hin.

„Ich komme, mich von Ihnen zu verabschieden, gnädige Frau," redete er sie an „In ein paar Stunden reise ich ab."

„Ach! Sie reisen ab. Dieses Mal . . . im Ernste?"

„Ich liebe es nicht, mich zu wiederholen. Die gleiche Thorheit begehe ich gewöhnlich nur einmal."

„Haben Sie etwa vor, ihr zu folgen?" fragte Alice.

„Wem?" entgegnete er.

„Nun — ihr. Lassen wir das Comödiespielen bei Seite."

Er schwieg.

„Ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig," nahm Alice nach einer kurzen Stille die Unterhaltung wieder auf. „Gestern sagte ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, wo der Missionär mich segnete, auf einen sonderbaren Einfall gerieth."

Er unterbrach sie durch eine abwehrende Bewegung. „Die Lösung des Räthsels habe ich mittlerweile selbst gefunden," sagte er.

„Wirklich?"

„Sie hofften, daß Ihnen der Segen des arglosen Priesters zur Erfüllung eines recht weltlichen Wunsches verhelfen würde . . . des Wunsches, mich zu Ihren Füßen zu sehen . . . war es nicht das?"

Sie lächelte bloß.

„Und darf ich nicht erfahren, warum Sie Werth auf diesen Sieg legten?" fuhr er fort. „Ich war Ihnen doch gleichgültig."

„Nein, Sie waren mir nicht gleichgültig," sagte sie, sich in die Höhe richtend. „Es verdroß mich, daß Sie sich einbildeten, mich, eines kleinen, unbedeutenden Mädchens halber, ungefragt übersehen zu dürfen . . . Und weil mich das verdroß, setzte ich mir in den Kopf, Sie eines Anderen zu belehren. Das ist Alles."

Er blickte sie finster an, sagte jedoch kein Wort.

„Ich merkte, daß Sie mit dem jungen Mädchen irgend etwas vorhätten, daß die Sache anfinge, ernsthaft zu werden," sprach sie, mit ihren Armbändern spielend, weiter, „und da dachte ich mir, daß es ganz amüsant wäre, hindernd einzugreifen . . . Seien Sie mir deshalb nicht böse. In einiger Zeit werden Sie mir Dank wissen, daß ich Sie und die Kleine vor einer heillosen Thorheit bewahrt habe."

Also nichts, nichts Anderes als weibliche Eitelkeit, die es nicht verwinden konnte, sich zurückgesetzt zu sehen; nicht einmal ein flüchtiges Empfinden — einzig und allein der Trieb, die verletzte Eitelkeit zu rächen. Und dazu war ihr kein Mittel schlecht genug gewesen; um ihren Zweck zu erreichen, hatte sie eine ganze, jeder weiblichen Würde hohnsprechende Comödie in Scene gesetzt, eine wohldurchdachte, sorgsam vorbereitete Comödie. Und er hatte dieser Comödiantin wegen ein junges, reines, ihm wirklich anhangendes Herz geopfert; ein Herz so wahr und warm, wie er es wohl im Leben kein zweites Mal finden würde.

„Ich mußte Ihnen das sagen, damit Sie nicht etwa in dem Wahne, Sie wären mir im Ernste etwas gewesen, von mir scheiden," sagte Alice. „Ich will lieber für schlecht als für — albern gelten."

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte er kalt und still.

„Nein. Ich bin fertig."

Er verbeugte sich vor ihr und ging. Wie öde erschien ihm das Leben — sein Leben. Er würde es hingeworfen haben für ein Nichts und dem, welchem er es geopfert, noch dafür gedankt haben.

XVI.

Erst im Sommer des Jahres 1889 sah er sie wieder. In Ischl, auf der Esplanade. Er erkannte sie auf den ersten Blick, wollte jedoch nicht ohne Gruß an ihr vorübergehen. Alice von Tennenberg erweckte keine angenehmen Erinnerungen in ihm. Sie aber nickte ihm freundlich zu und streckte ihm die Hand entgegen — und so ergriff er denn ihre Hand und blieb vor ihr stehen.

Sie hatte sich wenig verändert im Laufe der zehn Jahre. Vornehmlich ihre schlanke Sarah Bernhardt-Gestalt war dieselbe geblieben. Die Linien im Gesichte

hatten sich verschärft, das Gesicht selbst war magerer geworden — aber im Großen und Ganzen rief sie denselben eleganten Eindruck hervor wie vor zehn Jahren, und dies hauptsächlich darum, weil sie zu altern verstanden hatte. Keine Spur in ihrem Anzug, welche darauf hingedeutet hätte, jung scheinen zu wollen; eine distinguirte, dunkle, matronenhafte Toilette. Aus alter Gewohnheit ein bischen Reismehl auf dem Gesichte — man merkte jedoch, daß ihr alle die kleinen und großen Toilettenkünste kein Kopfzerbrechen mehr verursachten. Auch in ihrem Wesen schien sie sich verändert und sich mit Geschick in die Rolle einer bald fünfzigjährigen Frau gefunden zu haben. Ihr Benehmen war freundlich und ruhig; das Buch, in welchem sie gelesen und das sie nun neben sich auf die Bank gelegt hatte, trug einen gelben Umschlag. Es war ein Roman von Zola . . . Sie war in jenes Alter getreten, wo man das Recht zu haben glaubt, Alles — öffentlich lesen zu dürfen.

Auf Zenko's Frage, wie es ihr seither ergangen, antwortete sie, daß sie sich nicht zu beklagen hätte. Herr von Tennenberg habe der Politik entsagt und beschäftige sich derzeit eifrig mit der Landwirthschaft. Sie hätten ein kleines Gut angekauft und verlebten daselbst den größeren Theil des Jahres. Sie wäre jetzt viel gesünder als damals in Graz. Doch nun müsse auch er berichten, was er während der langen Zeit gethan und getrieben. „Ich komme so wenig in die Welt," sagte sie, „und weiß kaum, was da vorgeht. Aber die Kunde Ihres stets wachsenden Ruhmes ist auch bis in meine Einsiedelei gedrungen . . . Sie müssen sich ja sehr glücklich fühlen."

Sie schaute ihn bei diesen Worten an, aufmerksam und prüfend. Er hatte sich sehr verändert. Nicht nur, daß er stark gealtert hatte: sein Gesicht sah außerdem leidend aus und hatte einen müden und unfrohen Ausdruck.

„Ich führe das rastlose Leben eines wandernden Musikanten," sagte er mit mattem Lächeln. „Heute bin ich da, morgen dort . . . in steter Bewegung, wie ein Reisekoffer. Es ist wahr, daß man meinem Spiele die weitestgehende Anerkennung zollt . . . ich selber aber fühle, daß es seit Jahren abwärts mit mir geht. Das Gedächtniß läßt mich immer mehr im Stich . . . und meine Nerven befinden sich in einem erbärmlichen Zustande."

„Sie sollten sich Ruhe gönnen," bemerkte Alice.

Er hob die Schultern in die Höhe. „Wozu, gnädige Frau? was liegt daran, das Leben um eine Spanne zu verlängern? Außerdem gibt es für den Virtuosen keine Ruhepausen. Er muß immer da sein, beständig von sich reden machen . . . sonst kommt er aus der Mode. Und wenn mir das widerführe, wenn man mich verdrängte und die Gesellschaft gleichgültig gegen mich würde . . . was sollte ich anfangen? Ich habe nichts als meinen sogenannten Ruhm. Schwände dieser, würde mein Leben entsetzlich kahl und schal sein."

„Warum heirathen Sie nicht?" fragte sie.

„Jetzt? mit siebenundvierzig Jahren?"

„Was wäre dabei? Wenn man einmal der gesellschaftlichen Freuden und Triumphe müde geworden ist, oder, was ja bei Keinem ausbleiben kann, wenn man sich bei Seite geschoben fühlt, dann ist es immer gut, ein Nest zu haben, in das man sich verkriechen kann. Ich, meinerseits, fühle mich leidlich wohl bei

meinen Bauern, Schafen und Kühen. Die zählen wenigstens nicht die Runzeln in meinem Gesichte und bemerken meine grauen Haare nicht. Wenn ich nur gut gegen sie bin — alles Andere ist ihnen gleichgültig."

Er schwieg.

„Reden wir ein wenig von der Vergangenheit," hob sie aufs Neue an. „Sie ist doch schön gewesen." Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust. „Haben Sie von den Menschen, mit welchen wir damals in Graz verkehrten, nimmer wieder gehört?"

„O doch!" sagte er und wandte das Gesicht zur Seite. Er wollte ihr nicht bekennen, daß er zwei Jahre später, von einer unsäglichen Sehnsucht getrieben, nach Rußland gereist war und Anna Sentikoff gesucht und — nicht gefunden hatte.

„Was ist aus dem Geschwisterpaar geworden?" fragte Alice.

„Der Bruder starb schon nach ein paar Monaten."

„Nun . . . und die Schwester?"

„Ist Nonne," sagte er wortkarg und hielt das Gesicht noch immer abgeneigt.

„Also doch! wie merkwürdig! Damals spielte sie damit wie das Kind mit dem Feuer . . . und schließlich hat sie sich doch verbrannt."

Noch immer schaute er zur Seite. Er war auf Anna's Herrensitz gewesen und hatte da fremde Menschen vorgefunden. Der Bruder wäre gestorben, sagte man ihm, und die alte Tante dem Neffen bald gefolgt. Das Fräulein hätte ihr Besitzthum verkauft und wäre fortgezogen, um in fremdem Lande in einen Orden zu treten. Wohin sie sich gewendet, wußte ihm Keiner zu sagen. Er hatte nach ihren Spuren geforscht und war, beinahe hoffnungslos und ohne jeden Anhaltspunkt, von einem Lande zum andern gewandert, hatte sie gesucht, gesucht, gesucht und nicht gefunden. Er war sich bewußt geworden, daß er mit ihr sein Glück verloren und daß er die Erde durchstreifen könnte, ohne jemals wieder einem Herzen, das dem ihren gliche, zu begegnen; daß er für kein Weib empfinden würde, was er für sie gefühlt, und daß er für das reine, innige, zärtliche Gefühl, welches er für sie gehegt, nirgend und nimmer Ersatz finden könnte . . . Aber vergebens hatte er sie gesucht und nach einer Reihe von Jahren erst vernommen, daß sie schon den Schleier trage und sich einer Mission angeschlossen hätte. Ihr Schicksal, das sie als halbes Kind schon dunkel geahnt, hatte sich erfüllt, und mit dem ihren das seine.

„Was sie dazu bewogen haben mag?" fragte Alice nachdenklich und schaute ihn, einer alten Gewohnheit getreu, von der Seite an. „Getäuschte Liebe?"

„O nein!" erwiderte er rasch und bitter. „Denken Sie nicht so klein von ihr! So jung sie auch war, konnte man dennoch schon voraussehen, daß sie ihr Leben einem großen und edlen Zwecke zum Opfer bringen würde. Doch weil sie noch fast ein Kind war, wußte sie selber nicht, wozu sie berufen wäre . . . Sie mußte erst die Feuerprobe bestehen und geläutert werden, ehe sie den rechten Weg fand."

„Aber glauben Sie nicht, daß es in Ihrer Macht gestanden hätte, dem Schicksal dieses Mädchens einen anderen Lauf zu geben?" warf Alice ein.

„Sie sehen ja, daß ich diese Macht nicht besaß,“ entgegnete er. „Vielleicht werden Sie mir darauf antworten: Sie hätten sie besessen, wenn Sie anders gewesen wären. Aber das ist eben die Selbsttäuschung von uns Allen. Wir können nicht anders sein als so, wie wir sind. Und wäre es selbst möglich, Vergangenes zum zweiten Male zu durchleben und stände uns all die Erfahrung, welche wir gesammelt, zur Seite — wir würden die gleichen Fehler begehen wie ehedem. Ueber uns selbst vermögen wir uns nimmer zu erheben, und das Schicksal ist und bleibt unser Herr — nicht wir der seine.“

„Sie sind Fatalist,“ bemerkte Alice.

„So etwas dergleichen,“ sagte er und versank in trübes Sinnen.

„Und unser Missionär?“ forschte Alice nach einer Stille. „Ohne Zweifel weilt Anna Fedorowna bei ihm. Denn am Ende ist doch er es gewesen, der den Keim zu dem Vorsatz, Nonne zu werden, in ihre Brust legte.“

„Auch hierin irren Sie. Der Keim war schon da. Vielleicht war er der Erste, welcher ihr diesen Keim zum Bewußtsein brachte . . . Wenn es jedoch nicht ihre Bestimmung gewesen wäre, würden tausend Priester nichts über sie vermocht haben.“

„Aber ich bin überzeugt, daß sie ihm gefolgt ist!“ rief Alice hartnäckig.

„Auch das ist ein Irrthum. Er kehrte nach Asien, zu seinen Armen und Heilsbedürftigen, zurück und starb da . . . noch ehe sie ihr Noviziat vollendet hatte. Zufällig fiel mir einmal ein Jahresband der Zeitschrift für katholische Missionen in die Hände, und aus demselben erfuhr ich von dem Ende Johannes Hagen's. Den Märtyrertod ist er nicht gestorben. Ich aber finde, daß diese tägliche Selbstverleugnung, diese jahrelang getragenen und geduldig, ja freudig getragenen Mühseligkeiten und Entbehrungen, denen man endlich unterliegt, die Märtyrerkrone aufwiegen.“

„Gewiß,“ sagte Alice gleichgültigen Tones. „Uebrigens . . . ist es der freie Wille solcher Menschen, sich zu opfern. Niemand zwingt sie dazu.“

„Niemand. Aber eben darin liegt das großartige Moment ihrer Selbstentäußerung.“

Alice sagte nichts darauf, sondern fragte ablenkend: „Und wo hält die junge Nonne sich auf? haben Sie das in Erfahrung gebracht?“

„In Südamerika. Dort leitet sie eine Mädchenschule und widmet ihre freien Stunden der Pflege kranker Kinder.“ Er verstummte und schaute in die Ferne.

„Armes Geschöpf!“ sprach Alice vor sich hin.

„Arm?“ wiederholte er mit starker Betonung. „Glauben Sie mir: Diejenige, welche Sie bemitleiden, ist tausendmal glücklicher als ich und Millionen Anderer, die ohne rechten Zweck und ohne ein bestimmtes Ziel durchs Leben gehen, planlos, beherrscht von Selbstsucht, die niemals volle Befriedigung findet, und zerquält von Wünschen, die, kaum erfüllt, neue hervorbringen. In meinen Augen gehört sie, gleich allen Denen, welche für eine große Idee leben und im Stande wären, für diese Idee ihr Herzblut zu verspritzen, zur kleinen Schar der Auserwählten, von welchen geschrieben steht: Sie haben das bessere Theil erwählt, das nicht von ihnen wird genommen werden.“

„Wo steht das geschrieben?“ fragte Alice.

„In einem französischen Sittenromane nicht,“ gab er bitter zur Antwort. „Einen solchen würden Sie natürlich kennen. Die neuesten Producte Zola's, Flaubert's und ihrer Genossen muß man selbstverständlich gelesen haben ... Jene Stelle aber findet sich in einem nahezu veralteten Buche, in einem Evangelium. Und die Evangelien zu lesen, hat man keine Zeit. Die hat man ja schon als Kind auswendig lernen müssen ... und dabei läßt man es bewenden.“

Sie sagte sich im Stillen, daß er ein unleidlicher Mensch geworden wäre ... ein „verbitterter“ Mensch. Er merkte den üblen Eindruck, den er hervorgerufen hatte, und verabschiedete sich von ihr. Sie hielt ihn nicht zurück ...

Aber sie verfolgte ihn mit den Augen, wie er, in gebückter und müder Haltung, sich langsam entfernte. „Ein verbitterter Mensch!“ wiederholte sie im Geiste, zuckte dann die Achseln, was vielleicht sagen sollte: „Was kann ich dafür und was geht es mich an?“ und nahm ihre unterbrochene Lektüre wieder auf.

Das neue italienische Strafgesetzbuch.

Von
Eugen Schneider.

> Es ist ein Triumph der Freiheit, wenn die Strafgesetze jede Strafe aus der besonderen Natur der Strafthat ableiten. Jede Willkür schwindet, die Strafe entspringt nicht der Laune des Gesetzgebers, sondern der Natur der Sache, und es ist nicht mehr der Mensch, der dem Menschen Gewalt anthut.
>
> Montesquieu, Geist der Gesetze.
> Buch II, Artikel 3.

Die Abwehr der dunklen Mächte, welche die Gesellschaft in ihrer nationalen Organisation von innen bedrohen und bekämpfen, gehört zu den ersten Aufgaben jedes Staatswesens, und die Mittel und Waffen, deren sich ein Staat zu dieser Abwehr bedient, bezeichnen seine Individualität innerhalb der Staatenfamilie. In dieser Beziehung verdient der neueste gesetzgeberische Akt jener Abwehr, wie er im italienischen Strafcodex vorliegt, eine näher eingehende Besprechung, welche, ohne die technisch-juristischen Gesichtspunkte hervorzukehren, das Werk auffassen soll von seiner national-charakteristischen Seite als Spiegelbild der italienischen Rechtsanschauungen in ethischer Richtung und zugleich als Zeugniß des italienischen Culturstandes der Gegenwart.

I.

Der Strafcodex für das Königreich Italien ist mit dem 1. Januar 1890 in Kraft getreten, unter gleichzeitiger Aufhebung aller ihm entgegenstehender Strafgesetze, insbesondere der drei bis dahin geltend gewesenen Strafgesetzbücher, desjenigen für das vormalige Großherzogthum Toscana aus 1853 und desjenigen für das Stammland Sardinien aus 1859, welches 1861 in die neapolitanischen Provinzen eingeführt war.

Das neue Werk erwuchs unmittelbar aus der Auferstehung der Einheit Italiens, und hat seit 1860, wo die Kammer zuerst einen einheitlichen Codex für den ganzen Staat verlangte, unausgesetzt die Nation beschäftigt. Die genaue Kenntniß der Bearbeitung des Werkes, sowie der Grundsätze und Motive zum

Entwurfe, welcher 1888 publicirt ist, wird uns vermittelt durch den in der Sitzung der italienischen Deputirtenkammer vom 22. November 1887 erstatteten Bericht des Justizministers Zanardelli, welcher das Werk zum Abschluß gebracht hat.

Die Geschichte der großen Strafrechtsreform faßt der Bericht kurz in folgenden Worten zusammen: „Nicht weniger als vierzehn Siegelbewahrer haben sich den grundlegenden Arbeiten für das Strafgesetzbuch gewidmet und nicht weniger als zwölf mehr oder weniger vollständige Entwürfe desselben sind hergestellt worden. Mit vollem Recht konnte deshalb mein berühmter Amtsvorgänger Mancini in seinem glänzenden Bericht vom 25. November 1876 aussprechen, daß Niemand in Italien für sich das Verdienst der alleinigen Autorschaft des Strafgesetzbuches beanspruchen könne, und daß das Letztere sich vielmehr darstelle als das Collectivwerk der zuverlässigsten und bewährtesten Schatzmeister der Ueberlieferungen der italienischen Rechtsschule, der praktischen Erfahrungen der italienischen Verwaltung und Rechtspflege sowie der auserlesensten und höchstgebildeten Geister des Landes."

Die oben erwähnten vierzehn Siegelbewahrer sind identisch mit den vierzehn Justizministern aus der Zeit seit 1863; denn der Justizminister verwahrt in Italien auch das große Staatssiegel, und indem er neben den Justiz- und Gnadensachen auch das Cultusministerium verwaltet, führt er den Titel als il Nostro guardasigilli ministro segretario di Stato per gli affari di grazia e giustizia e dei culti. Den größten Antheil an der Arbeit der Unification der Strafgesetze hatte außer Vigliani 1874 der Minister Mancini 1876—1878, der aber schon als Kammermitglied 1864 initiativ vorging, namentlich die Aufhebung der Todesstrafe im ganzen Königreiche beantragte, und Zanardelli, welcher seit 1882 mit kurzer Unterbrechung im Jahre 1885 bis jetzt das Justizministerium verwaltet. Er wie Mancini gelten aber auch ihrem Volke als erste wissenschaftliche Autoritäten auf dem Gebiete des Strafrechts. Gleichwohl würden sich vielleicht noch heute die Vorbereitungen zum einheitlichen Strafcodex in Entwürfen, Gutachten und Commissionsberichten endlos weiterspinnen, wenn nicht Zanardelli aus seinem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein heraus mit staatsmännischer Klugheit den Weg zum Ziel und Abschluß gefunden hätte.

Er legte den von ihm ausgearbeiteten Entwurf des Strafcodex unter Betonung der äußersten Dringlichkeit eines Abschlusses der Kammer vor, nicht ohne ein Einführungsgesetz, welches die königliche Regierung autorisiren sollte, den Entwurf zu publiciren, vorher aber in seinem Text diejenigen Aenderungen einzuführen, welche unter Berücksichtigung der Parlamentsbeschlüsse sich als nöthig ergeben würden, um die Bestimmungen des Entwurfs mit denen der anderen geltenden Gesetze in Einklang zu bringen. Auf seinen Vorschlag wurde aus der Kammer und dem Senat eine Commission mit nur berathender Stimme gewählt, welche unter dem Vorsitz von Mancini in wenigen Monaten die Durchberathung des Entwurfs vollendete, eine Reihe einzelner abweichender Beschlüsse dazu aufstellte, und insbesondere die obige Bestimmung des Einführungsgesetzes bei der Kammer befürwortete. Der Kammerbericht sprach sich entschieden gegen die artikelweise Berathung des Codex und für seine Annahme im Ganzen aus. In der Berathung vom Mai und Juni 1888 wurde der Codex als Allegat des

Einführungsgesetzes von diesem selbst streng gesondert gehalten, und es gelang dem Eifer und der Uebersicht des Präsidenten — desselben Biancheri, der heute [1]) nach einem schweren Conflict mit Crispi in der Leitung der Parlamentsgeschäfte durch das allseitige Vertrauen festgehalten wird, sämmtliche einzelne Amendements zum Entwurf des Codex zu Falle zu bringen. Diese zahlreich geäußerten Verbesserungsvorschläge hatten nur den Erfolg, die im Einführungsgesetze der Regierung ertheilte Ermächtigung dahin auszudehnen, daß der Regierung auch überlassen würde, mit Berücksichtigung der Parlamentsbeschlüsse allgemein den Entwurf zu verbessern, wobei Zanardelli unter Billigung des bezüglichen Antrags des Deputirten und Commissionsmitgliedes Cuccia erklärte, daß er sich seiner hieraus erwachsenden größeren Verantwortlichkeit wohl bewußt sei. Das Einführungsgesetz mit dieser Aenderung und dem Entwurfe als Allegat desselben gelangte, von der Kammer und dem Senat genehmigt, zur Publication in der Gesetzsammlung am 22. November 1888. Der im Artikel 3 des Einführungsgesetzes bestimmte späteste Publicationstermin, der 30. Juni 1889, ist inne gehalten. Die königliche Verordnung vom 30. Juni 1889 ist ergangen mit Bezugnahme auf das Gesetz vom 22. November 1888 nach Anhörung des Rathes der Minister und auf den Vorschlag des Fach-(Justiz-)Ministers. Sie sanctionirt den definitiven Text des mit gleichem Datum versehenen Strafcodex und setzt seine Geltung vom 1. Januar 1890 an fest. Die Verordnung und der Codex sind in der Gesetzsammlung publicirt.

Der definitive Text des Strafcodex weicht nicht nur redaktionell, sondern auch materiell in zahlreichen und wichtigen Punkten von dem im Jahre 1888 publicirten Entwurfe ab, und während für die Kritik dieses Entwurfes ein massenhaftes Druckmaterial zu Gebote steht, sieht man sich bezüglich der Motive für die umfassenden Aenderungen im endgültig sanctionirten Texte nur auf Vermuthungen angewiesen, weil das Ergebniß des Rathes der Minister und die Schlußvorschläge des Fachministers unveröffentlicht im Staatsarchiv begraben liegen. Vielleicht ist aus der auffallenden Discordanz zwischen Entwurf und Schlußtext der besondere Publicationsmodus zu erklären, welchen Artikel 3 der königlichen Verordnung vom 30. Juni 1889 dahin vorschreibt, daß der endgültige Text des Strafcodex jeder Gemeinde des Königreiches in einem Druckexemplar übersandt und einen Monat lang täglich sechs Stunden offen gelegt werde, „damit Jedermann Kenntniß davon nehmen könne."

II.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des Strafcodex selbst, so ist vor Allem seine Stoffeintheilung und äußere Form im Ganzen bemerkenswerth; denn sie bietet ein Musterbild zugleich strengster logischer Ordnung und legislatorisch-systematischer Eleganz.

Der code pénal Napoléon von 1810 beherrschte seitdem mit seinem System die Strafgesetzgebung der europäischen Staaten. Er unterschied lediglich nach der Höhe und Art der für die strafbaren Handlungen angedrohten Strafen diese

[1]) Der Artikel ist im April 1890 geschrieben.

Handlungen in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen, und dieser Dreitheilung war auch der italienische Strafcodex für das Stammland Sardinien aus 1859 gefolgt. Die Frage, ob die Zweitheilung in Vergehen und Uebertretungen jener Dreitheilung vorzuziehen sei, bildete von Beginn der Arbeiten für die Unification des italienischen Strafrechts den stehenden Streitpunkt, und Mancini entschied sich 1876, wiewohl er wissenschaftlich der Zweitheilung den Vorzug gab, nur aus Gründen der Convenienz mit dem codice penale Sardo für die Dreitheilung. Zanardelli dagegen verwarf mit Recht die Dreitheilung als mechanisch und unwissenschaftlich, weil nach ihr dieselbe Handlung, je nachdem sie zum ersten oder zweiten Mal, oder von Thätern verschiedenen Alters, oder unter verschiedenen Nebenumständen begangen war, sich als bald zu dieser, bald zu jener der drei Classen gehörig qualificirte. Er unterschied vor Allem nach ihrem inneren Wesen die Uebertretungen von allen übrigen strafbaren Handlungen (s. unten V) und gelangte damit zugleich zu einer Vereinfachung der Strafarten, indem von den bisherigen fünf Freiheitsstrafen zwei als überflüssig ausschieden.

Der Artikel 1 des neuen Codex sagt: Die Strafthaten (i reati) unterscheiden sich in Vergehen (delitti) und Uebertretungen (contravenzioni), und es ergibt sich aus dieser Zweitheilung die denkbar einfachste Oekonomie des Gesetzbuches; denn es umfaßt drei Bücher, wovon handelt Buch 2 von den Vergehen im Besondern, Buch 3 von den Uebertretungen im Besondern, während das 1. Buch alle allgemeinen Bestimmungen zusammenfaßt unter der Ueberschrift: Von den Strafthaten und von den Strafen im Allgemeinen.

Das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1870 hat aus dem vorangegangenen Preußischen de 1851, welches auf französischem Recht basirte, die Dreitheilung in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen übernommen. Von der logisch meisterhaften Anordnung des italienischen Strafcodex sticht es in unvortheilhafter Weise ab, indem es im ersten Theil die Strafen im Allgemeinen abhandelt, im zweiten die einzelnen Strafthaten und ihre Bestrafung enthält, und in die sogenannten einleitenden Bestimmungen §§ 1—12 eine Reihe von Sätzen verweist, welche in sich ohne jeden Zusammenhang ihrem Inhalte nach in den ersten und zweiten Theil gehört hätten, wenn der Gesetzgeber die Aufgabe eines logisch geordneten Gedankenganges als unabweisbar anerkannt hätte.

Die Systemlosigkeit tritt aber im Gegensatz zum italienischen Strafcodex noch auffallender hervor im zweiten Theile des deutschen Strafgesetzbuches von den einzelnen Verbrechen ꝛc. und deren Bestrafung. Zwar findet sich hier eine Reihe von Bezeichnungen, welche den Versuch verrathen, die Verbrechen und Vergehen ihrem Wesen nach durch die Objecte, gegen welche sie gerichtet sind, zu charakterisiren, wie beispielsweise in den Ueberschriften: Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf die Religion, auf den Personenstand, wider die öffentliche Ordnung, wider die Sittlichkeit, wider das Leben und wider die persönliche Freiheit; zwischen diesen Abschnitten aber sind herrenlos und in bunter Reihe Münzverbrechen, Meineid, falsche Anschuldigung, Beleidigung, Zweikampf, Körperverletzung, die Eigenthumsverletzungen, Betrug, Untreue, Bankerott, strafbarer Eigennutz und Sachbeschädigung abgehandelt, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden ist, diese Handlungen in ihrer strafbaren Richtung zu

charakterisiren. Das hervorragende Verdienst des neuen italienischen Strafcodex, und zwar nicht nur vor dem deutschen Strafgesetzbuch, sondern vor allen bisherigen Strafrechtscodifikationen besteht nicht zum geringsten Theile darin, daß jeder für strafbar erklärten Handlung ihre systematische Stellung dadurch angewiesen ist, daß sie unter der Bezeichnung des dadurch verletzten Objectes, beziehungsweise Rechtsgutes (il bene giuridico) erscheint, und es ist diese Classification mit großer Sorgfalt und mit dem besten Erfolge durchgeführt. Die obersten Eintheilungsgründe für Vergehen wie für Uebertretungen sprechen sich in den Ueberschriften der zehn Titel des zweiten Buches für Vergehen und der vier Titel des dritten Buches für Uebertretungen aus, und jeder Titel umfaßt in einer Reihe von Capiteln, welche wieder in Artikel zerfallen, die Reihe der unter dem Gesichtspunkt der Titel- und Capitelüberschrift strafwürdigen einzelnen Handlungen. Im zweiten Buch von den Vergehen stehen diejenigen voran, welche sich gegen die staatsrechtlich höchsten Güter (Titel 1 gegen die Sicherheit des Staats, 2 gegen die Freiheit, 3 gegen die öffentliche Verwaltung, 4 gegen die Rechtspflege) richten, während die Vergehen gegen die Person und gegen das Eigenthum in Titel 9 und 10 den Schluß des zweiten Buches bilden. Höchst charakteristisch finden dabei ihre Stellung unter den Vergehen gegen die Rechtspflege Titel 4 die falsche Anschuldigung und der Meineid, die strafbare Selbsthülfe (s. unten IV) und der Zweikampf, ferner unter den Vergehen gegen den öffentlichen Glauben Titel 6 die Münzvergehen, Urkunden- und Siegelfälschung, und unter den Vergehen gegen Sitte und Familie Titel 8 die Nothzucht, Entführung, der Ehebruch, die Bigamie und die Unterdrückung des Personenstandes eines Kindes. Im dritten Buche von den Uebertretungen werden Letztere eingetheilt in solche betreffend die öffentliche Ordnung Titel 1, die öffentliche Wohlfahrt Titel 2, die öffentliche Moral Titel 3 und den öffentlichen Schutz des Eigenthums Titel 4.

Gleichmäßig musterhaft ist die Systematik des ersten Buches von den Strafthaten und von den Strafen im Allgemeinen, sofern unter neun Titeln die allgemeinen Sätze der Strafrechtspflege in knapper Form bei erschöpfender Vollständigkeit und in logisch natürlicher Folgeordnung abgehandelt werden.

III.

Indem wir bei der weiteren Betrachtung des Codex im Einzelnen die Reihenfolge seiner drei Bücher innehalten, nehmen diejenigen seiner Bestimmungen unser Interesse besonders in Anspruch, welche als eigenthümlich national hervortreten, und diejenigen, welche durch ihre allgemein anzuerkennende Bedeutung sich ganz oder zum Theil der Strafrechtsgesetzgebung aller Culturvölker zur Nachahmung empfehlen.

Im Artikel 9 wird die Auslieferung eines italienischen Bürgers allgemein und die Auslieferung eines Ausländers wegen politischer Vergehen oder mit ihnen zusammenhängender Strafthaten für unzulässig erklärt. Der letztere Satz entspricht dem deutsch-italienischen Staatsvertrage vom 31. October 1871, und es gilt hierbei nicht die später im belgisch-deutschen Staatsvertrage aufgekommene Clausel, wonach der Charakter des politischen Vergehens ausgeschlossen ist, wenn

die Angriffe gegen die Personen des fremden Herrscherhauses den Thatbestand des Mordes oder Todschlages darstellen.

Bemerkenswerth ist aus den Motiven zu Artikel 9, wie hier der Minister Zanardelli kosmopolitische Gesichtspunkte neben speciell italienisch-historischen hervorkehrt. Einmal nämlich erwartet Zanardelli von der künftigen Annäherung der Nationen untereinander, insbesondere von der Egalisirung ihrer Straf- und Prozeßgesetze, daß mit ihr die im Nationalgefühl wurzelnde Abneigung gegen die Auslieferung eines Bürgers an das Ausland sich verlieren werde, und gleich darauf begründet er den Satz, daß in Italien auch Ausländer wegen politischer Vergehen nicht ausgeliefert werden dürfen, durch den Hinweis auf die Thatsache, daß Italien mehr als jeder andere Staat so lange genöthigt gewesen sei, für so viele seiner besten Söhne von dem Asylrecht politischer Flüchtlinge Gebrauch zu machen.

Im Artikel 11 zählt der neue Codex als Strafen auf: für Vergehen:

1. L'ergastolo, lebenslänglicher Kerker, das Surrogat der Todesstrafe,
2. la reclusione, entsprechend unserer Zuchthausstrafe,
3. la detenzione, entsprechend unserm Gefängniß,
4. il confino, die Verurtheilung zum zeitweisen Aufenthalt in einer vom Thatorte und vom Wohnorte des Verletzten entfernten Gemeinde — eine uns unbekannte Strafart —
5. die Geldstrafe, bei Vergehen multa genannt,
6. die Ausschließung von öffentlichen Aemtern,

und für Uebertretungen:

1. den Arrest, welcher sich von der drei Tage bis vierundzwanzig Jahre umfassenden Detention nur durch die kürzere Dauer von einem Tage bis zu zwei Jahren unterscheidet,
2. die Geldstrafe, hier l'amenda genannt, nur durch den Namen und den geringeren Betrag von der multa für Vergehen unterschieden,
3. die zeitweise Untersagung des Gewerbe- oder Kunstbetriebes.

Für das System der Freiheitsstrafen ist der Repressiv- und Präventivzweck oder die Abschreckungs- und Vorbeugungstheorie, insbesondere das sogenannte irländische System (nach Filadelfia 1829 und Auburn 1820) mit der grundsätzlichen Verpflichtung zur Arbeit adoptirt, und es spielt in den Motiven demgemäß die abschreckende Wirkung (forza intimidatrice) der verschiedenen Strafen eine hervorragende Rolle.

Eigenthümlich national ist die Ersetzung der Todesstrafe durch die Strafe des ergastolo. In keinem Lande ist der Kampf gegen die Todesstrafe älter als in Italien, wo ihn Cesare Beccaria, der philanthropische Schüler Montesquieu's, in seinem berühmten Werke von den Vergehen und Strafen 1764 als erster literarischer Vorkämpfer mit Feuer aufnahm. Die italienische Nationalvertretung hatte auch schon durch zwei Beschlüsse in den Jahren 1865 und 1877 auf Mancini's Antrag die Abschaffung der Todesstrafe votirt und bei Vorlegung des 1888er Entwurfs, welcher den ergastolo einführte, bestätigte die Kammer, wieder auf Antrag Mancini's, mit Einstimmigkeit jene beiden Beschlüsse und die Streichung der Todesstrafe für den neuen einheitlichen Codex. Der Zanardellische Bericht sowie der Bericht der berathenden Parlamentscommission unter Mancini's

Vorsitz begründen die Abschaffung der Todesstrafe unter Heranziehung eines sehr umfassenden historisch-statistischen Materials aus der Strafrechtsentwicklung der meisten Culturvölker, und es seien hier als praktische Hauptgründe aus den Motiven nur hervorgehoben die Irreparabilität der Todesstrafe und die Thatsache, daß die Todesstrafe auch da, wo sie gesetzliche Geltung hat, mehr und mehr außer Vollzug bleibt, in desuetudinem verfällt. Der Ministerialbericht erinnert bezüglich Deutschlands daran, daß die Aufhebung der Todesstrafe von der Frankfurter Nationalversammlung unter die Grundrechte aufgenommen wurde, und daß sie nach unserer Erhebung zur Einheit, bei Vorlegung des Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund vom Reichstage in der Sitzung vom 1. März 1870 mit 118 gegen 81 Stimmen beschlossen worden, daß aber am 22. Mai desselben Jahres die Gegenpartei mit nur 8 Stimmen Majorität siegte, nachdem der große Bundeskanzler erklärt hatte, daß die Mehrheit des Bundesraths den Entwurf ohne Beibehaltung der Todesstrafe zurückziehen würde. Zanardelli entnimmt überdies einer im Jahre 1881 von der englischen Regierung veranlaßten Strafstatistik des Auslandes, daß in den elf Jahren 1870 bis 1880 in Preußen von 558 Todesurtheilen nur das einzige gegen Hödel 1878, in Bayern von 134 nur 7, in Württemberg von 30 und in Baden von 26 nur je eins, in Sachsen von 28 Todesurtheilen keins vollstreckt worden ist. Ein richtiges Strafsystem, so betonen übrigens die Berichte, bestehe in einer Stufenleiter, in welcher entsprechend der Eigenart jeder strafbaren Handlung die Strafe von der mildesten anfange und aufsteige bis zur schwersten lebenslänglichen Freiheitsberaubung, ohne jedoch die Existenz des Verurtheilten abzuschneiden, d. i. bis zum ergastolo.

Diese Strafe ist immer lebenslänglich und wird in einer besondern Anstalt verbüßt, wo der Verurtheilte die ersten sieben Jahre unbedingt in Einzelhaft mit der Pflicht zur Arbeit gehalten wird. In den folgenden Jahren wird er zur Arbeit in Gemeinschaft mit anderen Verurtheilten unter der Pflicht des Stillschweigens zugelassen. Härter war der Entwurf von 1888, indem er die gemeinsame Arbeit erst nach zehn Jahren und nur sofern der Verurtheilte gute Führung bewiesen hatte, zuließ. Die Milderung ist wohl auf den letzten Commissionsbericht zurückzuführen, welcher erwähnt hatte, daß die Beendigung der Isolirhaft nach dem Auburnschen System aus Rücksichten auf Leben und Verstand des Sträflings ausnahmsweise auch vor vollendetem zehnten Jahre nach den Strafanstaltsregulativen zugelassen werden könne. Der Verurtheilte verliert die väterliche und die maritale Gewalt und wird unfähig zur Verwaltung seines Vermögens unter Lebenden wie von Todeswegen; sein vorher errichtetes Testament ist nichtig. So tritt der bürgerliche Tod an die Stelle des physischen; aber was dem Verurtheilten vom physischen Leben bleibt, erscheint bei siebenjähriger Einzelhaft und bei der dann zeitlebens folgenden Verpflichtung zum Stillschweigen grausamer als der Tod auf der Richtstätte, und Zanardelli erkennt dies selbst an, indem er in seinem Bericht der Strafe des ergastolo eine stärker abschreckende Wirkung beimißt als der Todesstrafe, sofern die erstere vermöge ihrer Dauer und durch die Einzelhaft „das Leben zur Qual und den Tod zur Erlösung gestalte." Danach kann auch der anderwärts in demselben Bericht geäußerten Lobpreisung der Abschaffung der Todesstrafe als Akt der Menschlichkeit im höheren Sinne

nicht zugestimmt werden, so lange kein anderer Ersatz als der ergastolo dafür gefunden ist. Die Abschreckungstheorie allerdings mag bei diesem Ersatz Recht behalten; denn es heben beide Berichte (der Commission und des Ministers) unter Bezugnahme auf eine Aeußerung Holtzendorffs hervor, daß die abschreckende Kraft einer Strafe mehr noch als von ihrem Inhalte abhänge von dem Grade der Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit ihrer Vollstreckung, und daß in dieser Beziehung die Todesstrafe dem ergastolo nachstehe, weil die erstere weniger leicht verhängt, geschweige denn vollstreckt werde.

An Härte absteigend folgen die Freiheitsstrafen der Reclusion für ehrenrührige und der Detention für leichtere, den Verbrechersinn nicht an sich tragende Strafthaten. Die Reclusion ist bis zu sechs Monaten immer mit Zelleneinzelhaft verbunden und für die folgende Zeit tritt auch hier die Pflicht zum Stillschweigen hinzu.

Wie für die Strafandrohung die Abschreckungstheorie, so gilt für die Strafvollziehung die Besserungstheorie. In ihrer Vollstreckung soll die Strafe den Menschen nicht verhärten und dem Gesetz, sowie der menschlichen Gesellschaft nicht entfremden, sondern sein Gemüth erweichen, ihn für die Freiheit erziehen und der menschlichen Gesellschaft zurückgewinnen. In dieser Rücksicht ist die Strafvollstreckung weniger der Disciplinarordnung der Strafanstalten überlassen, als vielmehr im Strafgesetzbuch selbst sorgfältig geordnet, wobei der schädliche Einfluß der Gemeinschaft schwererer Verbrecher mit leichteren durch Trennung der für die verschiedenen Classen bestimmten Räume abgewendet und in gleicher Richtung auch weitere Fürsorge getroffen wird. Reclusion und Detention werden in den, für jede von beiden Strafen gesondert bestimmten Anstalten verbüßt; übersteigt aber die Strafe nicht sechs Monate, so kann sie bei jeder von beiden Strafarten in noch anderen Anstalten, im Gerichtsgefängniß, welches also die geringeren Uebelthäter vereinigt, verbüßt werden.

Der gleichen Tendenz entspricht die Bestimmung, daß für Frauen und Minderjährige, die sich nicht im Rückfalle befinden, bei Strafen von nicht über einen Monat der Richter die Verbüßung in ihrer Wohnung anordnen kann und hier nur im Falle der Ausschreitung die gewöhnliche Strafe eintritt. Ausgesprochenes Motiv ist, die Bestraften der Gewöhnung an das Leben und die traurige Gesellschaft des Gefängnisses zu entziehen.

Ebenmäßig kann der zu einer Geldstrafe (multa oder amenda) Verurtheilte im Unvermögensfalle statt der substituirten Detentions- oder Arreststrafe auf sein Anerbieten zur Leistung einer gemeinnützigen Arbeit zugelassen werden, wobei zwei Tage Arbeit einem Tage Gefängniß gleichstehen.

Zur Besserungstheorie gehören insbesondere auch die Wirkungen, welche der italienische Strafcodex in ausgedehntem und verfeinertem Maße, als bei uns gilt, der guten Führung (buona condotta) des Sträflings beilegt. Der zur Reclusion von nicht weniger als drei Jahren Verurtheilte kann, wenn er die Hälfte der Strafzeit, aber nicht unter dreißig Monaten, verbüßt und sich gut geführt hat, den Rest der Strafe in einer landwirthschaftlichen oder gewerblichen Strafanstalt, oder auch durch Arbeit bei öffentlichen oder Privatwerken unter öffentlicher Aufsicht verbüßen.

Der zu Reclusion oder Detention über drei Jahr Verurtheilte kann nach Verbüßung von dreiviertel der Reclusionsstrafe oder der Hälfte der Detentionsstrafe, wenn er eine solche Führung bewahrt hat, daß seine Besserung zu vermuthen steht, auf seinen Antrag die bedingungsweise Freilassung erlangen, immer vorausgesetzt, daß der Strafrest drei Jahre nicht übersteigt. Diese Freilassung, welche der Ministerialbericht als Antrieb und Lohn für die gelieferten Beweise der Besserung bezeichnet, wird nicht gewährt im Fall bestimmter Vergehen und Rückfälle, weil bei ihnen die Besserung, wie der Bericht sagt, wenig wahrscheinlich und deshalb die strengere Strafe nothwendig ist.

Die gute Führung des Verurtheilten kann endlich auch seine, nach Abbüßung der Strafe, gesetzlich eintretende weitere Ueberwachung, welche unserer Stellung unter Polizeiaufsicht entspricht, aufhören machen oder erleichtern nach Maßgabe des gerichtlichen Erkenntnisses oder nach dem Ermessen der Sicherheitsbehörde.

Alldem gegenüber findet sich im deutschen Strafgesetzbuch nur die dürftige Bestimmung, daß die zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe Verurtheilten, wenn sie dreiviertel, mindestens aber ein Jahr verbüßt, sich auch während dieser Zeit gut geführt haben, mit ihrer Zustimmung vorläufig entlassen werden können, daß diese Entlassung bei schlechter Führung jederzeit widerrufbar ist und Entlassung wie ihr Widerruf von der obersten Justizbehörde nach Anhörung der Gefängnißverwaltung beschlossen wird.

An die Auffassung der Strafe als Erziehungsmittel knüpfte sich das Bestreben, unter gewissen, dem Beschuldigten günstigen Umständen auch die im Gesetz angedrohte niedrigste Strafe, wiewohl sie sonst verwirkt wäre, nicht zur Anwendung zu bringen, sondern auszuschließen, und hieraus erwuchs das Institut des richterlichen Verweises (riprensione giudiziale) als Ersatz für die Strafe, womit dem Schuldigen zugleich eine Caution für künftige gute Führung oder gesetzmäßiges Verhalten auferlegt wird. Diesen Verweis kann der Richter an Stelle der verkündeten Strafe verhängen:

a) nur bei leichten Strafthaten,

b) wenn mildernde Umstände vorliegen und

c) wenn der Schuldige bisher nicht höher als zu einem Monat Arrest für Uebertretungen verurtheilt war. Der Verweis besteht in einer dem Verurtheilten in öffentlicher Sitzung vom Richter ausgesprochenen Vermahnung über die vorliegende Gesetzesverletzung und ihre Folgen. Das Erkenntniß spricht zugleich aus, daß der Verurtheilte sich persönlich und, wenn der Richter es für nöthig hält, unter Stellung geeigneter Bürgen zur Zahlung einer bestimmten Summe verpflichtet, sobald er innerhalb bestimmter Frist von zwei Jahren bei Vergehen und von einem Jahr bei Uebertretungen eine andere Strafthat begeht. Erscheint der Verurtheilte nicht in der für den Verweis bestimmten Sitzung, oder nimmt er ihn nicht mit Achtung entgegen, oder unterwirft er sich nicht der auferlegten Caution, oder stellt keine tauglichen Bürgen, so tritt die im Urtel festgesetzte Strafe sofort in Kraft.

Das deutsche Strafgesetzbuch kennt den Verweis nicht als Strafersatz, sondern nur als wirkliche Strafe, auf welche gegen einen Angeschuldigten im Alter

von zwölf bis achtzehn Jahren — wenn es sich um ein Vergehen oder eine Uebertretung handelt, in besonders leichten Fällen erkannt werden kann. Dabei ist vorausgesetzt, daß der jugendliche Angeschuldigte die zur Erkenntniß der Strafbarkeit seiner Handlung erforderliche Einsicht hat.

Das italienische Institut des richterlichen Verweises ist nun als sogenannte **bedingte Verurtheilung** von der Strafrechtswissenschaft ungemein günstig aufgenommen. Sie ist in Belgien inzwischen Gesetz geworden. Nachdem die internationale criminalistische Vereinigung schon im August 1889 in Brüssel einen Gesetzesvorschlag betreffend die Einführung des bedingten Aufschubes der Strafvollstreckung formulirt hatte, ist auf der, am 27. März d. J. von den deutschen Mitgliedern jener Vereinigung in Halle abgehaltenen Landesversammlung der Gegenstand wiederholt durchberathen, und man hat sich hier, unter Theilnahme hervorragender deutscher Criminalisten mit großer Mehrheit dahin ausgesprochen, daß eine Aenderung des deutschen Strafsystems in der Richtung der Einschränkung der kurzen Freiheitsstrafen geboten ist, und daß die Verurtheilung mit bedingtem Strafvollzuge sich empfehle bei Gefängniß bis zu dreimonatlicher Dauer und bei der Haftstrafe (für Uebertretungen).

Auch im preußischen Abgeordnetenhause hat der Justizminister v. Schelling am 3. März d. J. auf eine bezügliche Interpellation die Wichtigkeit der bedingten Verurtheilung anerkannt mit dem Bemerken, daß höhere Gefängnißbeamte und sämmtliche Oberlandesgerichte zur Begutachtung der Frage von ihm aufgefordert seien. So beginnt in diesem Punkte der neue italienische Strafcodex seine unmittelbare Einwirkung auf unsere heimische Gesetzgebung zu äußern[1].

Die uns unbekannte Strafe des confino besteht in der Verbannung des Verurtheilten auf einen Monat bis drei Jahre zum Aufenthalt in einer durch das Urtheil bezeichneten, vom Orte der That wie vom Wohnsitz der durch sie Verletzten und des Verurtheilten selbst wenigstens 60 Kilometer entfernten Gemeinde. Sie verwandelt sich beim Bruch der Verbannung in Detention für die Restzeit. Verschwunden ist in dem Schlußtexte des Codex die im Entwurfe von 1888 enthaltene ähnliche Strafe des esilio locale, die sich nur durch die geringere Entfernung des Verbannungsorts, 20 statt 60 Kilometer, vom confino unterschied. Sie war gewiß entbehrlich, zumal nur für wenige Fälle angedroht; aber auch für die Beibehaltung des confino kann ein Bedürfniß kaum anerkannt werden, nachdem diese Strafe nur noch in ganz wenigen Fällen aus dem letzten Entwurf übernommen und auch in diesen Fällen alternativ mit Detention oder Haft und cumulativ mit Geldstrafe angedroht ist. Ihrer besonderen Art nach mochte sie zweckmäßig erscheinen gegen Herausforderung zum Duell und gegen die Thätigkeit der Kartellträger, Secundanten und Zeugen hierbei. Die berathende Kammercommission hat aber die Detention an die Stelle des hierfür an-

[1]) Seit Abfassung dieses Artikels im April 1890 hat die Thesis der bedingten Verurtheilung ihre Geschichte. Die erforderten Gutachten der Oberlandesgerichtspräsidenten und der Oberstaatsanwälte sind im preußischen Justizministerialblatte Nr. 24. vom 13. Juni c. mitgetheilt und ablehnend ausgefallen. Das letzte Wort dürfte damit de lege ferenda noch nicht gesprochen sein.



gedrohten confino gesetzt, und demgemäß ist der confino auch hierfür im Codex gestrichen. — —

Die Geldstrafen nehmen gemäß der oben entwickelten Strafrechtstheorie im neuen italienischen Strafcodex einen breiteren Raum ein als bei uns; sie sind prinzipaliter angedroht bei Uebertretungen, alternativ bei leichten Vergehen, cumulativ bei schweren. So soll bei allen Eigenthumsvergehen außer dem Diebstahl und dem Raube, bei sämmtlichen Amtsvergehen, bei den meisten Vergehen wider die öffentliche Ordnung neben der Freiheitsstrafe auf Geldstrafe erkannt werden, während bei uns nur in sehr wenigen Fällen, wie beim Betrug im zweiten Rückfalle, bei betrügerisch begangener Brandstiftung an gegen Feuer versicherten Sachen auf Geldstrafe neben Zuchthaus erkannt werden muß. Die Strafgelder fließen zur Staatskasse; bezüglich ihrer Verwendung enthält der Zanardellische Bericht zum letzten Entwurfe die Ankündigung eines Gesetzesvorschlags, nach welchem die Einkünfte aus den Strafgeldern bestimmt sein sollen für den höchst humanen Zweck, die Opfer richterlicher Irrthümer, insbesondere auch für die Untersuchungshaft schadlos zu halten und die unglücklichen Benachtheiligten zu unterstützen.

Hiermit würde die italienische Rechtspflege einem Axiome entsprechen, welches längst auch bei uns und häufig, wenn auch bisher ohne praktischen Erfolg, seitens der Wissenschaft und durch die Volksvertretung erhoben worden ist.

Zum Thatbestande des Versuches gehört nach dem italienischen Strafcodex ebenso wie nach dem deutschen Strafgesetzbuch die Absicht des Thäters, eine Strafthat zu verüben und: daß der Erfolg durch äußere, vom Willen des Thäters unabhängige Umstände nicht eingetreten ist. Abweichend aber vom deutschen Gesetz verlangt das italienische ausdrücklich, daß der Anfang der Ausführung des Vergehens con mezzi idonei, mit geeigneten Mitteln, unternommen sei, und diese Beifügung ist nicht ohne Rücksicht auf die Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts geschehen, welches zuerst im Erkenntniß vom 24. Mai 1880 den Versuch ohne Rücksicht darauf für strafbar erklärt hat, ob das zur Verübung des Vergehens angewandte Mittel hierzu absolut untauglich war. Zur Grundlage dienten dem Reichsgericht die Worte der Definition des strafbaren Versuchs in § 43 Strafgesetzbuchs, welche von den Mitteln nichts sagt, und es stützt sich die Entscheidung, abgesehen von einer sophistischen Auffassung des Begriffs der Causalität, darauf, daß der Thäter dasjenige gethan habe, was er als zur Verwirklichung seines verbrecherischen Entschlusses geeignet angesehen, sowie darauf, daß hiermit seine Auflehnung gegen die Rechtsordnung bethätigt sei. Das Erkenntniß hat auch in Italien eine oppositionelle Literatur hervorgerufen, welche Zanardelli in seinem Bericht erwähnt. Er stellt als entgegengesetztes Princip der italienischen Strafrechtsschule auf: daß, wenn der verbrecherische Erfolg unmöglich ist, die böse Absicht allein nicht genügt, um die Strafbarkeit zu begründen.

Wer sich eines Instruments bedient, welches zum Oeffnen des Schrankes absolut untauglich ist, und wer einem Anderen einen unschädlichen Stoff in der Meinung, es sei Gift, verabfolgt, begeht demnach keinen Diebstahls- oder Vergiftungs-Versuch; es bleibt, sagt Zanardelli, nur eine schlechte Absicht, welche, so

lange die absolute Zweckwidrigkeit (inidoneità) der äußeren Handlung feststeht, nicht aus dem Bereich der Moral in die Rechtssphäre hinübergreift. Dabei ist die Kenntniß, welche der Handelnde von der absoluten Unwirksamkeit des Mittels, dessen er sich bedient, hat, oder nicht hat, einflußlos, weil diese Kenntniß der Ohnmacht der Handlung nichts abnimmt oder hinzufügt.

Ebenso wie die Mittel, muß auch das Object zum Vergehen geeignet sein. Die Frau, welche abtreibende Stoffe einnimmt, indem sie sich irrthümlich für schwanger hält, begeht keinen Versuch der Abtreibung (das Reichsgericht hat auch in diesem Falle strafbaren Versuch angenommen 30. März 1883), und die Mutter, welche ein todtgeborenes Kind würgt, begeht keinen Versuch des Kindesmordes. Dieser italienischen Anschauungsweise dürfte bei uns de lege ferenda die Zustimmung nicht fehlen. Urtheilt doch ein großer Theil unserer Strafgerichte unterer Instanz selbständig und unbotmäßig gegenüber der beim Reichsgericht bisher aufrechterhaltenen Doctrin vom Versuche.

Während im deutschen Strafgesetz der Rückfall nur bei den Eigenthumsvergehen und hier auch nur aus unerfindlichen Gründen bei einigen nicht, und auch erst bei der zweiten Wiederholung bestraft wird, begegnen wir im italienischen Strafcodex einer von der oben gerühmten systematischen Eintheilung der Strafthaten wirksamst unterstützten sorgfältigen Behandlung des Rückfalls. Rückfällig ist im Allgemeinen, wer innerhalb bestimmter Frist nach Verbüßung einer Strafe abermals eine Strafthat begeht (recidiva generica); für letztere ist die Anwendung des geringsten Strafmaßes ausgeschlossen. Ist die neue Strafthat gleichartig (un reato della stessa indole) mit der vorbestraften, so tritt für sie Strafschärfung nach bestimmten Grundsätzen ein. Dies ist der Fall der recidiva specifica, wie es der amtliche Index bezeichnet. Die Strafverschärfung wird also begründet durch wiederholte Verletzung nicht bloß desselben speciellen Strafgesetzes, wegen welcher die Vorbestrafung ergangen ist, sondern auch durch Verübung der in ein und demselben Capitel des Strafcodex und der unter bestimmten Ueberschriften der Titel vorgesehenen Strafthaten. Zu diesem Zweck sind sämmtliche Vergehen in acht Gruppen, wesentlich nach den Titelüberschriften des zweiten Buches eingetheilt, so daß die neue Strafthat als Rückfall angesehen wird, wenn die Vorbestrafung für eine zwar speciell andere, aber in derselben Gruppe stehende Strafthat erfolgt ist. So kann z. B. Hehlerei als Rückfall nach Diebstahl und umgekehrt, betrüglicher Bankerott als Rückfall nach Erpressung und umgekehrt in Betracht kommen und zur Straffschärfung wegen Rückfalls führen.

Auch diese Rückfallsauffassung hat in der Landesversammlung der deutschen Mitglieder der internationalen criminalistischen Vereinigung in Halle am 27. März d. J. Befürwortung und Annahme de lege ferenda durch Mehrheitsbeschluß gefunden. Nicht in Betracht kommen übrigens für den Rückfall Vorbestrafungen

1. wegen Vergehen bei neuen Uebertretungen und umgekehrt,
2. wegen ausschließlich militärischer Schuldthaten, und
3. Vorbestrafungen bei auswärtigen Gerichten, was auch bei uns gilt.

Aus dem Schlußtitel des allgemeinen Theils vom Erlöschen der Strafverfolgung und der Strafurtheile sei hier nur so viel hervorgehoben, daß wie nach deutschem Recht die Verurtheilung zum Tode in 30 Jahren verjährt.

der letzte Entwurf des Codex auch die Strafe des ergastolo in 30 Jahren verjähren ließ. Bei der Schlußsanction des Textes ist diese Verjährung verschwunden, und man vermißt die Begründung dieses Abstrichs um so mehr, als die im Ministerialbericht für die 30jährige Verjährung erwähnten Motive: daß es, wenn nicht ungerecht, so doch inopportun und unpolitisch wäre, eine Schuldthat noch zu bestrafen, deren Gedächtniß inzwischen erloschen ist, und deren Bestrafung ihre traurigen Wirkungen auf Dritte erstrecken würde 2c., unbedenklich auch für die härteste Strafe gelten.

Für Uebertretungen endlich, welche nur mit Geldstrafe nicht über 300 Lire bedroht sind, hat der Codex eine eigenthümliche Erlöschungsart: die oblazione voluntaria, darin bestehend, daß der Beschuldigte seine Verfolgung ausschließen kann, indem er vor Eröffnung der Verhandlung neben den Proceßkosten den höchsten Satz der ihm gesetzlich angedrohten Geldstrafe bezahlt.

IV.

Indem wir uns zum zweiten Buch, den Vergehen im Besonderen, wenden, tritt im ersten Titel von den Vergehen wider die Sicherheit des Staates, insbesondere contro la patria und contro i poteri dello stato als nationale Eigenthümlichkeit die glühende Vaterlandsliebe für das geeinigte Italien drastisch hervor. Die Strafbestimmungen zum Schutz der indipendenza und unità dello stato stehen unter der Devise: Wehe dem, der daran rührt! (Guai a chi la tocca!) Mit ergastolo wird bestraft jede That, die darauf ausgeht, den Staat ganz oder theilweise fremder Herrschaft zu unterwerfen, seine Unabhängigkeit zu schmälern oder die Einheit aufzulösen. Ebenso auch jede gegen das Leben, die Unverletzlichkeit oder die Freiheit der Person des Königs, der Königin, des Kronprinzen oder des Regenten während seiner Regentschaft gerichtete Handlung. Unterschieden von solchem attentato wird aber auch die offesa, Beleidigung derselben Personen durch Worte oder Thaten, erheblich härter als bei uns bestraft. Detention von ein bis fünf Jahren und Geld von 500 bis 5000 Lire stehen gegen Gefängniß nicht unter zwei Monaten oder Festung von zwei Monaten bis fünf Jahr. Indessen erschien es bei dieser Schuldthat der Klugheit und politischen Convenienz rathsam, ihre Verfolgung nicht dem Ermessen der öffentlichen Beamten, wie in gewöhnlichen Fällen, zu überlassen; vielmehr soll die Verfolgung nur mit Ermächtigung des Justizministers eintreten, welcher „allein im Stande sei, nach den Umständen die Opportunität eines Strafprocesses und Urtheils in einer so delikaten Sache richtig zu schätzen". Die Maßnahme ist in hohem Grade zu billigen und de lege ferenda zu beachten. Sie würde die exorbitante Erscheinung verhindert haben, daß bei uns die Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung im Jahre 1878 auf 1994 — das ist beinahe eins pro zehn Mille der Einwohnerzahl des deutschen Reiches — gestiegen waren. Aus dem constitutionell monarchischen Princip und aus der italienischen Verfassungsurkunde, welche die Person des Königs für heilig und unverletzbar erklärt, ist weiter auch die Bestrafung desjenigen abgeleitet, der den König wegen der Handlungen seiner Regierung öffentlich tadelt oder verantwortlich macht.

Die Kraft und Geltung, welche der Parlamentarismus in Italien gewonnen hat, gibt sich im Strafcodex kund durch den außerordentlichen Rechtsschutz, welchen die Parlamentsmitglieder mit Bezug auf die Ausübung ihres Berufs genießen. Oeffentliche Beleidigung des Senats oder der Kammer wird auf die hierzu von ihnen ertheilte Ermächtigung als Vergehen gegen die Staatsgewalten bestraft. Ehrverletzungen gegen ein Parlamentsmitglied in Wort oder That stehen denen gegen einen öffentlichen Beamten in der Strafzumessung gleich, und der Thäter wird zum Beweise der Wahrheit oder selbst Offenkundigkeit der dem Beleidigten vorgeworfenen Handlungen oder Eigenschaften nicht zugelassen. Freiheitsberaubung, Tödtung mit Vorsatz, aber ohne Ueberlegung und Körperverletzung gegen ein Parlamentsmitglied aus Anlaß seines Berufs unterliegen derselben verschärften Strafe wie die gleichen Vergehen, wenn sie an einem öffentlichen Beamten aus Anlaß seines Berufs, beziehungsweise bei Freiheitsberaubung und Tödtung, wenn sie an einem nahen Verwandten oder dem Ehegatten des Thäters verübt werden.

Wir kommen zu den kirchenpolitischen Vergehen. Sowie der sogenannte Kanzelparagraph, welcher als Ergänzung zum deutschen Strafgesetzbuch unterm 10. December 1871 durch besonderes Gesetz publicirt, die Besprechungen von Staatsangelegenheiten an öffentlichem Orte seitens der Religionsdiener, wenn sie den öffentlichen Frieden gefährden, besonders unter Strafe stellt, und vom Bairischen Minister von Lutz zur Entscheidung der Frage, wer Herr im Staate sein sollte, die Regierung oder die römische Kirche, beantragt war, also den Stand der Nothwehr des Staats gegen die Kirche bezeichnet, so kennzeichnen sich auch die Bestimmungen des letzten Entwurfs des italienischen Strafcodex über den Amtsmißbrauch der Religionsdiener bei Ausübung ihrer Functionen nach den Motiven wesentlich als Abwehr gegen die dauernd feindliche Haltung, welche ein beträchtlicher Theil des Clerus, dort speciell unter unbesonnenen Vorwänden territorialer Revindicationen gegen die Existenz des Staates selbst beobachtete. Jemehr die italienischen Gesetze der Kirche ihre volle Freiheit unter Verzicht auf die Ernennung der Bischöfe und andere wichtige Vorbeugungsmaßregeln gegeben hätten, um so weniger dürfe die Staatsregierung wehrlos und ohnmächtig den Mißbräuchen gegenüberstehen, welche der Clerus von seinem Berufe mache, denn die Verantwortlichkeit sei das untrennbare Correlat der Freiheit.

Wiewohl äußerlich die Sicherstellung des Staates gegen die Uebergriffe der Kirche der Zweck der Bestimmungen war, so stehen die letzteren doch im Titel der Delicte gegen die öffentliche Verwaltung, weil das Wesen der Straftat der Mißbrauch der amtlichen Kirchenverwaltung ist, weil subjectiv die forza morale, welche der Geistliche auf die Gewissen der Gläubigen ausübt, im Fall des Mißbrauchs ihn strafbar macht.

Die einschlägigen Bestimmungen des 1888er Entwurfs waren erheblich schärfer als die des Gesetz gewordenen Codex, sofern sie den Religionsdiener auch bestraften, wenn er amtsmißbräuchlich „die in der Erbfolge gesetzlich begründeten Rechte schädigt oder den Frieden der Familien stört".

Die Entwurfsbestimmungen entfesselten einen Sturm von Petitionen auf Unterdrückung derselben. Es wurden indessen diese von einem großen Theile der italienischen Bischöfe ausgegangenen Petitionen auf Vorschlag der berathenden

Parlamentscommission von der Kammer am 8. Juni 1888 mit 270 gegen 7 Stimmen sämmtlich zurückgewiesen. Gleichwohl hat der endgültig sanctionirte Text des Codex die obigen, gegen Erbschleicherei gerichteten Worte gestrichen und dahin gemildert, daß er den Religionsdiener bestraft, wenn er Jemanden zu Handlungen oder Erklärungen zwingt oder verleitet, welche den Gesetzen zuwiderlaufen oder die gesetzlich erworbenen Rechte schädigen. Ein anderer Artikel bestraft in Uebereinstimmung mit dem Entwurf den Religionsdiener, welcher in Ausübung seines Berufs die Staatseinrichtungen und Gesetze oder die Handlungen der Obrigkeit öffentlich tadelt oder geringschätzig behandelt. Die Strafe ist in Italien: Detention bis ein Jahr und Geld bis 1000 Lire, in Deutschland Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren. Bestraft wird der Religionsdiener in Italien auch, wenn er zur Verachtung oder Nichtbefolgung gesetzlicher Bestimmungen oder der mit einem öffentlichen Amte verbundenen Pflichten aufreizt, mit Detention bis zwei Jahr, bei öffentlicher Verübung bis drei Jahr, Geld von 500 bis 3000 Lire und Entziehung der kirchlichen Pfründe. Andere als die vorerwähnten Vergehen eines Religionsdieners werden, auch wenn diese Eigenschaft des Thäters im Gesetz schon in Betracht gezogen ist, mit einer um 1/6 bis 1/3 höheren Strafe belegt. Als charakteristische Voraussetzung der Vergehen der Religionsdiener hat der endgültige Codex das prevalendosi della sua qualità des Thäters (daß er sich seine amtliche Eigenschaft dabei zu Nutze macht) aufgestellt, während der Entwurf vom Mißbrauch der Gewalt über die Gewissen (abusando della forza morale) sprach. Die Bestrafung von Acten des äußeren Cultus in Widerspruch mit Regierungsvorschriften ist aus dem Entwurf spurlos verschwunden. Wie die Regierung diese Abmilderungen des Entwurfs mit der ihr ertheilten Ermächtigung, letzteren „unter Berücksichtigung der Parlamentsstimmen" zu verbessern, vereinigt haben mag, bleibt unaufgeklärt.

Socialpolitische Strafbestimmungen finden sich im zweiten Titel des zweiten Buchs unter den Vergehen contro la libertà speciell del lavoro. Sie schützen die Coalitionsfreiheit der Arbeitgeber wie Arbeitnehmer gegen Eingriffe, welche mit Gewalt oder Drohung verübt werden. Wer mit solchen Mitteln speciell eine Arbeitseinstellung oder Aussetzung herbeiführt oder verlängert, um den Arbeitern oder Arbeitgebern eine Lohnverminderung oder — Vermehrung oder von vorausgegangenen Verträgen abweichende Verpflichtungen aufzuerlegen, wird mit Detention bis zu 20 Monate beziehungsweise mit Geldstrafe von 100 bis 3000 Lire, die Rädelsführer und Urheber noch härter bestraft.

Unklar und verschwommen ist hiergegen die Strafbestimmung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 (§§ 152, 154), welche mit Gefängniß nur bis zu drei Monaten denjenigen bedroht, der mit Gewalt oder Drohung andere bestimmt oder zu bestimmen versucht, an Vereinigungen zur Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen Theil zu nehmen.

Die Socialdemokratie als politische Partei ist im italienischen Strafcodex nicht berücksichtigt, indem das, was unser bezügliches Ausnahmegesetz vom 21. October 1878 enthält, in allgemeinerer Form durch das mit dem neuen Codex gleichzeitig emanirte Gesetz über die öffentliche Sicherheit (della pubblica sicurezza) vorgesehen ist, welches dauernd gilt.

Als Handlungen, welche bei uns nicht strafbar dem italienischen Recht als Strafthaten nationaleigenthümlich sind, kommen folgende in Betracht.

Unter den Vergehen gegen die öffentliche Verwaltung findet sich das millantato credito presso pubblici ufficiali, welches besteht in der schwindelhaften Vorspiegelung des Einflusses bei einem Parlamentsmitglied oder öffentlichen Beamten zum Zweck unerlaubter Vortheile aus der Vermittlung bei jenen. Dies Vergehen verdankt seine Beibehaltung aus dem sardinischen Strafcodex und aus dem Entwurfe von 1888 der Erwägung, daß der Schwindel, auch wenn er nicht den Thatbestand des Betruges enthält, strafbar ist gemäß dem Grundsatz fumo punitur, qui fumum vendidit. Von Einfluß war hierbei auch der während der Berathung des Entwurfs gerade in Paris sich abspielende Aemterschwindel Wilson's. Im Motiv verwandt hiermit ist die unter den Vergehen wider den öffentlichen Glauben aufgenommene Bestrafung des Börsen- oder Marktschwindels. Mit Reclusion bis zu dreißig Monaten und mit 500 bis 3000 Lire Geldbuße wird bestraft, wer durch falsche Nachrichten oder andere betrügerische Mittel ein Steigen oder Fallen der Löhne, Preise, Kurse ꝛc. herbeiführt, und wenn das Vergehen von öffentlichen Vermittlern oder Agenten verübt wird, steigt die Strafe auf Reclusion bis zu fünf Jahren sowie zeitweise oder dauernde Untersagung des Gewerbebetriebs und Geldbuße über 1000 Lire.

Dies Gesetz erscheint nachahmenswerth, sofern in solchen Fällen der Thatbestand des Betruges, welcher den Causalnexus zwischen Schädigung und Täuschung erfordert, häufig nicht festzustellen ist.

Unter den Vergehen wider die Rechtspflege wird abweichend von unserm Recht nicht nur die wissentlich falsche Anschuldigung einer bestimmten Person calumnia, sondern auch die wissentlich falsche Anzeige einer nicht existirenden Strafthat ohne Bezichtigung einer bestimmten Person bestraft. Auch diese Bestimmung verdient de lege ferenda unsere Beachtung, weil derartige erdichtete und frivole Denunziation zur Verhüllung anderer Vergehen häufig vorkommt und ihre Ahndung bisher nur auf den Unfugsparagraphen gestützt werden kann, welcher das Wesen der Strafthat nicht trifft.

Unter demselben Titel straft der italienische Codex abweichend von unserm Recht auch den unbeeidigt gebliebenen Zeugen, welcher sich mit der Wahrheit in Widerspruch setzt, wegen falsità in giudizio und zwar mit $^1/_6$ bis $^1/_3$ der Strafe des beeidigten Zeugen in gleichem Falle.

Ebenda wird auch die unerlaubte Selbsthülfe als willkürliche Ausübung der eigenen Rechte mit Strafe bedroht und wie folgt definirt: Wer nur zum Zwecke der Ausübung eines vermeintlichen Rechts in Fällen, in welchen er die Behörde hätte in Anspruch nehmen können, sich selbst Recht verschafft und dabei Gewalt an Sachen verübt, unterliegt einer Geldstrafe bis zu 500 Lire. Wenn der Schuldige ohne Gewaltthat an Sachen dabei Drohungen oder Gewalt gegen Personen anwendet, so ist die Strafe Detention bis zu einem Jahr oder confino bis zu zwei Jahren und Geldstrafe bis zu 1000 Lire. Wird die Gewalt mit Waffen verübt oder ist sie mit Körperverletzung verbunden, so tritt — vorbehaltlich der auf letzteres Vergehen angedrohten Strafe — Detention nicht unter einem Monat oder confino nicht unter drei Monaten und Geldbuße nicht unter 300 Lire ein. Ist

die That nicht mit einem Vergehen, welches amtliche Verfolgung erfordert, verbunden, so wird nur auf Antrag des Verletzten eingeschritten.

Endlich sei hier noch der Ricatto erwähnt, welcher schon in allen früheren italienischen Strafgesetzbüchern vorgesehen war.

Zu den unberechtigten, namentlich auch für den Reisenden fatalen Eigenthümlichkeiten südeuropäischer Länder, nicht nur Italiens, gehört es, daß als wohlsituirt bekannte oder vermuthete Personen aufgehoben und festgesetzt werden. um für ihre Freilassung Lösegeld von den Angehörigen zu erzwingen. Dies ist der Ricatto. Der neue Strafcodex bedroht ihn, auch wenn der Zweck nicht erreicht wird, mit Reclusion von fünf bis zu fünfzehn Jahren und — mit Reclusion bis zu fünf Jahren auch Jeden, der, ohne der Behörde vorher Anzeige zu machen, zur Erreichung des Zweckes schriftlichen oder mündlichen Verkehr dabei unterhält. Der Bestrafung folgt hier immer die Stellung unter Polizeiaufsicht.

Die erheblichsten Abweichungen des italienischen Strafcodex von unserm Strafrecht sind zu constatiren auf dem Gebiete des Sittengesetzes im engeren Sinne, d. h. des Geschlechtsverkehrs. Die grundverschiedenen Begriffe in diesem Punkte zeigt der Titel 8 von dem Vergehen gegen Sitte und Familie verglichen mit dem Abschnitt 13 des deutschen Strafgesetzbuches von den Vergehen gegen die Sittlichkeit. Hier wird (§§ 180, 181) wegen Kuppelei bestraft, wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet. Die Strafthat der Kuppelei mit diesem Thatbestande, welcher in der Praxis schon zu recht bedenklichen Verurtheilungen geführt hat, ist dem italienischen Strafgesetz unbekannt. Dieses bestraft (Artikel 345) wegen lenocinio denjenigen, der, um der Wollust Anderer zu dienen, eine minderjährige Person zur Prostitution verleitet oder ihre Verführung betreibt. Auf großjährige Personen erstreckt sich also der strafgesetzliche Schutz gegen Prostitution überhaupt nicht, und der letztere Begriff sowie der der Verführung tritt an die Stelle des erheblich weiteren Begriffs der Unzucht.

Auch beim Ehebruch findet im italienischen (wie im französischen) Strafrecht die Gleichheit vor dem Gesetz ihre Grenze in der Ungleichheit des Geschlechts. Die Frau als Ehebrecherin und ebenso ihr Mitschuldiger wird unbedingt mit Detention von drei bis dreißig Monaten bestraft; den Ehemann aber trifft dieselbe Strafe und Verlust der ehemännlichen Gewalt nur dann, wenn er eine Concubine im ehelichen Hause oder notorisch anderswo hält, während die Concubine mit Detention bis zu einem Jahre bestraft wird. Zur Begründung dieses Unterschiedes verweist der Zanardellische Bericht auf das prestigio della donna, welches durch Unzüchtigkeit in höherem Grade als beim Manne befleckt werde, und auf die möglichen Wirkungen des Ehebruchs der Frau, welche in der Unsicherheit der Nachkommenschaft zum Schaden und zur Schmach des Ehemannes eintreten können.

V.

Wir gelangen zum dritten Buche des Codex: von den Uebertretungen im Besonderen. Der wesentliche Unterschied zwischen Uebertretungen und Vergehen findet sich aber, wo er allein hingehört, im allgemeinen Theil, nämlich im ersten Buche und zwar im Titel von der Zurechnung, wo es heißt (Artikel 45): Niemand kann für ein Vergehen bestraft werden, wenn er die That, welche es bestimmt, nicht gewollt hat &c.

Bei Uebertretungen verantwortet ein Jeder die eigene Handlung oder Unterlassung, wenngleich nicht bewiesen werden kann, daß er eine dem Gesetz zuwiderlaufende That hat begehen wollen.

Der Zanardelli'sche Bericht sagt zur Charakteristik des dritten Buches: „Die Vergehen richten sich unmittelbar gegen die Rechtsgüter — die Uebertretungen bedrohen sie nur mit einer bedingten (eventuale) Gefahr." Dem entspricht auch sein philologisch der erst in der Schlußredaction des Codex gemachte Unterschied der Bezeichnung der Vergehen „gegen (contro)" zum Beispiel die öffentliche Wohlfahrt, Buch 2 Titel 7 und der Uebertretungen „betreffend (concernenti) die öffentliche Wohlfahrt, Buch 3 Titel 2.

Die gesetzgeberische Aufgabe, sagt der Ministerialbericht weiter, bestehe darin, daß die sogenannten polizeilichen Androhungen zur Sicherung der Wohlthaten der bürgerlichen Gemeinschaft der individuellen Freiheit keine anderen Grenzen stecken, als diejenigen, welche im allgemeinen Interesse schlechthin unerläßlich sind; dem Fortschritt der Gesellschaft entspreche die moderne Richtung auf Vermehrung der Uebertretungsverbote im Interesse des Wachsthums der gesellschaftlichen Arbeitsamkeit. Nur ein Theil der vielen Uebertretungen hat im Strafcodex Aufnahme gefunden und zwar nur diejenigen, welche einen Complex von Personen und Beziehungen betreffen und nicht häufigen Veränderungen ausgesetzt sind, also nur diejenigen, welche das Gepräge einer gewissen Stabilität tragen. Demgemäß ist ein großer Theil der Uebertretungen den besonderen Gesetze über die öffentliche Sicherheit überwiesen und es ist bei den im Strafcodex aufgenommenen mehrfach auf andere besondere, erst noch zu erlassende Gesetze Bezug genommen wie z. B. gegen das unerlaubte Waffentragen (Artikel 464) und gegen Verkauf oder Verpfändung kostbarer oder gebrauchter Sachen (Artikel 495). Zum Schluß mag hier nur noch davon Notiz genommen werden, wie der italienische Strafcodex die Trunkenheit als Strafthat behandelt.

Dieselbe findet als selbständiger Bestrafungsgrund im dritten Buche ihre Stellung, wo sie unter den Uebertretungen gegen die öffentliche Moral Titel 3 neben dem Hazardspiel, der Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit und der Thierquälerei besonders mit Strafe bedroht ist. Danach trifft Geldstrafe bis 30 Lire Denjenigen, der an öffentlichem Orte im Zustande offenbarer, belästigender oder streitsüchtiger Trunkenheit betroffen wird, und wenn die Trunkenheit sich als gewohnheitsmäßig erweist, tritt Arreststrafe bis ein Monat ein, sowie facultative Unterbringung in einem Arbeitshause oder bei öffentlichen Arbeiten (Artikel 488). Aber auch wer an öffentlichem Orte Andere in Trunkenheit versetzt, oder Getränke oder andere berauschende Stoffe an schon trunkene Personen verabreicht, erhält Arreststrafe bis zu zehn Tagen, welche bis auf einen Monat

anwachsen kann, wenn die That begangen wird gegen eine Person unter vierzehn Jahren oder gegen eine Person von offenbarer Geistesschwäche. Verkauft aber der Uebertreter gewerbsmäßig solche Getränke 2c., so tritt noch Untersagung des Gewerbebetriebes hinzu.

Solchergestalt wird im Codex selbst in umfassender Weise Sorge getragen, die Oeffentlichkeit vor dem Unwesen der Trunkenheit sicher zu stellen. Außerdem aber findet die Trunkenheit schon im allgemeinen Theil, Buch 1 Titel 4, unter den Gründen, welche die Zurechnungsfähigkeit ausschließen oder vermindern, sorgfältige Würdigung, welche von unserer Praxis, wonach leichte Angetrunkenheit als stereotyper Strafmilderungsgrund gilt, vortheilhaft absticht. Nicht strafbar ist als unzurechnungsfähig allgemein: wer im Augenblick der begangenen That sich in einem das Bewußtsein oder die Freiheit der eigenen Handlungen ausschließenden Zustande der Geistesschwäche befindet. Wenn dieser Zustand die Zurechnungsfähigkeit, ohne sie auszuschließen, nur erheblich schmälert, so treten Strafmilderungen nach bestimmten Grundsätzen ein (Artikel 46, 47). Diese Bestimmungen gelten auch für Denjenigen, der sich im Augenblick der That in dem vorbezeichneten Zustande in Folge zufälliger Trunkenheit (a cagione de ubbriachezza accidentale) befand. (Artikel 48.)

Weiter trifft der Artikel die Fälle, wo es sich um selbstverschuldete Trunkenheit (ubbriachezza volontaria) handelt, und führt Strafmilderungen ein, welche wieder geringer sind, wenn die Trunkenheit eine gewohnheitsmäßige (abituale) ist, indem für letzteren Fall allgemein die Verbüßung der Strafe in besonderen Strafanstalten offen gelassen wird. Weiter heißt es ebenda: Die hier festgesetzten Strafmilderungen finden nicht statt, wenn die Trunkenheit herbeigeführt ist, um die Ausführung der Strafthat zu erleichtern oder um sich eine Entschuldigung dafür zu verschaffen.

Abgesehen von der hier gemachten Unterscheidung zwischen ubbriachezza volontaria und accidentale, welche im Entwurf von 1888 nicht gemacht war und für keine Verbesserung des Letzteren zu achten sein dürfte, bekunden auch diese Bestimmungen über die Trunkenheit eine rühmenswerthe Genauigkeit in der psychologischen Beurtheilung des Angeschuldigten.

Indem wir hiermit unsere Betrachtungen schließen, hoffen wir den Nachweis geführt zu haben, daß der Codice penale per il Regno d'Italia ein Werk ist, würdig des Jahrzehnte langen Fleißes der größten Geister des Landes, würdig insbesondere des italienischen Volkes, welches darin seinen alten und klassischen Ruf als legislativ begabteste Nation von Neuem glänzend bewährt hat.

Wohnungen für die Armen.

Von

Heinrich Albrecht (Berlin).

II.

Man hat, um Abhülfe für die in dem vorigen Abschnitt eingehend geschilderten Mißstände zu schaffen, von dieser und jener Seite nach Staatshülfe gerufen. Man hat die Frage der Verbesserung der Arbeiterwohnungen in eine Reihe gestellt mit den großen socialpolitischen Reformen, die als Kranken-, Unfall- und Altersversicherungsgesetze in den letzten Jahren ins Leben getreten sind, und sich die Lösung etwa so gedacht, daß Staat und Gemeinde entweder in eigener Regie Arbeiterwohnungen herstellen und den Bedürftigen zu niedrigen Miethen ablassen könnten, oder daß von den genannten Körperschaften gemeinnützigen Gesellschaften größere Geldmittel zu niedrigem Zinsfuße überlassen würden, mit deren Hülfe letztere die Aufgaben der Beschaffung billiger Wohnungen durchführen könnten. Dem ist der Einwand entgegenzuhalten, der von verschiedenen Seiten auch gemacht worden ist, daß der Staat, wenn er Häuser baut oder bauen läßt, deren Miethspreis niedriger gestellt wird, als die Verhältnisse bedingen, damit die Privatspeculation hemmt. Die private Bauthätigkeit ist aber unter keinen Umständen zu entbehren, denn die auf Beschaffung billiger Arbeiterwohnungen gerichteten Bestrebungen öffentlicher Körperschaften können immer nur mildernd wirken, durchschlagenden Erfolg niemals erzielen. So reiche Mittel, um allen Bedürfnissen zu genügen, werden nie und nirgends zu Gebote stehen. In Paris[1]) z. B. hat man wiederholt die Erfahrung gemacht, daß, sobald nach irgend einer Richtung directe oder indirecte Staatsbeihülfe bei Bauunternehmungen gewährt wurde, alle anderen Unternehmer ihre Arbeiten einstellten, um der Vergünstigungen ebenfalls theilhaftig zu werden. Die Noth wurde auf diese Weise nur schlimmer.

Etwas Anderes ist es, wenn Staat und Gemeinde in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber sich an der Lösung der Wohnungsfrage betheiligen. In Frankfurt

[1]) Raffalovich, Die Wohnungsfrage in Frankreich. Schriften des Vereins für Socialpolitik.

a. M.[1]) hat die Gemeinde für ihre Beamten der niedrigen Besoldungsstufen Wohnungen gebaut. Diese Wohnungen bringen, bei voller Anrechnung des Werthes der Bauplätze und bei Zahlung der Canalbeiträge u. s. w., eine Verzinsung von 4,8 Procent des Anlagecapitals, und die Beamten wohnen viel billiger, gesunder, und gesicherter, als vorhin. Setzten die Gemeinden dies System fort, nicht nur bezüglich der kleineren Beamten, sondern auch bezüglich der städtischen Arbeiter, würde der Staat in dieser Beziehung nachfolgen, so könnte damit große Wirkung erzielt werden.

In einer anderen Beziehung, als in dieser socialpolitischen, ist die Stellung des Staates in der Wohnungsfrage eine viel belangreichere, nämlich da, wo er als Gesetzgeber auftritt. Um die Bestrebungen, welche in dieser Richtung gerade jetzt wieder in den Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege ein Echo gefunden haben, ganz verstehen zu können, müssen wir uns zunächst wieder mit den englischen Verhältnissen etwas näher vertraut machen.

Die englische Wohnungsgesetzgebung datir bis in die fünfziger Jahre zurück. Sie gewährt gesetzliche Befugnisse zu einem Einschreiten gegen Mißstände in ausreichendem Maße. Ihr Ziel ist ein doppeltes: es handelt sich einmal um Beseitigung der vorhandenen ungesunden Wohnungen, andererseits um die Beförderung der Entstehung neuer, besserer Arbeiterwohnungen. Neben einer Reihe von Gesetzen, welche ein Einschreiten gegen gesundheitsschädliche Ueberfüllung der Wohnräume ermöglichen und welche das Logirhauswesen regeln wollen, beansprucht das größte Interesse eine Gruppe von Gesetzen, welche in der Zeit von 1868 bis 1882 entstanden sind. Es sind dies die nach dem Namen des Abgeordneten, welcher die betreffenden Bestimmungen zuerst beantragte, als Torrens' Acts bezeichnete Artizan's and Labourer's Dwellings Act und ihre Novellen von 1879 und 1882, und die nach dem conservativen Minister Sir Richard Croß als Cross' Acts benannten Artizan's and Labourer's Dwellings Improvements Acts von 1875, 1879 und 1882. Die Torrens' Acts bestimmen wesentlich Folgendes: Wenn der von den communalen Localbehörden (vestries) angestellte Sanitätsbeamte in seinem Bezirke Häuser vorfindet, oder durch eine Eingabe von vier oder mehr Hausbesitzern auf Häuser aufmerksam gemacht wird, welche sich in einem derartig gesundheitsgefährlichen Zustande befinden, daß sie für menschliche Wohnungen ungeeignet zu erachten sind, so soll die Localbehörde zunächst ein Gutachten ihres Baubeamten einholen, ob es nöthig ist, das Haus oder einen Theil desselben einzureißen, oder ob der Uebelstand durch bauliche Veränderungen beseitigt werden kann. Das Gutachten wird dem Eigenthümer des Hauses zugestellt, welcher das Recht hat, dagegen Einwendungen zu erheben. Nach Erledigung derselben läßt die Localbehörde einen vollständigen Bauplan mit Kostenanschlag von ihren Baubeamten anfertigen und wiederum dem Eigenthümer zustellen, dem auch in diesem Stadium noch das Recht der Berufung zusteht. Ist der Bauplan sodann rechtskräftig geworden, und der Eigenthümer unterläßt es dennoch, denselben auszuführen, so hat die Localbehörde,

---

[1]) Miquel a. a. O.

falls es sich um gänzlichen Abbruch handelt, das Recht, das Haus auf Kosten des Eigenthümers abreißen zu lassen, falls es sich um Reparaturen handelt, die Wahl, die Reparatur auf Kosten des Eigenthümers vornehmen, oder das Haus schließen und abreißen zu lassen.

Die Cross' Acts gehen noch erheblich weiter. Sie haben die Möglichkeit geschaffen, ganze Flächen, welche von einer Reihe von ungesunden Gassen und Winkeln bedeckt sind, durch Abreißen der Häuser zu säubern. Für mindestens die Hälfte der Arbeiter, welche die alten Häuser bewohnten, müssen auf dem freigelegten Platze oder in dessen unmittelbarer Nähe neue Wohnungen beschafft werden.

Trotz dieser weitgehenden gesetzlichen Bestimmungen sind die alten traurigen Zustände nur unwesentlich gebessert. Die Torrens' Acts sowohl wie die Cross' Acts sind mit wenigen Ausnahmen ein todter Buchstabe geblieben. Ihre Durchführung scheiterte einmal an der Unthätigkeit der Localbehörden, die vielfach der Majorität nach selbst aus Leuten zusammengesetzt sind, die vom Häuservermiethen leben, von denen man also nicht erwarten darf, daß sie ein Gesetz, das sich gegen sie selbst richtet, mit Enthusiasmus in Kraft setzen werden. Dann hat der Mißerfolg aber auch zum großen Theil seinen Grund in der Höhe der Kosten, welche die auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen getroffenen Maßregeln mit sich führen würden. Namentlich die Cross' Acts sind nur in wenigen Fällen wirklich zur Durchführung gelangt. In diesen wenigen Fällen hat ferner die Neubebauung der freigelegten Flächen so lange auf sich warten lassen, daß nicht nur durch das Liegenlassen der Terrains große pecuniäre Verluste herbeigeführt sind, sondern daß die Wohnungsnoth dadurch für den Augenblick nur noch gesteigert wurde.

Die deutsche Gesetzgebung bietet, im Gegensatz zu der englischen, den Behörden keine genügenden Handhaben, um gegen die Benutzung ungesunder oder überfüllter Wohnungen einzuschreiten. Es bestehen allerdings fast überall staatliche oder provinzielle oder locale Bauordnungen, und dieselben nehmen in neuerer Zeit weit mehr als früher die sanitären Rücksichten bezüglich der Einrichtung der Wohnhäuser wahr. Aber gerade die besseren Bauordnungen stoßen in ihrer Durchführung auf die größten Schwierigkeiten und regeln fast überall nur die nach Erlaß der Bauordnungen vorkommenden baulichen Herstellungen, lassen aber die bestehenden Gebäude durchweg unberührt. Ueberdies hat die Baupolizei nur eine Controle über die vorschriftsmäßige Herstellung der Gebäude, nicht aber über deren Benutzung. Die Bauordnungen mögen immerhin Kellerwohnungen und Dachwohnungen verbieten, die Herstellung von Schlafräumen in zu niedrigen Localitäten untersagen — wenn hinterher solche Räume dennoch zum Wohnen und Schlafen benutzt werden, so kann die Baupolizei dies nicht verhindern.

Nur eine Ausnahme ist hiervon zu machen. Wir haben in einer Reihe von Provinzen, namentlich in den industriellen Landestheilen, in Schlesien, in Westfalen, in der Rheinprovinz, und auch schon hier und da in den größeren Städten, sehr einschneidende Bestimmungen nicht bloß über die Beschaffenheit der Logirhäuser und Schläferherbergen, sondern auch über die Benutzung derselben. In

diesen Bestimmungen ist häufig sogar schon ein ganz bestimmter Kubikinhalt an Luft vorgeschrieben, der für jeden Schläfer in einer bestimmten Localität vorhanden sein muß, und die Erfahrungen, welche mit solchen Polizeiverordnungen gemacht sind, die sich theilweise über ganze Regierungsbezirke erstrecken, sind sehr günstige. Sie haben nicht einmal diese Nachtherbergen wesentlich vertheuert, und das ist ein wichtiger Gesichtspunkt, der beim Erlaß jeder gesetzlichen Vorschrift, die das Wohnungswesen betrifft, wohl zu erwägen ist. Jedes allzu rasche, jedes allzu radikale Vorgehen kann leicht dazu führen, daß die Miethpreise steigen, und damit die Wohnungsnoth acuter wird.

Der Mangel jeder einheitlichen gesetzlichen Regelung aller dieser Fragen hat nun ganz vor Kurzem eine Agitation herbeigeführt, die von dem Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege ausgeht und die Durchsetzung reichsgesetzlicher Vorschriften zur Erreichung gesunden Wohnens anstrebt. Der Verein hat in seinen beiden Jahresversammlungen 1888 und 1889 einen Entwurf zu solchen Vorschriften, der dem Urtheil einer aus Technikern, Aerzten und Verwaltungsbeamten bestehenden Commission unterlegen hat, in eingehender Discussion durchberathen und angenommen. Die Vorschriften sollen als Mindestforderungen für das ganze deutsche Reich gelten, dabei aber etwaige weitergehende Landes-, Provinzial- und Localverordnungen nicht ausschließen. Neben Forderungen, betreffend die Anlage der Straßen, die Ausnutzung der Bauplätze, die Neuherstellung von Gebäuden, wie sie durch die besseren Bauordnungen heute bereits an vielen Orten gegeben sind, enthält dieser Gesetzentwurf weitgehende Forderungen hinsichtlich der Benutzung von Räumen, die Menschen zum längeren Aufenthalt dienen sollen. Endlich verlangt er — in dem Sinne der englischen Gesetzgebung — für die Gemeinden Expropriationsrecht und das Recht, Räume, welche durch Verstöße gegen die Bestimmungen des Entwurfs, sowie durch ihren baulichen Zustand gesundheitswidrig sind, für unbrauchbar zum längeren Aufenthalt von Menschen zu erklären und den Umbau von Häusergruppen oder Ortsbezirken, die aus diesen Gründen für unbenutzbar erklärt sind, zu veranlassen oder vorzunehmen. Die hiermit eingeleitete Agitation ist vielleicht dazu bestimmt, eine Frage in Fluß zu bringen, deren gesetzliche Regelung im Hinblick auf die bestehenden Verhältnisse dringend erwünscht scheint.

Gesetzliche Bestimmungen, welche die Beseitigung sanitärer Mißstände mit Bezug auf einzelne Häuser sowohl, wie auf ganze Häusercomplexe und Bauquartiere garantiren, bedeuten aber noch lange keine Lösung der Wohnungsfrage. Auf Grund derselben kann man wohl einreißen, kann die Eigenthümer von Miethhäusern zwingen, ihre Wohnungen in einem Zustande zu erhalten, der für die Bewohner keine gesundheitlichen Gefahren einschließt, kann sogar eine gefährliche Ueberfüllung der Wohnungen verhindern. Aber die einseitige Durchführung solcher Bestimmungen würde nach der anderen Seite einen nur um so schlimmeren Zustand schaffen. Tausende, die heute, wenn auch ein elendes, so doch überhaupt ein Obdach ihr eigen nennen, würden einfach auf die Straße gesetzt sein, weil alsbald ein vollständiger Mangel an Wohnungen eintreten würde. An Stelle der eingerissenen Häuser würden durch reine Privatspeculation keine ausreichenden Neubauten entstehen, weil unter den verschärften Bedingungen nicht auf einen

hinreichend großen Gewinn aus dem Vermiethen kleiner Wohnungen zu rechnen ist. Der Ueberschuß der aus den bisher überfüllten Wohnungen vertriebenen Miether würde ebenfalls die Zahl der Wohnungsuchenden vermehren, und die so aufs Aeußerste verstärkte Nachfrage würde den Miethspreis der vorhandenen Wohnungen bis zum Unerschwinglichen steigern.

Es muß zu der gesetzgeberischen Thätigkeit des Staates also noch die private Fürsorge für zweckentsprechende neue Wohnungen hinzutreten, und wir wollen im Folgenden kurz betrachten, bis zu welchen Grenzen private Bestrebungen nach dieser Richtung bisher von Erfolg begleitet gewesen sind, und in welche Bahnen dieselben für die Zukunft zweckmäßig zu leiten wären.

Es liegt ohne Zweifel am nächsten, daß, wenn die rein private Bauspeculation nicht ausreicht, Wohnungen für die arbeitende Bevölkerung bereitzustellen, in erster Linie der Arbeitgeber ein Interffe daran hat, daß Wohnungen in nicht zu großer Entfernung vom Arbeitsplatze vorhanden sind. Am deutlichsten tritt das eigene Interesse der Arbeitgeber in den Fällen hervor, wo sie ohne die Errichtung von Wohnungen für ihre einsam gelegenen Etablissements überhaupt keine hinreichenden Arbeitskräfte erhalten. Aber auch abgesehen davon, liegt es stets im Interesse des Arbeitgebers, die Heranziehung eines tüchtigen Stammes von Arbeitern dadurch zu fördern, daß er ihnen gute Wohnungen verschafft. Der heilsame Einfluß einer guten Wohnung auf die ganze Lebenshaltung und Gesinnung ihrer Inhaber überträgt sich aus der Häuslichkeit in die Stätte der Berufsthätigkeit. Wenn daher gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die meisten derartigen Veranstaltungen zum Theil auch ethischen Beweggründen entsprungen sind, so verstoßen sie doch kaum irgendwo gegen das wohlverstandene Selbstinteresse der Arbeitgeber.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber auch der Staat sich zweckmäßig an der Lösung der Wohnungsfrage betheiligen kann, und in der That ist z. B. auf den preußischen Bergwerken in Oberschlesien und im Saarbrücker Revier weitgehende Fürsorge für Arbeiterwohnungen getroffen. Auf den staatlichen Steinkohlenbergwerken im Saarbrücker Revier finden sich zur Zeit 30 Schlafhäuser, in denen für über 5000 Bergleute Unterkunft geschaffen ist. Um ferner den Bergleuten die Ansiedelung in einem eigenen Hause zu erleichtern, werden denselben, wenn sie beim Bau gewisse vorgeschriebene Bedingungen erfüllen und sich verpflichten, das Haus mindestens zehn Jahre selbst zu bewohnen, erhebliche Bauprämien bewilligt und Bauvorschüsse gewährt, deren Rückzahlung in geringen monatlichen Raten erfolgt.

Von Privatunternehmern hat in Deutschland unstreitig die großartigsten Veranstaltungen für das Wohnbedürfniß der Arbeiter die Weltfirma Friedrich Krupp in Essen getroffen, deren Arbeitercolonieen in weit über 2000 Häusern einer Bevölkerung von etwa 15000 Seelen Obdach geben. Die analogen Einrichtungen zahlreicher anderer Arbeitgeber sind so mannigfacher Art, daß wir hier unmöglich auf Einzelheiten eingehen können. Es muß aber hervorgehoben werden, daß aus leicht begreiflichen Gründen in den großen Städten, den Hauptsitzen der Wohnungsnoth, von derartigen Veranstaltungen der Arbeitgeber wenig zu verzeichnen ist, es sei denn, daß wir vereinzelte Fälle hierher

rechnen, in denen Industrien aus den Städten, in denen Wohnungsmangel herrschte, auf das umgebende Land verlegt sind, und damit für die Zurückbleibenden Raum geschaffen wurde.

Eine eigenartige Mittelstellung zwischen Fürsorge des Arbeitgebers und Selbsthülfe der Arbeiter, wie sie uns bei den gleich zu betrachtenden Baugenossenschaften entgegentritt, nimmt eine Schöpfung des Directors der Niederländischen Hefe- und Spiritusfabrik in Delft in Holland, J. C. van Marken, ein, der nach der Gattin des Begründers sogenannte „Agnetepark". van Marken, hat eine vier Hektare umfassende, der Fabrik angrenzende Fläche angekauft und dieselbe in einen herrlichen, mit Wasseranlagen, Teichen und Brücken, Buschwerk, Rasenplätzen und Blumenbeeten belebten Park verwandelt. In demselben befindet sich seine eigene und außerdem Wohnungen für 90 Arbeiterfamilien. Je vier bis sechs Familienwohnungen, jedoch jede mit einem gesonderten Eingang, sind unter einem Dache vereinigt; jede hat ein besonderes Gärtchen. Für Unverheirathete ist ein Logirhaus in der Anlage vorgesehen, ferner umfaßt dieselbe eine Kleinkinderbewahranstalt, ein Casino mit Bibliothek, ein Verkaufsmagazin u. a. m. Das Ganze macht einen höchst schmucken Eindruck, Wohnungen und Gärten sind auf das Sorgfältigste gepflegt. Die Anlage ist und bleibt — das ist das Bemerkenswerthe — gemeinschaftliches Eigenthum einer zu diesem Zweck gegründeten Actiengesellschaft. Das Capital der Gesellschaft beträgt 160 000 Gulden. Die erste baare Einzahlung von 32 000 Gulden — das holländische Gesetz schreibt vor, daß wenigstens ein Zehntel des Gesammt-Actiencapitals eingezahlt werden müsse — leistete Herr van Marken gegen Uebernahme von ebenso vielen Stammactien à 100 Gulden; er überließ gleichzeitig der Actiengesellschaft den Grund und Boden mit Anlage gegen die Summe von 29 000 Gulden. Die Bausumme von 128 000 Gulden für Herstellung der Wohnungen wurde durch 4½ procentige Obligationen aufgebracht, für welche Grund und Boden und Wohnungen als hypothekarische Sicherheit gegeben wurden. Freunde und Actionäre der Fabrik übernahmen diese Obligationen. Als Miethzins werden 7½ Procent der Herstellungssumme berechnet. Aus dem Gesammtertrage dieses Miethzinses werden zunächst die Verwaltungs- und Erhaltungskosten bestritten, dann die Obligationen (mit 4½ Procent) und die Stammactien (mit 5 Procent) verzinst. Von dem verbleibenden Reingewinn werden 10 Procent dem Reservefonds überwiesen und der Rest zur Amortisation der Obligationen verwendet. Mit der Amortisation kommen die einzelnen Miether in den Besitz der Actien, indem der nach Abzug der Verwaltungs- und Erhaltungskosten und der für Reservefonds und Verzinsung fälligen Summen verbleibende Gewinn den einzelnen Miethern nach Verhältniß der Miethe gutgeschrieben wird. Das Geld bleibt in der gemeinsamen Casse der Actiengesellschaft, resp. wird zur Einlösung der Obligationen verwendet. Hat der einzelne Sparer auf solche Weise 100 Gulden gut, so erhält er eine Actie, die ihm nun 3 Procent Zinsen trägt (Sparactie). Die Actien sind nur mit Einwilligung und durch Vermittelung des Vorstandes übertragbar. Nach Amortisation der Obligationen werden die Stammactien und dann die zuerst begebenen Sparactien wieder eingelöst. Die eingelösten Actien werden natürlich in demselben Umfang, wie sie zur Einlösung kommen, von den Be-

wohnern des Agnetaparks wieder erworben. Der Gewinn des Consumvereins dient in gleicher Weise zum Erwerb von Actien. Die Berechnung ist so angestellt, daß nach 39 Jahren die ganze Anlage freies Eigenthum der Besitzer der Spurantheile ist. Die Wohnungen haben verschiedene Größe von Wohnzimmer und Küche bis zwei Zimmer, zwei Kammern und Küche, und kosten 1,50 bis 3 Gulden wöchentlich. Die Wohnungen sind jetzt, nachdem das Unternehmen einige Jahre bestanden hat, alle vermiethet, und es wird bereits an den Bau weiterer Häuser gedacht.

Wir müssen einen Augenblick bei den hier kurz geschilderten Einrichtungen verweilen, um den Werth dieser vorläufig einzig dastehenden Form der Baugenossenschaft gegen verwandte Organisationen abzuwägen. Das Bemerkenswerthe des hier zuerst durchgeführten Princips ist, daß die Arbeiter nicht zu Eigenthümern, sondern zu Actionären des gemeinsamen Eigenthums gemacht sind. Zunächst ist dadurch dem Arbeiter die volle Freizügigkeit gewahrt. Wird der Arbeiter Besitzer eines Hauses, so wird er damit mehr oder weniger an die Fabrik, in deren Nähe das Haus liegt, gebunden. Der Arbeitgeber kann dies wenigstens zum Drücken der Löhne benutzen. Seiner Sparantheile kann sich der Arbeiter dagegen stets ohne besondere Verluste entäußern, während mit dem Verkauf eines Hauses nur zu häufig Einbußen verknüpft sind. Das eigentliche Ziel aller gemeinnützigen Baugesellschaften, ihre Wohnungen in das Eigenthum von Arbeitern übergehen zu lassen, ist, wie wir weiterhin sehen werden, fast nirgends erreicht. Fast überall sind es Handwerker, Meister, Angestellte, kleine Beamte u. s. w., welche derartige Wohnungen erworben haben, und selbst wo zunächst Arbeiter die Erwerber waren, hat oft rasch ein Besitzwechsel stattgefunden, der den ursprünglichen Zweck der Erbauer vereitelte. Bei dem van Marken'schen Princip bleibt die Colonie ihrer ursprünglichen Bestimmung dauernd erhalten, weil eine Uebertragung oder ein Verkauf von Sparantheilen principiell nur an Angehörige der Fabrik gestattet wird. Es scheint daher, daß hier ein Princip gefunden ist, welches gewichtige Vorzüge vor ähnlichen Einrichtungen besitzt.

Auf rein genossenschaftlichem Princip durchgeführt ist der Arbeiterbauverein in Kopenhagen, der für eine ganze Reihe nach seinem Muster eingerichteter Baugenossenschaften typisch geworden ist. Derselbe wurde 1865 von 230 Arbeitern der Maschinenfabrik und Schiffswerft Burmeister und Wain gestiftet und bezweckt den Bau von für eine oder zwei Familien eingerichteten Häusern, die durch die Mitglieder eigenthümlich erworben werden können. Mitglied kann Jeder werden, der sich verpflichtet, wöchentlich 35 Oere (40 Pfennig) auf die Dauer von zehn Jahren zu zahlen. Für die Mitgliederbeiträge und im Verhältniß dazu stehende Anlehen wird jährlich eine Anzahl jener Häuser erbaut. Jeder Eigenthümer übernimmt ein Haus gegen eine jährlich zu zahlende Summe, die ihn in etwa zwanzig Jahren schuldenfrei macht. Die Genossenschaft zählt jetzt 16000 Genossen und baut neuerdings jährlich 80 Häuser. Seit der Begründung sind von ihr 800 Häuser gebaut worden. Sie ist das Vorbild für eine Baugenossenschaft geworden, die im Jahre 1886 in Berlin gegründet ist und die — im Gegensatz zu den älteren deutschen Baugenossenschaften, die wenig Erfolge aufzuweisen haben — einen recht günstigen

Aufschwung zu nehmen scheint. Es ist die, auf dem Princip der eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftbarkeit der Mitglieder basirte **Berliner Baugenossenschaft**. Dieselbe verfolgt ebenfalls das Ziel, billige und gesunde Häuser für eine oder zwei Familien zu errichten und dieselben zum Selbstkostenpreise von ihren Mitgliedern erwerben zu lassen. Mitglied der Genossenschaft kann Jeder werden, der sich zur Erwerbung von mindestens einem Geschäftsantheil im Betrage von 200 Mark verpflichtet, welcher durch Wochenbeiträge von mindestens 40 Pfennig allmälig abgezahlt werden kann. Die bisher erbauten Häuser der Gesellschaft haben zwei Stockwerke, deren jedes eine besondere Wohnung, bestehend aus zwei bis drei Zimmern, Küche, Flur, Keller, Bodenraum, bildet. Hinter dem Wohnhause befindet sich ein Stallgebäude mit Waschküche, Abtritt rc. Das Haus kostet mit 35 bis 40 Quadratruthen Terrain, Umzäunung des Grundstücks und Brunnen 6000 bis 7500 Mark. Ist ein Haus fertiggestellt, so werden unter Bekanntgabe des Selbstkostenpreises die Genossenschafter, die ein solches zu erwerben wünschen, aufgefordert, sich zu melden. Sind mehrere Reflectanten vorhanden, so entscheidet unter ihnen das Loos. Der Erwerber bezahlt 6 Procent der Kostensumme, von denen jedoch nur 4 Procent als Miethe gelten, während 2 Procent als Amortisation dienen und ihm gutgeschrieben werden. Ist durch solche Abzahlung ein Drittel des Kaufpreises gedeckt, was bei diesem Modus in etwa zwölf Jahren der Fall ist, so tritt der Erwerber in alle Rechte des Eigenthümers. Die restierenden zwei Drittel werden als feste Hypothek zu 4 Procent Zinsen eingetragen. Für den Fall, daß ein Erwerber den Ort verlassen will oder stirbt, nimmt die Genossenschaft das Haus eventuell zurück. Die Beiträge, welche die Mitglieder leisten, werden Jedem in ein dafür bestimmtes Guthabenbuch eingetragen und verzinst, so daß dasselbe von denjenigen Genossenschaftern, welche kein Haus erwerben, als Sparkassenbuch betrachtet werden kann. Die Genossenschaft konnte die Mitgliederbeiträge im letzten Jahre bereits mit 5 Procent verzinsen. Sie zählt 800 Mitglieder; bis 1888 wurden acht und 1889 achtzehn Häuser in Adlershof an der Görlitzer Bahn gebaut. In diesem Jahre ist der Bau von Häusern in dem westlich von Berlin gelegenen Vororte Lichterfelde so weit gefördert, daß daselbst am 1. April 1891 vierzehn Häuser bezogen werden können. Nach dem Muster der Berliner haben sich bereits ähnliche Genossenschaften in Magdeburg, Görlitz, Glogau und an anderen Orten gebildet.

Ebenfalls auf dem Princip der eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftbarkeit beruht eine zweite in allerjüngster Zeit entstandene Berliner Vereinigung, die **Baugenossenschaft „Eigenes Heim"**. Organisation und der Theil der Bestrebungen derselben, welcher auf die Bereitstellung von Einzelhäusern für die Genossen gerichtet ist, decken sich ziemlich mit den entsprechenden Einrichtungen der Berliner Baugenossenschaft, doch tritt bei der jüngeren Vereinigung bereits das Bestreben in den Vordergrund, dem großstädtischen Wohnungsbedürfniß durch Errichtung größerer Miethshäuser mehr gerecht zu werden, als es, wie wir sehen werden, bei dem Cottagesystem der Fall ist. Das erste Haus der Genossenschaft, dessen Grundsteinlegung am 18. August d. J. erfolgt ist, wird ein einschließlich des Parterre fünf Etagen hohes Miethshaus werden und zwanzig Miethern Unterkunft gewähren. In jeder

Etage sind vier Wohnungen vorgesehen; der Keller soll nicht zu Wohnungen vermiethet werden. Jede Wohnung, bestehend aus einer zweifensterigen Stube und Küche mit Corridor und Wirthschaftsgelaß kostet 150 Mark Jahresmiethe. Dazu gehört auch die Mitbenutzung eines für das ganze Haus gemeinschaftlich angelegten Baderaumes. Jeder Genossenschafter, welcher auf seinen Geschäftsantheil mindestens 40 Mark eingezahlt hat und wenigstens ein halbes Jahr der Genossenschaft angehört, ist berechtigt, eine Wohnung zu miethen. Wenn mehr Mitglieder sich zum Miethen der Wohnungen melden, als zu vermiethende Wohnungen vorhanden sind, entscheidet das Loos. Die Wohnungen werden zu vorher festgesetzten Miethpreisen vermiethet und dürfen einem und demselben Miether in fünf zu fünf Jahren nicht gesteigert werden. Die Miethen sollen wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich pränumerando gezahlt werden. Stundung der Miethe darf der Vorstand nur mit Bewilligung des Aufsichtsrathes gewähren. Nach Fertigstellung des ersten, im Bau begriffenen Genossenschaftshauses, das in dem Vororte Rixdorf gelegen ist, sollen nach und nach noch sieben ähnliche Häuser in Angriff genommen werden, für die das Terrain bereits erworben ist.

Auf demselben Princip, kleine Häuser durchweg für nur eine Familie zu erbauen (Cottagesystem), die von den Bewohnern allmälig erworben werden können, aber auf einer anderen wirthschaftlichen Organisation beruht die berühmte Société Mulhousienne des cités ouvrières. Dieselbe ist bereits im Jahre 1853 von Mülhausener Großindustriellen gegründet und nach den verschiedensten Richtungen Vorbild für alle späteren Einrichtungen derselben Art geworden. Die Mülhausener Gesellschaft gehört in die Kategorie der sogenannten gemeinnützigen Baugesellschaften, d. h. die Actionäre der Gesellschaft verzichten von vornherein auf eine höhere Verzinsung ihres eingeschossenen Capitals, als einen bestimmten Procentsatz, im speciellen Falle 4 Procent, während die Organisation im Uebrigen die einer Actiengesellschaft ist. Das Grundcapital der Gesellschaft[1]) betrug 300 000 Francs und wurde in 60 Actien zu je 5000 Francs eingetheilt. Die Zahl der Actionäre stieg jedoch bald von 12 auf 20, die der Actien auf 71, wodurch sich die Höhe des Grundcapitals auf 355 000 Francs erhob. Einen bedeutenden Capitalzuwachs erhielt das Unternehmen durch einen Staatszuschuß von 300 000 Francs, aus einem Fonds, den Napoleon III. durch Decret vom Jahre 1852 für die Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den großen Manufakturstädten Frankreichs bestimmt hatte. Im Verlaufe der Bauten bewilligte endlich der Crédit Foncier der Gesellschaft einen Hypothekencredit von 350 000 Francs, so daß derselben ein Capital von circa einer Million Francs zu Gebote stand. Die Staatssubvention sollte bestimmungsgemäß dazu dienen, den Hauskäufern diejenige Preiserhöhung zu ersparen, welche durch die Anlage der Straßen, Be- und Entwässerung, gemeinnützigen Anstalten in der Colonie &c. für jedes Haus hätte erfolgen müssen. Die Preise der Häuser, die zwei Zimmer, Kammern, Küche, Keller, Bodenraum &c. enthalten und in einem kleinen Garten liegen, schwankten in den ersten Jahren zwischen 2200 — 3000 Francs und stellten sich später durchschnittlich auf 2600—3400 Francs. Die erforderliche erste Anzahlung beträgt 250—300 Francs, die monatlichen Geldleistungen variiren

[1]) Schall, Das Arbeiterquartier in Mühlhausen im Elsaß. Berlin, 1877.

zwischen 18 und 25 Francs. Dieselben sind so angesetzt, daß sie im Jahre mindestens 8 Procent der Kaufsumme ausmachen. Vier Procent dienen zur Vertheilung an die Actionäre, 1—1½ Procent zur Deckung der Einnahmeausfälle für leerstehende Häuser, Versicherungen, Verwaltung rc., während 2½ Procent zur Amortisation der Kaufsumme den Bewohnern gutgeschrieben und verzinst werden. Die vollkommene Tilgung des Kaufpreises erfolgt in 13—16 Jahren. Bis 1881 hatte die Gesellschaft 996 Häuser gebaut. Dieselben waren alle verkauft zum Gesammtpreise von 2 932 475 Francs, von welcher Summe 2 415 452 Francs getilgt waren, so daß eine Gesammtschuld der Arbeiter von nur 517 017 Francs verblieb.

Nach dem Muster der Mülhausener Gesellschaft sind im Laufe der Jahre zahlreiche ähnliche Unternehmungen entstanden, in Deutschland u. a. in München-Gladbach (1870), Barmen (1872), Hamburg (1878) rc. Auch die Summe von einer Million Mark, die von Krupp der Stadt Essen geschenkt worden, ist zum Theil für den Zweck der Errichtung von Arbeiter-Einzelwohnungen bestimmt.

Es liegt auf der Hand, daß das Princip der Herrichtung kleiner Häuser, womöglich Einzelhäuser inmitten eines kleinen Gartens, mit der Möglichkeit des Eigenthumserwerbs für den Bewohner der idealen Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses am Nächsten kommt. „Wie viel höheren Werth muß eine Wohnung für den Arbeiter besitzen, die er sein Eigen nennt, als wenn er bloß Miether derselben ist. Selbstbewußt kann er über seine Thür den schönen englischen Spruch schreiben: My house is my castle. Die zweckmäßig gebaute, mit einem seinen Verhältnissen angemessenen Comfort ausgestattete Wohnung, die in sein Eigenthum übergeht, gewinnt der Arbeiter lieb. Die allmälige Abzahlung des Kaufpreises ist für ihn gleichbedeutend mit der Steuer in eine der besten Sparkassen. In dem Häuschen hinterläßt er einst den Seinigen ein gesichertes Erbe. Lust und Liebe zur Arbeit werden erhöht, der Sinn für Sparsamkeit erstarkt, wenn er sieht, daß sie ihm dauernden Gewinn bringt. Er erlangt die Ueberzeugung, daß es einen friedlichen Weg gibt, der ihn zu einer besseren Lebensstellung hinleitet. Aus früheren Socialdemokraten werden Vertheidiger des Eigenthums und der Ordnung!"[1]) Bedingt wird der Werth solcher Ansiedelungen, die, wenn es sich um größere Städte handelt, durchweg in einiger Entfernung vor den Thoren liegen, wesentlich durch das Vorhandensein oder die Herstellung billiger Verkehrsgelegenheiten. Von großer Bedeutung sind in dieser Beziehung z. B. die Berliner Stadt- und Ringbahn, sowie die Bahnen, welche die Vororte mit Berlin verbinden, geworden. Die Bahnverwaltung gewährt den außerhalb ihres Wohnortes in Arbeit stehenden Arbeitern zu einem billigen Kilometerpreise Wochenbillets, welche an den Wochentagen zur täglichen einmaligen Hin- und Rückfahrt zwischen Wohn- und Arbeitsort berechtigen. Wo der Staat, wie bei uns jetzt in der Regel, nicht selbst die Verwaltung der Verkehrswege übernimmt, müßte bei jeder Concessionirung oder Genehmigung der Fahrpläne und Tarife den Gesellschaften die Verpflichtung auferlegt werden, eine genügende Anzahl von Arbeiterzügen mit vorgeschriebenen niedrigen Fahrpreisen einzurichten. Selbst wenn die baaren Ausgaben des Arbeiters für seine Beförderung den Gewinn an

[1]) Reichardt, Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage. Berlin, 1885.

Miethe, welcher gegenüber den innenstädtischen Quartieren beim Wohnen auf dem Vorstadtdorfe erzielt wird, aufzehren sollten, würde ihm doch der wesentliche Vortheil viel gesünderen Wohnens bleiben.

Wenn wir nun aber auch diese inneren Vorzüge des Cottagesystems voll anerkennen — eine Lösung der eigentlichen Wohnungsfrage bedeutet dasselbe nicht. Wir betrachten dabei den bereits erwähnten Einwand als nebensächlich, der Besitz eines Hauses beschränke die freiheitliche Bewegung des Arbeiters, mache ihn schollenpflichtig; das moderne Industrieleben fordere hingegen, daß derselbe möglichst unabhängig sei, um bald hier, bald dort seine Arbeit anbieten zu können, wo sich gerade das größte Bedürfniß danach vorfinde. Die Vorzüge des Systems wiegen diesen Nachtheil hundertfach auf. Aber es liegt auf der Hand, und die Erfahrung hat überall die Bestätigung geliefert, daß alle hierhergehörigen Bestrebungen nicht dem Arbeiter, geschweige denn denjenigen Schichten der arbeitenden Bevölkerung zu Gute kommen, deren Loos wir bei der Schilderung der Wohnungsnoth als das der Elendesten unter den Elenden dargestellt haben. Ueberall, wo wir uns die Bewohner solcher sogenannten Arbeitercolonien einmal etwas näher betrachten, werden wir finden, daß wir es mit ganz anderen Gesellschaftsclassen und, wenn einmal ausnahmsweise mit Arbeitern, nur mit solchen der allerhöchsten Stufe zu thun haben. Dieser Erfahrung ist man in Mülhausen nicht entgangen, man hat sie in England gemacht, und zur besseren Illustration wollen wir die Liste Derjenigen hierher setzen, welche die im letzten Jahre erbauten siebzehn Häuser der Berliner Baugesellschaft erworben haben; es sind: ein königlicher Bauführer, ein Architekt, ein Zeichner, zwei Kaufleute, zwei Buchhalter, ein Werkmeister, ein Schneidermeister, ein Graveur, ein Bandagist, zwei Tischler, ein Färber, ein Maurer und zwei Arbeiter. Eine Ausnahme findet nur Statt, wenn der Arbeitgeber die Häuser der von ihm errichteten Colonie ausschließlich an seine eigenen Arbeiter **vermiethet**; denn gehen dieselben in den Besitz der Arbeiter über, so pflegt auch in diesem Falle über kurz oder lang das Haus Gegenstand der Speculation zu werden, und damit ist der Zweck, der zu ihrer Erbauung führte, vereitelt. Wir können daher bei aller Werthschätzung solcher Bestrebungen dieselben nur in dem Sinne als ein Mittel zur Linderung der eigentlichen Wohnungsnoth ansehen, als sie die Quartiere, in denen die ärmere Arbeiterbevölkerung wohnt, wenigstens in etwas entlasten und für diese Raum schaffen.

Es kommt hinzu, daß ein großer Theil der Arbeiter thatsächlich in die unmittelbare Umgebung ihrer Arbeitsstätte festgebannt sind. Der vornehmste Grund dafür ist in vielen Fällen die Länge und die Zeit des Beginns der Arbeit. Da sind z. B. in London[1]) die Tausende von Dockarbeitern. Ihre einzige Hoffnung auf Verdienst ist, daß sie Morgens zwischen drei und fünf Uhr an den Thoren der Docks warten, um engagirt zu werden. Sie müssen also alle nahe den Docks wohnen. Ferner arbeiten viele Tausende von Arbeitern für die Kleider- und Schuhmagazine in der City und dem Westend. Sie alle sind entweder nicht regelmäßig beschäftigt, sondern werden gerufen, wenn Arbeit vorhanden ist, oder aber sie nehmen die Arbeit mit in ihre Wohnungen und müssen leicht

[1]) **Ruprecht** a. a. O.

erreichbar sein, wenn z. B. ein Kunde kommt, um einen Rock anzupassen. Viele Arbeiter leben von persönlichen Dienstleistungen und müssen, um etwas zu verdienen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend an bestimmten Plätzen sich aufhalten. Dazu kommt ferner, daß in den meisten Fällen Frau und Kinder ebenfalls auf Arbeit ausgehen müssen, daß jeder Rest von Familienleben ganz gestört und die Verpflegung der einzelnen Mitglieder, die ihre Mahlzeiten der Entfernungen wegen nicht zu Hause halten könnten, viel theuerer werden würde.

Trotz Allem, was man gegen die Einpferchung großer Menschenmengen in Miethskasernen einwenden mag, wird man also doch nicht umhin können, auf das Kasernensystem zurückzugreifen, und in der That ermöglicht auch nur dieses die Herstellung so kleiner und so billiger Wohnungen, wie sie die großstädtische Wohnungsnoth in erster Linie erheischt. Es ist eine bezeichnende Erscheinung, daß gerade in England, wo das Einzelhaus von jeher in ganz anderem Umfange, als in irgend einem anderen Lande, der vorherrschende Wohnungstypus gewesen ist, das Kasernensystem fast allein in Betracht kommt, wo es sich darum handelt, die Wohnungsnoth unter den ärmeren Classen zu bekämpfen.

Unter allen hierher gehörigen Veranstaltungen der Welt steht ein Institut obenan, welches dieses System zur großartigsten Ausbildung gebracht hat, die berühmte Peabodystiftung, eine Stiftung, die auf dem reinen Wohlthätigkeitsprincip beruht, weil die durch das Vermiethen von Wohnungen erreichte Verzinsung des Anlagecapitals nur zur Erweiterung des Unternehmens benutzt wird. George Peabody[1]), von Geburt ein Amerikaner, welcher aber die längste Zeit seines Lebens in London zubrachte, übergab noch bei seinen Lebzeiten im Jahre 1862 eine Summe von 150000 Pfund Sterling an Vertrauensmänner (trustees) mit der Bestimmung, damit „die Lage der Armen und Bedürftigen in London zu verbessern und ihr Wohlsein und Glück zu fördern.“ Die Trustees beschlossen, mit dem Capital billige und gesunde Wohnungen für die arbeitenden Classen zu bauen und dieselben zu einer angemessenen Rente, welche eine Verzinsung des Capitals von 3—5 Procent sicherstellen würde, zu vermiethen. Die Zinsen des Capitals sollten wiederum dazu dienen, neue Arbeiterwohnungen herzurichten, so daß die Stiftung fortdauernd an Ausdehnung gewinnt. Peabody billigte diesen Plan und wendete der neuen Stiftung im Jahre 1866 weitere 100000 £. und eine gleiche Summe nochmals im Jahre 1868 zu. Nach seinem Tode erhielt die Stiftung sodann aus seinem Nachlaß noch 150000 £; die Gesammthöhe des ursprünglichen Stiftungscapitals beträgt somit 500000 £ (10 Millionen Mark). Durch die auflaufenden Zinsen hatte sich dieses Grundcapital bereits bis zum September 1884 auf 857319 £ vergrößert. Die Trustees haben ferner Anleihen in Höhe von 390000 £ aufgenommen. Mit diesen Capitalien sind in verschiedenen Stadttheilen Londons Gebäudecomplexe errichtet worden, in denen 1886 4551 Familien mit einer Kopfzahl von 22755 Personen untergebracht waren.

Die Gebäudecomplexe bestehen aus einer größeren Anzahl selbständiger, zumeist fünf- bis sechsstöckiger Häuser, welche in einem Rechteck derartig zusammen-

[1]) Aschrott, Die Arbeiterwohnungsfrage in England. Schriften des Vereins für Socialpolitik. — Ruprecht a. a. O.

gebaut sind, daß sich zwischen vier Gruppen (blocks) neben einander liegender Häuser ein großer, meist asphaltirter Hof (square) befindet. Durchschnittlich nimmt dieser freibleibende Raum zwei Drittel des Terrains ein, so daß nur ein Drittel bebaut ist. Die in den letzten Jahren errichteten Gebäude haben in sämmtlichen Etagen nach dem Hof zugehende Balcons, resp. Galerien, welche über den ganzen Block hinlaufen. Das einzelne Haus enthält meistens in jeder Etage fünf bis sechs Wohnräume; dieselben werden an zwei, höchstens drei Parteien abgegeben. Von den 4551 Familien, welche 1886 in den Peabody-Buildings wohnten, hatten 715 einen Raum, 2153 zwei Räume, 1609 drei Räume und 74 vier Räume inne. Die Größe der Räume schwankt zwischen 12 × 12 und 15 × 12 Fuß bei einer Höhe von 9 Fuß. In den Zimmern sind Wandschränke, Spülvorrichtungen und sonstige Bequemlichkeiten angebracht. Jede Wohnung hat besondere Wasserleitung, und in jeder ist ein Kochofen vorhanden. Besondere Küchen gibt es nicht. Auf jedem Flur befindet sich wenigstens ein Closet. Jedes Haus hat einen besonderen Wasch- und Trockenraum, zuweilen besteht für den ganzen Block ein größeres Waschhaus. Ferner hat jeder Block einige Badezimmer. Die Miethen betragen für einen Raum wöchentlich 2 bis 3,50 Mark, für zwei Räume 3 bis 5,25 Mark, für drei Räume 4 bis 7,25 Mark, für vier Räume 7,25 bis 7, 50 Mark. Die Miethe wird wöchentlich im Voraus bezahlt und an bestimmten, für die einzelnen Gebäudecomplexe verschiedenen Tagen, von besonders angestellten „collectors" eingesammelt. In die Räume dürfen keine Aftermiether aufgenommen werden. Geburten, Todes- und Krankheitsfälle sind dem Superintendenten des betreffenden Gebäudecomplexes anzuzeigen. Im Falle ansteckender Krankheiten muß die alsbaldige Fortschaffung des Kranken in ein Hospital erfolgen. In den Hausordnungen sind eingehende Bestimmungen über das Reinigen der Treppen, des Flurs u. s. w. gegeben.

Neben der Peabodystiftung bestehen in London noch eine ganze Anzahl anderer Gesellschaften, welche im Wesentlichen in derselben Weise wie erstere der Lösung der Arbeiterwohnungsfrage näher getreten sind. Sie sind allerdings nicht reine Wohlthätigkeitsanstalten, sondern suchen vielmehr bei ihren Unternehmungen eine gute Verzinsung des Capitals zu erreichen; allein ihr humanitärer Charakter besteht zunächst darin, daß sie im Interesse der arbeitenden Classe gegründet sind und freiwilliger Weise dem zu erstrebenden Gewinne durch die Bestimmung eine Grenze ziehen, daß derjenige Betrag der Einnahmen, welcher über eine Verzinsung des Capitals von 5, oder bei manchen Gesellschaften von 4 Procent hinaus gemacht wird, nicht zur Auszahlung gelangt, sondern zum Bauen neuer Häuser oder für Specialfonds verwendet werden soll. Außerdem haben diese Gesellschaften eine ganze Anzahl Beamte, welche im Interesse der Sache ihre Dienste der Gesellschaft ohne eine Besoldung widmen.

Die Bauten, welche von allen diesen Gesellschaften aufgeführt werden, sind vorzüglich eingerichtet. Besonders hat sich das sogenannte „external staircase-system" ausgezeichnet bewährt. In den nach diesem System erbauten Häusern liegen die Treppen nicht im Innern des Hauses, sondern laufen von Außen her und münden auf die vorspringenden Galerien, welche sich vor den einzelnen Etagen befinden. Dies hat den Vorzug, daß eine große Abgeschlossenheit der einzelnen

Wohnungen erreicht wird. Die Bewohner der einzelnen Etagen treffen mit denen der anderen höchstens auf der Treppe zusammen, welche schon durch ihre geringe Breite ein Stehenbleiben unzulässig macht, und außerdem, weil offen liegend, vom Hofe aus leicht controlirt werden kann.

Es hat sich herausgestellt, daß die Unternehmungen fast durchweg gut rentiren. Das in denselben angelegte Capital liefert überall eine fünfprocentige Verzinsung. In Folge dessen haben in London auch bereits Bauunternehmer vom rein speculativen Standpunkte aus die Errichtung solcher Blocks unternommen. Die von ihnen fertiggestellten Gebäude gehen dann später vielfach in den Besitz von Baugesellschaften über, so daß eine Art Theilung der Arbeit zwischen den Bauunternehmern und den Gesellschaften eintritt, welche letztere ihre Thätigkeit mehr auf die Verwaltung von Häusern beschränken. Man nimmt an, daß in London jetzt bereits für mehr als 30 000 Familien mit über 150 000 Mitgliedern auf diese Weise für bessere Wohnungen gesorgt ist. Dem gegenüber sind alle Versuche, die bis jetzt in Deutschland gemacht sind, nach dem Muster der englischen Baugesellschaften vorzugehen, nur unbedeutende Anfänge. So zählen die Wohnungen, welche die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft und die Alexandra-Stiftung in verschiedenen Gegenden Berlins besitzen und an Arbeiter und kleine Handwerker vermiethen, erst nach Hunderten. Eine Ausdehnung dieser Bestrebungen nach dem Muster der englischen Baugesellschaften mit Betheiligung größerer Capitalien wäre dringend zu wünschen. Neuerdings wirkt in dieser Richtung in Berlin der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classe mit erfreulichem Eifer. Die Schwierigkeiten, welche anfangs der Begründung einer Actiengesellschaft zu diesem Zwecke zum Theil auch aus Gründen entgegenstanden, welche in unserer Gesetzgebung zu suchen sind, sind hinweggeräumt, und, wie bei der jetzt in allen diesen Fragen herrschenden Strömung erklärlich ist, erfreut sich das Unternehmen auch in Regierungskreisen der wärmsten Sympathien.

Eng an das Vorbild der Peabodystiftung sich anlehnend – auch insofern, als der volle jährliche Betriebsüberschuß nicht auf Capitalverzinsung, sondern zu Gunsten der Weiterentwicklung des Unternehmens verwandt wird — ist die Organisation eines gemeinnützigen Bauvereins gewählt, der in dem Vorort Lindenau bei Leipzig die Herstellung eines größeren Wohnungscomplexes begonnen und in der kurzen Zeit seines Bestehens erfreulich gefördert hat. Die projectirte Anlage wird ein ganzes zwischen vier Straßen gelegenes Bauquartier umfassen, dessen Innenraum einen großen Spielplatz, Trockenplatz und 140 kleine Gartenparcellen enthält, die an die Wohnungsmiether verpachtet werden. Der Block wird durch 26 Häuser gebildet, die außer Keller- und Dachgeschoß vier Etagen haben, und deren jedes zehn bis zwölf Wohnungen für kleine und kleinste Haushaltungen innerhalb der Preisgrenzen von 40 und 200 Mark enthält. Eingeschlossen in den Plan sind Waschhäuser, Werkstätten, Kleinkinderschule, Knaben- und Mädchenhort, Consumverein. Die Miethe wird auch hier wöchentlich erhoben, und so lange der Miether die eingegangenen Bedingungen erfüllt, droht ihm weder Kündigung noch Miethsteigerung, und er wohnt, trotz der erheblich besseren Wohnungen, 15 Procent unter dem normalen Stand der Miethpreise.

Von den zunächst vorgesehenen 26 Häusern ist etwa die Hälfte fertiggestellt, und ein achtzehnmonatlicher Betrieb hat eine Verzinsung des aufgewandten Capitals von 3½ Procent ergeben. Bei jedesmaliger Verwendung dieses Zinsüberschusses zum Bau neuer Häuser würde, unter sonst gleichen Bedingungen, die Zahl der Häuser nach zehn Jahren bereits auf 35 gestiegen sein u. s. f. in steigender Progression. Der Werth der Wohnungen wird von den Miethern derart geschätzt, daß bei 112 Miethern in den ersten anderthalb Jahren nur neun Miethwechsel, darunter vier zwangsweise, vorgekommen sind. Wir haben es hier mit einer Organisation zu thun, die in vieler Hinsicht für ähnliche Unternehmungen vorbildlich zu werden verdient.

Wenn Peabody seine Stiftung ausdrücklich zum Besten der „Bedürftigen und Armen" bestimmt hat, so hat auch sie das Ziel nicht erreicht, welches sie sich gesteckt hatte, so viel Gutes sie auch gewirkt hat, und das Gleiche gilt von den übrigen Londoner Gesellschaften. Der Andrang zu den Wohnungen derselben ist ein geradezu enormer. Ein Leerstehen der Wohnungen kommt überhaupt nicht vor, vielmehr hat der „Superintendent" immer eine lange Liste von Bewohnern um die nächste freistehende Wohnung. Diese Thatsache bringt es natürlich mit sich, daß man bei der Aufnahme neuer Miether sehr wählerisch ist, und daß die Bewohner der betreffenden Häuser durchweg der besten Classe der Arbeiter angehören. Keine dieser Gesellschaften hat bisher in ausgedehntem Maße Wohnung für die ärmsten Classen beschafft.

Die Lösung dieses Problems ist in vollem Maße nur einer Persönlichkeit und Denen, die ihrer Anleitung folgten, gelungen. Diese Persönlichkeit ist eine Frau, Miß Octavia Hill[1]), eine Londoner Lehrerin, die in Latein und Malerei unterrichtet und nicht über eigene Geldmittel verfügt. Sie arbeitet mit einem Capital, das zum größten Theil geliehen ist. Ihr Werk begann im Jahre 1864 mit dem Ankauf einiger kleiner Häuser. Heute beträgt das Capital, das ihr zur Verfügung steht, bezw. in Häusern angelegt ist, weit über eine Million Mark. Sie hat eine ganze Reihe von alten und neuen Häusern und „blocks" in den ärmsten Districten Londons unter ihrer Verwaltung, aus denen sie eine gute Verzinsung von vier bis fünf Procent zieht.

Die allmälige Instandsetzung der verfallenen und in Schmutz verkommenen Häuser und die Erziehung der zumeist unendlich rohen und verwahrlosten Bewohner geht bei ihrem System Hand in Hand. Nur Denen, welche fortfahren, ein unsittliches Gewerbe zu treiben, oder gar nicht zu bessern sind, wird gekündigt. Muß ein Haus abgerissen werden, so bietet Octavia Hill ihren Miethern in der Regel Wohnungen in ihren anderen Häusern oder zum Wenigsten in dem neu zu errichtenden Hause selbst an. Auf diese Weise kommt sie wirklich zu den Aermsten. Leicht könnte sie eine bessere Classe von Miethern haben, tausende von ordentlichen Leuten würden froh sein, wenn sie in ihren Häusern wohnen könnten, aber sie gibt sich gerade Mühe, die ganz Armen zu halten. Sobald sie die Verwaltung eines Hauses übernimmt, werden nur die allernothwendigsten Verbesserungen getroffen, alles Weitere aber wird ganz allmälig in dem Maße ausgeführt, wie die Miether sich geeignet zeigen, die Verbesserungen zu würdigen und

[1]) Octavia Hill, Homes of the London Poor. London 1883. — Ruprecht a. a. O.

im Stande zu erhalten. Für jedes Haus wird jährlich eine bestimmte Summe für Reparaturen festgesetzt. Wird diese Summe nicht verbraucht, so wird der Rest zu Verbesserungen nach den Wünschen der Miether verwandt. Dieses Verfahren hat ausgezeichnete Erfolge gehabt. Die Miether, welche meist unsäglich roh waren und oft Alles zerschlugen, suchten von selbst die Kosten für nothwendige Reparaturen zu verringern, um am Ende des Jahres diesen oder jenen ihrer Wünsche erfüllt zu bekommen.

Einer der obersten Grundsätze in dem System der Octavia Hill ist die äußerste Strenge im Bestehen auf pünktlicher Zahlung der Miethe. Diese Strenge, sagt sie, sei das beste Erziehungsmittel. Sie gestattet nie einen größeren Rückstand, als den Betrag einer Woche, während andere Hauswirthe zuweilen Rückstände im Betrage der Miethssumme von Monaten haben, die häufig ganz verloren werden. Der Wirth ist dann gezwungen, sich durch höhere Miethen gegen solche Verluste zu sichern, und die prompten Zahler müssen für die faulen Schuldner büßen. Der niedrigste Miethpreis in Octavia Hill's Häusern beträgt daher nur 1,25 bis 2,75 Mark für eine einräumige Wohnung, während der übliche Mindestbetrag für meist bedeutend schlechtere Wohnungen 2,50 bis 3 Mark ist. Die bloße Drohung mit der Kündigung oder diese selbst führt fast in allen Fällen zur Zahlung des Zinses, worauf dann dem Miether gestattet wird, wohnen zu bleiben. Im Falle wirklicher Nothlage der Bewohner durch Arbeitlosigkeit sucht Octavia Hill denselben Arbeit zu verschaffen, indem sie einfache Reparaturen, Aufräumungs- und Reinigungsarbeiten u. s. w. mit Rücksicht auf solche Fälle verschiebt. Eigentliche Geschenke werden nur im alleräußersten Falle gewährt, weil sie die Leute demoralisiren und ihnen das Selbstbewußtsein schmälern. Um die Miether zu veranlassen, mehrere Räume zu miethen, wenn ihr Verdienst es irgend erlaubt, wird für einen zweiten, dritten Raum eine erheblich niedrigere Miethe erhoben als für ein einzelnes Zimmer.

Durch die strenge Befolgung dieser Grundsätze ist es Octavia Hill gelungen, trotzdem ihre Miether der ärmsten Classe angehören, welche nur geringe Miethen zahlen kann, und von denen andere Hauswirthe überhaupt die regelmäßige Zahlung der Miethe nicht erreichen zu können behaupten, eine gute Verzinsung ihrer sämmtlichen Häuser zu erlangen. Sie hat darüber hinaus das viel schwerere Problem gelöst, aus den rohesten, verkommensten Menschen Miether zu erziehen, die einen gewissen, wenn auch noch so geringen Comfort ihrer Wohnstätte zu schätzen wissen und durch Reinlichkeit und Schonung der vorhandenen Einrichtungen zu erhalten suchen. In ihrer Wirthin sehen sie die berathende, tröstende, helfende und erziehende Freundin. Von ihr lassen sie sich leiten zum Sparen, zur Nüchternheit, zu einer anständigen Lebenshaltung.

Octavia Hill hat im Laufe der Zeit einen ganzen Stab von Helferinnen, jungen und älteren, verheiratheten und unverheiratheten Damen herangezogen, die, von ihrem Geiste beseelt, ihr opferfreudig bei ihrem schweren Werke zur Seite stehen. Die Thätigkeit der Letzteren hat sich nach und nach dahin erweitert, daß sie für Gesellschaften oder Private, die Eigenthümer großer, von den niederen Classen bewohnter Häusercomplexe sind, die Verwaltung der Häuser übernehmen, so ein weit verbreitetes Uebel, die Mittelspersonen verdrängen, und die Kosten der Verwaltung zu Gunsten der Miethspreise verringern. Es ist schwer, den

Segen, welchen diese seltene Frau der niederen Bevölkerung Londons gebracht hat, zu überschätzen.

In Deutschland hat der Vorgang von Octavia Hill bis jetzt nur in einem Falle, wenn auch einstweilen nur in bescheidenem Maßstabe, Nachahmung gefunden. Herr Gustav de Liagre in Leipzig kaufte im Jahre 1883 im Verein mit zwölf Herren und Damen, welche ihm die Leitung des Unternehmens übertrugen, in einer der Vorstädte Leipzigs ein großes Hausgrundstück für den Preis von 135 000 Mark. Jeder Theilhaber zahlte 5000 Mark; für den Rest von 70 000 Mark wurde eine Hypothek von 70 000 Mark zu 4 Procent aufgenommen. Die Miethspreise wurden unter Zugrundelegung folgender Rechnung festgesetzt: Verzinsung zu 4 Procent von 65 000 Mark Kaufpreis und 70 000 Mark Hypothek = 5400 Mark. Grundsteuer, Gas- und Wasserzins 600 Mark; Reparaturen und Reserve 1500 Mark. Das Haus enthält 120 Zimmer. Danach konnten einfensterige Stuben zu 1 Mark, zweifensterige je nach der Höhe des Stockwerkes zu 1,80 bis 2,20 Mark für die Woche vermiethet werden. Eine einfensterige und eine zweifensterige Stube zusammen kosten nur 2,50 Mark. Größere Wohnungen als Stube und Kammer werden in der Regel nicht vermiethet, da die Wohnungsnoth für Familien, die drei Räume bezahlen können, in Leipzig weniger dringend ist als für die Aermeren. Die Miethe ist pünktlich wöchentlich im Voraus zu bezahlen. Auch im Uebrigen schließt sich die Verwaltung möglichst genau an das System von Octavia Hill an, indem gebildete Damen das wöchentliche Einsammeln der Miethe übernommen haben und den armen Familien in Noth und Sorge mit Rath und Unterstützung zur Seite stehen. Eine vierprocentige Verzinsung des Capitals ist ohne Schwierigkeit erreicht, und der ganze Versuch darf als durchaus geglückt angesehen werden. Der Beweis ist somit geliefert, daß das Princip, welches sich in England so segensreich erwiesen hat, bei richtiger Handhabung auch auf deutsche Verhältnisse übertragen werden kann. Es wäre zu wünschen, daß das gegebene Beispiel bald zur Nachahmung anspornte.

Wir sind mit unserer Darstellung am Ende. Einer Schlußziehung aus derselben bedarf es nicht. Wir wollen statt dessen ein beherzigenswerthes Wort des großen Sittenmalers Charles Dickens[1]) hierher setzen: „O, daß Die, welche die Geschicke der Völker regieren, sich nur daran erinnern, daß sie nur bedenken wollten, wie schwer es für die ärmsten Classen ist, in ihren Herzen die Liebe zum häuslichen Herd, der alle häusliche Tugenden entspringen, zu entzünden, wenn sie gezwungen sind, in dichten und schmutzigen Massen zu leben, wo aller gesellschaftliche Anstand verloren geht oder wo er vielmehr niemals zu finden ist; — daß sie nur einmal von den breiten Straßen und Häusern zur Seite abbiegen und die elenden Wohnungen in engen Gassen, in welchen nur die Armuth lebt, verbessern wollten — dann würde manch' niedriges Dach wahrhafter den Weg zum Himmel weisen als der erhabenste Kirchthurm, welcher sich heute stolz aus der Mitte von Schuld, Verbrechen und gräßlicher Seuche erhebt — ein Hohn auf seine Umgebung."

[1]) The old Curiosity Shop, C. 38.

Ein Tag auf Ascension.

Von
Prof. Dr. Otto Krümmel.

Erfrischendes schönes Wetter hatte uns der Südostpassat gebracht: nach den fünf Regentagen, welche seit dem Verlassen der Capverdischen Inseln uns im Guineastrom mit schwüler Luft und ungewohnt starkem Seegang geplagt hatten, ein um so wohlthätigerer Wechsel. In den folgenden Tagen, wo wir den Aequator überschritten und mit Südkurs auf das äußerste Ziel unserer Planktonfahrt, die südatlantische Insel Ascension zustrebten, steigerte der Passat womöglich noch seine Annehmlichkeit. Ein unbeschreiblicher Genuß war es da, in den leider nur kurzen Mußestunden des Tages ganz vorn am Bug des Schiffes zu sitzen, den Blick auf die krystallklare, kobaltblaue Fluth gerichtet, welche der scharfe Kiel schäumend durchschnitt, vom nervenerfrischenden Hauch des denkbar reinsten Windes umströmt, der selbst die Strahlen der senkrecht über dem Haupt stehenden Tropensonne zu lauer Wärme milderte. Da wurde das Auge gefesselt, bald durch eine Schar fliegender Fische, welche vom Rauschen des Schiffes aufgescheucht, dem Wind entgegen, sich im wirren Geflatter in die Luft erhoben, um im nächsten Wellenkamm zu verschwinden, bald durch einzelne schön blauviolette Physalien, die mit aufgespanntem Segel auf der Oberfläche der See dahintrieben, hinter sich die Nesselfäden herziehend und damit allem kleinen Gethier in ihrem Bereich Verderben bringend, bald wieder durch absonderliche Wolkenbildungen in der Luft. So näherten wir uns, eifrig der Planktonfischerei obliegend, unserem Reiseziel, der einsamen, nach dem Tage ihrer Entdeckung, Himmelfahrt 1501, benannten Insel.

Am 10. September 1889, einem Dienstag — das Schicksal fügte es so, daß unsere Landungstage immer Dienstage waren — ergaben Mittags die astronomischen Beobachtungen, daß wir die Insel etwas über 100 Kilometer (56 Seemeilen) südlich von uns hatten. Bei der unvergleichlich klaren Luft dieser Breiten durften wir hoffen, sie bald zu erblicken. Eine Cumuluswolke, die am sonst absolut klaren Südhorizont schon längere Zeit aufgefallen war, wurde als muthmaßliche Wolkenkrone des höchsten Piks der Insel, des 806 Meter hohen Grünen

Bergs, des Genaueren mit den Gläsern untersucht; aber wie auch sonst immer, so erblickte auch diesmal das unbewaffnete, aber scharfe und geübte Auge unseres Capitäns zuerst das gesuchte Land. In ganz zarten Umrissen wölbte sich's unter der weißen Wolke empor, nach unten hin zunächst in milchiger Trübung sich verlierend. Ich weiß nicht, ob man aus der norddeutschen Ebene den Brocken, der doch um 300 Meter höher ist als die Insel, auf solche Entfernung hin gesehen hätte.

Bei weiterer Annäherung im Laufe des Nachmittags tauchten mehr und mehr von den zahlreichen Vulkangipfeln auf, welche die Insel krönen, wie sie denn überhaupt keine anderen Gesteine besitzt, als Aschen, Bimsstein und Laven. Durch interessante Fischzüge aufgehalten, vermochten wir es nicht, vor Sonnenuntergang den Ankerplatz an der Westseite der Insel zu erreichen, zumal der Capitän diese Insel nicht genauer kannte und die Segelhandbücher angaben, daß die Rhede nicht frei von Riffen sei, was nicht gerade zu einer Annäherung bei Nacht ermunterte. Während wir so im Dunkeln durch den ganz flauen Wind in etwa 7 bis 9 Seemeilen Abstand von der Insel westwärts getrieben wurden, hörten wir vom Land her in kurzen Intervallen die dünnen Töne einer Dampfpfeife. Unsere Aufmerksamkeit wurde dann sogar durch ein Blaufeuer noch besonders auf das Land hingelenkt, wo man das Schiff offenbar am Abend schon bemerkt hatte und uns veranlassen wollte, den Ankerplatz aufzusuchen. Wir waren grade dabei, mit der großen elektrischen Schwimmlampe an der Oberfläche der See Fischereiversuche anzustellen, als nun dicht neben uns abermals die dünnen Flötentöne erschallten und bald darauf ein kleiner Schleppdampfer mit zwei Booten hinter sich längsseits kam: der Commandant der Insel sandte einen Bootsmannsmaat als Lootsen und einen Arzt zur vorschriftsmäßigen Gesundheitsvisite, zugleich mit der Bitte an uns, noch heute die gastliche Rhede aufzusuchen. So geschah es denn auch, und um 10½ Uhr waren wir vor Anker.

Der liebenswürdige junge Doctor überbrachte uns außerdem die Einladung des Commandanten, am nächsten Morgen einen Ausflug ins Innere der Insel auf den Grünen Berg hinauf nach der dortigen Siedelung zu unternehmen, wo man sich auf einen längeren Aufenthalt für uns bereits eingerichtet habe. Unser Auswärtiges Amt nämlich hatte durch Vermittlung der zuständigen Behörden in London die Ankunft der Plankton-Expedition auf der Insel anmelden lassen, und hier hatte man dieser, nicht eben häufigen Gelegenheit, mit der Außenwelt in Verkehr zu treten, voll Spannung entgegengesehen. Schade, daß wir diesen Erwartungen nicht so recht entsprechen konnten: unser Aufenthalt sollte statt der vierzehn Tage, wie der gute Doctor meinte, leider nur einen Tag währen, und überdies traten wir in Concurrenz mit dem fälligen englischen Postdampfer, der stündlich von der Capstadt und St. Helena her erwartet wurde, und welcher Briefe auf diesem Umwege aus Europa bringen und Nachrichten von hier auf directem Wege über Teneriffa nach der Heimath befördern sollte. Auch wir beschlossen, von dieser unerwarteten Gelegenheit Gebrauch zu machen und schrieben flugs unsere Briefe fertig, die der Doctor dann mit an Land nahm.

Als wir am andern Morgen bei Sonnenaufgang auf Deck traten, lag in der That der Postdampfer „Durban“ neben uns vor Anker. Ueber der Insel



aber hingen — überraschend für die Jahreszeit — dicke Regenwolken! Jedoch vermochten auch diese nur wenig die grellfarbigen Tinten der öden Vulkanlandschaft zu dämpfen, die sich nun nahe vor uns ausbreitete. Schwarze Schlacken dicht am Strande, getrennt durch dünenartig weißgelben Sand, dahinter ziegel- und rostrothe Bergkegel, gleich vorn der 265 Meter hohe Kreuzberg mit seiner Signalstation, dahinter noch andere solche rothe, regelmäßig geformte Aschenkegel inmitten rauher tief schwarzer Lavaflächen: und das Alles absolut kahl, kein Fleckchen Grün darauf, kein Strauch, kein Grashalm sichtbar, so ausgedörrt und ausgebrannt, wie wenn es gestern erst aus dem feurigen Schoß des Erdinnern geboren worden! Nur sobald einmal der Wolkenschleier riß, kam eine andere Farbe im fernen Hintergrunde in das Bild: der Alles überragende Grüne Berg mit seinen hellgrauen Trachyt- und Bimssteingehängen zeigte an seiner Gipfelkuppe graugrüne und blaugrüne Streifen und Flecke. Dort also gab es Vegetation.

Die Oede und Kahlheit dieses Bildes erinnerte uns einigermaßen an die Capverden, namentlich an Porto Grande auf Sanct Vincent: aber dort waren die Naturformen nicht so naiv und unverdeckt vulkanische, die Umrisse grotesker, auch das Grün war doch am Strande noch durch einiges niedere Gebüsch vertreten. Ein „Grüner Berg“ aber thronte freilich dort wie hier wolkengekrönt und Alles dominirend im Hintergrunde.

Trotz der Regenschauer war das Wetter ruhig, die See unbedeutend bewegt. Dennoch weckt das flacher werdende Wasser nahe der Landestelle, die irgend Jemand „Tartarentreppe“ getauft hat, die Dünung, so daß sie sich lebhafter regt als man auf der Rhede erwartet. Das Boot ist an der unteren Treppenstufe nicht festzuhalten, zwei Taue hängen von einem Krahn herunter, man ergreift die beiden Enden mit den Händen und schwingt sich aus dem schwankenden Boot im Bogen auf die Treppe. Nicht immer ist das möglich. Wenn die heute so zahme Brandung anschwillt, die gefürchteten „Roller“ eintreten, dann kann kein Boot der Tartarentreppe sich nähern. Etwas zur Seite befindet sich ein größerer Krahn, der an einer Rolle ein Seil mit einer Art Gestühl trägt. Dieses sucht, wer landen will, im Boote zu besteigen; er wird in die Höhe geheißt, dann der Krahn gedreht und der Insasse ins Trockene geschwungen.

Da die Wagen sich zur Abfahrt noch nicht ganz fertig gemacht hatten, unternahmen wir erst noch einen Spaziergang. Südwärts am Strande entlang ging's zwischen sauberen Holzbaracken, in denen ein Dutzend Krujungen, diese „Burschen für Alles“ von der westafrikanischen Küste, hausten, zur etwa zehn Meter über See hohen, blendend weißen Stranddüne, und weiter die in sanfter Böschung abfallenden lockeren aus Korallen und Foraminiferenkalk mit Muschelschalen bestehenden Sandgehänge hinunter zu den schwarzen Klippen, an denen die grüne See zu weißem Schaum aufbrauste — alle neun Secunden immer eine Welle. Die Klippen bestehen aus schwarzer, zellig-poröser, aber klingend harter Lava, in ihrer inneren Structur etwa versteinertem Brod vergleichbar. Auf den Riffen huschten schwarze Krabben mit enormer Gelenkigkeit hin, vor unseren Schritten in die Spalten und Risse des Gesteins flüchtend. Ein heftig einsetzender Regenschauer nöthigte zum Rückzug unter ein schützendes Obdach.

Hinter den Baracken der Neger lag das Verwaltungsgebäude, rings umgeben von einer luftigen Veranda. Hier wurde gewartet, bis der Regen nachließ. Vor dem Haus war wirklich etwas wie ein „Garten“: schöne Wege umgaben und durchzogen kleine Beete, alle sauber geharkt und mit weißen Steinen sicher abgegrenzt — aber das Auge mußte in den anmuthigen Abwechslungen des Strichs der Harke einen bescheidenen Ersatz für das fehlende Grün suchen. Gegenüber lag die niedliche Kirche, rechts davon begann die Straße der Officierswohnungen: hier war außer den obligaten, ebenfalls mit Virtuosität geharkten Beeten doch meist neben der Thür eines jeden Hauses wirklich einiges Grün gezogen, in der That die Bewunderung herausfordernd.

Der Posttag bannte die Officiere an den Ort; es gab viel zu thun, der Postdampfer sollte gleich die Antwort auf die Briefe aus der Heimath mitnehmen, und sein Capitän wollte nur bis zum Nachmittag warten. So begleitete uns auch der liebenswürdige Lieutenant H. nur ein ganz kurzes Stück des Weges. Ein viersitziger Wagen mit zwei Pferden (nach englischer Art eines hinter das andere gespannt) und ein zweisitziges Cariol wurden von uns bestiegen, und nun ging's langsam ostwärts bergauf, zur Linken den rothen Kreuzberg, zur Rechten eine Reihe kleiner schwarzbrauner Schlackenkegel, die so rauh, zackig und frisch dastanden, daß man sich nur wundern mußte, sie nicht noch dampfen zu sehen. Der Weg war vortrefflich in Ordnung, in kurzen Abständen große Prellsteine rechts und links, hier und da aber auch das lockere Erdreich durch Körbe und Tonnen, die mit Steinen gefüllt waren, vor dem Absturz in einen trocken liegenden Wasserriß gesichert: ein Beweis, daß auch hier gelegentlich heftige und ergiebige Regenschauer auftreten können, welche dann freilich die losen Aschen in den Thälern fortspülen und als wahre rothe Schlammströme dem Meere zuführen müssen. Als die Challenger-Expedition im März 1876 hier anlangte, war die Rhede noch ganz rothbraun von treibenden Aschen- und Bimssteinmassen in Folge eines solchen seltenen Wolkenbruchs.

Beim weiteren Fortschreiten ins Innere der Insel hinein treten dann auch die ersten Zeichen von Vegetation merklicher hervor: dürres Gras, spärlich hier und da in eine Fuge des klingenden Gesteins geklemmt, oder ein grauweißes, knorrig und starr verzweigtes Gesträuch umgebend, das manchmal wirklich ein grünes Blatt trägt, so daß man es als Ricinus zu erkennen vermag. Wahrlich, das sind keine Pflanzen mehr, höchstens die gebleichten Gerippe von solchen, die da verdurstend ihre Arme gen Himmel strecken.

Die Bewölkung löste sich mehr und mehr, die Sonne beleuchtete nun schonungslos die grellfarbigen schwarzen, rothen und grauen Steinflächen der Wüste mitten im Ocean. Doch je mehr wir anstiegen, wurde auch die Vegetation reichlicher. Außer jenem klapperdürren, sparrigen Ricinusgeäst trat eine hier endemische Euphorbie auf, und — schier unglaublich — auch blühende Pflanzen stellten, freilich vereinzelt, sich ein: die hellgelben, fetten Dolden des Portulak und die schön lila gefärbten Blüthen der Vinca rosea leuchteten hier und da einmal über die schwarzen Blöcke hinweg, welche die Abfälle der colossalen Lavaströme bedeckten. Wo sich die Straße über die letzteren hin bewegte, sahen sie aus wie frische Sturzäcker. Rechts vom Wege bemerkten wir in längeren Ab-

ständen große, helle Steinplatten; sie bedeckten die Wasserbecken (Tanks), die in eine vom Grünen Berg zur Rhede hinunter geführte Röhrenleitung eingeschaltet sind. An einem solchen „Tank" war eine Hürde und eine Tränkstelle eingerichtet für das Vieh, das diesen Weg zu durchmessen hat; und die Mauer trug auf einer Tafel ein frommes Dankwort an den Leben spendenden Gott, hier inmitten der Wüste unzweifelhaft gar sehr an seinem Platz.

Wo der Weg eine Art Tafelland zwischen der 450 Meter hohen Vulkangruppe der „Geschwister" im Norden und den beiden ebenfalls ziegelrothen Kegeln des Damenbergs und Wanderers Berg überschreitet, ging's in flottem Trabe einher. Hier war wirklich auch einmal eine ordentliche Brücke über einen kleinen Binsensumpf, und zu unserer aller Erstaunen am sonst völlig öden Abhange des Damenbergs eine einzelne große Palme, wahrscheinlich eine Phönix, zu sehen: wirklich das Urbild jener Palme des Dichters „die fern im Morgenland einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand." Am Fuße des Grünen Bergs angelangt, wurde, wie anscheinend hier üblich, den Pferden eine kurze Ruhe gestattet. Aus zwei großen Schiffsbooten, die mit dem Bug nach unten tief in die Erde eingegraben sind, hat man zu beiden Seiten des Weges zwei schattige Buden mit Ruhebänken darin hergestellt. In der Luftlinie kaum zwei Kilometer von hier entfernt, aber etwa 400 Meter höher, lag vor uns das gewölbte Gipfelplateau des Grünen Bergs mit den rothen Ziegeldächern der Baracken und alten Gesundheitsstation. Während die Wagen auf ermüdendem Zickzackweg langsam hinauffuhren, zogen es Einige von uns vor, auf geradem Fußpfad die Höhe zu ersteigen, um so die ganze Landschaft mit mehr Ruhe überschauen zu können. Das weißlich graue Bimssteingeröll war rasch heiß geworden unter den Strahlen der Vormittagssonne, aber eben hing wieder dichteres Gewölk über dem Berg, den eigentlichen Gipfel ganz umhüllend, und auch uns den Anstieg durch sehr erwünschten Schatten erleichternd. Kühle Windstöße fielen von oben am Hang herunter, mit den lauwarmen Luftschichten, die am letzteren lagerten, sich streifenweise vermengend, so daß man abwechselnd von den einen und den anderen umfluthet wurde. Mit jedem Schritte nach oben wird die Vegetation nun reicher: erst Gräser und Steinflechten, dann grünes Gesträuch, Euphorbien, Mimosen, Akazien, Opuntien, Agaven, anfangs einzeln, dann häufiger. Aber welch ein Bild, wenn der Blick sich rückwärts wendet! Nun sieht man so recht von oben in die zahllosen großen und kleinen Vulkankrater hinein: man steht wie inmitten einer wirklichen Mondlandschaft! Daß all die Kegel und Schlackentrichter nicht noch in den letzten Jahren gebrannt hätten, will einem angesichts solchen Bildes kaum einleuchten, und doch steht das für die letzten drei Jahrhunderte fest. Keinerlei Aeußerungen auch nur für eine absterbende Eruptionsthätigkeit in Gestalt von Solfataren oder Kohlensäure-Exhalationen, sind von der Insel bekannt; ihre Vulkane sind ganz todt.

Oben aber auf dem Berg umfing uns frisch sprießendes Leben: Das lockere Gesträuch schloß sich zu hohem Gebüsch zusammen, das den Weg überschattete und in dem ein buntgefärbter Star fröhlich sang. Die Akazien wurden hier zu großen Bäumen, bedeckt mit süßlich duftenden Blüthen, die aussahen wie ein Puderpinsel, der aus Versehen in gelbes Zahnpulver getupft ist. Wohl gehal-

tene Gärten, rings umrahmt von charakteristischen Ingwerhecken, kündigten uns den Eintritt in diese Oase unter den Wolken an. In den Baracken erwartete uns der dort befehlende Deckoffizier mit einem soliden Frühstück, das uns fast nur noch Präservenfleisch kennenden Seefahrern in Gestalt von gemästeten Hühnern und dazu gehörigen, ebenfalls hier oben gezogenen, vorzüglichen Gemüsen und Salaten, keine unwillkommene Ueberraschung sein konnte. Wir waren hier die Gäste der Regierung, welche sogar für acht Gentlemen Wohnung bestellt hatte, wie wir hörten. Leider war das nur ein Mißverständniß. Die Besichtigung der am Berge angelegten großen Brunnen und Quellen, von denen die vorher erwähnte Wasserleitung ausgeht, folgte nun. Die lockere, und ganz weiche Aschen- und Bimssteinerde, welche den Gipfel bildet, hat das Ausgraben von Tunneln und Schächten, die nun schon ein halbes Jahrhundert alt sind, sehr erleichtert. Der große, nach der Dampier-Quelle hinführende Tunnel ist volle 250 Meter lang und zwei Meter hoch; sechs Matrosen haben 1830 drei Monate daran gegraben. Die Quelle trägt den Namen ihres Entdeckers, des bekannten englischen Seemanns Dampier, der hier im Frühjahr 1701 einige Wochen unfreiwilligen Aufenthalt hatte nehmen müssen, nachdem sein leckes Schiff nahe der Insel gesunken war.

Hier oben erscheint die Erde mit Feuchtigkeit getränkt, die üppigste Vegetation an Gräsern, Farnen, Leber- und Laubmoosen bedeckt die Gehänge und Wegeeinschnitte, während die Gipfelfläche selbst größtentheils wie ein Park mit Bäumen und Gebüsch besetzt ist. Da der Gipfel hartnäckig in dichten Nebel gehüllt blieb, wurde eine Besteigung desselben, obwohl mehrfach erwogen, doch schließlich unterlassen, vielmehr ein Rundgang auf schön gebahntem, am Steilhang mit viel Kunst und Geschmack angelegtem Pfade um die ganze Bergkuppe herum angetreten. Zur Rechten hatten wir in schwindelnder Tiefe unter uns erst ein Thal, in dessen schmaler Sohle einige Bananen grünten, dahinter den rauhen Kegel der Wetterpost (600 Meter hoch) und in der Ferne zum Horizont hinauf die blaue See, deren Wellen der Passat an den dunklen Klippen in weißen Schaumwolken hoch aufbranden ließ: wie mit einer schmalen, weißen Krause war hier die Insel rings umsäumt. Von dieser östlichen oder Luvseite her mußte sie ganz unnahbar sein. Weiterhin verbreitete sich wieder das Gehänge zu einer sanften Terrasse, wo auf saftig grüner Matte eine kleine Herde Schafe weidete und nachher ein Park uns aufnahm, in dem neben einigen alten Bekannten von Bermudas oder der Capverden-Insel Sanct Jago (wie kleinen Dattelpalmen, Dracänen, Pandanus, Agaven mit riesiger Blüthenrispe), auch australische Pflanzengestalten uns überraschten, so mehrere Eukalyptusarten und die absonderlichen Kasuarinen, deren Gezweig wirklich lang herabhängenden Schachtelhalmen sehr ähnlich sieht. Und neben diesen Kindern der südlichen Erdhälfte auch noch unsere heimischen Ackerunkräuter (u. a. der Wegerich), und das gelbe Habichtskraut (Hieracium) in voller Blüthe.

Man schätzt die vegetationsreiche den Gipfel umgebende Fläche auf etwa zweitausend Hektaren: ich glaube aber nicht, daß mehr als die Hälfte davon sich zu Garten- und Ackerland eignet, da die Gehänge meist viel zu steil sind. Thatsächlich aber befinden sich kaum fünf Hektaren unter Bearbeitung und zwar aus-



schließlich als Gartenland zur Gemüseerzeugung. Für das Dutzend Menschen, welches hier oben gegenwärtig haust, ist das aber mit der Beaufsichtigung des Viehstandes eine völlig ausreichende Aufgabe: alle Bodencultur kämpft hier gegen zwei fast übermächtige Plagen, die Ratten und Landkrabben. Alle zweihundert Schritt etwa auf unserem Spaziergang um den Gipfel sahen wir riesige Rattenfallen aufgestellt; ein Seesoldat ist mit deren Bedienung beauftragt, und diesem Rattenfänger wird sein Lohn: die Regierung zahlt für jeden eingelieferten Rattenschwanz ½ d., etwa 5 Pfennige. Zum Kampfe gegen diese von gescheiterten Schiffen hierher geflüchteten Nager hatten die Engländer vor Jahren einmal eine Menge Katzen eingeführt. Diese aber entdeckten im Norden und Westen der Insel die dicht bevölkerten Brutplätze der Seevögel, deren Nester sie nun plünderten — mit den Ratten aber hielten sie Frieden. Da nun jedoch die Eier, namentlich der Seeschwalbe (Sterna fuliginosa), höchst wohlschmeckend sind (Wyville Thomson, der Leiter der Challenger-Expedition, vergleicht sie den Kibitzeiern!) und die Garnison sich ihren keineswegs reichhaltigen Küchenzettel nicht noch verkürzen lassen durfte, war man genöthigt, neben den Ratten auch noch den Katzen den Krieg zu erklären: sie werden regelmäßig abgeschossen und für jeden Katzenschwanz 1 sh. 6 d. Prämie gezahlt.

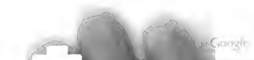
Am merkwürdigsten aber sind die Landkrabben. Es kommt nicht oft vor, daß diese gelenkigen Räuber des Meeresstrands auch ins Land hineinziehen. Und wenn sie auf den Bahamainseln den Ananasplantagen nachstellen, in Griechenland und Italien auch wohl an den Flüssen hinaufgehen, so entfernen sie sich nicht eben sehr von ihrem feuchten Element. Aber schon in Japan steigen sie bis hoch in die Gebirge hinein, und auf den Grünen Berg von Ascension kommen sie nur nach stundenlanger Wanderung durch die öde Lavawüste. Sie sind aber nicht bloß Freunde der Gemüse, es wird versichert, daß sie auch die jungen Kaninchen aus den unterirdischen Nestern herausholen, um sie zu verzehren. Für das hundert erlegte Krabben zahlt die Regierung 1 sh. 6 d., und wie man uns sagte, hat sich bisher ihre Zahl nicht merklich vermindern lassen.

Der Rundgang um den Berg endete wieder auf der Gesundheitsstation, die jetzt nicht bewohnt ist. In der That, dies muß ein wundervoll kräftigender Aufenthalt gewesen sein für die Fieberkranken und Reconvalescenten, welche einst das an der westafrikanischen Küste gegen die Sklavenschiffe kreuzende britische Geschwader hier abzuliefern pflegte. Nach den meteorologischen Beobachtungen schwankt hier auf dem Berg die Temperatur zwischen 17° und 27° der hunderttheiligen Scala, und die stetige Wolkenkrone hält die Strahlen der Sonne meist fern. Es ist eine Combination der kräftigen Passatluft mit der denkbar reinsten Höhenluft. Seit dem Jahre 1881 wird diese Siedelung auf dem Berg nur als Oekonomie betrieben: hier befinden sich die Stallungen für Pferde, Rinder und Schafe, hier die Gemüsegärten. Ein verheiratheter Sergeantmajor führt die Aufsicht, und ein Posten mit großem Fernrohr hält stetig vor dem Flaggenmast Ausschau nach der Spitze des 5700 Meter entfernten Kreuzbergs, von dem aus er seine Signale empfängt. Die Stallungen waren musterhaft gehalten und voll besetzt, die Thiere anscheinend so wohlauf wie nur möglich, die Schafe wurden grade geschoren. Auch die Sauberkeit und Ordnung der Gärten erregte unsere

Bewunderung: Wurzeln, Gurken, Kopf- und Endiviensalat, Bohnen und Erbsen standen prächtig. Neben dem Nützlichen fehlte nicht das Anmuthige: zierliche Palmen und Bananen (die hier indeß nicht ihre Früchte reifen), Araukarien, die mit weißen Trichterblüthen bedeckte Datura und zahlreiche andere schön blühende Ziergewächse fanden sich in schönen Gruppen vereint. Am auffallendsten aber blieben immer die gelbgrünen Hecken von Ingwer, die mit ihren Schwertblattbüscheln alles umrahmten.

Es war drei Uhr, als wir uns entschließen mußten, diese Oase unter den Wolken zu verlassen. In rascher Wagenfahrt ging es nun bergab; von der Höhe her hatten wir im hellen Sonnenschein die ganze Insel vor uns, dahinter die blitzende See, auf der unser Dampfer als kleiner, schwarzer Punkt die einzige Unterbrechung bildete. Die langen Schatten der schräg stehenden Nachmittagssonne ließen die energischen Formen und Farben der Vulkanlandschaft besonders günstig hervortreten, soweit mächtige Staubwolken, die wir aufwirbelten, einen Umblick gestatteten.

Gegen fünf Uhr langten wir wieder am Hafen an, wo uns der commandirende Capitän zur See N. in liebenswürdigster Weise empfing. Unter seiner Führung wurde noch ein Rundgang durch die kleine Siedelung unternommen. Zuerst nach den Schildkrötenteichen, die hart am felsigen Meeresstrande so angelegt sind, daß die See von selbst das Wasser in denselben stetig erneuern kann. In diesen drei Teichen schwammen ungefähr achtzig dieser Riesenthiere gemächlich durcheinander. Die olivgrünen Rückenschilder maßen bei einzelnen über einen Meter an Breite, fast zwei an Länge; das Gewicht schwankt, wie wir erfuhren, von vier bis zu acht Centnern. Die Thiere, sämmtlich Weibchen, erscheinen in unseren Wintermonaten an dem flachen Sandstrand des Nachts, um dort ihre Eier abzulegen. Sie wühlen Gruben aus, in denen sie selbst bequem sich verbergen könnten und scharren ihre runden, einem kleinen Billardball ähnlichen Eier hinein, fünfzig bis sechzig Stück in jedes Nest, die dann durch die feuchte Wärme des Sandes in neun bis zehn Wochen ausgebrütet werden. Nachdem die Thiere sich ihrer Mutterpflicht entledigt, werden sie von eigens hierzu aufgestellten Posten überrascht und mit Stangen auf den Rücken gewendet, dann gebunden und auf Wagen nach den Teichen transportirt, wo am Ende der Saison, im Mai, oft mehrere hundert derselben angesammelt sind. Schildkrötenfleisch erscheint zweimal wöchentlich auf den Speisetischen der Garnison, und der Commandant pflegt jedem hier vorsprechenden Kriegsschiff eins oder mehrere dieser Thiere zum Geschenk zu machen. Uns hatte Capitän N. gleichfalls zwei derselben schon am Vormittag an Bord geschickt, und als er erfahren, daß frisches Fleisch auch sonst uns fehlte, noch zwei junge Hammel dazu gefügt: eine Ueberraschung, für die unsere Gelehrtenmesse durch einen ergiebigen Griff in den Weinkeller sich wenigstens einigermaßen zu revanchiren suchte. So hatten wir in den nächsten Tagen unserer Fahrt den mehrfach wiederholten Genuß einer echten Schildkrötensuppe; auch in Gestalt von Ragouts und Beafsteaks wurde das Fleisch dieser Reptilien genossen, wenn auch weniger wohlschmeckend gefunden als in der erst erwähnten, mit Recht hoch geschätzten Art der Zubereitung.



Diese Schildkröten haben manches Räthselhafte in ihrer Lebensweise: nur vollständig ausgewachsene weibliche Thiere kommen an den Strand. Männliche und jüngere, kleinere sind niemals gesehen worden. Wenn die Jungen aus den Brutgruben sich ans Tageslicht gearbeitet haben, schlagen sie in der kürzesten Richtung den Weg zum Meere ein, und dort verschwinden sie. Mehrfach hat man seit fünfzig Jahren versucht, einige zu zeichnen durch Einfügen einer Kupferplatte in das Rückenschild, aber nie hat man bisher ein solches Thier wieder gesehen. Die Nahrung besteht, wie auch unsere Exemplare ergaben, aus grünen Algen, obwohl die jungen Schildkröten, welche die Matrosen gelegentlich bei ihrem Marsch vom Neste zum Strande einfangen, auch gar nicht ungern Fleisch genießen. Bekannt ist, wie gelegentlich Schildkröten treibend auf der Meeresoberfläche im tropischen Ocean gesehen werden, doch sind sie nur bei Windstille und glatter See leicht zu erkennen, und nur zu fangen, während sie schlafen.

Von den Schildkröteteichen geleitete uns Capitän N. zu den Marineanlagen: Werkstätten zu Reparaturen aller Art, vollständig ausgerüstet mit Maschinen — aber Alles in feiertäglicher Stille. Stallungen mit den hier unten stetig gebrauchten Pferden und Milchkühen schlossen sich daran, große Kohlenlager folgten. Absonderliche Umzäunungen waren hier sehr praktisch aus alten Faßdauben hergestellt; auch die Bandeisen der hierfür aufgebrauchten Tonnen hatten zweckmäßige Verwendung gefunden, indem man sie, grade gestreckt, zum Befestigen der gewölbten Bretter an dem Balkengerüste des Zaunes benutzte. Eine kleine Batterie hinter gemauerter Brustwehr ließ ebenso wie einige in den Winkeln herumliegende alte Schiffsgeschütze (sogen. sieben Tons-Vorderlader) den militärischen Charakter der ganzen Anlage nicht vergessen.

Seit dem Jahre 1815, nachdem sie Napoleon auf dem nahen St. Helena untergebracht hatten, halten die Engländer diese Insel besetzt. Das herrliche, gesunde Klima gab Veranlassung zur Erweiterung des ursprünglichen Militärpostens und zur Anlage der Gesundheitsstation auf dem Berge. Niemals hat es hier irgend welche Civilbevölkerung gegeben, Alles war und ist militärisch organisirt: auch die verheiratheten Officiere erhalten ihre Rationen täglich zugetheilt. Früher durfte, wie an Bord eines Kriegsschiffes in See, sogar nur zu bestimmten Stunden geraucht werden; keine Thurmuhr zeigte die Zeit an; es wurde „die Wache" regelmäßig „geglast" wie an Bord durch Schläge an die Schiffsglocke. Wenn nun auch der straff militärische Charakter der Station jetzt etwas gemildert ist, so tragen doch noch immer die Matrosen ein Mützenband mit der Bezeichnung „Ascension", und die Insel sammt der ganzen Garnison wird in den Listen der englischen Flotte als Tender des Flaggschiffs „Penelope" der Capstation (in Simonstown) geführt. Von Capstadt aus erfolgt auch die Versorgung der Insel mit Vorräthen aller Art. Vieh, Präserven, Mehl, Kartoffeln 2c. werden mit einem Segelschuner hierher gebracht, und wenn dieser einmal länger ausbleibt, als erwartet wird, dann kommt die Besatzung mit dem einen oder andern ihrer Lebensmitteln leicht etwas zu kurz. So war es grade in den Tagen, als wir ankamen, und es machte unserm Capitän große Freude, durch Ueberlassung eines Fasses Mehl aus unseren reichlichen Vorräthen den freundlichen Inselbewohnern ein wenig aushelfen zu können.

Seitdem nach Eröffnung des Suezcanals die Ostindische Route für Kriegs- und Handelsdampfer nicht mehr um das Cap führt, hat ebenso wie St. Helena auch Ascension an Werth verloren. Aber St. Helena ist nicht nur um die Hälfte größer, sondern auch um ein gut Theil besser bewässert, also hülfsquellenreicher, und besser bevölkert: auf 123 Quadratkilometer hat es jetzt 5300 Einwohner (vor 1870 freilich über 6000), während Ascension auf 88 Quadratkilometer bis zum Jahre 1881, wo die Marineanlagen in vollem Umfange unterhalten wurden, nur 300 Seelen zählte. Jetzt ist die Einwohnerzahl auf die Hälfte reducirt: der commandirende Capitän, seine Lieutenants, der Arzt, der Zahlmeister, der Geistliche und einige Deckoffiziere und Sergeanten sind verheirathet; der Rest entfällt auf die Besatzung, welche aus zwei Zügen Seesoldaten, einem Dutzend Matrosen und „Signalgasten," und ebenso vielen „Krujungen" besteht. Das Commando erstreckt sich auf drei Jahre und dürfte wohl nur solchen Officieren, welche für ein derartiges weltabgeschiedenes Dasein schwärmen, sehr erwünscht sein. Wenigstens fühlten wir es einem der Officiere wohl nach, wenn er unmuthsvoll gestand, daß er auf der Stelle tausend Pfund erlegen wolle, wenn er sein Commando mit einem Anderen an Bord vertauschen dürfte.

Der Unterhalt der Insel kostet den Engländern jährlich eine Million Mark; die Einnahmen, die sie gewährt, sind nur unbedeutend. Sei es, daß einmal ein fremdes Kriegsschiff hier Kohlen auffüllt, welche es mit einem ganz geringen Preisaufschlag erhält, oder daß ein Segelschiff nach allzu langer Reise seinen Wasservorrath erneuert, was nur bedingungsweise und zu sehr hohem Preise erfolgt. Von eigenen Vorräthen kann die Inselbesatzung nichts missen, außer etwa Gemüse und Schildkröten. Trotzdem wäre es durchaus unklug von den Engländern, wenn sie die Insel ganz auflassen wollten, wie es im Jahre 1888 einmal im Parlament vorgeschlagen wurde, ohne indeß durchzudringen. Denn als Kohlen- und Gesundheitsstation des tropischen südatlantischen Oceans wird sie auch neben St. Helena immer Werth behalten; etwa vier Dampftage von der afrikanischen Küste und fünf von Brasilien entfernt, ist sie im Kriegsfalle keine zu verachtende strategische Position, und der Segelkurs aller heimkehrenden Ostindien-, China- und Caplandfahrer führt unmittelbar an ihr vorbei. Aber die Insel ist auch sonst nicht ohne eine Zukunft. In dem halben Jahrhundert ihrer Besiedelung hat man bereits ein Vordringen der Vegetation vom Grünen Berg herunter beobachtet. Der aufsteigende Luftstrom des Tages, welcher alle Berginseln der Tropen mit einer Wolkenkrone versieht, bewirkt ebendort auch reichliche Niederschläge: auf dem Grünen Berg fallen, nach langjährigen Beobachtungen, jährlich 635 Millimeter Regen, d. h. fast ebensoviel wie in Kiel; unten am Hafen, an der Landseite der Insel, aber freilich nur ein Zehntel dieser Menge. Glücklicherweise ist der Grüne Berg fast ganz aus lockeren Aschen zusammengesetzt, welche nach dieser Benetzung der Pflanzenwelt einen sehr günstigen Boden darbieten. Die Vegetation aber ist bekanntlich im Stande, wo sie dichter auftritt, das Wasser vor zu rascher Verdunstung zu schützen, sie ist damit ihrem weiteren Vordringen am Berghang herunter selbst förderlich. Das im Uebrigen herrschende Lavagestein der Insel ist freilich so zellig-porös, daß bei gewöhnlichen Regenfällen jeder Tropfen sofort in die Tiefe versinkt; wird aber durch Zunahme

der Gräser und Flechten erst eine organische Zersetzung der Gesteinsoberfläche bewirkt, und verstopfen die Poren sich also von selbst, dann erhält sich die Feuchtigkeit länger, und dann fassen auch größere Gewächse bald Wurzel und helfen ihrerseits wieder mehr Wasser halten. Und eben das ist es, was man bereits festgestellt hat. Als Dampier den Gipfel bestieg, fand er daselbst nur weniges Gesträuch und zwei oder drei Bäume (wahrscheinlich Hedyotis Ascensionis); heute fehlt es dort nicht mehr an Schatten unter hohen Laubbäumen. Die Gärten bei der Höhenstation sind erst seit dem Jahre 1857 unter sachkundiger Aufsicht angelegt worden, und sie gedeihen trotz der Krabben- und Rattenplage doch ersichtlich. So hat intensiv und extensiv die Vegetation zugenommen und wird es weiter. Die geologisch ältere, somit stärker verwitterte und besser bewässerte und bewachsene Nachbarinsel St. Helena zeigt hier das Endziel, welchem die natürliche Entwicklung im Verlaufe zukünftiger Jahrhunderte zustrebt. Eine Besiedelung des Gipfels mit kundigen Farmern, wie auf St. Helena, würde auch hier die wirthschaftliche Bedeutung der kleinen Insel erheblich steigern. Es fragt sich nur, ob mit Hülfe von zahlreichen, das Regenwasser auffangenden Cisternen, wie wir sie auf den Bermudas-Inseln gesehen hatten, das nöthige Trinkwasser für eine ganze Dorfbevölkerung zu beschaffen ist. Jedenfalls reichte die Leitung aus den drei von uns besuchten Brunnen zu der Zeit, als die doppelte Garnison auf der Insel hauste, öfter nicht aus, so daß am Hafen Seewasser destillirt werden mußte. Aber auch schon Sir Wyville Thomson hatte den Eindruck, als ob sich mit Einführung eines planmäßigen Bewässerungs- und Bepflanzungssystems die Vegetation schneller vom Grünen Berg her über dessen Umgebung verbreiten lassen müsse. Daß die Insel heute wirthschaftlich von den Engländern vernachlässigt ist, kann nicht bestritten werden. Was sie gegenwärtig leistet, ist ganz ausschließlich der Mühewaltung und Intelligenz ihrer Commandanten zu verdanken. So konnten auch wir nur diesen Bestrebungen weiteren besten Erfolg wünschen, als wir am Morgen des 12. September die gastliche Insel wieder verließen.

Der Sturz Robespierre's.

(27. Juli 1794.)

Maximilian Robespierre's politische Thätigkeit hat sich im Lichte einer Oeffentlichkeit vollzogen, die von derjenigen unserer Tage wenig verschieden gewesen ist. Die Mehrzahl seiner Amts- und Zeitgenossen hat den im siebenunddreißigsten Lebensjahre verstorbenen Mann überlebt, ein Theil derselben ausführliche Nachrichten und motivirte Urtheile über seine Person hinterlassen. Das die Revolutionszeit betreffende amtliche Actenmaterial ist ziemlich vollständig erhalten geblieben, zum einen Theil veröffentlicht, zum anderen Theil eingehend durchforscht und sorgfältig benutzt worden.

Nichtsdestoweniger gehen die Urtheile über diesen außerordentlichen Mann heut zu Tage ebenso weit auseinander wie vor neunzig Jahren und bestehen rücksichtlich seiner letzten Absichten, wie rücksichtlich der Ursachen seines Sturzes Zweifel und Widersprüche, deren Lösung bis zur Stunde nicht gelungen ist. Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, den für die Beurtheilung Robespierre's entscheidenden letzten Theil seines Lebensganges mit einem Schleier zu umgeben, der wahrscheinlich niemals vollständig gelüftet werden wird.

Der vornehmste dieser Umstände ist ziemlich allgemein bekannt. Robespierre's Sturz war das Werk einer Verschwörung, deren einflußreichste Theilnehmer sich als Mitschuldige seines Systems und Genossen seines Regiments schwer compromittirt hatten und denen daran gelegen sein mußte, alle Verantwortung für das Geschehene auf den ehemaligen Führer und dessen Schicksalsgenossen zu schieben. Zu diesem Behuf haben die Sieger vom 27. Juli 1794 Unterschlagung, Fälschung und Verleumdung im denkbar größten Stil getrieben. Insbesondere ist der mit Sichtung und Herausgabe von Robespierre's hinterlassenen Papieren beauftragte Convents-Deputirte Courtois mit einer Parteilichkeit und Gewissenlosigkeit zu Werke gegangen, über welche verschiedene Meinungen niemals bestanden haben und niemals bestehen konnten. Was zur Belastung des Angeklagten dienen konnte, wurde sorgfältig gesammelt, tendenziös zugerichtet und mit Erläuterungen der zweifelhaftesten Art, zuweilen mit handgreiflichen und absichtlichen Wahrheitswidrigkeiten begleitet, der Rest bei Seite gelassen oder zum Gegenstande eines schmählichen politischen Schachers mit den betheiligten Personen gemacht. Erst durch die viele Jahre später herausgegebenen „Papiers

inédits“ ist der werthvollste Theil von Robespierre's Correspondenz ans Licht gezogen, erst durch neuere Specialforschungen im Einzelnen festgestellt worden, daß Courtois auch vor directen Fälschungen nicht zurückgeschreckt ist. Das augenfälligste Beispiel dieser Art darf ausdrücklich erwähnt werden. Ein Brief Charlotte Robespierre's, in welchem diese schwere Anklagen gegen den Charakter ihres Bruders und Wohnungsgenossen erhebt, hat viele Jahre lang als authentischer Beweis dafür gegolten, daß dem berufenen Manne jede Spur menschlichen Gefühls gefehlt habe. In Wirklichkeit war dieser Brief aber nicht an Maximilian Robespierre, sondern an dessen jüngeren Bruder Augustin gerichtet gewesen. Courtois, der genau wissen mußte, daß nicht der ältere, sondern der jüngere Bruder die Wohnung der Schwester getheilt und dieselbe auf seinen amtlichen Reisen mit sich genommen hatte — Courtois hat dieses Verhältniß absichtlich umgekehrt, aus dem jüngeren Robespierre den älteren gemacht, nur um die Meinungen der Leser zu Ungunsten des Letzteren zu verwirren. Aehnlich verhält es sich mit der sogenannten Opferung der Frau von St. Amaranthe: Maximilian hat diese angebliche Geliebte nie gekannt, wahrscheinlich nie gesehen, während Augustin das Haus derselben besucht und sich durch Beziehungen zu demselben compromittirt hatte.

Nahezu ebenso wichtig ist ein zweiter Umstand gewesen. Zur Zeit der ersten Veröffentlichungen über Robespierre und dessen Verlassenschaften übten zwei der hauptsächlichsten Theilnehmer an der Katastrophe des 9. Thermidor, Tallien und Fréron den maßgebenden publicistischen Einfluß in Paris. Beide hatten Verbrechen und Ausschweifungen der schlimmsten Art auf dem Gewissen, beide waren von Robespierre wegen Amtsmißbrauchs verfolgt und bedroht worden. Kein Wunder, daß diese ihrer Zeit allmächtigen Männer die Presse mit Verdächtigungen und Beschimpfungen des gestürzten Gegners förmlich überschwemmten, Erfindungen und Verdrehungen aller Gattungen und Arten an den Markt brachten und die öffentliche Meinung in Täuschungen wiegten, die sich festgesetzt und Jahrzehnte lang fortgewirkt haben.

Anders verhält es sich mit dem officiellen Actenmaterial. Daß wir bei der Beurtheilung Robespierre's vielfach auch von diesem in Stich gelassen werden, ist nicht auf die Schuld einzelner Personen, sondern auf das System zurückzuführen, nach welchem während der Gewaltherrschaft des Wohlfahrtsausschusses (1793 und erstes Halbjahr 1794) gewirthschaftet worden war.

Nach Absicht der Gesetzgeber und nach Wortlaut des Gesetzes sollte die höchste Regierung des Landes von dem Wohlfahrtsausschusse collectiv geführt werden und die Gesammtheit der zwölf (später zehn) Mitglieder desselben die Verantwortung für jeden einzelnen Act übernehmen. Wegen der unabsehbaren Masse und des unaufhaltsamen Dranges der Geschäfte war diese Absicht indessen unausgeführt geblieben und an die Stelle derselben eine Praxis getreten, welche die einzelnen Verwaltungszweige in die Hände der einzelnen Mitglieder legte und diesen die Stellung schrankenlos waltender Ressortminister übertrug. Da das Gesetz von solchen nichts wußte, nur den Ausschuß als solchen kannte und für die Gültigkeit der Namens desselben erlassenen Anordnungen mindestens drei Unterschriften verlangte, so war ein Verfahren üblich geworden, welches nicht nur

jede Verantwortung, sondern im Grunde genommen jede Controlle über die Verfügungen der einzelnen Ausschußmitglieder illusorisch machte. Aus „collegialer Rücksicht" unterschrieben die bei der Ausfertigung der Erlasse im Sitzungssaale anwesenden Regenten die ihnen Namens ihrer Genossen vorgelegten Papiere, — in der Regel ohne jede Kenntniß des Inhalts derselben. Diese auf Gegenseitigkeit beruhende Uebung hat zur Folge gehabt, daß Einzelfeststellungen darüber, von wem die blutigsten und entsetzlichsten Anordnungen der Schreckenszeit ausgegangen sind, nicht haben getroffen werden können und daß die in der Folge zur Rechenschaft gezogenen Unterzeichner sämmtlich in der Lage waren, ihre Unschuld, bezw. Unwissenheit vorzuschützen und alle Schuld auf die gestürzten „Triumvirn" (Robespierre, Saint Just und Couthon) schieben zu können. Nimmt man in Betracht, daß die täglich expedirten Erlasse des Ausschusses nach Hunderten, ja Tausenden zählten, so wird man sich von der dadurch herbeigeführten Unsicherheit und Verwirrung eine wenigstens annähernde Vorstellung machen können und die Erklärung dafür in die Hände bekommen, warum die meisten, bezw. die schlimmsten Befehle des Ausschusses von den relativ unschuldigsten Mitgliedern unterzeichnet worden sind, während die Namen der eigentlichen Urheber nicht selten fehlen. Carnot und Robert Lindet, die notorisch auf Leitung der Kriegsführung und Armenversorgung beschränkt waren, haben die Mehrzahl der Blutbefehle des entsetzlichen zweiten Vierteljahrs 1794 unterzeichnet, weil sie immer zur Stelle waren, weil sie im Sitzungssaale arbeiteten und weil sie denselben gewöhnlich erst Nachts verließen. Robespierre's Namen dagegen fehlt unter einer großen Zahl derjenigen Papiere, welche der Guillotine ihre zahlreichsten Opfer zuführten, weil der mächtigste Mann des Ausschusses kein bestimmtes Ressort leitete, weil er gewöhnlich in seinem Zimmer arbeitete, weil er nur ungern Unterschriften abgab und weil er sich während der letzten Monate seines Lebens von den Sitzungen fern hielt. Die von Hamel und anderen Vertheidigern des Schreckensregiments daraus gezogenen Schlüsse auf des „großen Maximilian's" Unschuld bedürfen selbstverständlich keiner Widerlegung: immerhin aber bleibt übrig, daß das Maß der Blutschuld des unseligen Mannes sich im Einzelnen nicht nachweisen oder nachrechnen läßt und daß mindestens die Möglichkeit, das Aergste sei nicht von ihm, sondern von seinen gräßlichen Collegen Billaud-Varennes und Collot d'Herbois gefrevelt worden, offen geblieben ist. An einem besonders drastischen Beispiel kann nachgewiesen werden, welche Schwierigkeiten der Feststellung der Wahrheit über diese Dinge im Wege stehen.

Carnot, Robespierre's erbitterter und unversöhnlicher Feind, hatte als Beweis für die Unversöhnlichkeit, Grausamkeit und Rachsucht seines gestürzten Collegen angeführt, daß derselbe einen unschuldigen Gasthofsbesitzer der Terrasse des Feuillants lediglich deshalb habe verhaften und anklagen lassen, weil er, Carnot, bei diesem Manne seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Nachträglich stellte sich indessen heraus, daß der betreffende Befehl nicht von Robespierre, wohl aber — unwissentlich — von Carnot unterzeichnet worden war! Ueber den wahren Zusammenhang der Sache und Robespierre's Unschuld an derselben braucht, nach dem oben Angeführten, nichts weiter gesagt zu werden.

Rücksichtlich derjenigen Thatsachen, welche zur Katastrophe des 9. Thermidor führten, steht fest, daß Robespierre und dessen Vertraute lediglich auf Grund eines tumultuarisch gefaßten Aechtungsbeschlusses und ohne vorgängige Untersuchung verurtheilt und hingerichtet worden sind. Nach einem bekannten Ausspruch des Deputirten Cambacérès (des späteren Herzogs von Parma und kaiserlichen Erzkanzlers) ist in diesem Proceß „nur geurtheilt, aber nicht verhandelt worden". An den Sturz Robespierre's knüpften sich allerdings andere Processe, insbesondere diejenigen gegen den öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville, gegen den Leiter der Geheimpolizei Hermann und gegen die Ausschußmitglieder Billaud, Collot d'Herbois und Barère. Für die Beurtheilung der Handlungsweise des großen Schreckensmannes haben die bezüglichen Verhandlungen indessen nur wenig ergeben. Parteilichkeit der Richter, Verlogenheit der Angeklagten, Abhängigkeit der Zeugen und Umtriebe der unter einander tödtlich verfeindeten Conventsparteien wirkten zu Urtheilssprüchen zusammen, welche die eigentlich entscheidenden Thatsachen durchaus zweifelhaft ließen. Selbst so wichtige Fragen, wie diejenigen nach den Beziehungen Robespierre's zur Geheimpolizei und zum Revolutionstribunal blieben unbeantwortet, weil den Einen allein an der Verurtheilung der Angeklagten, den Anderen allein an der eigenen Sicherstellung gelegen war. Je tiefer man in das Getriebe der Conventparteien und ihre Werkzeuge hineinsieht, desto deutlicher überzeugt man sich davon, daß Jedermanns Hand gegen Jedermann war, daß selbst angebliche Genossen in der Stille Krieg führten und daß über den Kampf um die Macht oder um die Existenz, die elementarsten Rücksichten auf Recht und Wahrheit geopfert und mit Füßen getreten wurden. Die Verderbtheit der Zeit hat der Wildheit derselben nichts nachgegeben, die Sittlichkeit der tugendhaften Republikaner des Convents das würdige Seitenstück ihrer politischen Urtheilslosigkeit und Unfähigkeit gebildet. In Summa haben die ehrenhafteren unter den Gegnern Robespierre's über Charakter und Fähigkeiten des besiegten Feindes günstiger oder doch minder absprechend geurtheilt, als seine ehemaligen Mitschuldigen und die Männer der Thermidorpartei. Von dieser letzteren haben überdieß mehrere ihre in der Hitze des Kampfes gefällten Urtheile in der Folge erheblich modificirt. Cambon z. B., der von Robespierre in dessen letzter Rede heftig angegriffen worden war und zu dessen Sturz wesentlich mitwirkte, — Cambon soll gegen das Ende seines Lebens (er starb 1820 als Verbannter in Belgien) den 9. Thermidor als Todestag der Freiheit bezeichnet und hinzugefügt haben: „Wir haben in Wahrheit die Republik getödtet, als wir Robespierre zu tödten glaubten." Ueber einen ähnlichen Ausspruch Billaud's hat der General Bernard berichtet, der mit dem berüchtigten Schreckensmanne zu Anfang dieses Jahrhunderts in Cayenne zusammengetroffen war. Aus dem Munde des Bildhauers David d'Angers will endlich der jüngere Carnot erfahren haben, daß auch Barère seine Betheiligung an dem Sturze des „reinen, echten Republikaners" bedauert und es als ein „Unglück" bezeichnet habe, daß durch Robespierre's Empfindlichkeit und Mißtrauen dessen frühes Ende herbeigeführt worden sei. Da all' diese Männer in die Folgen des Niederganges der Republik verwickelt waren, darf das Gewicht dieser Aussprüche nicht überschätzt werden. Immerhin muß aber auch von diesen Aeußerungen Act genommen

werden, weil dieselben zu den haßerfüllten Urtheilen anderer Collegen Robespierre's in ausgesprochenem Gegensatz stehen und weil sie als Hinweisungen dafür gelten können, daß es mit dem 9. Thermidor einen anderen als den herkömmlich berichteten Zusammenhang gehabt habe.

Die Urtheile der an den Ereignissen des Jahres 1794 persönlich nicht betheiligt gewesenen Zeitgenossen sind begreiflicherweise ebenso weit auseinandergegangen, wie diejenigen der Mithelfer Robespierre's. Zu den Berühmtheiten, die des berufenen Mannes sittlichen Charakter in Schutz genommen, hat u. A. Napoleon gehört, der den älteren Robespierre nicht gekannt, zu dessen Bruder Augustin dagegen in naher Beziehung gestanden hatte. „Er war," so lautet ein Ausspruch, über welchen O'Meara's „Napoléon in exile" berichtet „ein Fanatiker, ein Monstrum, aber unbestechlich und unfähig, aus persönlicher Feindschaft oder aus Begehrlichkeit den Tod Anderer herbeizuführen. Man kann in dieser Hinsicht sagen, daß er ein ehrlicher (honest) Mann gewesen sei." Noch weiter ist ein anderer, schon wegen seiner entschieden royalistischen Gesinnung unverdächtiger jüngerer Zeitgenosse, der bekannte Akademiker Charles Nodier gegangen. In den 1831 erschienenen „Souvenirs, épisodes, portraits pour servir à l'histoire de la Révolution" ist in objectiver und durchaus uninteressirter Weise die Behauptung aufgestellt worden, Robespierre habe seine gesammte Umgebung überragt, mindestens während der letzten Periode seiner öffentlichen Thätigkeit die Greuel der Schreckenszeit nach Kräften zu mildern versucht, einen wohl durchdachten, auf die Wiederherstellung des innern Friedens gerichteten Plan verfolgt und bei Durchführung desselben und im Kampf gegen schändliche und niedrig gesinnte Gegner das Leben verloren. „Der Ausspruch, man geht nie so weit, als wenn man nicht weiß, wohin man geht, rührt von Robespierre her: wer das gesagt, hat sicher gewußt wohin er gehen wollte."

Damit ist der entscheidende Punkt berührt und die Frage aufgeworfen worden, auf welche es für die geschichtliche Beurtheilung des berühmten Schreckensmannes allein ankommt. Hat Robespierre, als er auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, einen bestimmten, den Abschluß der Revolution bezweckenden politischen Gedanken verfolgt und hat die Durchführung dieses Gedankens seinen Sturz herbeigeführt?

Dem Versuch zur Beantwortung dieser Frage sind einige Bemerkungen über Robespierre's Privatleben und persönlichen Charakter vorauszuschicken. An der Hand derselben mag geprüft werden, ob man sich bei dem gefürchtetesten Manne seiner Zeit großer und bedeutender Dinge überhaupt hat versehen können.

I.

Obgleich über Robespierre's Vorleben nicht all' zu reichliche Nachrichten vorliegen und obgleich die Mehrzahl derselben einer nicht eben lauteren Quelle, der Schrift seiner Schwester Charlotte, entstammt, ist die Jugendgeschichte des am 6. Mai 1758 zu Arras geborenen ältesten Sohnes weiland des Advocaten Maximilian Barthélemy François de Robespierre ziemlich genau festgestellt worden. Hinweisungen auf Charakter und Denkungsart des späteren Staatsmannes können

derselben kaum entnommen werden. Aus den einunddreißig ersten Lebensjahren des Advocaten von Arras liegt nichts vor, was auf einen im Guten oder im Bösen außerordentlichen Mann hätte schließen lassen. Früh verwaist, im Collège St. Louis zu Paris erzogen und als Stipendiat desselben zum Rechtsgelehrten ausgebildet, brachte der junge Advocat, als er zu Ende des Jahres 1781 in seine Vaterstadt zurückkehrte, den Ruf eines fleißigen Arbeiters und ordentlichen Menschen mit. Von einer flüchtigen, durchaus gleichgültig gebliebenen Begegnung mit seinem Lieblingsschriftsteller Rousseau abgesehen, hatte er keinen der bedeutenderen Männer seines Zeitalters kennen gelernt, Niemandes besondere Aufmerksamkeit erregt, keine andere Auszeichnung, als diejenige einer Stipendiums-Zulage von sechshundert Livres (etwa 480 Mark) erworben. Der Zeitrichtung entsprechend war der mit dem herkömmlichen Bildungsbesitz ausgerüstete Jurist zugleich Philosoph und Schöngeist, d. h. Anhänger Rousseau'scher Ideen und poetischer Dilettant, der Corneille und Racine declamirte und sich nach Zeit und Gelegenheit in anakreontischen und in sentimentalen Reimereien versuchte. In der ersteren Eigenschaft brachte er es zum Director, später zum Präsidenten der Akademie von Arras, in der zweiten zum Mitgliede der „Rosengesellschaft", eines harmlos poetisirenden Clubs. Was von Robespierre's „heiterer Liebenswürdigkeit", seiner immer gleichen Sanftmuth und Herzensgüte, seiner kindlichen Freude an Blumen und Vögeln berichtet wird, verdient keine ernstere Beachtung. Nach Art pedantisch ernsthafter, trockener und genauer Actenmenschen hatte auch Robespierre seine „grillenhaften Stunden", und während dieser ergab er sich der für Franzosen seiner Zeit und Bildung unvermeidlichen Sentimentalität. Was sonst über ihn mitgetheilt wird, läßt auf strenge Ordnung der Lebensführung, Fleiß und Genauigkeit in der Berufsarbeit, Mäßigkeit der Ansprüche und Bedürfnisse und auf eine mit Pedanterie gepaarte Stutzerhaftigkeit schließen, wie sie unbedeutenden und eiteln Menschen eigenthümlich zu sein pflegt. Auch in dieser Rücksicht paßt die Bezeichnung, die Michelet der Hauptfigur seines Revolutionsgemäldes angehängt hat: „er war ein echter Provinzial-Hahn" (coq de province), — „Hahn im Korbe", wie wir Deutsche sagen, aber in einem kleinen Korbe. Innerhalb des eng abgegrenzten, selbstzufriedenen kleinstädtischen Kreises, dem er angehörte, galt Maximilian Robespierre als Advocat, als gerichtlicher und akademischer Redner, wie als Dichter und Stutzer für einen hervorragenden Mann, — außerhalb dieses Kreises lief er Gefahr, als Redner geziert und schwerfällig, als Denker trivial, als Gesellschaftsmensch spießbürgerlich-gespreizt befunden zu werden. Als Mann von „Qualitäten" bei den Honoratioren von Arras wohlgelitten, scheint er wirkliche Freunde nicht besessen zu haben. Eine Neigungsheirath, zu welcher die Einleitungen bereits getroffen waren, kam nicht zur Ausführung, weil er von derselben Hemmung in der politischen Laufbahn fürchtete, die er sich seit dem Jahre 1788 vorgesetzt hatte. Der einzige hervorragende Mann, dem er in Arras begegnete, der Ingenieur-Hauptmann, später Kriegsminister und sogenannte „Organisator des Sieges", Lazare Carnot, zeigte sich Herrn von Robespierre entschieden abgeneigt. Vergebens hat der begeistertste der Lobredner des „großen Maximilian", Ernest Hamel, der „Jugendfreundschaft" beider Männer ein besonderes Capitel seines zweitausend und elf Seiten langen Buchs gewidmet, ver-

gebens hat er nachzuweisen gesucht, daß Carnot[1]) den Mitbruder der Rosengesellschaft erst nachträglich und aus Beweggründen kleinlichster Art verleugnet habe, — Carnot ist sein Leben lang dabei geblieben, daß er den Collegen des Wohlfahrtsausschusses in früheren Jahren nur flüchtig gekannt und niemals anders als aus geschäftlichen Veranlassungen aufgesucht habe. Auch von anderweiten näheren und herzlichen Beziehungen liegt nirgends eine Spur vor, im Gegentheil spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der kleinstädtische Advocat an sich selbst, der eigenen Tugendhaftigkeit und Vortrefflichkeit dasselbe volle Genügen gefunden habe, wie später der Conventsdeputirte und Schreckensmann. Robespierre's thränenselige Sentimentalität war eine Maske, mit welcher dieser freundlose Freund des Menschengeschlechts sich selbst und Andere über die innere Kälte und Selbstgefälligkeit seines Wesens täuschte.

Trotz seiner Hingabe an Rousseau'sche Ideen hatte Robespierre sich bis zum Beginn der großen Krisis der achtziger Jahre mit politischen Dingen nur beiläufig und nie professionell beschäftigt. Das schloß indessen nicht aus, daß er bereits damals die außergewöhnliche Festigkeit der Gesinnung und der Principientreue bewies, die ihm in späteren Jahren den Namen des Unbestechlichen und Unerschütterlichen erwarb. Das ihm im Jahre 1783 übertragene Amt eines Richters am bischöflichen Gericht von Arras legte der vermögenslose und nur mäßig beschäftigte Anwalt nieder, weil die Härte des altfranzösischen Prozeßverfahrens seinen Grundsätzen widerstritt und weil er sich als grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe zur Anwendung derselben nicht entschließen konnte[2]). Mißbräuchen der alten Gerichtsordnung trat er bei verschiedener Gelegenheit mannhaft und rücksichtslos entgegen; arme und hülflose Opfer des herrschenden Systems vertheidigte er mit Eifer und Erfolg; in einzelnen ihm übertragenen größeren Rechtsstreitigkeiten, z. B. der Vertheidigung des Blitzableiters, welchen ein Advocat zu St. Omer auf dem Dache seines Hauses aufgerichtet hatte, bewies er ebensoviel Geschick wie Ausdauer. Keines dieser Verdienste und keines dieser Merkmale ehrenhafter Gesinnung ragte indessen über das Mittelmaß hervor, keines ließ auf den Besitz von Eigenschaften schließen, die ihrem Träger Anspruch auf eine Stellung außerhalb des Ranges gemeiner Sterblicher hätten sichern können. So genau bewegten Anschauungen und Tendenzen des jungen Advocaten sich auf der Linie zeitgemäßer Bildungs- und Humanitätsideen, daß die

[1]) Für die Gläubigen der Jacobinischen Robespierre-Legende hat Carnot's enschiedene, vor und nach dem 9. Thermidor wiederholt bethätigte Feindseligkeit gegen ihren Helden stets eine schwere Verlegenheit abgegeben. Da Carnot unter die Heiligen des revolutionären Kalenders aufgenommen und mit einem Glorienschein umgeben worden ist, welchen anzutasten bedenklich wäre, so hilft man sich mit Hinweisen darauf, daß der große Lazare den großen Maximilian habe preisgeben müssen, um sich selbst von der Anklage auf Theilnahme an den Proscriptionen der Schreckenszeit zu reinigen und vor den Verfolgungen der siegreichen Thermidorianer zu retten. In Wirklichkeit haben die Dinge so gelegen, daß Carnot an der Blutschuld des Wohlfahrtsausschusses mehr Antheil gehabt hat als er zugeben wollte, daß er aber nichtsdestoweniger Gegner des Fanatikers war, der den Schrecken in ein System gebracht und dieses mit unerbittlicher Consequenz angewendet hatte.

[2]) Bekannt ist, daß Robespierre noch am 30. Mai 1790 in der Nationalversammlung eine Rede für Abschaffung der Todesstrafe hielt.

Annahme nahe liegt, Herr Maximilian de Robespierre würde in gewöhnlichen Zeitläufen und unter normalen Verhältnissen in der Stellung des obscuren Biedermannes, Rechtsanwalts und Provinzial-Schöngeistes geblieben sein, die ihm von Vater und Großvater überkommen war.

Eine in Veranlassung des Staatsrathsbeschlusses vom 8. August 1788 veröffentlichte Adresse an „die Nation von Artois" (la nation Artésienne) bildete die Einleitung zu Robespierre's politischer Laufbahn, ein Proceß zu Gunsten eines zwölf Jahre unschuldig gefangen gehaltenen Mannes, dessen seine Miterben sich durch eine „lettre de cachet" hatten entledigen wollen, die vornehmste Empfehlung seiner Candidatur für die Ständeversammlung vom Mai 1789. Unter den sieben Abgeordneten, welche der dritte Stand seiner Heimatprovinz nach Versailles zu entsenden hatte, nahm Robespierre die fünfte Stelle ein; die Mehrzahl der abzugebenden Stimmen vermochte er erst im zweiten Wahlgange auf seinen Namen zu vereinigen, weil sein von der conservativen Honoratiorenpartei aufgestellter Gegner, der Siegelbewahrer der Kanzlei von Artois, ansehnliche Unterstützung gefunden hatte.

Ein ausführlicher Bericht über Robespierre's parlamentarische Anfänge und die Rolle, welche er innerhalb der Nationalversammlung spielte, würde die diesen Blättern gesteckte Grenze überschreiten. Daß diese Anfänge nicht eben glückliche waren, daß der schwerfällige und wortreiche Redner anfänglich unbemerkt blieb, daß seine ersten Vorträge in den Rechenschaftsberichten des „Moniteur" höchstens beiläufig erwähnt wurden, daß er aber mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit und Unermüdlichkeit nicht ruhte, bis er sich eine gewisse Beachtung zu erzwingen gewußt, das Alles ist ebenso bekannt, wie das Wort, durch welches der genialste und charakterloseste Theilnehmer der Nationalversammlung die große Zukunft des Mannes vorhersagte, der als mäßiges Talent und als willensstarker Charakter sein vollendetes Gegenbild darstellte. „Cet homme ira loin, car il croit tout ce qu'il dit," hat Mirabeau von Robespierre gesagt und damit die Summe dessen gezogen, was bis zum April des Jahres 1791 über den Advocaten von Arras überhaupt gesagt werden konnte. In politischer Rücksicht war Robespierre während dieser ersten Periode seiner öffentlichen Thätigkeit die Incarnation des radicalen Unverstandes, der die Verfassungen von 1790 und 1791 zu Mißgeburten machte. Ohne sich als Republikaner zu bekennen, nahm er an all' den thörichten Beschlüssen Antheil, welche die Monarchie zur Ohnmacht verurtheilten, indem sie die individuelle Freiheit der Staatsbürger und die Zuständigkeit der Volksvertretung in das Maß- und Schrankenlose erweiterten. Weiteren Kreisen wurde er vornehmlich durch das Ungestüm bekannt, mit welchem er gegen die Todesstrafe, gegen jede Beschränkung der Preßfreiheit, gegen das Militär-Disciplinargesetz, gegen die von Lally-Tollendal beantragte Beruhigungsadresse, gegen das königliche Veto, gegen das königliche Recht zu Kriegs- und Friedensschlüssen, aber für das allgemeine Wahlrecht, für Erklärung der Menschenrechte, für die Aufnahme aller Staatsbürger in die Nationalgarde, für das Emigrantengesetz und für die Ausschließung der Mitglieder der Nationalversammlung von der gesetzgebenden Versammlung sprach und stimmte. In allen diesen Fragen nahm der starre Doctrinär genau den Standpunkt der urtheilslosen Masse ein, welche seit der

Erstürmung der Bastille zur treibenden Kraft der Bewegung geworden war. Dadurch, daß er dieser Masse immerdar verständlich blieb, daß er an ihr Urtheil appellirte, wenn er innerhalb der Versammlung den Kürzeren gezogen, daß er in kluger Berechnung der Verhältnisse Clubs und Volksversammlungen mit derselben peinlichen Regelmäßigkeit besuchte, die er sich als Volksvertreter zum Gesetz gemacht, und daß er mit ängstlicher Scheu Alles mied, was ihm als Rücksicht auf die Gunst der Regierung oder auf sein persönliches Interesse hätte ausgelegt werden können, erwarb Robespierre das ungeheure Popularitätscapital, von welchem er während der Jahre 1790 bis 1794 gezehrt hat. Pöbelliebling in der Weise Marat's ist Robespierre ebenso wenig gewesen, wie Pöbelheld im Stile Danton's. Die Gesellschaft, auf welche er sich vornehmlich stützte, deren Anschauungen, Gewohnheiten und Interessen er zu den seinigen machte und mit deren Hülfe er die Massen beherrschte, war nichts weniger als pöbelhaft. Sie setzte sich fast durchweg aus Mittel- und Kleinbürgern der Hauptstadt, Gewerbtreibenden, Krämern und geringeren Kaufleuten zusammen, Leuten, die auf gute Manier hielten, zwischen sich und der eigentlichen Plebs sorgfältig zu unterscheiden wußten und die Honoratiorenschaft des Jacobinerclubs, des Gemeinderaths und der anständigeren Sectionen für ihre Klasse in Anspruch nahmen. Selbst in den Tagen ausschweifendster Demagogie blieb das Heft in den Händen dieser „Respectablen“, welche die schmutzige Arbeit der Revolution durch andere, großentheils bezahlte Leute besorgen ließen und die ihnen verbündeten Proletarier und gesellschaftlichen Auswürflinge als dienende Brüder behandelten. Trotz seiner Lobpreisung des Sansculottenthums ist Robespierre niemals Sansculotte gewesen. Schmutz und Gemeinheit des revolutionären Pöbelwesens waren dem wohlgepuderten, ängstlich saubern, stets mit der eleganten „culotte“ (Kniehose) bekleideten Manne ein Greuel. Nie hat er die Jacobinermütze angelegt, nie den Bart stehen lassen, nie Flüche, Ekelworte und rohe Ausdrücke in den Mund genommen. So vollständig wußte er sich in Ton und Anschauungsweise der guten Gesellschaft zu schicken, daß er mit Männern wie den Grafen Lameth Jahre lang als Gleichgestellter verkehrte, daß er sich besonderer Geltung bei den Damen der revolutionären Aristokratie erfreute, und daß Frauen vom Rang der Madame Roland ihm bis in das Jahr 1792 einen gewissen Antheil nicht versagten.

Auch was von Robespierre's Armuth und Anspruchslosigkeit erzählt wird, beruht wenigstens zum Theil auf Uebertreibung. Daß er während der Zeit seines höchsten, nahezu schrankenlosen Einflusses in einer Stube des Hinterhauses der Rue St. Honoré (Nr. 366) wohnte, daß er seine Mahlzeiten in der Familie seines Hauswirths und präsumptiven Schwiegervaters, des Tischlermeisters Duplay, einnahm, erscheint wenig verwunderlich, wenn hinzugefügt wird, daß Herr Duplay ein wohlhabender Unternehmer, und daß Frau Duplay eine gebildete Dame war, die ihren Töchtern eine sorgfältige Erziehung zu ertheilen, ein angenehmes Haus zu machen und die historisch gewordene Wohn- und Schlafstube ihres berühmten Miethsmannes durchaus geschmackvoll einzurichten gewußt hatte. Vor seiner Bekanntschaft der Familie Duplay und während der Jahre seiner Unberühmtheit war der Abgeordnete Robespierre überdies Inhaber einer größeren Wohnung in der Rue Saintonge und Verehrer einer gefälligen Schönheit gewesen, die ihn

(nach der Angabe seines Hausgenossen Villiers) ein volles Drittheil seines Einkommens gekostet hatte. Die jacobinische Fabel, nach welcher der in seiner äußern Erscheinung höchst sorgfältige Mann zur Todtenfeier Franklin's ein Trauerkleid borgen gemußt, ist ebenso vollständig widerlegt, wie die von royalistischen Verleumdern in Umlauf gesetzte Erzählung, daß der „Unbestechliche" in der Stille Orgien gefeiert und Geschenke entgegengenommen habe. Von Luxus und Entbehrung ist Robespierre sein Lebenlang gleich weit entfernt gewesen. Sein Zuschnitt war derjenige eines Mannes der gebildeten Mittelclasse, der sich wie andere Leute seiner Classe betrug und auf strenge Ordnung in Dingen der äußeren Existenz hielt, weil er das so gelernt hatte. Erst als Robespierre zum berühmten Mann geworden, suchte er diese Tugenden zur Schau zu tragen. Sein äußerer Rigorismus fällt in die Tage, als er sich von Spähern und verleumdungslustigen Nebenbuhlern umgeben wußte. In Wahrheit ist er weder der Heilige noch der Heuchler gewesen, zu dem man ihn machen wollte, und wenn man ihn für einen solchen nahm, so lag das einen Theils an der Verderbtheit seiner Umgebung, der jede Art von „Tugend" verdächtig erschien, vornehmlich aber daran, daß der ehrgeizigste und mißtrauischste aller Menschen für noch sittenstrenger, anspruchs- und selbstloser gelten wollte, als er wirklich war. In dieser Absicht hatte er auf die ihm übertragenen Aemter des Tribunals-Präsidenten von Versailles und des öffentlichen Anklägers verzichtet, in dieser Absicht Alles gemieden, was auch nur entfernt als Abweichung von schlichtbürgerlicher Art und Sitte hätte angesehen werden können. Endlich läßt sich nicht bestreiten, daß Robespierre während der beiden letzten Jahre seines Lebens und unter dem Druck der ungeheuren auf seine Person gewälzten Verantwortung in mehrfacher Rücksicht ein Anderer, in gewissem Sinne Höherer wurde, als er ursprünglich gewesen war, und daß seine gesammte Existenz schließlich in die politische aufging. Aus der Haut, in welcher er steckte, konnte er aber auch während der sogenannten Glanzzeit seiner öffentlichen Thätigkeit nicht heraus. Die angeborene Beschränktheit seines Wesens hat er niemals überwinden, niemals verleugnen können, daß er ein kleinlicher Mensch war, dessen gewaltige Charakterstärke sich zur Charaktergröße nicht zu erheben vermochte. Daß sein Gesichtskreis sich während der Jahre 1792 bis 1794 unkenntlich erweiterte, daß sein Urtheil gereift war, daß der advocatische Parlaments- und Clubredner manche staatsmännische Eigenschaften und insbesondere die Fähigkeit erworben hatte, politische Nothwendigkeiten zu verstehen und über die engen Schranken des Parteiwesens hinwegzusehen, muß eingeräumt werden. Ebenso unleugbar steht aber fest, daß von den großen und belebenden Gedanken, die allein aus dem Herzen kommen, nie einer in dieses enge, von Selbstliebe, Fanatismus und Mißtrauen erfüllte Gehirn vorgedrungen ist, daß keine Seele das Eingeweide des trocknen Verstandesmenschen jemals erwärmt hat. Robespierre's Ehrlichkeit war die Ehrlichkeit der Beschränktheit — ja in dieser Beschränktheit lag seine Stärke: von der Unfehlbarkeit der eignen Meinung und der Vortrefflichkeit des eigenen Wollens durchdrungen, hatte er keine Mühe, jede abweichende Ansicht als Verbrechen, jeden Gegner als Verräther oder Schurken zu behandeln. Wer so viel sprach, wie Robespierre that, dabei „Alles glaubte, was er sagte" und unter allen Um-

ständen auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrte, bewies eben dadurch, daß die Beschränktheit seiner Einsicht außer Verhältniß stand zu der Stärke seines Willens. Die Bewunderung dieser Stärke kann es freilich nur erhöhen, daß dieselbe einer Nervenschwäche gepaart war, die von Feigheit kaum unterschieden werden konnte. Der unbeugsame Theoretiker, der sein System republikanischer Tugend durch den Schrecken erzwingen und lieber zu Grunde gehen, als seinen Grundsätzen das Geringste vergeben wollte — der Mann, der den mächtigsten Parteien, den überlegensten Politikern seiner Zeit mit beispielloser Festigkeit die Wage hielt, bebte vor dem Schatten einer physischen Gefahr und gewann es niemals über sich, an die Spitze der Massen zu treten, die jedem Wink seiner Hand gehorchten. Und nicht das allein. Dasselbe Gewissen, das ihm erlaubt hatte, Tausende von Menschenleben dem in seiner Person verkörperten System zu opfern, machte Robespierre zum Feigling, als er vor der Nothwendigkeit stand, die äußere Legalität zu verletzen und seinen Namen unter einen gegen den Convent gerichteten Aufruf zu schreiben. Von der Natur selbst gesetzten Geboten der Menschheit und Menschlichkeit hatte er den Krieg zu erklären gewagt, zu gewaltsamer Auflehnung gegen die gesetzliche Vertretung dessen, was der Volkswille hieß, vermochte er sich aber auch in der Stunde tödtlichster Gefahr nicht zu entschließen.

Die Schwierigkeit ausreichender Erklärung dieser Widersprüche wird durch diejenigen noch übertroffen, das Geheimniß des Einflusses und der Popularität des merkwürdigen Mannes zu lösen. Von den Eigenschaften, die den Massen imponiren, die Männer zu begeisterter Nachfolge, Frauen zu Zärtlichkeit und Bewunderung hinreißen, besaß Robespierre keine einzige. War er auch nicht der Unhold mit dem Basiliskenblick, zu welchem persönliche Feinde wie Merlin von Thionville ihn machen wollten, so wissen wir doch, daß der hagere, gallige Mann mit der aufgeworfenen Nase und engen Stirn, den beständig entzündeten Augen, dem steifen Gang und der Neigung zu convulsivischen Kopf- und Schulterzuckungen jeder Spur von Reiz und Anmuth entbehrte. Imposantes Wesen, wie es Mirabeau und Danton zu Gebote stand, fehlte ihm ebenso vollständig, wie die Schönheit der Herault de Séchelles und Saint Just oder die heitere Liebenswürdigkeit Desmoulin's. Seine Beredsamkeit war gekünstelt und erarbeitet, sein Organ hart und knarrend, sein Wesen grämlich und pedantisch. In Bezug auf geschäftliche Tüchtigkeit und praktisches Geschick wurde er nicht nur von Carnot und Saint Just, sondern ebenso von Barère (dem „Anakreon der Guillotine") übertroffen, — zu dem genialen Schwung der großen Revolutionsredner (Mirabeau, Vergniaud, Brissot) hat er sich auch in den glücklichsten und bedeutendsten Augenblicken seiner staatsmännischen Laufbahn niemals zu erheben vermocht. Nichts desto weniger hat er, der weder Parlamentarier noch Soldat, noch Gesetzgeber, noch Demagoge im großen Stile war, die bedeutendsten Männer seiner Zeit aus dem Sattel gehoben, Mirabeau in der öffentlichen Meinung überflügelt, die Girondisten gestürzt, Danton zu Fall gebracht, Hébert und die Götzen der Pariser Commune-Partei von ihren Altären geworfen und eine Popularität erworben, vor der sein Gegner Billaud-Varennes eingestehen mußte, „daß sie keine Grenzen habe" und daß sie ihren Träger „als das eigenste Wesen der

Republik" erscheinen lasse. Kein anderer Revolutionsmann hat so zahlreiche und so fanatische Anhängerinnen erworben, wie der zurückhaltende, linkische und unschöne Verlobte der zweiten Tochter Meister Duplay's. Die Liste schwärmerischer Verehrerinnen des großen Maximilian umfaßte halbverrückte Dachkammer-Prophetinnen vom Schlage der Cathérine Théot, dem Fischermarkt entsprungene „Strickerinnen" der Parlamentstribüne, gebildete und ehrbare Bürgerfrauen wie Madame Duplay und Frau Buissart, Damen des ancien régime wie Frau von Chabre; der Robespierre-Cultus bildete eine Spielart des revolutionären Wahnsinns, die bis zum Anlegen von Amulettbildnissen und zum Anbetungsruf „Du bist ein Gott" gedieh. Niemals vorher und niemals nachher hat ein phantasieloser, im Grunde spießbürgerlicher Fanatiker der Reflexion gleich heftige Leidenschaften entzündet, gleich große persönliche Wirkungen geübt, wie dieser Mann, der nur eine außerordentliche Eigenschaft besaß: einen bis zum Wahnsinn gesteigerten Glauben an sich selbst.

II.

Robespierre's Eintritt in den Wohlfahrtsausschuß erfolgte am 27. Juli 1793 (9. Thermidor I) — genau ein Jahr vor seinem Sturz, vierzehn Tage nach der Ermordung Marat's, zwei Monate nach der Vernichtung der Girondisten-Partei. Daß die Beseitigung des vieljährigen Führers der hauptstädtischen Demagogie dem Meister des Jacobinerclubs und Liebling des Kleinbürgerthums keinen allzu schmerzlichen Verlust bedeutete, versteht sich von selbst. Der anständige und gravitätische Advocat von Arras und der schmutzige, verwilderte Ex-Quacksalber waren einander auch in den Tagen engster Interessengemeinschaft so antipathisch gewesen, daß Robespierre persönliche Berührungen mit dem Herausgeber des „Ami du peuple" stets auf das Unvermeidliche beschränkt und die „Stilfehler" des gefeierten Volksmannes in der Stille sehr viel bitterer beurtheilt hatte, als er öffentlich zu sagen für zweckmäßig hielt. — Was den Sturz der Gironde anlangt, so war dieser Staatsstreich Robespierre in höherem Maße zu Gute gekommen, als irgend einem der übrigen Gewaltigen des Tages. Während des parlamentarisch-publicistischen Kampfes zwischen Berg und Gironde hatte er im Vordertreffen gestanden und die Ehre besonderer Feindseligkeit der „Staatsmännerfraction" erfahren, an den Gewaltscenen vom 31. Mai und 2. Juni (1793) dagegen keinen sichtbaren Antheil genommen und dadurch doppelten Gewinn eingeheimst. Dem Jacobinerthum galt Robespierre für den verdientesten und zuverlässigsten unter den Führern der siegreichen Partei, den Gemäßigten für einen Mann der Legalität und staatsmännischer Einsicht, mit dem sich in den großen und entscheidenden Fragen des Staatsinteresses werde reden lassen. Den in dieser letzteren Rücksicht erworbenen Ruf wußte der scharfsinnige Rechner dadurch zu befestigen, daß er sich zum Beschützer der dreiundsiebenzig Abgeordneten machte, welche wegen ihrer Verwahrung gegen die gewaltsame Ausstoßung der Girondistenführer eingekerkert und mit Anklage bedroht worden waren. Für das Verständniß der folgenden Ereignisse ist dieser letztere — häufig übersehene — Punkt von capitaler Wichtigkeit. Weil Robespierre als Beschützer der Dreiundsiebenzig die nahezu unbedingte Unterstützung der gemäßigten Partei erworben

hatte und weil diese Partei („die Ebene") keine Gelegenheit zur Rache an den Mitschuldigen des 2. Juni unbenutzt ließ, war er in der Lage, jeder ihm mißliebigen Fraction des Berges eine bewältigende parlamentarische Mehrheit entgegenstellen zu können. Die Unterstützung der Rechten setzte ihn in den Stand, im Convent wie in den Ausschüssen unbedingt zu gebieten, während seine sämmtlichen Nebenbuhler von den Männern der Ebene als Feinde behandelt wurden.

Die Gunst der durch diese Umstände geschaffenen Lage hat Robespierre mit einer Meisterschaft ausgenutzt, die ihres Gleichen sucht. Zunächst ließ er die Fraction der Pariser Stadtdemagogen und der diesen verbündeten Elemente des Convents abwirthschaften, indem er während des Spätsommers und Herbstes 1793 der von Hébert und Genossen getriebenen Tempelschänderei schweigend zusah. Als der Aberwitz des sogenannten Vernunftcultus und der in Veranlassung derselben betriebenen Priesterverfolgung den Gipfelpunkt erreicht und alle halbwege zurechnungsfähigen Leute mit Ekel und Wuth erfüllt hatte, trat er plötzlich als Vertheidiger der Cultusfreiheit und des Gottesglaubens hervor und das mit einer Entschiedenheit, an welcher sittliche Entrüstung und kluge Berechnung gleich großen Antheil besaßen. Dem überzeugten, an den Ueberlieferungen Rousseau's festhaltenden Deisten war die cynische Frechheit des Père Duchesne, dem Politiker, der alle „anständigen Leute" um sich sammeln wollte, die wahnwitzige Herausforderung von Millionen gut katholisch gebliebener Staatsbürger ein Greuel und ein Aergerniß. „Ihr wollt die Belgier zu unsern Brüdern machen und beleidigt die religiösen Vorstellungen, an welchen dieselben hängen," hatte er den albernen „Redner des Menschengeschlechts" Anacharsis Cloots angeherrscht, und damit das entscheidende Motiv für den vierzehn Tage später begonnenen Feldzug „gegen die Menschen, die aus dem Atheismus eine Religion machen wollen" bekannt. Mit gutem Grunde haben Michelet und Proudhon — beide Gegner Robespierre's — seine am 21. November für die Cultusfreiheit und gegen die Proscription der katholischen Kirche[1]) und ihrer Priester gehaltene Rede als Wendepunkt in der Geschichte der Revolution und des Großmeisters des Jacobinerthums bezeichnet und in ihr die Erklärung dafür gefunden, daß die Mehrzahl der Gegner des Schreckenssystems Robespierre während der folgenden sieben Monate eine nahezu unbedingte Heeresfolge leistete. Seit diesem Tage begannen die unter kirchlichem Einfluß verbliebenen Schichten der Bevölkerung in ihm den Retter aus der Noth zu sehen, — vornehmlich von diesen Tagen gilt die Bemerkung der Nodier'schen „Souvenirs", daß die anständigen Leute in der Provinz von dem „guten Herrn von Robespierre bessere Zeiten zu erwarten begonnen hätten". Daß er sich weder durch das Mißfallen der Kirchenfeinde des Convents noch durch das Murren der hauptstädtischen Gemeindevertretung über die Verfolgung der Hébert und Chaumette in seinem Kreuzzuge gegen die Tempelschänder aufhalten ließ, und daß er alsbald nach der Vernichtung derselben zu einem Strafgerichte gegen die Henker von Nantes und Lyon Miene machte, gibt

[1]) „On a prétendu que la Convention avait proscrit le culte catholique. Mais la Convention n'a jamais fait cette démarche téméraire, elle ne la fera jamais .... Elle ne permettra pas qu'on persécute les ministres paisibles du culte." (Rede, gehalten am 1. Frimaire im Jacobinerclub.)

die Erklärung zu Michelet's an und für sich übertriebener Behauptung, seit Ausgang des Jahres 1793 habe ein großer Theil des Clerus nicht höher als bei Robespierre geschworen.

Um dieselbe Zeit begann man auch im Auslande zwischen dem neuen Beherrscher Frankreichs und den übrigen Revolutionsmännern zu unterscheiden. Es war nicht ohne Eindruck geblieben, daß der Bekämpfer des Atheismus und Vandalismus, den kosmopolitischen Hanswurst Clootz aus dem Jacobinerclub gestoßen, vor der Thorheit, das Königreich Preußen, „als künftiges Departement Frankreichs“ zu bezeichnen, nachdrücklich gewarnt und es als Verbrechen gebrandmarkt hatte, der bedrohten Republik durch dergleichen Reden „Millionen neuer Feinde zu erwecken“. Den Eindruck dieser Aussprüche mußte es erhöhen, daß die große Rede vom 5. December (1793) wenigstens mittelbar auf die Rückkehr zum Nichtinterventionsprincip hinwies, daß sie die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu Amerika und der Schweiz dringend anrieth und die Kriegs- und Friedensfrage unter Gesichtspunkten erörterte, die von denjenigen der Schwärmer für eine europäische Universalrepublik durchaus verschieden waren. Als in der Folge gar bekannt wurde, daß Robespierre den Anträgen auf materielle Unterstützung der polnischen Aufständischen entschieden widersprochen und die Thunlichkeit einer Verständigung mit Preußen ernsthaft ins Auge gefaßt hatte, begannen immer zahlreichere Beobachter des In- und Auslandes in der Reaction gegen Atheismus und Tempelschändungen den Vorläufer einer Wendung zum Besseren, vielleicht zum Schlusse der revolutionären Erschütterung zu sehen, welche die Welt fünf Jahre lang in Athem gehalten hatte.

In den Kämpfen gegen die Fanatiker des Atheismus wurde Robespierre von dem bedeutendsten der überlebenden Revolutionsführer, von Danton, lebhaft unterstützt, — lebhafter, als mit dem persönlichen Interesse dieses mehr und mehr in die Gefolgschaft seines Nebenbuhlers herabgedrückten Schreckensmannes vereinbar schien. Daß die Ereignisse, welche Jenem zu schrankenlosem Einfluß verholfen, Diesen schwer geschädigt hatten, machte sich von Tag zu Tage deutlicher bemerkbar. Danton, der die Gironde nur allzu gern gerettet hätte und der erst, nachdem er von Brissot und Vergniaud abgewiesen worden, unter ihre Gegner gegangen war, — diesem wollten und konnten die Gemäßigten nicht verzeihen, daß er am 31. Mai das Zeichen zum Angriff gegen ihre Freunde gegeben hatte, während wiederum die Fanatiker des Schreckens an Danton's „Moderantismus“ Anstoß nahmen und der Thränen spotteten, die der Weichmüthige über das Geschick der Gironde vergossen haben sollte. Um den Rest der guten Meinung dieser ehemaligen Genossen brachte er sich jetzt, wo er gegen die revolutionäre „Philosophie“ und deren Vertreter Front machte und Robespierre in einem Unternehmen unterstützte, das den Einen als Rückfall in den Aberglauben, den Anderen als Speculation auf die Unterstützung der „Pfaffen“ verdächtig war. Die Einsicht in diese Sachlage blieb Danton verschlossen. Allen ihm zugeflüsterten Warnungen zum Trotz beharrte der arglose Mann auf dem Glauben, daß er dem Genossen seiner großen Erfolge ebenso unentbehrlich geblieben sei, wie in den Tagen gemeinsamen Emporkommens. Für Danton's Sorglosigkeit die Erklärung zu finden, hält ebenso schwer, wie den Schlüssel für die Katastrophe

vom 11. Germinal (dem Tage seiner Verhaftung) in die Hände zu bekommen. Mit dem Vergehen Robespierre's gegen Danton, Desmoulins und Genossen beginnt die Reihe derjenigen politischen Thaten des merkwürdigen Mannes, für welche eine ausreichende Erklärung bis heute fehlt. Persönlicher Haß gegen Danton kann der bestimmende Beweggrund nicht gewesen sein, denn zu einem solchen lag keine Veranlassung vor. Steht doch fest, daß Billaud-Varenne's erste Anspielung auf die Nothwendigkeit einer Opferung Danton's (10. oder 11. März 1797) von Robespierre mit Heftigkeit abgewiesen worden war und daß er sich gegen den Urheber derselben „wie ein Wüthender" erhoben hatte. (Vergl. Billaud's eigenes Zeugniß in der Sitzung vom 9. Thermidor). Ebensowenig kann von Eifersucht oder von Furcht vor dem „Mirabeau des Schreckens" die Rede gewesen sein, der den besten Theil seiner Kraft eingebüßt, die Verhaftung seiner nächsten Freunde stillschweigend hingenommen und, in dem Glück seiner zweiten Ehe schwelgend, aus dem leidenschaftlichen Bedürfniß nach Ruhe und Frieden längst kein Hehl mehr gemacht hatte. In der Ueberzeugung, daß aus dem „Schrecken" kein bleibendes Institut gemacht werden dürfe, trafen beide Männer außerdem zusammen, und wenn rücksichtlich des Zeitpunktes für die Begründung der Aera des Friedens und der Beruhigung tiefgehende Meinungsverschiedenheiten bestanden, so fehlte doch jedes Anzeichen dafür, daß Danton seine Wünsche für Beschleunigung dieses Zeitpunktes in Thaten umsetzen und seinen Nebenbuhler an der „vorläufigen" Fortsetzung des Vergewaltigungssystems hindern wollte. Vollends unhaltbar erscheint die Annahme, daß es lediglich der Tugendfanatismus Robespierre's gewesen, dem der in der That compromittirte, des Beuteraubs dringend verdächtige Eroberer Belgiens zum Opfer fiel. Daß Robespierre an Danton's unsaubrer Vergangenheit, seinen gelegentlichen Griffen in den Staatsbeutel und seiner Gleichgültigkeit in den Dingen der „kleinen Moral" Anstoß genommen, steht allerdings fest, hinderte aber keineswegs, daß der mit der Verderbtheit seiner Zeitgenossen wohlbekannte „Unbestechliche" über dergleichen Dinge hinweg zu sehen wußte, wo es seinen Vortheil galt. Verglichen mit Bösewichtern und Räubern vom Schlage der Hanriot und Rossignol, welche der tugendhafte Maximilian mehr als einmal in seinen Schutz genommen, erschien Danton, ob er gleich fremdes wie eigenes Gut verschleudert, in Augenblicken der Verlegenheit in die öffentlichen Cassen gegriffen, aber niemals systematisch geraubt und trotz gelegentlicher Gemeinheiten die ursprüngliche Gutartigkeit seiner Natur nie vollständig verleugnet hatte, immer noch als anständiger Mann. Zudem waren die Beträge, die er sich angeeignet haben sollte, verhältnißmäßig geringe, und wurde allgemein anerkannt, daß Wandel und Auftreten des cynischen Tribunen während der letzten Monate an Würde und Sauberkeit gewonnen hatten.

Aus diesen Umständen und aus dem erwähnten Widerspruch Robespierre's gegen die Anträge Billaud's, haben einzelne Parteischriftsteller (insbesondere der befangenste unter den Lobrednern des großen Maximilian, Herr Hamel) folgern zu können gemeint, ihr Lieblingsheld habe die Preisgebung Danton's, Desmoulin's und der übrigen Opfer des 5. April (1794) überhaupt nur geschehen lassen und an derselben keinen andern als mittelbaren Antheil genommen.

Damit glaubte man zugleich den Vorwurf der Grausamkeit und Härte, den Robespierre sich durch sein Verhalten gegen den Jugendfreund Desmoulin zugezogen, beseitigen oder doch abschwächen zu können. Unwidersprechliche Thatsachen bezeugen indessen die Vergeblichkeit und mala fides dieser Beschönigungsversuche. Actenmäßig steht fest, daß Robespierre an der Sitzung der vereinigten Ausschüsse, in welcher die Verhaftung Danton's beschlossen worden, persönlich Theil genommen, daß er den betreffenden Beschluß mit unterschrieben und Lindet's Verwahrungen gegen denselben ohne jede Unterstützung gelassen hat. Weiter steht fest, daß er den gefaßten Beschluß in längerer Rede vor dem Convente vertheidigt und die Vertheidiger der Verhafteten mit dem drohenden „keine Privilegien, keine Idole“ so nachdrücklich eingeschüchtert hat, daß diese von ferneren Einwendungen Abstand nehmen mußten. Ja noch mehr: der die Anklage begründende Bericht, den St. Just Namens der Ausschüsse dem Convente erstattete, rührte seinem Hauptinhalte nach aus der Feder Robespierre's, dessen im Jahre 1841 herausgegebenen Notizbücher die sämmtlichen, dem erwähnten Berichte zu Grunde liegenden incriminirenden und offenbar von langer Hand vorbereiteten Daten enthalten. Endlich liegt die Annahme nahe, daß es zu dem erneuten Verhaftungsantrage Billaud's überhaupt nicht gekommen wäre, wenn der durch das Geschick seines ersten Vorschlages gewitzigte Antragsteller sich der veränderten Gesinnung Robespierre's nicht bereits vorgängig versichert hätte.

Sind nach dem Vorstehenden alle Zweifel daran ausgeschlossen, daß die Vernichtung Danton's und seiner Freunde Robespierre's eigenstens Werk gewesen ist, so bleibt zur Erklärung desselben nur die eine Annahme übrig, der mißtrauischeste Politiker seiner Zeit habe die Durchführung seiner Pläne von der Beseitigung aller irgend hervorragenden, ihm nicht blindlings ergebenen Revolutionsmänner abhängig geglaubt und keinen Ebenbürtigen neben sich dulden wollen. Daß Danton der letzte Mann von revolutionärem Gewicht war, und daß nach dem Sturz dieses Gewaltigen den Robespierreisten nur noch Narren- und Lumpenpack gegenüber stand, hat der Verlauf der folgenden Ereignisse gelehrt: weiteren Rath, geschweige denn Auskunft über die letzten Absichten Maximilians sind bei diesen Ereignissen dagegen nicht zu holen. Die Betrachtung der damaligen Lage lehrt im Gegentheil, daß der zur Beendigung der Revolution günstige Augenblick gekommen war und — daß derselbe unbenutzt blieb.

Alle überhaupt vorhandenen Machtmittel befanden sich seit dem Frühjahr 1794 in Robespierre's Händen. Armee und Nation wußten oder glaubten sich von dem Willen des Convents abhängig. Die Mehrheit stand zur Verfügung des Mannes, den die Unterstützung der Ebene (der gemäßigten Partei) zum Beherrscher des Berges gemacht hatte. Außerhalb des Bündnisses mit ihm schien es für die ehemaligen Genossen Brissot's und Vergniaud's kein Heil, und für die verhafteten Dreiundsiebenzig keine Rettung zu geben, die Ueberbleibsel der Parteien Hébert's und Danton's aber zitterten bei dem Gedanken, daß ein Wort aus dem Munde des Gewaltigen sie der Rache dieser mißhandelten Gegner ausliefern könne. — In gleicher Abhängigkeit wie der Convent befand sich die Hauptstadt. Von den rebellischen Elementen des Pariser Gemeinderaths war seit der Hinrichtung Chaumette's nichts mehr zu fürchten. Zum Nachfolger

Pache's im Amte des Maire hatte Robespierre den ihm blindlings ergebenen Baumeister Fleuriot gemacht, als Gemeindeprocureur fungirte der Nationalagent Payan, ein Mann, der robespierrischer als sein Meister war und diesen an kühner Entschlossenheit und praktischem Geschick übertraf. Zu Payan hielten der gesammte Gemeinderath, die Mehrzahl der städtischen Oberbeamten und die Generalität der Nationalgarde. Die übelbeleumundeten Generale Hanriot, Boulanger und Lavalette wußten sich wegen der Schmählichkeit ihrer Vergangenheit von dem guten Willen und der Meinung des „Unbestechlichen" abhängig und waren schon darum bereit, mit ihm durch Wasser und Feuer zu gehen. Ebenso unumschränkt verfügte Robespierre über das Revolutionstribunal. Von dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville hieß es allerdings, daß er insgeheim dem Dictator wenig geneigt sei und mit einzelnen von dessen persönlichen Feinden Beziehungen unterhalte, an sclavischer Gefügigkeit gegen die Weisungen der Ausschüsse wurde dieser niedrig gesinnte Mensch indessen von Niemand übertroffen und die beiden Präsidenten des Tribunals, Dumas und Coffinhal, gehörten zu Maximilian's innigsten Freunden, während die Geschworenen dieses Gerichtshofes seine Leibgarde bildeten. Der Zahl derselben gehörten u. A. sein Hauswirth und präsumtiver Schwiegervater Duplay, der Buchdrucker Nicolas, sein Schildknappe Prosper Sijas u. A. m. an. — Nicht minder willfährig und ergeben zeigte sich die zu Anfang des April errichtete politische Polizei, deren Leiter von Robespierre ausgewählt und daran gewöhnt waren, aus seinem Munde die Tagesparole zu holen: Hermann, aus Arras gebürtig, und ehemals Präsident des Revolutionstribunals, der Cabinetchef Lanne, die gefürchteten Spione Héron und Guerin, der berüchtigte Organisator der „Gefängnißverschwörungen", Thierret-Grandpré, und andere desselben Schlages. — Wichtiger als alles Uebrige aber war, daß Robespierre über die stärkste „moralische Person" der Hauptstadt, den Jacobinerclub, unumschränkt gebot, daß er die Häupter dieser furchtbaren Vereinigung nach Belieben ab- und einsetzte, daß er bei den sogenannten Epurationen das erste und das letzte Wort sprach, und daß er als einer der regelmäßigsten Besucher des Clubs dessen Gebahrung bis ins Einzelne und Einzelste überwachte und leitete.

So blieben nur die beiden Ausschüsse (der öffentlichen Wohlfahrt und der Sicherheit) übrig, an welche der Convent die Executive delegirt hatte und die die thatsächliche Regierung des Landes bildeten. Wer über den Convent gebot, gebot zugleich über die Ausschüsse, und unter den Mitgliedern derselben zählte Robespierre mehrere durchaus zuverlässige Freunde und keinen erklärten Gegner. Zu den ersteren gehörten Saint Just und Couthon, während unter den übrigen Männern der „öffentlichen Wohlfahrt" Coterien bestanden, die unter Umständen eigene Interessen verfolgten. Der als Berichterstatter geschätzte Barère machte niemals Schwierigkeiten, von Collot d'Herbois und Billaud-Varennes war dagegen bekannt, daß sie als Terroristen strengster Observanz ihren Meister an Unerbittlichkeit und Neigung zum Blutvergießen übertrafen, und daß sie die diesem zugeschriebene Bereitschaft zu allmäligem Einlenken in die Bahnen der Mäßigung und Menschlichkeit nicht theilten; Collot stand außerdem im Verdacht materialistischer Tendenzen und arger Mißbräuche, die er zur Zeit seines Lyoneser Proconsulats begangen haben sollte. Mit den beiden Leitern des Kriegswesens,

Carnot und Prieur, verkehrte Robespierre äußerlich auf gutem Fuß, wegen der Todfeindschaft zwischen dem Ersteren und dem herrschsüchtigen Saint Just ließen die gegenseitigen Beziehungen indessen Manches zu wünschen übrig. Aehnlich verhielt es sich im Sicherheitsausschuß, unter dessen Mitgliedern sich mehrere Exdantonisten und nur zwei unverfälschte Robespierristen, der Maler David und Duplay's Schwiegersohn, Lebas, befanden. Gegen die Vorherrschaft Robespierre's gerichtete Tendenzen, geschweige denn feindliche Absichten, konnten indessen weder den Einen noch den Andern zugeschrieben werden. Das Uebergewicht des Mannes, der mit Hülfe der Rechten alle aufsässigen Fractionen zu Paaren getrieben und selbst Saint Just's terroristischen Eifer gedämpft hatte, war so allgemein anerkannt, die Uebereinstimmung der Interessen und der Grundanschauungen so überwiegend, daß ein dauerndes Zusammengehen durchaus möglich erschien, wenn Robespierre sich innerhalb gewisser Schranken zu halten und seine Collegen zu schonen wußte.

Diese Schranken hat er wiederholt überschritten. Durch Maßnahmen, die als mittelbare Bedrohungen seiner Collegen gedeutet werden mußten, schürte er das Mißtrauen, durch erhöhte Geltendmachung seiner Person und seiner persönlichen Neigungen verletzte er das Selbstgefühl derselben, den Hoffnungen auf Milderung des Terrorismus aber entsprach er so wenig, daß auch das Vertrauen der Gemäßigten erschüttert und ihm schließlich entzogen wurde.

Wenige Wochen nach dem Sturz und der Hinrichtung der Hébertisten und Dantonisten (24. März und 5. April 1794) hatte der Convent auf Antrag Robespierre's die „Existenz eines höchsten Wesens“ durch feierliches Decret anerkannt, die Inschrift „à l'être suprême“ auf den der „Vernunft“ gewidmet gewesenen Cultusgebäuden anbringen lassen und durch diese Maßregeln den günstigen Eindruck erhöht, den die im December des Vorjahres decretirte Anerkennung der Cultusfreiheit hervorgerufen hatte. Statt sich daran genügen zu lassen, in den religiösen Fragen stricte Neutralität zu beobachten und die Empfindungen der zahlreichen Anhänger materialistischer Ideen zu schonen, gefiel Robespierre sich darin, die auf seiner Erfindung beruhende Religion des reinen Deïsmus in ein System zu bringen, einen neuen Cultus einzurichten und den Hohenpriester desselben zu spielen. Auf seinen Betrieb und unter seiner persönlichen Leitung wurde am 8. Juni (20. Prairial II) im Tuileriengarten das historisch gewordene Fest des höchsten Wesens gefeiert, eine Schaustellung, die, von den müßigen Schichten der Pariser Bevölkerung laut bejubelt, von den oppositionellen Elementen des Convents dagegen heftig getadelt wurde und die den der Kirche treu gebliebenen ländlichen Massen ebenso unverständlich wie überflüssig dünkte. Robespierre, der an dem Festtage Präsident des Convents war, als solcher an der Spitze der Festprocession einherschritt und die Weiherede hielt, sah diese Feier für den Höhepunkt seines Lebens an und zeigte eine Rührung und Befriedigung, die mit der feindlichen Zurückhaltung eines Theils seiner Collegen und der Spottlust des materialistisch gesinnten Pöbels seltsam contrastirte. Die auf der Conventstribüne geflüsterten Stichelreden über den „neuen Oberpriester“, über den Mann, der nicht nur ein Herr, sondern ein Gott sein wolle, waren seinem scharfen Ohr nicht entgangen: sie hatten seinen Zorn gereizt, seinem Selbstgefühl und seiner Siegesgewißheit indessen keinen Eintrag gethan. Ganz ungegründet

konnte diese Befriedigung übrigens nicht genannt werden Trotz einzelner Mißklänge war der Eindruck, den die Feier auf die der Schaffotscenen längst müde gewordenen, ruhe- und festbedürftigen Mittelclassen geübt, ein wesentlich günstiger gewesen, weil sie die Erwartung auf den Anbruch besserer Zeiten in weitern Kreisen befestigt hatte. Man nahm an, dem Friedens- und Versöhnungsfeste werde eine Amnestie, mindestens ein Stillstand in den Thätigkeiten des Revolutionstribunals und der Guillotine folgen, denen während der letzten fünfzehn Monate in der einen Stadt Paris nicht weniger als 1269 Menschenleben zum Opfer gefallen waren. Wenn je, so war jetzt der Augenblick zu einem Systemwechsel, zur Verwirklichung des rettenden Plans gekommen, der von dem Wiederhersteller der Cultusfreiheit und der öffentlichen Gottesverehrung erwartet wurde. Mindestens für den Augenblick war Niemand vorhanden, der ihm hätte in den Weg treten können, wenn er das befreiende Wort, „Ende des Schreckens, Herrschaft der Gerechtigkeit und Menschlichkeit" sprechen und den Alp lösen wollte, der auf den Millionen geängstigter Franzosen aller Parteien, aller Alter, aller Gesellschaftsschichten lag. Schienen doch selbst die Henker des unaufhörlichen Mordens überdrüssig geworden zu sein. Von Denen, die in dem blutigen Handwerk fortfuhren, stand fest, daß sie nicht sowohl freiwillig, als in der Besorgniß sündigten, eine Systemänderung werde sie den Händen der strafenden Gerechtigkeit ausliefern.

Ob Robespierre die stumme, auf den Lippen der ungeheueren Mehrheit seiner Mitbürger liegende Sprache nicht verstanden oder ob er dieselbe nicht verstehen zu dürfen geglaubt hat, mag dahingestellt bleiben. Genug, daß er nicht nur das Gegentheil dessen that, was von ihm erwartet wurde, sondern, daß er durch Steigerung des Schreckens mit eigener Hand einen Streich gegen das Gebäude seiner Macht führte. Die Festrede vom 20. Prairial hatte er mit den Worten geschlossen: „Heute wollen wir uns dem Zauber reiner Heiterkeit hingeben, morgen werden wir die Laster und die Tyrannen aufs Neue bekämpfen." Diese Streitverkündigung bedeutete in seinem Munde Vertilgung der Lasterhaften, d. h. Fortsetzung des Systems, welches die Tugend durch den Schrecken erzwingen sollte — Vertilgung der Feinde des „Unbestechlichen" und par excellence Tugendhaften. Die Veranstaltung, durch welche diese Worte in Thaten umgesetzt werden sollten, war das berufene Gesetz vom 22. Prairial.

Im Einverständniß mit Robespierre hatte Saint Just zehn Tage nach der Hinrichtung Danton's am 15. April (16. Germinal), ein Conventsdecret durchgesetzt, welches die politische Strafrechtspflege in Paris centralisirte und sämmtliche Angeklagte vor das hauptstädtische Revolutionstribunal stellte (Gesetz vom 26. Germinal.) Daß die Absicht dieses Gesetzes darauf gerichtet gewesen, dem mörderischen Treiben der in die Departements entsendeten Conventcommissare und der von diesen beherrschten, häufig aus persönlichen Feinden der Angeklagten zusammengesetzten Gerichte ein Ende zu machen, kann nicht wohl bestritten werden. Thatsache ist mindestens, daß eine erhebliche Zahl von Commissarien sich so empörender Verbrechen und Ausschweifungen schuldig gemacht hatte, daß Robespierre und sein Bruder Augustin in wiederholten Fällen rettend eingeschritten waren, und sich dadurch den Dank zahlreicher unschuldiger Opfer des Despotismus erworben hatten. Allerdings hatten auch in dieser Beziehung Rück-

sichten auf das Parteiinteresse des Machthabers mitgespielt. Ihm persönlich verhaßten Mördern wie Carrier, dem Schlächter von Nantes, Tallien, Fouché, Rovère, Fréron war Robespierre mit äußerster Erbitterung zu Leibe gegangen — seine Günstlinge, z. B. den elenden jüngeren Jullien (Tallien's Nachfolger in Bordeaux) hatte er in seinen Schutz genommen und zu Gunsten der Tribunale von Arras und Orange, — wo Lebon und Maignet hausten — die Ausführung des Gesetzes vom 26. Germinal bei Seite gelassen. Immerhin bleibt übrig, daß die departementale Gevattern- und Cliquenwirthschaft eine strengere Controle der Centralgewalt angezeigt erscheinen ließ und daß Robespierre bei Einrichtung derselben durch nicht schlechthin verwerfliche Absichten geleitet worden war. Schade nur, daß das Pariser Revolutionstribunal von den departementalen Revolutionsgerichten allein dadurch verschieden war, daß es die Angeklagten ohne Rücksicht auf Localränke dem Henker überlieferte, und daß Formlosigkeit, Parteilichkeit und rohe Mordlust seiner Gebahrung schlechterdings nicht übertroffen werden konnten. Bedingungs- und unterschiedslos wurde verurtheilt, wen der verruchte Fouquier-Tinville eines Staatsverbrechens anklagte und wen die Staatspolizei dem öffentlichen Ankläger zu beschleunigter Expedition empfohlen hatte. Anklage, Verhandlung, Wahrspruch der Geschworenen und Urtheilsfindung der Richter waren zu Possen herabgewürdigt, über welche die Betheiligten selbst spotteten und die die Vergessenheit im Gefängniß als einzige Rettung der Angeschuldigten erscheinen ließen.

Wer beschreibt das Entsetzen von Anklägern und Angeklagten, Volksvertretern und Wählern, als bekannt wurde, die vereinigten Ausschüsse hätten unmittelbar nach der Feier des großen Friedensfestes einen von Robespierre und Couthon ausgearbeiteten Gesetzentwurf eingebracht, der die Zuständigkeiten des Revolutionstribunals abermals zu erweitern bestimmt war? Die Zahl der Geschworenen sollte herabgesetzt, das Verfahren durch Abschaffung der schriftlichen Procedur und des Plaidoyer „vereinfacht," das Institut der Rechtsbeistände und Vertheidiger abgeschafft und die Führung eines Zeugenbeweises überall da in Wegfall gebracht werden, „wo die Gewissen der durch ihre Vaterlandsliebe aufgeklärten Geschworenen von der Schuld der Angeklagten überzeugt seien". Auf die Kunde von diesem entsetzlichen Vorhaben hatten sich selbst bei dem furchtbaren Fouquier-Tinville die Ueberreste dessen geregt, was diesem Schergen des Despotismus von menschlichem und juristischem Gewissen geblieben war. Er war in den Wohlfahrtsausschuß geeilt, um diesem seine Bedenken mitzutheilen, von den anwesenden Mitgliedern indessen an Robespierre verwiesen und von diesem so barsch angefahren worden, daß ihm die Lust zu ferneren Remonstrationen verging.

In den Ausschüssen war der Entwurf erst nach einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Robespierre und Billaud angenommen worden. An der Barbarei, den Angeklagten allen rechtlichen Beistand zu entziehen, und an dem Widersinn, die Ueberzeugung der „durch ihre Vaterlandsliebe aufgeklärten Geschworenen" an die Stelle der Beweisführung durch Zeugen zu setzen, hatte der verhärtete Ex-Capuziner umso weniger Anstoß genommen, als ähnliche Vorschläge bereits früher von Carrier (8. November 1792) und von Robert Lindet (25. December

1793) verlautbart worden waren. Dafür war seinem scharfen Blick die Bedenklichkeit einer anscheinend nebensächlichen Bestimmung nicht entgangen, welche die bisher unangetastet gebliebene Unverletzbarkeit des Convents und seiner Mitglieder in Frage zu stellen drohte. Niemand — so hieß es a. a. O. — sollte von den bestehenden Autoritäten anders, als nach vorgängiger Befragung der beiden Ausschüsse (sans en référer au préalable aux comités) vor das Revolutionstribunal gestellt werden dürfen. Damit und mit dem Schlußparagraphen, nach welchem alle früheren Gesetze über das Tribunal in Wegfall kommen sollten, schien implicite gesagt worden zu sein, daß künftig auch Conventsmitglieder durch die Ausschüsse vor Gericht gestellt werden dürften. Während der Berathungen des Wohlfahrtsausschusses hatte Robespierre Erörterungen über diesen heikeln Punkt abgeschnitten und die Einwendungen Billaud's, Vadier's und Bayle's zum Schweigen gebracht: daß dieselben innerhalb des Convents zur Sprache kamen und Erörterungen der peinlichsten Art herbeiführten, vermochte er nicht zu verhindern. Den im Tone höchster Erbitterung vorgetragenen Warnungsreden Lecointre's (des trotz seiner Possierlichkeit kühnen und entschlossenen Vertreters der Stadt Versailles) und Bourdon's (von der Oise) machten einen Eindruck, dem sich selbst die dem Dictator verkauften „Kröten des Sumpfs“ (der gemäßigten Partei) nicht entziehen konnten. Unter brausendem Zuruf von allen Seiten des Hauses wurde eine Motion angenommen, welche „das Recht des Convents zu alleiniger Beschlußfassung über seine Mitglieder für ein unveräußerliches“ erklärte. In der Folge wußte Robespierre allerdings durchzusetzen, daß diese Mißtrauenserklärung gegen die Ausschüsse als gegenstandslos zurückgenommen wurde; der von ihm erfochtene Sieg blieb indessen ein halber, weil er mit der ausdrücklichen Erklärung hatte erkauft werden müssen, daß eine Antastung der Rechte des Convents niemals in den Absichten der Ausschüsse gelegen habe.

Absicht und Tendenz des Gesetzes vom 22. Prairial sind Geheimnisse seines Urhebers geblieben. Für die Annahme, daß Robespierre einfach den Schrecken verschärfen und aus demselben eine dauernde Institution habe machen wollen, liegt kein Grund vor: zum Herrn der Lage konnte unter den gegebenen Umständen nur werden, wer die Revolution schloß, nicht wer ihre Thore weiter aufriß. War ihm dagegen — wie es den Anschein hat — nur daran gelegen, einzelne des Amtsmißbrauchs überwiesene Convents Commissare anstandslos dem Arme der Gerechtigkeit übergeben und durch einen Act der Gerechtigkeit die Aera des Friedens und der Beruhigung öffnen zu können, so standen Zweck und Mittel in denkbar schärfstem Widerspruch. Dehnbarerer Proceßformen als der bereits vorhandenen bedurfte es für solchen Fall schlechterdings nicht. Ein Apparat, der ausreichend gewesen war, Männer von der Bedeutung und Popularität der Danton, Hébert und Chaumette zu vernichten, konnte nicht wohl versagen, wo es sich bloß darum handeln sollte, patres minorum gentium, schwer kompromittirte Missethäter vom Schlage der Fouché, Rovère, Tallien oder Carrier zu treffen! Und wenn die Dinge wirklich so lagen, daß eine Antastung dieser Schuldigen unter der Herrschaft der bestehenden Gerichtsordnung hätte bedenklich werden können, welche zwingende Gründe zu einem sofortigen und erbarmungslosen Strafgericht gegen die „befleckten“ Conventsmitglieder waren denn überhaupt

vorhanden? Gab es unter denselben auch nur einen Mann, der den Muth, die Macht und das Ansehen besessen hätte, einer von Robespierre gewollten Politik des Friedens und der Versöhnung hindernd in den Weg zu treten? Grundsätzlichen und bedingslosen Beharrens auf dem herrschenden Blutsystem hatte man sich höchstens bei einzelnen Ausschußmitgliedern und zeitweiligen Verbündeten des Mannes der Situation zu versehen, die von Robespierre verfolgten Deputirten wären dagegen jeder Zeit bereit gewesen, ihre Sicherheit mit Unterwerfung unter seinen Willen zu erkaufen. War nicht notorisch, daß Tallien dem Dictator Briefe über Briefe schrieb, um seine Unschuld zu versichern, daß Fouché der unschönen und unliebenswürdigen Charlotte Robespierre den Hof machte, um an ihr eine Fürsprecherin bei dem Bruder zu gewinnen, daß Carrier seit seiner Abberufung aus Nantes keinen andern Gedanken, als denjenigen der Rettung seines verwirkten Kopfes kannte! Was in aller Welt konnte Robespierre bewegen, die Durchführung seiner Pläne von der Vernichtung so entwürdigter Existenzen abhängig zu machen und zwecks der Beseitigung derselben einen Gesetzentwurf einzubringen, der seinem Urheber die in Convent und Ausschüssen mühsam erworbene Stellung kosten, dem gesammten Lande den Mann verdächtig machen mußte, der sich als Retter aus der Noth angekündigt hatte?

Die Zahl dieser Fragen wird noch vermehrt, wenn man auf das Verfahren eingeht, welches Robespierre während der auf den 22. Prairial folgenden Wochen beobachtete. Statt den gestörten Frieden wiederherzustellen, die aufsässig gemachten Elemente der Ausschüsse zu versöhnen und das Mißtrauen des Convents zu beruhigen, schien er es auf Erweiterung und Vertiefung des an und für sich heilbaren Risses abgesehen zu haben. Fünfundvierzig Tage lang mied er jede Theilnahme an den Ausschußsitzungen, verschwand er von der Conventstribüne und beobachtete eine Zurückhaltung von den laufenden Geschäften, die den Verdacht nahe legte, er wolle alle Verantwortung und insbesondere diejenige für die rastlose Thätigkeit der Guillotine (während des angegebenen Zeitraums fielen nahezu 1400 Köpfe und stieg die Zahl der täglichen Hinrichtungen bis zu siebenundsechzig) auf seine Collegen häufen. Während Couthon im Jacobinerclub Klagen über den schlechten Geist im Convent und versteckte Ausfälle auf die Ausschüsse ersann, und Saint Just alle Hebel ansetzte, um die von Carnot geleiteten Militärangelegenheiten in die Hände zu bekommen, war Robespierre für Niemand als diese Mitglieder des „Triumvirats" und seine nächsten Vertrauten sichtbar. Kein Wunder, daß die Mitglieder der beiden Ausschüsse für die eigene Sicherheit besorgt zu werden begannen und auf Gegenmaßregeln sannen. Billaud glaubte sich wegen seines Widerspruchs gegen das berufene neue Gesetz, Collot wegen seiner engen Verbindung mit dem ehemaligen Lyoner Collegen Fouché bedroht, den Mitgliedern des Sicherheitsausschusses aber gereichte es zum höchsten Verdruß, daß die seit Anfang April errichtete, von Saint Just und Robespierre geleitete politische Polizei fortwährend in ihre Befugnisse übergriff, insgeheim die den Triumvirn (so wurden Robespierre, Saint Just und Couthon genannt) mißliebigen Abgeordnete überwachte und dem öffentlichen Ankläger Instructionen ertheilte, für welche dem Publicum gegenüber der Sicherheitsausschuß die Verantwortung trug. Ob die Mehrzahl der während der Juni- und Juli-

wochen des Jahrs 1794 ertheilten Blutbefehle von den „Triumvirn“ oder von deren Gegnern herrührte, hat (wie bereits erwähnt) niemals mit Gewißheit festgestellt werden können: als ausgemacht kann dafür angesehen werden, daß jede der beiden Parteien bei der Bevölkerung den Glauben zu wecken suchte, die Dinge würden ihr über den Kopf weggenommen, sie schiebe nicht mehr, sondern werde geschoben. Zu Gunsten Robespierre's schien zu sprechen, daß er den Sitzungen der Ausschüsse fern blieb, die Decrete derselben nur ausnahmsweise unterzeichnete und wiederholt Andeutungen auf die Nothwendigkeit eines Systemwechsels machte, die im Sinne der Gerechtigkeit und Milde gedeutet werden konnten. Dieselben Umstände wurden indessen von den Gegnern dazu benutzt, ihn geheimer Umtriebe zu verdächtigen, nach den verschiedensten Seiten Mißtrauen zu säen und allerlei, der Pariser Bevölkerung mißliebige Vorgänge dem „Dictator“ auf die Rechnung zu schreiben. Die bemerkenswerthesten Beispiele dieser Art sind die folgenden. Der jüngere Robespierre hatte sich mit einer Frau von Amaranthe und deren Töchtern eingelassen, die wegen angeblicher Verbindung mit verrätherischen Royalisten auf das Schaffot gesendet wurden. Obgleich der bezügliche Befehl vom Sicherheitsausschuß ausgegangen war, und obgleich Maximilian denselben um seines kompromittirten Bruders willen ungern gesehen hatte, wurde dennoch das Gerücht ausgesprengt, der „Unbestechliche“ habe sich dieser Genossin seiner Ausschweifungen entledigen wollen. Daß die genannten Frauen in rothen Hemden zum Richtplatz geführt waren, und daß dieselbe Kleidung der unglücklichen Cécitle Renaud (die die Ermordung Robespierre's geplant haben sollte), und den mit dieser hingerichteten jungen Mädchen angelegt worden, hatte die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen: auch daran und an der gesammten Art des in dieser Angelegenheit beobachteten Verfahrens sollte allein der Dictator die Schuld getragen haben. Mit derselben Geschicklichkeit wurde die Verstimmung der Antwohner der „barrière renversée“ über die Verlegung der Guillotine und des Kirchhofs der Hingerichteten gegen den Dictator ausgebeutet, desgleichen das Verbot der öffentlichen Liebesmahle, welches der Maire Fleuriot auf Robespierre's Veranlassung erlassen hatte. Noch reichlichere Nahrung aber wurde dem in der Stille vorbereiteten Stimmungsumschlage durch die Angelegenheit der „Prophetin“ Cathérine Theot geboten. Ein in einer Dachkammer hausendes, halbverrücktes altes Weib dieses Namens hatte geheime, unter Anderem auch von vornehmen Damen besuchte Conventikel abgehalten, in diesen den großen Maximilian als Gottessohn und auserwähltes Rüstzeug zur Rettung der Menschheit angepriesen und ihm selbst in diesem Sinne geschrieben. Auf Betrieb des Ausschusses wurden die Alte und ihre Gläubigen unter dem Verdacht verrätherischer Umtriebe in Verhaft genommen und an die Thatsache anknüpfend, daß bei einer der Adepten des neuen staatsgefährlichen Aberglaubens, dem Ex-Karthäuser und Ex-Mitgliede der constituirenden Versammlung, Dom Gerle, ein von Robespierre's Hand herrührendes günstiges Attest vorgefunden worden, Gerüchte ausgestreut, welche den Erneuerer des Deïsmus zum Schutzherrn der lächerlichen Gesellschaft machten. Ohne Robespierre mit Namen zu nennen, aber unter unmißverständlicher Anspielung auf seine Person, machte ein Mitglied des Sicherheitsausschusses, der bereits genannte Vadier, diesen Vorfall zum Gegenstande eines Berichtes an den Convent, der die Ver-

dächtigen dem öffentlichen Ankläger, bez. dem Revolutionstribunal zu übergeben beschloß. Robespierre, dem die Sache peinlich war und der den Schein der Lächerlichkeit wie den Tod fürchtete, wußte die Ausführung dieses Beschlusses zu verschleppen. „Er will es nicht," gab Fouquier-Tinville dem Sicherheitsausschuß zur Antwort, als dieser auf Beschleunigung der — immer wieder hinausgeschobenen — Anklage drang, und damit schien ein Beweis für Maximilian's dictatoriale Gelüste geliefert worden zu sein, von welchem die Vadier und Genossen geschicktesten und umfassendsten Gebrauch zu machen wußten.

Daß diese Ausstreuungen Glauben fanden und daß sie Glauben finden mußten, war unzweifelhaft Robespierre's eigene Schuld. Seine Entfernung von den Ausschüssen, sein eifriger Verkehr mit den Machthabern und Stimmungsmachern des Gemeinderaths und des Jakobinerclubs, endlich die Feindseligkeit, die er den mißliebigen unter seinen Collegen bewies, legten den Verdacht, daß er Etwas wie einen Staatsstreich im Schilde führe, nur allzu nahe. Der landläufigen Geschichtsschreibung hat darum Jahrzehnte lang für ausgemacht gegolten, daß Robespierre sich habe zum Dictator aufwerfen wollen. Nach Beweisen für diese Behauptung sieht man sich aber noch heute vergeblich um. In keiner der parlamentarischen und gerichtlichen Verhandlungen, welche die Katastrophe vom 9. Thermidor begleiteten oder auf dieselbe folgten, ist diese Anklage aufgestellt, geschweige denn specificirt worden. Ueber die allgemein gehaltene Behauptung, Saint Just habe den vereinigten Ausschüssen vorgeschlagen, „die republikanischen Einrichtungen durch republikanische Reputationen zu ersetzen," ist keiner der Ankläger der gestürzten Triumvire hinausgegangen, und selbst dafür haben Beweise nicht beigebracht werden können. Daß Carnot's Memoiren die Angabe wiederholen, würde als Bescheinigung derselben gelten können, wenn nicht ausdrücklich und von den Herausgebern selbst bezeugt worden wäre, daß der Gewährsmann in diesem Falle nicht Carnot selbst, sondern ein „wahrheitsliebender und gewöhnlich gut unterrichteter Herr Toulangeon" sei. Carnot hat sich über diesen Punkt mithin niemals geäußert. Der einzige in die damaligen Vorgänge eingeweihte Zeitgenosse, von dem positiv behauptet worden ist, daß Saint Just einen Antrag auf Uebertragung der Dictatur an Robespierre gestellt habe, ist Barère. Während der Proceßverhandlungen von 1794 und 1795 hatte dieser wenig zuverlässige Zeuge indessen zu schweigen für zweckmäßig gehalten und seine Behauptung erst ein halbes Jahrhundert später und zwar in den nach seinem Tode herausgegebenen Memoiren vorgebracht! Seiner Angabe nach soll Saint Just den erwähnten Antrag in den ersten Tagen des Messidor vor den vereinigten Ausschüssen, d. h. vor einer Versammlung von mehr als zwanzig Personen gestellt und von dieser eine entschiedene Abweisung erfahren haben. Eine Erklärung dafür, warum all' diese Personen ihr Leben lang vollständiges Schweigen beobachtet haben, hat Barère nicht gegeben. Und doch liegt auf der Hand, daß ein so eminent wichtiger Vorgang den Betheiligten den größten Eindruck hätte machen müssen, und daß für dieselben kein Grund vorlag, eine so furchtbare Waffe gegen ihre Gegner unbenutzt zu lassen. Hätten Thatsachen so gewichtiger und entscheidender Art überhaupt vorgelegen, so erscheint durchaus unerfindlich, warum dieselben

ein Menschenalter lang verheimlicht und erst in Tagen ans Licht gezogen worden, wo dieselben alles directe Interesse, alle praktische Bedeutung verloren hatten.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Sah Robespierre es wirklich auf die Verkündigung seiner Dictatur ab, so war unvermeidlich, daß er Vorbereitungen für Zusammenfassung der ihm und seinen Freunden zur Verfügung stehenden Machtmittel traf. In diesem Sinne unternommene Veranstaltungen haben allen Nachforschungen zum Trotz nirgend ermittelt werden können. Selbst wenn man die fernere Angabe Barère's, daß eine verdächtige Versammlung von Mitgliedern sämmtlicher Pariser Sectionsausschüsse geplant und lediglich durch die Wachsamkeit des Wohlfahrtsausschusses vereitelt worden sei, in diesem Sinne deuten und darüber hinwegsehen wollte, daß diese Notiz aller ausführlichen Daten, insbesondere der Zeitbestimmung entbehrt, so läge doch nichts weiter als ein fehlgeschlagener Versuch zur Conspiration vor. Beiläufig bemerkt, thut der in der „Papiers inédits" abgedruckte, an Robespierre gerichtete Brief des Nationalagenten Payan dieses Unternehmens keine Erwähnung, obgleich dieser dem Gemeinderath beigegebene Vertraute der Triumvirn in die Sache hätte eingeweiht sein müssen. Das erwähnte Schreiben räth zur Verlautbarung einer Gesammtanklage gegen die feindlich Gesinnten; daß eine solche von Robespierre vorbereitet wurde und daß sie während der letzten Messidor- und ersten Thermidortage den vornehmsten, wahrscheinlich einzigen Gegenstand seiner Gedanken bildete, war längst bekannt und wird durch dieses Actenstück zum Ueberfluß bestätigt. Verwöhnt durch seine bisherigen Erfolge, scheint der redelustigste der Staatsmänner seiner Zeit allen Ernstes geglaubt zu haben, sein Wort werde auch dieses Mal ausreichend sein, die Dinge nach seinem Willen zu leiten.

Worauf war dieser Wille gerichtet? So weit wir sehen können und so weit die Prüfung der Acten ergibt, lediglich auf die Beseitigung der fünf oder sechs Excommissare des Convents, die er als verbrecherische Wütheriche und als persönliche Feinde haßte, jener Tallien, Fouché, Fréron u. s. w., von denen bereits wiederholt die Rede gewesen ist. Möglich, daß zugleich mit den Häuptern dieser Männer noch eine Anzahl anderer Köpfe fallen sollte, daß mit diesen die Reihe der Opfer der Guillotine geschlossen und sodann die erhoffte neue Aera eröffnet werden sollte — warum Robespierre auf diese Proscription entscheidendes Gewicht legte und welche Wirkungen er von derselben erwartete, haben weder seine Freunde noch seine Ankläger anzugeben vermocht. Alle bezüglichen Vermuthungen entbehren der beweislichen Erhärtung, alle in dem einen oder dem andern Sinne aufgestellten Behauptungen hängen in der Luft. Je eingehender man die Aufzeichnungen der Zeitgenossen und die Aufstellungen der bis in das Einzelnste des Einzelnen gehenden Historiker prüft, desto undurchdringlicher erscheint das Dunkel, welches diesen Theil der Vorgeschichte des 9. Thermidor umgibt.

Die Genauigkeit, mit welcher wir über den Gang der äußeren Ereignisse unterrichtet sind, bietet für die Unlösbarkeit dieses Kernräthsels keinen Ersatz. Wir wissen, daß Robespierre am 11. Juli (23. Messidor) den Dantonisten Dubois-Crancé, einige Tage später Fouché aus dem Jakobinerclub stoßen ließ, daß um dieselbe Zeit regelmäßige Berathungen zwischen den zunächst bedrohten Abgeordneten und deren Freunden abgehalten wurden, daß Collot d'Herbois

seinen Excollegen Fouché über die Verhandlungen der Ausschüsse auf dem Laufenden hielt, daß er Verhandlungen mit den Mitgliedern der gemäßigten Partei (Ebene) einleitete, daß Carnot sich aus Haß gegen Saint Just den Gegnern der Triumvirn definitiv anschloß und daß Lecointre damals mit Ausarbeitung einer gegen Robespierre gerichteten Capitalanklage beschäftigt war. Während der folgenden Tage wechselte die Scene indessen wieder. Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob die gestörte Einigkeit der Ausschüsse wieder hergestellt und eine Annäherung der feindlichen Parteien (wie Billaud und Collot sie in der Stille wünschten) werde bewirkt werden können. Am 2. Thermidor (20. Juli) ließ Robespierre sich zur Unterzeichnung eines Decrets herbei, welches einhundertachtunddreißig von seinen Collegen als besonders gravirt bezeichnete „Verdächtige" dem Revolutionstribunal überwies (einer ferneren Liste von einhundertachtzehn versagte er die Unterschrift); am 4. Thermidor einigte man sich darüber, Saint Just einen Bericht über die Lage der Republik erstatten zu lassen und vier Commissionen zur Aburtheilung von Verdächtigen niederzusetzen, — am folgenden Tage (5. Thermidor) erschien Robespierre gar in Person zum ersten Male wieder in der Sitzung der vereinigten Ausschüsse. Saint Just brachte in dieser Sitzung das Geständniß eines gefangenen Schweizers zur Sprache, nach welchem man sich in London mit Gerüchten von Zwistigkeiten im Schoße der Pariser Regierung tragen sollte. Daß er daran Anspielungen auf Robespierre's Feinde knüpfte, ist von den Einen geleugnet, von Anderen behauptet worden. Genug, daß man sich auch dieses Mal in Frieden trennte, daß der Beschluß, Saint Just über die Lage der Republik berichten zu lassen, bestätigt wurde, und daß Gerüchte von einer Annäherung der zwiespältigen Elemente die Luft durchschwirrten.

Aber nicht für lange. Bereits am 6. Thermidor lag die Unheilbarkeit des entbrannten Conflicts so deutlich zu Tage, daß sich die Parteien ernstlich auf das Herannahen der Entscheidung gefaßt machten. Robespierre klagte am Abende dieses Tages, bei den Jakobinern, über verderbliche Umtriebe im Schoße des Convents, Couthon aber ging dem Gegenstande der Beängstigungen seines Freundes direct zu Leibe, indem er von „fünf bis sechs Schurken" sprach, die ihre Hände mit erpreßten Reichthümern und mit dem Blut von Patrioten befleckt hätten, die die Volksvertretung durch ihre Gegenwart besudelten und die edelsten Freunde der Freiheit verleumdeten. Diesem Winke entsprechend, beschloß der Club die Entsendung einer Adresse an den Convent, welche am folgenden Tage verlesen wurde, über verrätherische Verbindungen mit dem Auslande und über gewisse die guten Bürger beunruhigende „Bewegungen der bewaffneten Macht" klagte. Alle Welt verstand, daß das einen Ausfall auf Carnot bedeute, der eine Abtheilung in Paris stationirt gewesener Kanoniere hatte zur Armee stoßen lassen. Jetzt wußten die oppositionellen Elemente der Ausschüsse, woran sie waren, ihre außerhalb stehenden Freunde aber verstanden, daß die Gefahr einer auf ihre Kosten vollzogenen Aussöhnung der Machthaber für den Augenblick vorüber sei, und daß es darauf ankomme, das Eisen zu schmieden, so lange es glühe. Denn so weit war es mit dem Mißtrauen Aller gegen Alle gekommen, daß die zunächst Bedrohten (Fouché, Tallien, Bourdon v. d. Oise, Carrier,

Rovère) bis zum letzten Augenblick die Besorgniß hegten, Collot und Billaud könnten den Dictatoren ihre Köpfe als Preis der Versöhnung anbieten!

Die Ereignisse der beiden folgenden Tage sind von so hinreißendem dramatischen Interesse, daß sie in allen Einzelheiten erzählt werden müßten, wenn das an dieser Stelle anders möglich wäre. Für uns kommt vornehmlich in Betracht, daß Robespierre den Umfang der ihm drohenden Gefahr nicht kannte oder nicht kennen wollte. Die ihm am Abende des 7. Thermidor zugeflüsterten Warnungsworte seines Freundes Taschereau wies er ab, offenbar weil er nach wie vor der Unterstützung der Rechten sicher zu sein glaubte. In der That hatten die Gemäßigten die entscheidende Antwort auf die ihnen gemachten Alliancevorschläge der Fouché und Genossen noch nicht ertheilt, bezügliche Verhandlungen indessen schon seit mehreren Tagen gepflogen. Ob Maximilian das gewußt hat? Während er mit seinem Secretär, dem Stelzfuß Duplay (einem Neffen seines Hausherrn und Vetter seiner Verlobten), in den Alleen von Chaillot (Champs Elysées) spazieren ging und Maikäfer fing, fand in der Wohnung Collot's eine Versammlung statt, welche den Plan des folgenden Tages eingehend berieth und von der Ausstreuung, daß die Triumvirn würden eine Reinigung des Convents im großen Stil, „einen neuen 31. Mai" in Scene setzen, entscheidenden Einfluß auf die Antwort Boissy d'Anglas' und Durant Maillanes (den beiden Führern der Ebene) erwartete. Daß Robespierre am 8. Thermidor vor dem Convent reden werde, war männiglich bekannt, von dem sonst so vorsichtigen Dictator indessen unterlassen worden, den zuverlässigsten und unerschütterlichsten Mann seiner Gesellschaft, Saint Just, in die Sitzung vom 8. zu bestellen — eine der vielen unbegreiflichen Unterlassungen dieser schicksalsreichen Tage.

Was folgt, nimmt sich wie eine regelrechte fünfactige Tragödie aus. Am Vormittag des 8. Thermidor (26. Juli) betritt Robespierre die seit Wochen gemiedene Conventstribüne, um sich in wohlgesetzter, von Selbstlob strotzender Rede zunächst gegen die Anschuldigung dictatorischer Gelüste und geheimer Pläne zu vertheidigen, dann zu Warnungen vor der Gefahr eines übergreifenden Militärdespotismus und weiter zu Klagen über Mißgriffe der Finanzverwaltung überzugehen, und mit der Forderung zu schließen, „es solle der Sicherheitsausschuß gereinigt, dem Wohlfahrtsausschuß unterstellt und dieser selbst einer Reinigung unterzogen werden." Mit Ausnahme dreier Mitglieder der Finanzverwaltung (Cambon's, Mallarmé's und Ramel's), hat er keine Namen, insbesondere diejenigen Namen nicht genannt, die man erwartete, eben dadurch und durch die allgemeine Wendung „die Verräther müßten bestraft werden", aber neues Mißtrauen erregt und denen Wasser auf die Mühle gegossen, die das Gerücht von einer großen Zahl gefährdeter Köpfe in Umlauf gebracht hatten. In der ersten Bestürzung will der Convent den vernommenen Vortrag drucken lassen, Vadier, Cambon, Billaud und Andere treten indessen dazwischen, die Mehrheit geht zu ihnen über und votirt Prüfung der Rede durch die Ausschüsse. Man trennt sich unter dem Eindruck, daß Robespierre den Kürzeren gezogen habe, daß aber erst der folgende Tag eine definitive Entscheidung bringen werde.

Der zweite — das „Gegenspiel" einleitende — Act spielt in der Nacht vom 8. auf den 9. Thermidor und zwar im Saale des Jakobinerclubs. Unter brau-

fendem Beifall wiederholt Robespierre seine Vormittags gehaltene Rede, — Collot und Billaud, die sich gleichfalls eingefunden haben, werden zur Thüre hinausgeworfen, der Club gelobt, mit dem Manne seines Vertrauens zu leben und zu sterben, dieser aber versäumt es, Maßregeln auf den Fall eines abermaligen Mißerfolgs im Convent zu treffen. Er genehmigt, daß dem Oberbefehlshaber der Nationalgarde und dessen Adjutanten Anweisung zu besonderer Wachsamkeit ertheilt werde, — zu weiteren Anordnungen ist er nicht zu bestimmen, weil ihm die moralische Unterstützung des Clubs für eine Bürgschaft des Sieges gilt.

Unterdessen haben seine Gegner ihre letzten Entschließungen gefaßt und von den Häuptern der Ebene das bestimmte Versprechen nachdrücklicher Unterstützung empfangen. Besorgnisse vor einer Proscription im großen Stil und Erwägungen darüber, daß das System seinen hervorragendsten Vertreter nicht werde überleben können, haben bei dem kühlen Rechner Boissy d'Anglas die Bedenklichkeiten eines Bündnisses überwogen, das mit Männern abgeschlossen wird, die in sittlicher wie intellectueller Beziehung tief unter dem bisherigen Beschützer der Ebene stehen.

In die Morgenstunden der schicksalsreichen Nacht fällt endlich ein Auftritt, der das Sitzungszimmer des Wohlfahrtsausschusses zum Schauplatz eines ersten offenen Zusammenstoßes zwischen seinen Insassen macht. Aus dem Jakobinerclub vertrieben, von den Furien der Angst verfolgt, stürmen Billaud und Collot in das bekannte grüne Gemach des Pavillon de Flore, wo sie Barère, Robert Lindet, Carnot und Saint Just bei stiller Arbeit finden; mit unerschütterter Ruhe brütet dieser jugendliche Fanatiker des Schreckens über dem Bericht, den er andern Tags dem Convent erstatten soll. Sie beschuldigen ihn, Anklagen gegen seine Collegen zu schmieden, — man wechselt Flüche und Drohungen der leidenschaftlichsten Art, die Mehrzahl der Anwesenden nimmt gegen Saint Just Partei, dieser aber weiß den Sturm durch das Versprechen zu beschwören, er werde seinen Vortrag den Ausschüssen vorlegen, bevor er denselben im Convente vorlese. Man trennt sich bei Anbruch des Tages mit dem Versprechen, Morgens um 11 Uhr wieder zusammenzutreffen. — Der Gang der Handlung muß an diesem Punkte für einen Augenblick unterbrochen und gleich hier bemerkt werden, daß die Verschworenen sich im Irrthum befanden, als sie von Saint Just's Vortrag eine Erneuerung der gegen sie gerichteten Anklagen erwarteten. Die erhalten gebliebenen Bruchstücke dieser — nur theilweise zur Verlesung gekommenen — Rede beweisen, daß das nicht der Fall war, daß der Mann des „l'avenir est aux phlégmatiques“ vielmehr einlenken und die Auseinandersetzung mit den Gegnern auf einen günstigeren Zeitpunkt verschieben wollte. Robespierre's Behauptungen sollten aufrecht erhalten, aus denselben aber keine praktischeren Consequenzen gezogen werden. Der unvermeidlichen Klage, daß die „Cultusverächter“ Collot und Billaud auf eigene Hand Politik trieben, war behutsamer Weise hinzugefügt: „Ich hoffe, daß die Mitglieder, welche ich genannt habe, sich rechtfertigen werden, und daß wir klüger (plus sages) werden werden.“ Der erhalten gebliebene Schlußantrag sollte lauten: „Die sofort vom Convente zu decretirenden Einrichtungen (institutions) werden dafür Sorge treffen, daß die Regierung, ohne von ihrer revolutionären Schwungkraft zu verlieren, nicht in Willkür ausarten, keine Ehrgeizigen begünstigen und den Convent weder bedrücken noch vergewaltigen

(usurper) könne.“ Was mit dieser allgemein gehaltenen Formel gesagt werden sollte und ob dieselbe vorgängig mit Robespierre vereinbart worden, wissen wir nicht. Ebenso fehlen alle Angaben über zwischen beiden Männern am 8. und 9. Thermidor gepflogenen Verhandlungen; daß es auf ein unmittelbares Vorgehen gegen die gemeinsamen Gegner nicht abgesehen war, ergibt sich dagegen aus dem Vorstehenden, das sich als einfache „Retour-Kutsche“ der gegen die Triumvirn erhobenen Beschuldigungen darstellt.

Um die Mittagsstunde des 9. Thermidor (27. Juli) — eines trüben, schwülen Gewittertages — wird der Vorhang des dritten Acts der Tragödie aufgezogen. Saint Just, der gegen sein Versprechen nicht in der Ausschußsitzung erschienen ist[1]), steht mit drohender Miene auf der Tribüne und beginnt seinen Vortrag langsam und mit stockender Stimme zu verlesen, — daß sein Feind Collot auf dem Präsidentenstuhle sitzt, scheint ihn überrascht zu haben. Er hat noch nicht fünf Minuten lang geredet, als Tallien ihn heftig unterbricht, auf Entbietung der abwesenden Mitglieder des Ausschusses dringt und mit seinem Ausruf „der Schleier muß ganz zerrissen werden“ einen für die Stimmung des Tages bezeichnenden Beifallssturm einerntet. Unterdessen ist der herbeigerufene Billaud auf der Tribüne erschienen, um sofort zu einem geharnischten Angriff überzugehen. Pathetisch warnt er vor den „Würgern“, die den Convent bedrohen — nach ihm ergehen Tallien und Barère sich in erneuten Anklagen gegen Robespierre, der „wohlgepudert, mit neuem blauem Bratenrock bekleidet, den Hut in der Hand“ vor der Tribüne steht, all' seinen Bemühungen zum Trotz aber nicht zum Worte kommen kann. Man beschließt die Verhaftung des Tribunalspräsidenten Dumas, des Generals Hanriot, einer Anzahl anderer Officiere der Nationalgarde und angeblicher Verschwörer gegen den Convent, und, als die Beifallssalven immer lauter, die Rufe „Nieder mit dem Tyrannen“ immer heftiger werden, die sofortige Festnahme Robespierre's, Saint Just's und Couthon's, denen Lebas und Augustin Robespierre sich freiwillig anschließen. Von bestimmten Anklagepunkten ist in diesem tumultuarischen Lärm ebenso wenig die Rede, wie von dem Vertheidigungsrecht Maximilian's, der sich mit verzweifelten Hülferufen nach links und rechts wendet, allenthalben mit Hohnreden („Die Tugend, die Du anrufst, wird Dich aufs Schaffot bringen“, „Das Blut Danton's erstickt Dich“, „Wie schwer hält es, einen Tyrannen zu fällen“) zurückgewiesen wird und endlich in ohnmächtiger Wuth zusammenbricht. Nach seiner und seiner Schicksalsgefährten Abführung wird die sechsstündige Verhandlung vertagt. Was den Verhafteten im Einzelnen und Besonderen Schuld gegeben wird und unter welche Anklage sie gestellt werden sollen, vermag Niemand anzugeben und kümmert Niemand. Von Saint Just ist während der gesammten Verhandlung nur beiläufig, von Couthon überhaupt nicht die Rede gewesen, — Augustin Robespierre und Lebas sind verhaftet worden, weil sie verlangt haben, das Geschick ihrer Freunde zu theilen.

---

[1]) „Ihr habt in voriger Nacht mein Herz zerrissen — ich werde es dem Convente öffnen,“ hatte er den Collegen geschrieben.

Der vierte Act stellt die „Peripetie" dar, welche auf den Höhepunkt des tragischen Moments folgen muß. Von den Vorgängen im Convent benachrichtigt, haben die Pariser Gemeindebehörden beschlossen, die Thüren der unter ihrer Aufsicht stehenden Gefängnisse zu schließen, die verhafteten Deputirten zu befreien und auf das Stadthaus führen zu lassen, das zum Mittelpunkte eines bewaffneten Aufstandes gegen die Volksvertretung gemacht werden soll. Als diese Abends um sieben Uhr wieder zusammentritt, erfährt sie zu ihrem Entsetzen, daß Robespierre und dessen Freunde befreit und auf dem Stadthause mit Organisation eines furchtbaren Aufstandes beschäftigt sind.

Was dem Convente nicht berichtet und was in der Mehrzahl geschichtlicher Darstellungen nur beiläufig behandelt worden, ist das leidenschaftliche Widerstreben Robespierre's gegen die ihn aufgedrungene Befreiung, seine wiederholte Verwahrung gegen den geplanten Aufstandsversuch, sein dringendes Verlangen, im Kerker belassen und vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Nicht von der Revolte — auf die er sich nicht versteht und von der er sich immerdar ferngehalten — von der Redekunst, die ihn noch nie im Stiche gelassen, erwartet er seine Befreiung, seinen Triumph. Wie seiner Zeit Marat, so will auch er von Richtern und Geschworenen freigesprochen, glänzend und in voller Form gerechtfertigt, als siegreicher Märtyrer der Freiheit durch die Straßen von Paris getragen und in die Ehrenstellung wieder eingesetzt werden, die ihm und ihm allein gebührt!

Ob diese Rechnung richtig gewesen, wissen wir nicht[1]); genug, daß die Entscheidung im gegentheiligen Sinne, zu welcher er sich durch das Andrängen seiner Freunde bestimmen ließ, die Schlußkatastrophe unmittelbar herbeiführt.

Diese Katastrophe, ein „fünfter Act", wie je einer inscenirt worden, erfolgt in den Sälen des Stadthauses, um die Mitternachtsstunde des 9. Thermidor. Trotz der Jubelrufe, mit denen sie von dem Gemeinderath und einer großen Zahl um diese geschaarter Freunde empfangen werden, zeigen die befreiten Triumvirn die kläglichste Unschlüssigkeit, und wird die Zeit mit Reden und Gegenreden der sinnlosesten Art verloren. Daß Robespierre sich aus formalen Bedenken nicht zu rechtzeitiger Unterzeichnung der ihm vorgelegten aufständischen Proclamation entschließen kann, erscheint minder verwunderlich, als daß der vielgerühmte, „wahrhaft antike" Republikaner Saint Just aller Thatkraft entbehrt, und daß er in thörichten Reden die Stunden verschleichen läßt, die über Rettung oder Verderben entscheiden sollen. Inzwischen hat der Convent sich von seinem Schrecken erholt, Truppen gesammelt, die zwischen Convent und Gemeinderath schwankenden Factionen bearbeiten lassen, die fünf verhaftet gewesenen Deputirten, den aufständischen Stadtrath zusammt Hanriot und die übrigen Führer der Bewegung geächtet, und den Abgeordneten Barras, L. Bourbon und Fréron den Auftrag zu einem Angriff auf das Stadthaus ertheilt. Hanriot's Versuche, die Nationalgarde für die Sache Robespierre's zu gewinnen, scheiterten, weil die zunächst in

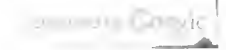
[1]) In seinen handschriftlich hinterlassenen Aufzeichnungen spricht Billaud sich in diesem Sinne aus, indem er es für einen Fehler Robespierre's erklärt, daß dieser sich auf das Stadthaus habe entführen lassen, statt den Decreten des Convents zu gehorchen.

Betracht kommenden Kanoniere den Geächteten im Stich lassen. Als der vor Erregung und Trunkenheit unzurechnungsfähige Bürgergeneral das Stadthaus als Flüchtling erreicht, hat Robespierre sich endlich entschlossen, die „im Namen der Nation" erlassene Aufstandsproclamation zu unterzeichnen. Eben ist er im Begriff, die dritte Silbe seines Namens unter das verhängnißvolle Papier zu schreiben, als eine von Léonard Bourdon geführte Schar in das Gemach stürmt, welches den Führern des Aufstandes zum Berathungszimmer dient. Der vierundzwanzigjährige Gensd'arm Merda drückt auf den über das Papier gebückten Dictator sein Pistol ab — einen Augenblick später liegt der mächtigste Mann seiner Zeit besinnungslos und mit zerschmettertem Kinnbacken am Boden — neben ihm sein Freund Lebas, der sich selbst den Tod gegeben hat. Dem „eisernen" Saint Just hat der Muth gefehlt, das ihm dargebotene Pistol gegen die eigene Brust abzudrücken, der jüngere Robespierre hat sich durch einen Sprung aus dem Fenster die Qual des Daseins abzukürzen gesucht — die Verhaftung der Verschworenen erfolgt, ohne daß es zu ernstlicher Gegenwehr gekommen wäre[1]).

Die Geschichte der auf diesen entsetzlichen Auftritt folgenden, noch entsetzlicheren letzten Stunden Maximilian Robespierre's braucht nicht erzählt zu werden. In das Conventsgebäude geschleppt, daselbst nothdürftig verbunden und sodann in die Conciergerie übergeführt, wurde er auf Grund des Abends zuvor erlassenen Aechtungsbefehls am Nachmittage des 28. Juli auf das Schaffot geschleppt und unter dem Beifallsruf desselben rasenden Pöbels, der ihm so oft zugejauchzt, unter das Fallbeil gelegt — der Letzte von zweiundzwanzig Gefährten, die sein Schicksal theilen mußten.

Herkömmlicher Weise behandelt die französische Geschichtschreibung die vorstehend berichtete Katastrophe als eines der großartigsten und tragischesten Ereignisse aller Zeiten, als „Kampf der Titanen", wie die Sonne ihn nur einmal beschienen haben soll. Wer die „Titanen" gewesen — ob Robespierre und dessen an der eigenen Rath- und Marklosigkeit zu Grunde gegangene Genossen — ob die Bande nichtsnutziger Intriguanten, die als „Thermidorianer" in dem schmählichsten politischen Bankerott der neueren Geschichte geendet haben — ist nicht erfindlich. Tragisch genug ist dieser, im Grunde auf eine „Komödie der Irrungen" hinauslaufende, von Vergewaltigungen der schlimmsten und schamlosesten Art begleitete Staatsstreich in der That zu Ende gegangen, nach Merkmalen der Großartigkeit sieht man sich dagegen vergeblich um. Kaum jemals früher hat die unbestechliche Gerechtigkeit der Geschichte sich schmutzigerer Hände bedient als am 9. Thermidor des Jahres II, kaum jemals früher hat ein auf den Gipfel politischer Macht angelangter Fanatiker sich im entscheidenden Augenblicke unfähiger gezeigt als Maximilian Robespierre. In der Tragödie mag für das „et magna voluisse sat est" Platz übrig sein, der Geschichte gelten für Helden und Staatsmänner nur Diejenigen, welche die Wege zur Erreichung der ihnen vorschwebenden Ziele und Absichten ausfindig zu machen wissen. Rücksichtlich Robespierre's sehen wir, daß sein Unvermögen zur Feststellung eines bestimmten

[1]) Die Version, nach welcher Robespierre sich selbst verwundet haben soll, ist eine tendenziöse, durch Aussagen der Zeugen und der behandelnden Aerzte widerlegte Erfindung.



pacificatorischen Planes sehr viel besser und sehr viel deutlicher bescheinigt ist als die ihm zugeschriebene Absicht, die Revolution zu schließen und den Frieden des französischen Staatswesens wieder herzustellen. Ja noch mehr. Zieht man in Betracht, daß Robespierre während seiner öffentlichen Thätigkeit niemals einen einzelnen Verwaltungszweig geleitet oder auch nur leiten gewollt, daß er es vielmehr (wie der begeistertste seiner Lobredner rühmend hervorhebt) vorgezogen hat, die Fragen der „allgemeinen Politik (les questions d'ensemble), der Moral und höheren Politik zu behandeln," so liegt die Meinung, der „große Maximilian" habe eigentlich staatsmännische Eigenschaften überhaupt nicht besessen, in unvermeidlicher Nähe. „Dieser ist so unfähig, daß er nicht einmal ein Ei kochen kann," hatte Danton bereits im Jahre 1792 gesagt. Barère, dessen geschäftliche Tüchtigkeit und Arbeitskraft auch von Gegnern nicht bestritten wird, Barère behandelt Robespierre's Unfähigkeit zu praktisch politischen Leistungen, wie eine notorische, von sämmtlichen Collegen anerkannte Thatsache. In einer seiner letzten Notizen sagt er unter Anderem das Folgende: „Robespierre setzte Etwas darein (il affectait), in der Region der Allgemeinheiten zu bleiben, vielleicht um dadurch sein ungenügendes geschäftliches Geschick (son peu d'aptitude aux affaires) zu verbergen." Eine wenigstens mittelbare Bestätigung dieser, gerade wegen ihrer Beiläufigkeit vielsagenden Bemerkung bildet das enge Verhältniß, in welches Robespierre während der letzten Monate seines Lebens zu Saint Just trat, dem „Spartaner", der ein von dem seinigen durchaus verschiedenes Programm verfolgte, ihm wegen seines praktischen Sinnes und seiner geschäftlichen Routine aber unentbehrlich geworden war. Im Gegensatz zu seinem Freunde zeigte Saint Just sich als Terrorist aus Grundsatz, als Fanatiker der Gleichheit, der die Ueberbleibsel der alten Gesellschaft nicht versöhnen, sondern ausrotten und auf den Trümmern derselben einen socialistischen Bauernstaat nach spartanischem Muster gründen wollte. Nichtsdestoweniger hielt Robespierre an der engen Verbindung mit dem ihm persönlich ergebenen Jünglinge bis zuletzt fest, der eine Kenntniß des Kriegswesens und des Verwaltungsmechanismus erworben hatte, die ihm selbst versagt geblieben war.

So bleibt von dem Manne, den Hamel zu einem Heiligen, Louis Blanc zu einem tiefsinnigen Staatsmanne, Michelet zu einer „Shakespeare's" würdigen tragischen Figur machen gewollt hat und den die Mehrzahl der übrigen Historiker seines Landes mit einer gewissen Ehrfurcht behandeln zu müssen glaubt, wenig mehr übrig, als ein fanatischer Doctrinär, dessen auf maßloses Selbstgefühl gegründete Willensstärke zu seiner Leistungsfähigkeit in schreiendem Mißverhältniß stand.

Ferdinand Robert-tornow[1]),

der Sammler und die Seinigen.

Ein Beitrag zur Geschichte Berlins
von

Walter Robert-tornow.

Am 23. März des Jahres 1811 schrieb der nachmalige Geheime Commerzienrath Moritz Robert-tornow in Berlin „der Demoiselle Ernestine Victor in Posen" folgenden ehrsamen Brief:

„Vom ersten Augenblick an, als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, erschien es mir als ein Glück, mit Ihnen in das schönste nächste Lebensverhältniß zu treten, weil mich in Ihrem Benehmen die Anspruchslosigkeit, die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit lebhaft ansprachen, die das engste Band, welches der Mensch schließt, allein zum glücklichsten machen können. So wahr dieses ist, so groß war mein Entzücken, als mein Bruder bei seiner Rückkehr von Breslau mir die Hoffnung gab, daß mein heißester Wunsch wahrscheinlich in Erfüllung gehen könne, daß Sie Mademoiselle keine Abneigung gegen mich fühlen und daß Ihre geehrten Eltern ihre Einwilligung mir nicht versagen werden. Ich bin in Folge dieses glücklichen Ereignisses im Begriff, nach Posen abzureisen, und bitte Sie herzlich um eine gütige Aufnahme, besonders für den Augenblick, in dem ich mir die Ehre geben werde, bei Ihnen um Ihre Hand anzuhalten. Ich hoffe, daß diese Zeilen die kältesten gewesen seyn sollen, die ich für dieses Leben noch an Sie schreiben werde. Ganz der Ihrige . . . ."

Moritz Robert, der nach Eduard Simson's Ausspruch „nicht nur pro forma, sondern mit vollem Rechte ein Bruder der Rahel war", mag zu diesem wohlgesetzten Schicksalsbriefe mehr Zeit gebraucht haben, als zu irgend einem geistvollen Erzeugnisse seiner Feder; aber der Erfolg krönte die Mühe. Nach kurzer

---

[1]) Den Familiennamen Robert-Tornow schreibe ich Robert-tornow, weil dadurch deutlicher noch, als durch die Bindestriche allein, wird, daß Robert nicht als Vorname aufzufassen und der Name nur unter „R" zu rubriciren ist. Tornow heißt ein Platz bei Berlin, an welchem die Familie Robert einst wohnte. Danach erhielt sie im Jahre 1811, zur Unterscheidung von der französischen Colonie-Familie Robert, die Erlaubniß, jenen Beinamen zu führen.

Verlobung führte er die Braut heim, deren anmuthiges Wesen auch minder günstig voreingenommene Zeitgenossen, wie Staegemann, Clemens Brentano und Andere, zu rühmen wußten.

In ihrem Elternhause verkehrten die Ersten des Landes, und so war von der polnischen Grazie Etwas in sie übergegangen, was in dem straffen Berlin doppelt gefiel. Sie sprach geläufig französisch, englisch und polnisch, tanzte Mazurka und sang vortrefflich italienische und französische Lieder. Von früh an gewöhnt, in der Gesellschaft zu glänzen, war sie besonders geeignet, dem Manne ihrer Wahl das Leben zu schmücken, von dem gesagt wurde, er habe sich Abends nur in weißer Binde wohl gefühlt.

Auch bedurfte Moritz Robert einer so herzlich anregenden und klug ausgleichenden Gefährtin, denn er war für die Seinen nicht immer eine bequeme Natur. Seinem Vater, dessen kernige Erscheinung Chodowiecki der Nachwelt erhielt, ähnelte der schlanke Mann mit den feinen Zügen äußerlich gar nicht, wohl aber sehr im Wesen. Was Henriette Herz von Jenem sagte, er sei „der witzigste Despot", der ihr je vorgekommen, hätte auch auf ihn gemünzt werden können. Alles mußte nach ihm gehen, und seine epigrammatischen Pfeile drangen tief ein. Im Grunde aber, das wußten die Nahestehenden, wollte er nur Gutes, und trotz der Schärfe seines Urtheilens wußte er sich viele Freunde zu erwerben und zu bewahren. Diese fand er in den geistreichen Kreisen Berlins, die seine älteren Geschwister, Rahel und Ludwig Robert tornow, ihm erschlossen, und nicht minder unter dem Landadel der Provinz Posen, deren Generallandschaftsagent er dadurch ward, daß er, im Jahre 1819, das Posener landwirthschaftliche Creditinstitut begründete. So wurden ihm die beiden damals hervorragendsten Polen Freunde fürs Leben, der alte Held Desiderius von Chlapowski auf Turwia und der belesene Politiker Graf Eduard Raczynski auf Rogalin. Ein lebhafter Briefwechsel über Staats- und gelehrte Dinge hielt diese Freundschaft aufrecht.

Moritz Robert besaß eine gediegene Bibliothek. Neben unseren Classikern las er Latein, Englisch und Französisch und citirte mit Vorliebe aus Gellert's „Fabeln", Shakespeare's „Hamlet" und Goethe's „Wilhelm Meister". Dergleichen erklärt am besten den Charakter; denn in seinen Citaten malt sich der Mensch, und in diesem Manne lag praktische Lebensklugheit, grübelnder Tiefsinn und ästhetische Genußfreude. Das Französische beherrschte er wie seine Muttersprache; denn sein schlagfertiger Witz entfaltete sich in dem fremden Idiom ebenso glänzend wie in dem eigenen. Als eine Katholikin ihm klagte, die Fürstin R. erwidere ihren Gruß in der Hedwigskirche, nie aber „Unter den Linden", fand er das ganz natürlich, denn: „hors de l'église point de salut." Seine Schlagworte gingen von Mund zu Munde, und sein Urtheil wurde nicht nur in praktischen Fragen, bei Geldanlagen und, seit den vierziger Jahren, bei Eisenbahnbauten, hochgeschätzt, sondern auch in belletristischen, juristischen und politischen Dingen. Auf dem Landsitze des Grafen Eduard Raczynski erlebte er im Jahre 1838 eine interessante, wenngleich ergebnißlose Conferenz. Die Regierung wollte den greisen Erzbischof von Posen, Martin von Dunin zur Zurücknahme eines Hirtenbriefes bewegen, in dem er den Geistlichen bei Strafe der Absetzung verbot, gemischte Ehen ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung einzusegnen. Der klügere

Theil des polnischen Adels wollte mit der Krone in Frieden leben und deutete an, der Oberpräsident Flottwell, ein correct wohlmeinender, aber etwas steif-büreaukratischer Mann, verschärfe den Conflict mit Dunin. So schickte denn, was in jenen harmlosen Zeiten noch anging, die Regierung in geheimer Mission Moritz Robert als den Vertrauensmann der Friedenspartei nach Rogalin zur Erforschung der Lage und zur möglichsten Besänftigung des Erzbischofs, welcher sich bereit fand, zu dem Zwecke den Grafen Raczynski zu besuchen. Endlose Gespräche knüpften sich nun an die Frage der Zurückziehung des Hirtenbriefes. Dunin blieb fest. Nach Tisch, als man im Park weiter verhandelnd spazierte, brach eine Viehherde durch eine Heckenlichtung, und Moritz Robert rief belustigt: „Voilà, Monseigneur, le moment favorable pour une lettre pastorale!" Dieser Einfall brachte eine so gute Laune hervor, daß Dunin sich zu discutirbaren Bedingungen herbeiließ, und man mit dem Gefühle auseinanderging, die Sache könne noch ins rechte Geleise kommen. Doch war der Erfolg, wie sich bald herausstellte, nur scheinbar. Moritz Robert kehrte nach Berlin zurück. Der König zog ihn zur Tafel und ließ sich nach Tisch in der historischen Fensterecke Bericht über die Rogaliner Conferenz abstatten. Als er vernahm, Dunin mache neue Schwierigkeiten, richtete der greise Monarch sich gerade auf und sagte: „Eh bien, je me montrerai comme Roi!", und Dunin wurde verhaftet.

Heute stehen in Berlin die belasteten Vertreter der Börse mit den Männern der Kunst und der Wissenschaft, der Politik und des Heeres, des Hofes und der Kirche zumeist nur in Geschäfts- oder Dinerverbindung. Damals aber fanden sie noch Zeit, die höchsten Interessen zu verfolgen und zu fördern. In jenen Tagen ohne Dampf und Elektricität erledigte ein Bankier zweimal wöchentlich seine Post, und konnte daher, wenn er den Trieb dazu besaß, in seiner Geistesbildung stetiger fortschreiten als es heute möglich wäre.

Wollte man darstellen, welchen geselligen Verkehr Moritz Robert hatte, so müßte man fast alle die Namen nennen, auf welche es in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bei uns ankam.

Er und seine Frau bewohnten von Beginn ihrer Ehe bis zu ihrem Tode, fünfunddreißig Jahre lang, die große bequeme Parterrewohnung des Hauses 45 der Behrenstraße an der Charlottenstraßenecke.

Dort wurden ihnen am 18. October 1812 und am 15. Juni 1822 zwei Söhne geboren, Ferdinand Alexander und Gustav Ernst Robert-tornow.

Von dem Aeltesten soll hier eingehender die Rede sein.

Ferdinand Robert-tornow erwies sich früh als Jemand, der nie zu den Dutzendmenschen gehören würde. Ein Zeitgenosse, der Historiker Felix Eberty, sagte von ihm in den „Jugenderinnerungen eines alten Berliners":

„Die Natur hatte diesen meinen Freund so überreich, ja verschwenderisch ausgestattet, als wollte sie einmal in einer guten Stunde ein recht vollkommenes Menschenbild herstellen, um sich selbst und aller Welt eine Freude zu bereiten. Aus dem schönsten lieblichsten Kinde wurde ein ebenso schöner Knabe, der sich zum prachtvollsten Jüngling, zum stattlichsten Manne entwickelte. Seine geistige Begabung war nicht geringer als die leibliche. Das Lernen wurde ihm spielend leicht, sein biegsames Organ unterstützte ihn beim Gebrauch der fremden

Sprachen. — In hohem Grade musikalisch, besaß er zugleich eine ungemein liebliche Tenorstimme, die sich besonders für leichte und scherzhafte Vorträge eignete und in der Schule des berühmten Sängers Stümer kunstgerecht ausgebildet war. Unübertrefflich wußte er französische Couplets, von denen er unzählige im Gedächtniß hatte, halbsprechend zu singen. Er spielte sehr hübsch Clavier, zeichnete mit Geist, besonders Caricaturen, und trieb allerlei sonstige Liebhabereien mit großem Geschick. Voll Witz und Laune, übersprudelnd an drolligen Einfällen, galt er für den unterhaltendsten Gesellschafter."

Aus dieser Schilderung sieht man, wie sich in ihm die ästhetischen Gaben der Eltern vereinigt zur schönsten Blüthe entfalteten.

Ferdinand Robert genoß eine sorgfältige Erziehung. Die Grundlage hierzu legte die Cauer'sche Anstalt in Berlin, nachmals in Charlottenburg, ein Internat nach Pestalozzi'schen Regeln, wie es neuerdings Paul Güßfeldt als Ideal vorschwebt. Die Ausbildung des Körpers ging mit der des Geistes Hand in Hand, und die Classen waren nicht so überfüllt, daß die Berücksichtigung der Individualität des Einzelnen unmöglich gemacht worden wäre.

Danach besuchte der Knabe das Werder'sche Gymnasium gemeinsam mit Otto von Bismarck, erledigte das Abiturientenexamen, diente bei den zweiten Garde-Ulanen und bezog als der übermüthigste und dennoch fleißigste Studiosus beider Rechte die Universität Bonn im Jahre 1831.

Die damaligen Corps — Robert war „Bonner Preuße" — hielten darauf, daß ihre Mitglieder regelmäßig Collegia hörten und ausarbeiteten. Besonders sorgsam folgte Robert den Pandektenvorlesungen Bethmann-Hollweg's; doch fand er daneben noch hinreichende Zeit, dreizehn Mensuren siegreich durchzupauken, tüchtig zu zechen und echte Studentenstreiche zu vollführen.

Ueber alle dem lag aber noch in jenen Tagen ein Schimmer von Romantik, der unserer Jugend immer fremder zu werden scheint.

Ein Beispiel solcher Stimmung gibt Felix Eberty in seinem „Leben Walter Scott's" und in seinen „Jugenderinnerungen". Er schildert, wie Scott, der vergötterte greise Dichter, in Bonn übernachtete, wie die Studenten für ihn und seine wunderschöne Tochter schwärmten, und wie Robert, als Kellner verkleidet, sich der Weiterreise des Paares auf dem Rheindampfer anschloß, um die Dame seines Herzens, der er sonst nicht hätte nahen können, wenigstens zu bedienen.

Weitere Errungenschaften waren in solcher Maske natürlich ausgeschlossen und auch wohl kaum beabsichtigt. Es war wie ein Nachklang aus der Wertherzeit Goethe's, der sich dazumal auch verkleidet in harmlosen Liebeleien gefiel. Doch berichtet Eberty weiterhin, daß sein von ihm bewunderter Freund, dem er den Spitznamen „Bertrand" gibt, überhaupt „ein großer Verehrer der Damen" war, und fügt hinzu: „kaum wird Jemand in dieser Richtung größere und glänzendere Erfolge gehabt haben als er."

Nachdem er die beiden ersten juridischen Prüfungen in Berlin glücklich bestanden, reiste Robert im Sommer des Jahres 1834 mit Varnhagen von Ense nach Wien. Varnhagen berichtet ausführlich über diesen Aufenthalt in den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens". Onkel und Neffe fanden in der Wiener Gesellschaft die beste Aufnahme. Varnhagen war vom Congreß her dort in

guter Erinnerung geblieben, und die eben erfolgte Herausgabe von Rahel's Briefen in drei Bänden als „Buch des Andenkens für ihre Freunde" hatte die alten Zeiten neu belebt.

Den Höhepunkt für die Reisenden bildete ein Diner bei Metternich am 9. August in Baden bei Wien. Varnhagen schreibt darüber:

„Der Fürst war ungemein zuvorkommend, besonders gegen uns Fremde, fragte allerlei von Berlin, erzählte heitere Geschichten aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, scherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches sich auf das Gefühl argloser Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er sich im Ganzen schweigsamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung österreichisch-vornehm, das heißt lässig, zwanglos, vertraulich, koteriehaft, dreist."

Am 20. August trennten sich die Reisegefährten. Varnhagen schreibt darüber am folgenden Tage an Ernestine Robert-tornow in seiner redselig zierlichen Weise:

„Theuerste Schwägerin! Sie erhalten von mir noch aus Wien gute Nachrichten, während die nächste von Ferdinand nur erst von Triest zu erwarten ist. Gestern Abend nach 9 Uhr habe ich ihn auf die Post begleitet und abreisen sehen, in bester Gesundheit, voll frischen Muthes, unter treuen Wünschen und Versicherungen; er fährt in dem schönsten und bequemsten Wagen, bei günstigem Wetter durch reizende Gegenden, um noch größere und reichere Anblicke zu gewinnen. Alles läßt sich ihm gut und heiter an, und so seien auch Sie dabei ganz getrost, und begleiten ihn nur mit guten Wünschen und keiner Sorge! Er ist so verständig, so umsichtig und in Allem so gemäßigt, daß er auch allein sich überall sehr gut helfen und benehmen wird; übrigens hat er darin ja schon früher ganz gute Proben abgelegt. Hier bedauern alle Bekannten seine Abreise, Jedermann hat ihn sehr angenehm gefunden, insbesondere unser lieber General Tettenborn und seine treffliche Frau, welche Beide Ihnen alles Herzliche und Schöne sagen, und ebenso für Moritz mir die eifrigsten Empfehlungen austragen. Wer aber Ferdinand's Abreise am schwersten nahm, das war er selbst; er befand sich hier so gut, Wien gefiel ihm so sehr, daß aller Reiz Italiens vergessen war, und hätte er nicht in Berlin davon gesprochen, so würde er die Weiterreise von Herzen gern aufgegeben haben. Er reist also eigentlich für die Anderen! . . . . ."

Varnhagen fühlte sich nicht wohl genug zur Weiterreise und kehrte nach Berlin um, während der Neffe sich allein in Oberitalien erging. Anfangs bedauerte er in seinen Briefen an die Eltern, den kenntnißreichen Onkel nicht mehr zur Seite zu haben; dann aber athmete er freier allein.

Im Grunde war ihm Varnhagen's Natur unsympathisch, und dieses Gefühl steigerte sich später zu tiefer Abneigung, als die hämische Sucht des alternden Diplomaten außer Diensten, sich verkleinernd über brave Gegner zu äußern, überhand nahm. Wegen arger literarischer Indiscretionen, deren Zweck eitle Selbstbespiegelung war, wies Moritz Robert dem glattzüngigen Schwager die Thür, wie es denn seine kräftige Gepflogenheit war, selbstsüchtige Schadenstifter kurzab aus seinem Gesichtskreise zu verbannen. Dafür entwarf Varnhagen in seinen Mémoiren von dem Vortrefflichen ein gehässiges Zerrbild. Es war



natürlich, daß die Söhne des also Verkannten den Oheim trotz mancher Freundlichkeit, die sie von ihm erfahren, fortan als nicht mehr zur Familie gehörig betrachteten. Alle verwandtschaftlichen Beziehungen lassen sich erschöpfend eintheilen in: Wahlverwandtschaften, Prahlverwandtschaften und Qualverwandtschaften. Wenn letztere Schicht keiner Unterstützung bedarf, so thut Jeder wohl, sich ihrer zu entledigen. Varnhagen wurde mehr und mehr zum Qualverwandten schlimmster Art. Seine Schwestertochter Ludmilla verhökerte die ererbten Phiolen vielleicht ohne volles Verständniß des Inhalts, er aber war ohne Zweifel der „literarische Giftmischer", als welchen ihn Heinrich von Treitschke treffend gezeichnet hat.

Damals jedoch, im Jahre 1834, standen Varnhagen's bessere Eigenschaften noch im Vordergrunde, und dem zweiundzwanzigjährigen Ferdinand Robert ging in der That eine neue Welt auf durch den wohlwollenden Onkel, der überall, wie er zu sagen liebte, „Bezüge" hatte, und den Neffen in jeder Stadt, die er bereiste, durch wirksame Empfehlungen heimisch zu machen wußte.

Auf dieser Reise, in Wien durch die Ambraser Sammlung, in Venedig und in Mailand erwachte bei Robert die Leidenschaft für die Kunst, namentlich für das Kunstgewerbe der Renaissance und der Rococozeit, eine Leidenschaft, die seinem ganzen Leben den Stempel aufdrückte.

In Berlin stand man damals im Allgemeinen solchen Dingen sehr fremd gegenüber; Robert hingegen war in dieser Hinsicht nicht ganz ohne vorbereitende Jugendeindrücke geblieben. Die Großeltern hatte er nicht mehr gekannt, aber in seinem Elternhause waren noch einige schöne Stücke aus dem Familienhausrath des achtzehnten Jahrhunderts trotz der schweren Kriegszeiten pietätvoll bewahrt worden: das erwähnte Bild des 1787 verstorbenen Großvaters von Chodowiecki's Meisterhand, die Repetiruhr des gepuderten alten Kaufherrn, die er einst aus London mitgebracht, ein herrliches Werk mit den zierlichsten Rococoornamenten und dem „Urtheil des Paris" in getriebener Goldarbeit auf dem Deckel, Weinuntersätze mit silbernen Trauben und Ranken, gediegene braune Schränke in den geschweiften Formen der Fridericianischen Zeit und zart bemaltes Porcellangeräth aus der Berliner königlichen Manufactur. So war Robert nicht ganz ohne Gefühl für den Reiz edler Erzeugnisse der Kleinkunst aufgewachsen; aber kahle Nüchternheit bildete doch den Grundton in seinem elterlichen Heim wie in den Berliner Wohnungen überhaupt.

Von seiner ersten größeren Reise an faßte Robert den Gedanken, die schönsten alten Zierrathe, die Musterstücke kunstgewerblicher Blüthe vergangener Zeiten, von Cinquecento bis zum Empire, zu sammeln, um so in den wohlhabenden Schichten seiner Vaterstadt ein Pionier auf dem verwahrlosten Gebiete des Geschmacks für häusliche Einrichtung zu werden. Wiederholt bereiste er dann gründlich Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich und die Niederlande (in London war er nur flüchtig) und erwarb sich im Laufe der Jahre durch den Besuch unzähliger Kirchen, Schlösser, Museen, Privatsammlungen und Antiquitätenhandlungen, wie durch das Studium der einschlägigen Literatur, eine seltene Kenntniß der Kunst und des Kunstgewerbes.

Daneben aber ließ er die Jurisprudenz nicht ruhen; weniger aus Fachbegeisterung, als weil sein Vater streng darauf hielt, daß er ein tüchtiger Beamter werde.

Im Jahre 1838 war denn auch Robert Kammergerichtsassessor in Berlin und galt als eine ausgezeichnete Kraft. Er hatte gediegenes Wissen, arbeitete leicht und war ein scharfer Kopf; aber trotzdem fehlte ihm die rechte Berufsfreude. Seine Amtsthätigkeit fiel leider in eine Zeit, die mehr Juristen hervorbrachte als Stellen für sie vorhanden waren. Das Avancement stockte. Robert war acht Jahre lang unbesoldeter Assessor, ohne daß sich ihm eine Aussicht auf Weiterkommen darbot. Das Amt erschien ihm als langweiligste Tretmühle.

Um diese Zeit, im Jahre 1846, starb nach mehrjährigem Kränkeln sein Vater am Nervenschlage auf der Heimkehr von einem Nordseebade. Robert eilte seiner Mutter zu Hülfe, vernahm noch des Sterbenden letzte Worte: „Laßt mich mit meinem Gott allein!" und brachte den Verschiedenen und die von der Pflege Ermattete nach Berlin, wo diese nach wenigen Tagen am Typhus erlosch.

Schwer erschüttert ging Robert mit längerem Urlaub nach Rom, gab sich ganz dem Genuß von Natur, Kunst und Freiheit hin, bekam auf ein Nachurlaubsgesuch abschlägigen Bescheid und nahm kurz entschlossen den Abschied.

Er war damals vierunddreißig Jahre alt und im Besitze eines ansehnlichen Vermögens. Er glaubte, seine vielseitigen Interessen würden genügen, das Leben auszufüllen, und leichten Sinnes warf er den Ertrag seiner bisherigen Bemühungen fort. Zu spät erkannte er, wie falsch dieser Schritt ins Blaue gewesen. Ihm war der Vater zu früh gestorben, der ihm mahnend zur Seite stand.

Da sich nun aber ein Mann von seiner Art nie ganz verliert, sondern sich immer wieder auf irgend einem Gebiete bewähren muß, so leistete Robert als Sammler für die Hebung des Kunstgewerbes in Berlin, was er vielleicht in dem Grade für die Rechtspflege doch nicht geleistet hätte.

Mit seinem Freunde Schorn, dem feinsinnigen Director des Kupferstichcabinets, vertiefte er sich in kunsthistorische Studien und schied allmälig das Minderwerthige aus seiner Sammlung aus, die er mit dem Besten von den vielen Antiquitäten vermehrte, die ihm nun als Frucht seiner Reisen aus aller Herren Ländern zur Ansicht zugingen. Damals wohnte Robert zur Miethe in der Dorotheenstraße und sah sich nach einem eigenen Hause um, wo er seine Schätze besser unterbringen könnte. Er fand zu Anfang der fünfziger Jahre das Gesuchte, als sei es für ihn geschaffen worden.

Lange Zeit hindurch wohnte im Norden Berlins im Hause 11 (später 14—15) der Johannisstraße, welche die Große Friedrichsstraße mit der Artilleriestraße verbindet, ein wunderlicher alter Graf, Johannes Roß, der orientalische Gewebe, Geräthe und Schmucksachen sammelte, sich mit der Gesellschaft eines Mohrenknaben begnügte und in persischer Tracht durch seine Räume schritt.

Dieser Klausner und Sonderling starb im Jahre 1848. Seine Sammlung kam unter den Hammer, und sein Haus bezog der Volksmann Franz Duncker, dessen Frau Lina, geborene Tendering, eine Verwandte des Verstorbenen und die gescheidte Freundin Lassalle's war. Man druckte damals mit Hülfe des nachmaligen Verlegers der „Geflügelten Worte", Fritz Weidling, in dem rechten Flügel des Hauses die „Volkszeitung".

Das währte zwei Jahre lang, bis ein Speculant, Imme, das Grundstück erwarb, dessen Garten sich damals noch zur Oranienburgerstraße hin erstreckte.

Mit einem Theile dieses Gartens kaufte nun Ferdinand Robert-tornow das Haus, in welchem es ihm beschieden war, fast ein Vierteljahrhundert lang zu wohnen, und das durch ihn zur Wiege des heute so reich erblühten Berliner Kunstgewerbes wurde.

Was Schinkel und Beuth seit der Gründung des Berliner Gewerbeinstituts (1821) durch Musterblätter für häusliches Geräth anstrebten, trug zwar bei zur Erweckung des Formensinnes im Berliner Handwerkerstande, doch der Farbensinn ging leer dabei aus, und es fehlte völlig ein kunstverständiges Publicum, das seinen feinen Geschmack zur Geltung gebracht hätte.

Das Berlin der fünfziger Jahre huldigte immer noch einem vermeintlichen Griechenthum, das man durch Mahagonimeubles mit Plüschbezug, goldstrotzende Bilderrahmen und Kupferstiche mit öden weißen Rändern dem Bedürfniß der Neuzeit anzubequemen suchte. Vorherrschend waren blaue Tapeten, deren verjährter Prunk noch heute bei jedem Hausabbruch ans Licht der Sonne kommt. Doch gab es auch blumenreiche und grüne Tapeten, und rothe, welche mit Stolz „pompejanische“ genannt wurden. Von diesen kräftigen Hintergründen hoben sich kreideweiße Gipse überraschend ab, und ockergelber Thüranstrich nebst porcellanweißen Kachelöfen erhob das Ganze zum Gipfel des Ungeschmacks.

Man verfuhr so nicht aus Armuth, denn auch reiche Leute machten darin keine Ausnahme, sondern lediglich aus Verständnißmangel für verfeinertes häusliches Behagen.

Robert begann zuerst, die Farbenharmonie verklungener Tage in Berlin neu zu beleben, indem er den Stil der Renaissance und des Rococo wieder zu Ehren brachte, und Andere thaten es ihm nach, bis sich das Bedürfniß nach einem Kunstgewerbe-Museum einstellte, das dann, seit 1867, die Führung auf diesem Gebiete übernahm.

Die Gründung solcher Geschmacks-Bildungsanstalten wurde seit der Pariser Ausstellung des Jahres 1851 in England, Oesterreich und Deutschland als eine Nothwendigkeit empfunden. London ging mit dem South-Kensington-Museum voran; Wien, München, Berlin und Nürnberg folgten dem guten Beispiel. Nirgends aber wäre dergleichen möglich gewesen, wo nicht der Sinn schon durch Privatsammlungen geweckt war. Natürlich war dies in England, Frankreich und Italien früher der Fall als in Deutschland, wo der dreißigjährige Krieg solche Culturblüthen auf lange hin ausgerottet hatte; während in jenen Ländern viele Familien zu Kunstdynastien wurden, in deren Burgen und Palästen im Laufe der Jahrhunderte die edelsten Schätze sich ansammelten. Bei uns hingegen vermochten nur wenige Fürsten, oder Männer wie Goethe, dem das Schönste verehrungsvoll dargebracht wurde, nennenswerthe Kunstsammlungen zu schaffen. Außer dem Platz und den Mitteln fehlte auch fast völlig der Sinn dafür. Erst die lange Friedenszeit nach den Napoleonischen Stürmen konnte wieder so zarte Gedanken der Muse befördern. Wer hätte vorher in Berlin sein Leben zu einem Traum des Orients gestalten können, wie der Graf Johannes Roß, oder zu einer Rococo-Idylle, wie Ferdinand Robert-tornow?

Robert's Haus, einstöckig, stark unterkellert, mit hohem Ziegeldach, einem langgestreckten Mittelbau und zwei kurzen Seitenflügeln nach der Straße hin, lag, von dieser durch eine hohe grünberankte Mauer getrennt, vornehm zwischen Hof und Garten, überragt von mächtigen Miethskasernen. Auf dem rebenumsponnenen Hofe voll blühender Stockrosen ergoß das Nürnberger Gänsemännchen seine plätschernden Strahlen in ein von breiten Blattpflanzen umgrüntes Bassin, und an den Thüren der Seitenflügel standen auf Postamenten die vier Jahreszeiten, Rococoputten aus Sandstein, umrankt von Kletterrosen. Rechts ging es hinab in die gewölbten Keller, links zur Küche und zu den Dienstbotenräumen, und dort erhob sich, gekrönt von einer Metallvase, ein zierliches Brunnenrohr mit einem blanken Delphinspeier. Der großen eisernen Straßenpforte gegenüber führte die breite niedrige Mittelthür des Hauses, welche zwei rostige Candelaber flankirten, mit nur einer Steinstufe in das kleine Vestibüle, und von da aus ging man geraden Wegs durch das Musikzimmer auf die Veranda, deren steinerne Treppe mit sechs Stufen in den Garten führte. Zwei Kugellinden beschatteten diesen Sommersitz. Gegenüber an der langen Grenzmauer des schmalen Gartens stand unter einer Laube, die eine reiche Schmiedeeisenarbeit aus der Rococozeit schmückte, ein Apoll aus Sandstein auf hohem Postamente. Er stützte sich auf eine Lyra, hielt lauschend den Kopf empor und eine Hand erhoben, als wolle er den Takt schlagen, und ihm wiederum gegenüber, an der Längswand des zwölffensterigen grauen alten Hauses, geigten und bliesen vier dicke Sandsteinputten im Epheu, welche seine Capelle vergnüglich darstellten.

Sehr hohe Bäume, zwei weithinschattende Eulanthus, eine mächtige Ulme, eine Kastanie und eine Akazie versteckten mit ihren Blättern und Blüthen die kahlen Mauern der Nachbarhäuser und ließen die Neugier aus den vielen Fenstern eines Hinterhauses der Oranienburgerstraße nicht leicht eindringen. Es gab Plätze in diesem grünen Erdenfleckchen, welche den Gedanken, daß man in Berlin sei, völlig verschwinden machten; ein tiefes Ruhegefühl überkam Einen dort wie in einer Waldeinsamkeit, und diese Stimmung wurde erhöht durch zahme Hirsche und Rehe, die es sich da unter den Wipfeln wohl sein ließen.

Das Haus umschloß eine Reihe hoher, aber nicht großer Räume, welche zumeist ihr Licht von Norden, von der Gartenseite her, empfingen. Zwei Zimmer jedoch wurden durch Thüren, die in sonnige Cabinette führten, zugleich von Süden her erhellt, und die Fenster des rechten Seitenflügels wandten sich der Abendsonne zu. Im Winter, wenn die Bäume kahl waren, und die Fensterscheiben des Hinterhauses der Oranienburgerstraße im Sonnenlichte funkelten oder der Schnee im Garten leuchtete, war es besonders freundlich in den Nordzimmern, so daß die ganze Behausung trotz ihrer Lage zu ebener Erde bei gutem Wetter nichts Düsteres hatte. Auch war es nie feucht darin, und Oefen, Kamine und Luftheizung vom Keller her strahlten im Winter beliebige Wärme aus, während der heißeste Sommer dort leicht zu ertragen war.

Im Laufe der Jahre gelang es Robert, dieses stille Heim zu einem kleinen Museum zu machen, ohne chronologisch-katalogische Langeweile.

Jedes Stück, außer den Gegenständen, wie Taschenuhren, Medaillen, Dosen, welche die Schränke füllten, gehörte zur Gebrauchseinrichtung oder zum Schmucke



der Wände, Thüren und Fenster. Alle Gemälde, Schnitzereien, Pokale, Krüge, Gläser, Emaillen, Porcellane, Waffen, Meubles bildeten ein wohnliches Ganzes. Nirgends Ueberhäufung, nirgends Pedanterie. Robert wäre unfähig gewesen, etwa wie der Berliner Kammermusikus Hanemann, einige Hundert alter Krüge, oder wie der Baron Rothschild in Frankfurt a. M., einige Hundert alter Dosen zusammenzubringen. Es kam ihm gar nicht darauf an, die Entwicklung irgend eines Zweiges des Kunstgewerbes sammelnd klarzulegen. Er wollte vielmehr nur das Schönste, Reifste von jedem Zweige pflücken und die Früchte seiner Bemühungen so aufreihen, daß sie des Kenners Auge reizen, den Sinn des Handwerkers wecken sollten. Er hatte eine Künstler-, keine Gelehrtennatur. Dabei war er kein Freund einer strengen Trennung der Stilgattungen. Er stellte ohne Scrupel einen Empireschrank in ein Rococozimmer; denn er meinte, jeder vernünftige Mensch sähe die Erbstücke der Eltern und Großeltern gern beisammen, wie sich ja auch Bauten verschiedener Epochen auf so manchem Platze gut miteinander vertrügen. Es fiel ihm auch nicht ein, sein Behagen der Stilreinheit zu opfern. Und so behielt sein Hauswesen ein durchaus individuelles Gepräge. Nur ein dreifensteriger Raum mit zwei Cabinetten war mehr der Betrachtung als der Wohnlichkeit gewidmet. Von einer reich geschnitzten Danziger Holztäfelung aus dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts hoben sich dort die seltensten Gefäße ab, Gläser, Pokale und Krüge; durch alte Schweizer Scheiben fielen bunte Lichter auf köstliche Waffen; und ein mächtiger grüner Ofen, nach einem Nürnberger Modell und einer Florentiner Kachel aus der Sammlung errichtet, stand da wie ein Monument verschollener Zeiten. Jeder Ofen im Hause paßte in der Farbe zur Einrichtung seines Zimmers. Damals etwas ganz Unerhörtes.

Für die Verbreitung dieser guten Geschmacksrichtung sorgte später in Berlin der Schwager von Robert's Bruder, Albrecht Türrschmiedt, dem zu Ehren die Türrschmiedtstraße ihren Namen trägt, durch seine „Töpferzeitung". Dieser vortreffliche Secretär des „Polytechnischen Vereins" war unablässig um die Hebung der Keramik in seiner Vaterstadt bemüht; aber es dauerte Jahrzehnte, bevor die polychrome Ofenplastik in den besseren Berliner Wohnungen Aufnahme fand, und der Zweifel, ob einfaches Weiß nicht schöner sei als prunkende Buntheit, schien angesichts mancher Verirrung der Fabrikantenphantasie zunächst wohl berechtigt.

Durch die Musterstücke des Kunstgewerbe-Museums ist man natürlich jetzt vorgeschrittener. Auch die Ornamentik der Plafonds und Supraporten in Robert's Hause würde heute stilgerechter ausfallen. Aber es wäre undankbar, zu verkennen, was er als Entdecker in diesem den damaligen Berlinern sehr dunklen Lande des guten Geschmackes geleistet hat.

Besonders scharf war Robert's Blick für die Unterscheidung des Echten vom Nachgemachten, so daß man ihn gern bei Ankäufen in den Museen, Schlössern, Privatsammlungen und Antiquitätenhandlungen zu Rathe zog. Allmälig erwarb er sich mit seinem Sinne mehr als tausend vorzügliche Seltenheiten, eine Sammlung, deren Ruf in alle Hauptstädte Europa's und zu seinem Leidwesen auch in die Handbücher für Sehenswürdigkeiten in Berlin drang.

„Der Assessor Robert" wurde ohne seine Absicht eine Berliner Figur, sein Haus ein sagenumwobenes Kunsteiland im Meere der heranwachsenden Weltstadt.

Wer unbekümmert um das Urtheil Anderer in Wort und That genau seiner Laune folgt, gilt mit Recht als Sonderling, es bildet sich ein Anekdotennetz um ihn, ohne daß er es ahnt, und die Mythenbildung ist geschäftig, das Natürlichste zum Fabelhaften zu gestalten, was hiermit auf sich beruhen mag.

Goethe sagt in seiner Schrift „Der Sammler und die Seinigen“:

„Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gerne vorweiset, doch immer zu oft vorweisen muß, wird nach und nach, er sei übrigens noch so gut und harmlos, ein wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen bei Gegenständen, die ihm völlig bekannt sind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen, findet sich nicht immer Veranlassung, und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf, und vor ihnen genirt sich Niemand, Niemand zweifelt an seiner eigenen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht, Niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.“

So konnte denn auch Robert schnellfertiges Urtheilen über seine Schätze nicht vertragen und war „ein wenig tückisch“ gegen die Außenwelt gesonnen. Er zeigte sein Haus gern Solchen, die er dadurch fördern konnte; Künstler, Gelehrte, Handwerker und Sammler fanden leicht Einlaß bei ihm; aber die platte Schar der zwecklos Neugierigen wollte er nicht erdulden, und er empfing Fremde nur, wenn sie ihm von seinen Freunden als würdig empfohlen waren.

Ohnehin war sein Hauspersonal beschäftigt genug mit dem Säubern der zerbrechlichen und kostbaren Einrichtung. Eine Wirthschafterin, ein Koch, ein Diener, ein Hausmädchen und ein Pförtner sorgten für ihn und seine Sammlungen, welche acht Räume füllten.

Der beleibte alte Pförtner, der den Namen Sauerzapf mit Würde trug, hatte strengen Befehl, Unbekannte, die an dem Straßenthor klingelten, gar nicht erst auf den Hof zu lassen. Gewöhnlich behandelte er sie von oben herab, als seien es aufdringliche Kunsthändler, und sagte stolz in seiner Merseburger Redeweise: „Mer seindt mit Allem versehen.“ Half das nicht, so wählte er schärfere Worte. Als ihm einst auf seine Abweisungsformel ein Fremder erwiderte, „er wolle ja nur den Herrn besuchen,“ fragte er: „Kennen Sie ihn denn?“ — „Nein,“ versetzte Jener, „aber melden Sie mich an, ich bin der Baron R . . .“ Da sprach Sauerzapf mit Nachdruck: „Und wenn Sie der liebe Herrgott wären und kennten den Herrn Assessor nich, kämen Sie hier doch nich rin!“ und schlug das Thor zu.

In jüngeren Jahren wußte Robert, wo er auch weilte, einen heiteren Kreis um sich zu bilden. In Berlin waren es besonders Juristen und Officiere, Regierungsbeamte und Diplomaten, die das Leben mit ihm genossen, in Rom und Paris Kunstkenner und Künstler. Je mehr er in seinen Sammelinteressen aufging, um so mehr gewannen bei ihm die Letzteren auch in Berlin die Oberhand.

Wredow hatte den lockigen zarten Knaben modellirt, Eduard Magnus malte den Mann, der als ein hübscher Bonvivant gewinnend in die Welt blickt. Gemälde von Charles Hoguet, Winterhalter, Magnus, Karl Becker, van Muyden, Amberg



und Menzel schmückten sein Haus; und der erstgenannte vielseitige und fleißige Meister wurde sein treuer Freund und Jagdgenosse, ebenso wie der bescheidenste aller Maler, Leopold Güterbock, der einst seufzend die ernsten Worte sprach: „Jeder Strich, den ich male, ist eine Sünde."

Robert war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und ein ausgezeichneter Schütze. Unweit von Bernau, bei dem Dorfe Ladeburg, hatte er ein beträchtliches Revier seit dem Jahre 1849 gepachtet, dem er gesunde Bewegung, gebräunte Wangen und gute Braten verdankte.

Von dort heimkehrend, traf er eines Abends auf dem Bernauer Bahnhofe mit Bismarck zusammen. Es war zu Anfang der Sechziger Jahre. Bismarck stand als preußischer Ministerpräsident damals in scharfem Gegensatz zur öffentlichen Meinung wegen der Heeresreorganisation und war in höchstem Grade unpopulär. Er erkannte den alten Schulkameraden im Dunkeln an der Stimme wieder, nach mehr als dreißigjähriger Trennung, und lud ihn ein, sein Coupé mit ihm zu theilen. Wie so Viele machte er ihm Vorwürfe, den Staatsdienst verlassen zu haben. Als aber Robert die Freuden seines stillen unangefochtenen Daseins pries, da sprach der Vielgeplagte von seinen Lasten und der Gemeinheit, die ihm in den Weg trete, und wie man ihn sogar öffentlich verhöhne. Er habe neulich zur Erholung mit seiner Schwester Arnim der Vorstellung eines Taschenspielers beigewohnt. Da habe dieser Mensch Eier zerschlagen und Photographien bekannter Personen daraus hervorgezaubert. So sei auch sein Bildniß erschienen und mit den Worten vorgezeigt worden: „Pardon, das ist ein faules Ei!" Und das Publicum sei darüber in hellen Jubel ausgebrochen. . . . Das weitere Gespräch drehte sich, bis der Zug in Berlin hielt, um die Freuden der Jagd, und es blieb das letzte zwischen den beiden Jugendgenossen.

Zuweilen dehnte auch Robert seine Jagdausflüge bis nach Ruhnow in Pommern aus, wo sein Bruder ansässig war.

Dieser um zehn Jahre jüngere Bruder, Gustav Robert-tornow, hatte einen ganz anderen Lebensweg eingeschlagen, um auch, auf seine Weise, ein Pionier der Cultur zu werden. In jungen Jahren wandte er Berlin den Rücken, lernte Landwirthschaft in Turwia, von Desiderius Chlapowski gastlich aufgenommen, in Dahme bei dem Amtsrath Kaiser und in Poppelsdorf, besichtigte wiederholt Landsitze in England, bereiste mit Thackeray und anderen gescheidten Engländern im Jahre 1844 die Türkei, Griechenland, Kleinasien, Palästina, Aegypten und Italien, kaufte Jahrs darauf die Güter Ruhnow und Winningen im Regenwalder Kreise und heirathete als Fünfundzwanzigjähriger eine Tochter der in den altberliner Zeiten namhaften Musikerfamilie Türrschmiedt[1]), wodurch ihm eine Tochter und drei Söhne erwuchsen. Er erhob in einer damals noch wenig kultivirten Gegend seine Güter zu genannten Musterwirthschaften, erbaute Kirchen, Schul- und Wohnhäuser, Scheunen und Ställe, eine Fabrik und ein wohnliches Schlößchen, legte einen schönen Park an, war zeitweilig Landtagsabgeordneter, Ehrenpatron der Synode, Ritterschaftsdeputierter, bekleidete alle erdenklichen Kreisehrenämter und trieb dabei unentwegt philosophische, theologische, historische und

[1]) Vergl. die Tonkünstler-Lexika von Freiherrn v. Ledebur, Fétis u. A.

politische Studien. Seine Bibliothek war für einen Gutsbesitzer recht reichhaltig, für einen hinterpommerischen Gutsbesitzer phänomenal. Seine Lieblingsautoren waren Hegel, Ranke, Bunsen, Thackeray, Reuter, Dickens, Bulwer, Goethe und Juvenal, dessen Satiren er in deutsche Jamben übertrug. Das Landrecht und die Bibel kannte er trotz einem Richter und Pfarrer. Der Grundzug seines Wesens war es, seine Existenz Anderen zum Opfer zu bringen. Er entfaltete darin eine bewunderungswürdige Kraft, mit welcher, bei aller Anlage zur Kritik und Oekonomie, die edle Schwäche verknüpft war, eigennützigen, energischen Naturen allzu sehr nachzugeben, wenn sie sein Mitleid oder seine Neigung zu wecken verstanden. Sonst aber fehlte es ihm nie an Festigkeit. Noch im Sommer 1870 meldete sich der hochgradig Kurzsichtige, um als alter Lieutenant der Landwehr-Kavallerie mitzuthun, was er dann freilich seinen ältesten beiden Söhnen überlassen mußte; und als er, achtzehn Jahre später, qualvoll an der Wassersucht starb, kam kein Wort der Klage über seine Lippen. Da die Ansichten der beiden Brüder in fast allen wesentlichen Lebensfragen weit auseinander gingen, und ihre Umgangs- und Interessenkreise völlig verschieden waren, so geriethen sie natürlich oft in Disharmonie. Ebenso natürlich aber war es, daß sie sich immer wieder zu einander hingezogen fühlten; denn die Fülle gemeinsamer Erinnerungen ist eine Macht, die uns sogar an Menschen zu ketten vermag, mit denen wir sonst innerlich Nichts mehr theilen. Soweit ging nun hier der Zwiespalt nicht, aber er war da und von Früh an vorbereitet. Robert war, so zu sagen, Italien in die Glieder gefahren, seinem Bruder England. Robert wurde Epikuräer, sein Bruder Stoiker. Auch äußerlich trat dies hervor. Robert schritt behäbig und aufrecht einher, sein Bruder war schlank und schnell und ging gesenkten Hauptes.

Je mehr wir dem Genuß huldigen, um so waffenloser werden wir gegen Schicksalsschläge. In Ferdinand Robert's glatt und leicht dahinfließendem Leben trat im Jahre 1867 eine Störung ein, die lange sein Gemüth bedrückte und ihn fühlen ließ, daß er nun alt geworden sei. Nach schweren Leiden, die er durch treue Pflege zu lindern gesucht, starb ihm seine beste Freundin, die zwanzig Jahre hindurch den tiefsten Antheil an seinen Passionen genommen hatte.

Die ersten Spuren eines Herzleidens zeigten sich bei ihm. Schlaflos wanderte er durch seine schönen kunstreichen Räume, und Alles, was ihn sonst entzückte, war ihm verleidet. Ein trüber Hang zur Einsamkeit bemächtigte sich seiner. Sein Sarkasmus vertrieb Viele, die sonst sein Frohsinn herbeigelockt, und er selbst litt unter seinen Schrullen und Grillen am meisten. Allmälig nur fand er sich wieder zurecht und empfing einzelne Freunde; aber Misanthropie und Hypochondrie ließen sich doch nicht mehr ganz verscheuchen. Er grübelte über den Tod, dachte an Höllenstrafen, sah die meisten Menschen mit Mißtrauen an und empfand den Besitz seiner Sammlungen als eine unerträgliche Last.

In jenen Jahren der Trübsal war es ein Glück für Robert, daß sein Bruder oft nach Berlin kam und ihm zur Seite stand, und ein noch größeres Glück, daß ein fast unverwüstlich lebensfroher Freund, nach langen Streifzügen nun seßhafter geworden, in seiner Nähe, an der Universitäts- und Georgenstraßenecke, sich ein Haus zu bauen unternahm.

Dieser Freund, der Graf Wilhelm von Pourtalès, nur wenige Jahre jünger als Robert, war von Geburt ein Neufchâteler, von Erziehung ein Berliner und von Natur ein Europäer. Auch sein freies Dasein ruhte auf ererbtem, allerdings viel bedeutenderem Wohlstand, der auch aus kaufmännischer Familienvergangenheit herrührte. Auch er hatte den feinsten Kunstsinn und regen Sammeltrieb, wurde als ein schöner, talentvoller Mann von den Frauen verwöhnt und war in der Gesellschaft der Hauptstädte Europas ebenso gut zu Hause, wie in den modernen Literaturen. Während sogar die reichsten Berliner ihr etwaiges Lesebedürfniß meistens durch geborgte Bücher befriedigen, hielt er es für Anstandspflicht gegen die Verfasser, Alles, was er lesen wollte, zu kaufen. Während zumeist der Land- und Militäradel bei uns Gelehrte und Künstler durchweg als Menschen zweiter Klasse betrachtet, was diese mit demselben Vorurtheil zu vergelten pflegen, suchte er die genießbaren Elemente unter ihnen heraus und fand in ihrem Umgang die reinsten Freuden. Und während die Mehrzahl Christi Lehre nur im Munde führt oder sie prahlend befolgt, gab er Unterstützungswürdigen mit vollen Händen, ohne damit zu prunken. Sein Dasein in Berlin war, wie das Robert's, ein in vieler Hinsicht wohlthuender Anachronismus. Eigentlich gehörten Beide in das Paris Ludwig's XV., oder, noch besser, in das Florenz des Cinquecento, dessen Kaufmannsgeschlechter so viele leidenschaftliche, freie, kunstbegeisterte Charaktere hervorbrachten, die nach durchstürmtem Leben ihre Zuflucht in der Religion fanden.

Damals und in den Siebenziger Jahren stand aber Guillaume Pourtalès noch mitten im Strom des Lebens. Sein Einfluß auf alle die Kunst betreffenden Fragen reichte weit. Er war der Liebling des greisen Kaiserpaares und gern gesehen an vielen Höfen, wie in den verschiedensten Gesellschaftsschichten. Obwohl niedrige Naturen ihm schmeichelten, blieb er im tiefsten Herzen rührend bescheiden. Er war eine wandelnde Chronik ohne Scandalsucht; denn sein Wohlwollen übertraf noch seinen Witz, den er nur gegen Verächtliches richtete. Seine Diners von fünf bis zehn Personen waren damals nicht nur gesucht wegen der vollendeten Zusammenstellung der Speisen und Getränke, sondern vornehmlich wegen der klugen Zusammensetzung der Gäste, die er durch eine bezaubernde Unterhaltungsgabe zu lebendigen Mittheilungen anzuregen wußte. Wo immer dieser alte Grandseigneur mit der hohen Gestalt, dem feinmodellirten kahlen Kopf auf dem starken Nacken, den leuchtenden kinderblauen Augen und dem mächtigen schneeweißen Schnurrbart in dem lebhaften schönen Antlitz einen Salon mit seiner Gegenwart erfreute, ging von ihm ein Hauch der Belebung aus; denn Niemand wußte besser zu erzählen und Treffendes herzlicher zu belachen als er.

Einer so siegreich sonnigen Natur konnte der Einsiedler in der Johannisstraße nicht widerstehen. Pourtalès war ihm täglich willkommen. Stundenlang saßen dann die beiden alten Herren in dem schattigen Garten, wo die Rehe weideten, oder auf dem Rosenhof, wo der Brunnen im Sonnenschein plätscherte, oder Winters am flackernden Kamin unter Kunstschätzen, Vergangenheit und Zukunft eifrig erwägend. Den Hauptstoff für ihre Gespräche lieferte das alte Berlin und das neue, welches sich nach Düppel, Sadowa und Sédan mit Riesenschnelle entwickelte. Robert, durch sein eingesponnenes Leben, seine Versunkenheit in die

Kunst entschwundener Zeit fast reactionär in allen Tagesfragen, citirte mit Vorliebe (aber nicht ganz wortgetreu) aus dem Testamente Friedrich Wilhelm's III. den Satz: „Fritz, hüte dich vor Neuerungen!“ . . . wobei er den Zeigefinger der linken Hand warnend zu erheben pflegte, da seine Rechte immer mit der Cigarre beschäftigt war. Pourtalès dagegen, der noch ein Schmetterlingsdasein führte, sah dem Wandel der Dinge heiter zu und schmiedete Pläne, wie man Berlin verschönern könne. Sein Lieblingsgedanke war, der Mittelbau der Universität müsse abgebrochen und vom Opernplatz bis zur Oranienburgerstraße eine breite Avenue durchgelegt werden, die dann Raum für prächtige Paläste, Parlamentshäuser, Theater, Bibliotheken, Akademien und Museen darböte, während eine neue Universität mit einem „Quartier latin“ in Schönhausen etwa entstünde. Das Disputieren mit Robert, dessen graziöse Schlagfertigkeit wieder erwachte, wurde ihm zum Bedürfniß, sein Rath in Bezug auf den Hausbauplan unentbehrlich. Am 1. October 1873 konnte der Abbruch begonnen werden, und mit Hülfe des Baumeisters Bohm gelang es Pourtalès in kaum zwei Jahren, sich ein kunstvolles wohnliches Heim für seine alten Tage zu errichten, das Vielen eine Stätte idealen Lebensgenusses wurde.

In diesen Jahren nach dem großen Kriege übernahm unser heldenhafter Kronprinz Friedrich Wilhelm als Friedensfürst das Protectorat über die Museen und suchte sich gründlich auf allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes umzuthun. Robert's Sammlung kennen zu lernen, schien ihm nothwendig. Nur wollte er zarter Weise den Klausner nicht mit seinem Besuch überrumpeln; und so betraute er den Kammerherrn Grafen Seckendorf mit der Mission, die Wege zu ebnen.

In Bezug hierauf sagte er später lachend zu Gustav Robert: „es ist mir noch nirgend so schwer gemacht worden, einzudringen, als bei Ihrem Bruder.“

Robert nämlich war auf dem Punkte des Einsiedlerthums angelangt, wo die Bequemlichkeit dem Menschen über Alles geht und wo namentlich Aufsehenerregendes oder Genirendes zu einem Schreckniſſe wird. Nach langem Hin und Her bat er, der Kronprinz möge wenigstens ohne Begleitung kommen und nicht vorfahren, damit nicht die halbe Straße zusammenliefe und der Besuch in die Zeitungen käme, da dann allerhand Neugierige beständig an der Klingel reißen würden.

So kam denn der Kronprinz allein und zu Fuß, und Robert fand bald erleichterten Herzens, daß er einen zwanglosen für alle Interessen offenen Geist vor sich hatte. Er thaute schnell auf, und nach zweistündiger Besichtigung der Sammlungen gestand ihm der Kronprinz, seine Erwartungen seien in jeder Hinsicht übertroffen, auch in Bezug auf die Person des Sammlers, da er „statt eines menschenscheuen Eremiten den unterhaltendsten Mann der Gesellschaft in ihm gefunden;“ und er fragte beim Abschied: „ich darf wohl das nächste Mal meine Frau mitbringen?“ Der bald darauf erfolgende Besuch des kronprinzlichen Paares brachte nun Robert in eine völlige Verzauberung, da ihn für die Kronprinzessin Victoria, deren Kennerschaft ihn erstaunte, eine tiefe Adoration ergriff. Die eingehende Theilnahme an seinen Bestrebungen, denn die Besuche wiederholten sich, warf einen Sonnenglanz über den Abend seines Lebens. Seine Sammlung er-

schien ihm nicht mehr als eine Last, er trachtete wieder, sie zu bereichern. Nur blieb die Angst bestehen, was nach seinem Ableben aus diesem seinem „zweiten Ich“ werden würde. Er war so Eins mit seinen Schätzen geworden, daß es ihm unerträglich dünkte, sie könnten in alle Winde zerstreut werden. In Berlin, dachte er, solle die Sammlung bleiben, aber in keinem Museum, da sie dort in die Fachabtheilungen zersplittert würde und mittlerweile auch die Museen hinreichend versorgt wären, um das Seinige verschmerzen zu können. Wenn er sich eine Privatperson als Erben ausmalte, so befiel ihn der gerechte Zweifel, ob die Sachen nach dessen Tode nicht doch unter den Hammer kämen. Und so setzte er, nach vorangegangener Verständigung mit seinem Bruder, diesen lediglich zum Erben des Hauses und Vermögens ein, indem er, nach eingeholter Genehmigung des Kaisers wie des Kronprinzen, seinem Testamente, ohne Wissen der hohen Legatarin, folgendes „Codicill“ anschloß:

„Ich habe im Laufe vieler Jahre antike Kunst- und kunstgewerbliche Gegenstände der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Epochen gesammelt und lange darüber gedacht, wie ich es anzufangen, damit die Sammlung nach meinem Ableben zusammen bliebe und einem Kunstfreunde in ähnlicher Weise Freude gewähre, wie ich empfunden. Wollte ich diese Sammlung einem Kunst- oder kunstgewerblichen Museum hinterlassen, so würde diese Absicht nicht vollständig erreicht werden, und deshalb habe ich mich lange nach einer Persönlichkeit umgesehen, von der ich annehmen dürfte, daß der Besitz für dieselbe keine Last und die Freude daran eine ähnliche seyn würde, wie ich sie während meines Lebens genossen habe. Endlich ist mir dieses Glück zu Theil geworden, diese ersehnte Persönlichkeit in der Frau Kronprinzessin kennen zu lernen; und deshalb vermache ich hierdurch meine ganze Sammlung antiker Kunst- und kunstgewerblicher Gegenstände als Legat

der Frau Kronprinzessin Victoria,
Prinzeß Royal von Großbritannien.

Ich beabsichtige, einen vollständigen, verständlichen Katalog noch anzufertigen, und wenn mir dies gelingt, so soll dasjenige, was dieser Katalog enthält, das Legat bilden; sollte aber bei meinem Ableben ein solcher Katalog nicht vorhanden seyn, so bestimme ich, daß außer den wirklich antiken Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen auch diejenigen Meubles, welche ich in antikem Stil habe anfertigen lassen, sowie sämmtliche an den Wänden meiner Zimmer hangenden Zeichnungen und Oelbilder, mit alleiniger Ausnahme der beiden Oelporträts von Magnus und Winterhalter und des Porträts meines Großvaters von Chodowiecki, zu dem Legate gehören. Ueberhaupt soll bei etwaigem Zweifel immer zu Gunsten der hohen Legatarin interpretirt werden.

Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin das Legat huldreichst acceptiren wird, und sage hierfür Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit meinen tiefgefühlten Dank; denn abgesehen davon, daß hierdurch meinem im Eingange ausgesprochenen Wunsche vollständig genügt wird, ist auch zugleich die mit dem zunehmenden Alter abnehmende Lust am ferneren Sammeln in mir neu belebt worden.

Möge Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin noch lange sich dieses Besitzes freuen."

Berlin, den 21. Juni 1874.

Ferdinand Alexander Robert-tornow.

Nachdem er also sein Haus bestellt hatte, fand Robert eine noch tiefere Befriedigung im weiteren Verkehre mit dem kronprinzlichen Paare. Er, der seit vielen Jahren allem Gesellschaftszwange ausgewichen, fuhr im Sommer gern zu Tisch hinaus nach dem „Neuen Palais" und im Winter zu dem Palais am Opernplatz. Ja, es ereignete sich sogar, daß er in einem „Mäntelchen von starrer Seide" einem Maskenballe dort beiwohnte und auch dessen Wiederholung beim Kaiser im alten Schlosse nicht versäumte. Trug doch bei diesen Festlichkeiten die Kronprinzessin Victoria einen antiken Schweizer Silbergürtel aus seiner Sammlung, der ihm mit folgendem Handbillet wieder zugestellt wurde:

„An den Assessor Herrn Robert-tornow. Berlin.

„Die schöne Kette
mit bestem Dank
zurückerstattet
Victoria

Den 11. Februar 1875. Kronprinzessin."

Der ungesuchte Jambenfluß dieser Zeilen war für Robert, der gern und gut Verse schrieb und mit Grazie Lieder von Béranger übersetzte, eine solche Freude, daß er umgehend antwortete, er würde den Brief „zu den Kleinodien seiner Sammlung" legen.

Im Frühling desselben Jahres begab sich Robert mit seinem jüngsten Neffen auf eine Reise, die über Kassel und Köln nach Paris führen sollte. Er gedachte, dem Neffen Etwas von der Welt zu zeigen und womöglich für sich bei Antiquaren Schönes zu erwerben. Jedoch schon in Kassel begann er über Herzstockungen zu klagen und ließ sich in Köln zur Rückkehr bestimmen. Er glaubte, daß er bald sterben müsse, da noch kein Robert dreiundsechzig Jahre alt geworden sei; und am 18. October 1875 wäre für ihn diese Grenze erreicht. Dann wieder vergaß er den Aberglauben und wünschte, sein Neffe möchte im kommenden Winter zu ihm ziehen, um den Katalog seiner Sammlung bearbeiten zu helfen. Wieder in Berlin angelangt, fühlte er sich bald wohler, obgleich nie mehr ganz sicher. Jeder kleinste Aerger ließ die Beschwerden von Neuem auftreten. Und ein gründlicher Aerger sollte ihm nicht erspart sein.

Die Besitzer seines schönen Jagdreviers hatten es, ohne ihn zu befragen, anderweitig verpachtet. Im kommenden September war es für ihn vorbei damit. Ein schwerer Schlag für Jemanden, der so fest, wie er, an alten Gewohnheiten hing. Sechsundzwanzig Jahre lang hatte er in jenen Wäldern Erfrischung gefunden. In der Nähe Aehnliches zu erlangen, mochte nicht leicht sein und erschien ihm unmöglich. „Es ist ein Wink des Himmels," rief er aus, „ich soll nicht mehr jagen!"

Als aber die Zeit herankam, wo er am liebsten draußen zu sein pflegte, beschloß er, doch zum Abschied das ganze Revier noch einmal durchzunehmen, um

dann endgültig die Flinte an den Nagel zu hängen. Er fühlte sich wieder frischer, sah kerngesund aus und wagte sich auch gutgelaunt nach Potsdam hinaus, als er in das „Neue Palais" geladen wurde. Der Gedanke an den Tod war mehr in den Hintergrund getreten, der Ingrimm über die Tücke der Jagdverpächter gemildert, und er grollte, schon halb scherzend: „Ich will ihnen aber doch noch vor Thoresschluß alle Hasen wegschießen!"

Der 13. September des Jahres 1875 gehörte zu den wärmsten, sonnigsten Herbsttagen, die das Klima der Mark aufzuweisen hat. Es war der Tag, mit welchem die Jagdpacht Robert's ablief.

So fuhr er denn mit seinem gleich ihm ergrauten Jugendfreunde, dem Maler Leopold Güterbock, und zwei Treibern von Bernau aus durch das Dorf Ladeburg im offenen Jagdwagen weit hinaus in die Forst. Der herrliche Morgen weckte heitere Erinnerungen und tröstete fort darüber, daß doch Alles einmal ein Ende nehme, wie nun auch dieses so oft gemeinsam genossene Jägervergnügen. An einer Lichtung hielt der Wagen. Sie stiegen aus. Vor ihnen lag eine Niederung voll Buschwerk. Robert stellte den Freund unweit von seinem Standort an und befahl den Treibern, die Niederung zu umgehen und ihnen das Wild entgegenzutreiben.

So standen die beiden alten Herren in angenehmer Erregung im Herbstsonnenschein, luden die Flinten mit Hasenschrot und nickten einander schweigend zu. Urplötzlich aber sank Robert rücklings in das Haidekraut . . . . mit einem kurzen Ruf . . . . dann war Alles still . . . .[1])

Sein Freund erschrak, glaubte ihn aber nur ohnmächtig. Er rief die Treiber herbei, hob mit ihrer Hülfe den Leblosen auf den Wagen und hielt ihn aufrecht im Arm, bis sie nach Bernau kamen, wo der Arzt den Tod durch Herzschlag feststellte.

Tags darauf ruhte der Verblichene in seinem Hause, und wer ihn sah, erstaunte über die Schönheit dieses Todten, dem ein Siegeslächeln den Schein erhöhten Lebens verlieh.

Am Morgen der Bestattung erhielt Robert's Bruder folgendes Handschreiben mit einem schönen Blumenkranze:

„Dem Rittergutsbesitzer Herrn Robert-tornow. Johannisstraße 11.

Neues Palais. Potsdam, den 17. September 1875.

Es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen an dem heutigen für Sie und die Ihrigen so überaus traurigen Tage meine Theilnahme an dem herben Verlust, den Sie erlitten haben, auszudrücken.

Die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode Ihres vom Kronprinzen und von mir gekannten und verehrten Bruders hat uns wahrhaft erschüttert — und nur mit Wehmuth kann ich daran denken, daß ich erst vor kurzer Zeit noch ihn im vollsten Wohlsein gesehen und mich wie immer an seiner Unterhaltung erfreut habe. —

---

[1]) Felix Eberty läßt in seinem oben erwähnten Buche ganz romantisch den Freund „Bertrand" in einsamer Jagdhütte sterben. Er war falsch berichtet.



Es ist heute zu meiner Kenntniß gekommen, welche Entschließungen Ihr seliger Bruder in Bezug auf seine werthvolle Sammlung gefaßt hat, und mit Rührung spreche ich meinen Dank aus!

Wie manche lehrreiche und angenehme Stunde verbrachte ich im Bewundern der so sinnig, mit so seltenem Geschmack und so gediegenen Kenntnissen gesammelten Gegenstände. Die Erinnerung daran wird mir ewig unvergeßlich bleiben, sowie alle uns von Ihrem Bruder erwiesene Freundlichkeit.

Das einzige Gefühl, welches meine wehmüthige Freude stören könnte, von nun an diese Gegenstände meiner Obhut anvertraut zu wissen, wäre das, Sie möchten sich schwer von solchen trennen, die Ihnen gewiß im Laufe der Zeit theuer geworden sind. —

Ich bitte Sie, den beifolgenden Kranz von Blumen aus meinem Garten auf die letzte Ruhestätte des Verstorbenen in meinem und des Kronprinzen Namen zu legen und nochmals den Ausdruck unserer aufrichtigsten Theilnahme entgegenzunehmen.

Victoria,
Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen
und Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland."

Einige Zeit danach empfing Gustav Robert, nachdem er im „Neuen Palais" gewesen, den Besuch der hohen Legatarin, welche, begleitet vom Kronprinzen und den Kammerherren von Normann und Graf Seckendorff, zum letzten Male durch diese in ihrer Art einzigen Räume schritt und die feinempfundene Bestimmung traf, daß die Gemälde von Charles Hoguet, gleich anderen Erinnerungen, nicht als zur Sammlung gehörig zu betrachten seien. Der Kronprinz aber, in dessen edlen Zügen ein feierlicher Ernst lag, gab seiner Stimmung durch die wohlthuenden Worte Ausdruck: „Mir ist zu Muthe, als wäre uns ein naher Verwandter gestorben."

Auf den Wunsch des kronprinzlichen Paares blieb die Sammlung noch einige Monate in dem Hause des Erblassers, woselbst sie durch den Director des Kunstgewerbe-Museums, den Professor Dr. Julius Lessing, provisorisch katalogisirt und Stück für Stück mit der Chiffre RT gezeichnet wurde, um alsdann ihre Aufstellung im „Prinzessinnen-Palais" zu finden.

Jetzt aber schmückt sie, ganz im Sinne des Testators, die Wohnräume Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich. Nebst den Kunstwerken eigener Wahl wurde sie nun mit einem beschreibenden Katalog versehen, welchem, auf den Wunsch Ihrer Majestät hin, diese Blätter als Einleitung dienen sollen.

Ferdinand Alexander Robert-tornow ruht auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe zu Berlin zwischen den Gräbern seiner Großmutter, seiner Eltern, seiner Schwägerin und seines Bruders. Sein Haus wurde von dem Letzteren noch bis zum 8. März des Jahres 1888 bewohnt. Vom Beginn des Jahres 1890 an ging es in fremde Hände über und verschwand vom Erdboden. Der Geist aber, welcher darin gewaltet, lebt fruchtbringend weiter, wie alles Schöne auf Erden.



Die Etappenstraßen von England nach Indien

Von

Otto Wachs, Major a. D.

„Die Welt ist nicht groß," sagte schon Christoph Columbus, und seitdem die Wissenschaft die Entfernung überwunden und den Raum fast illusorisch gemacht hat, ist sie noch viel kleiner geworden. In demselben Maße aber, wie die bewohnte Welt sich verkleinerte, wurde nicht nur ihr Pulsschlag lebendiger und rascher, sondern auch die Aufgaben der Politik und Strategie sind größer und weitgreifender geworden: es ist heute selbst für den friedsamen Bürger nicht mehr gleichgültig, ob die Völker hinten in der Türkei aufeinanderschlagen. Während es früher nur Ein Weltmeer gab, das mittelländische, in welchem die Geschichte der Völker besiegelt wurde, führen heute Handels- und Heerstraßen über die großen Oceane nach ehedem weltentlegenen Gebieten, auf denen man scheinbar friedlich marktet, die aber in naher oder ferner Zukunft sich schnell in Schlachtfelder verwandeln werden, wenn aus dem zwar noch stillen Widerstreit der Interessen die Flamme emporschlägt, und Kraft die Gegenkraft zu vernichten strebt. So hat sich neben die Landstrategie die Seestrategie gestellt, und erweist sich nicht nur thätig, wenn der Krieg entbrannt ist, sondern bringt sich auch im Frieden zur Geltung. Denn der Wettkampf der großen Nationen um Küsten, Inseln und Eilande dauert ununterbrochen, nicht nur um fruchtbare, gesegnete Fluren, sondern bisweilen um Punkte, die nur Felsblöcke sind, aber detachirte Forts darstellen, nautisch strategische Vortheile als Etappenorte bieten und erst dadurch in mittelbarer Weise für Handel und Gewinn wichtig erscheinen.

Zwei Weltmächte insonderheit sind es, deren Macht- und Interessenkreise, sowie die verhängnißvolle Raumfrage derart ineinander übergreifen, daß es fast scheinen möchte, als ob ihre Gegnerschaft eine geschichtliche Nothwendigkeit sei. Wir meinen die große Landmacht Rußland und die gewaltige Seemacht Britannien.

Dem scharfen Beobachter kann es nicht entgehen, wie seit lange diese beiden Weltreiche einen stillen, aber nichts desto weniger heißen Kampf führen, dessen Object zunächst die Anlage gesicherter Etappenstraßen nach Indien und Ostasien ist. Jede dieser Mächte fühlt es, wie wichtig die Beschaffenheit der Heerwege ist,

und bei dem Transport zu Kriegszwecken die englische Sentenz: „Zeit ist Geld" nicht mit Unrecht in: „Zeit ist Sieg" übersetzt werden darf.

Rußland bedroht England in Indien, und England seinerseits versäumt trotz der Aufgabe der seestrategischen Burg Port Hamilton nichts, um dort, wo das große Slavenreich die linke Hand ins Weltmeer streckt, in Ostasien nämlich, die russische Entwicklung zu hemmen. Wenngleich das zukünftige Schlachtenterrain in Centralasien weit von den Amurlandschaften abliegt, so besteht dennoch ein tief innerlicher Zusammenhang zwischen beiden Gebieten.

Während Rußland neue Landwege nach Persien und Afghanistan baut und an der großen sibirischen Bahn emsig schaufelt, vertraut England der Woge, auf welcher ihm bis jetzt so Großes gelungen ist, und durch welche es sich im Vorsprung wähnt. Denn die Vortheile der Etappenstraße zu Wasser gegenüber der auf Eisenbahnen leuchtet Jedem ein, der sich erinnert, wie im Jahre 1870—71, trotz mustergültiger Benutzung und trotz großer Leistungsfähigkeit der deutsch-französischen Schienenwege, diese den an sie zu stellenden Forderungen nicht genügen konnten, während, wie schon oft, z. B. im Krimkrieg bewiesen, an ein Transportwesen zur See kaum zu hohe Ansprüche gestellt werden können; selbst die höchsten sind realisirbar.

Wir behalten uns für später eine militärische Betrachtung der Etappenlinien Rußlands in Asien vor und beschäftigen uns heute eingehend nur mit einer von jenen Straßen, welche von dem britischen Inselreiche nach Indien durch den Suezcanal führt. Außer dieser Linie stehen England noch vier andere zur Verfügung. Eine ältere und veraltete, die um das Kap der guten Hoffnung führt mit den britischen Stützpunkten an Afrika's West- und Ostküste, der Simons-Bai im Süden und den Inseln Ascension, St. Helena und Mauritius. Die zweite und neueste, in der That imperiale Route ist die englische Hochstraße durch die Nordatlantis über die nordamerikanische Dominion und den Pacific nach dem indischen Ocean; dieser werden wir in einem späteren Aufsatze gerecht werden. Den beiden letzten Wegen endlich durch die ganze Breite und Länge der Atlantis nach Westindien, respective um das Kap Horn, und, nachdem man auf ersterer die mittelamerikanische Ueberlandroute zurückgelegt hat, über das weite pacifische Gebiet und den indischen Ocean, ist mit der Erwähnung ein Genüge gethan.

I.

Wenden wir uns also jetzt der ersten der fünf genannten Hochstraßen von England nach Indien, jener durch den Suezcanal zu, so ist es nicht nöthig, über die Anfangsetappenorte derselben in England, die großen Hafen- und Depotplätze an der Themse, an der Südostküste, wie Dover u. s. w., und an der Südküste etwas zu sagen; wir heben indeß den durch die Insel Wight und die Halbinsel Gosport geschützten Ankerplatz von Portsmouth, die einstige römische Flottenstation hervor; denn er ist Albions Stolz, und mit Recht. Sein geräumiger und sehr sicherer Hafen über bestem Ankergrund mit ein Kilometer breiter Einfahrt umfaßt ein Areal von zweiundzwanzig Geviertkilometern, so daß sich hier die gesammte britische Flotte, gegen Wind und Wogen geschützt, vereinigen könnte. Vor dem Hafen liegt die bekannte Bai von Spithead. Doch bietet Portsmouth (unter

dieser Bezeichnung versteht man ein an das Meer und den Hafen gebautes Conglomerat von Städten, wie Portsea, Gosport, Landport und Southsea) dem schwimmenden Material nicht nur Schutz gegen die Elemente, sondern auch gegen feindliche Anschläge, denn es ist Festung ersten Ranges. Auf den Sandbänken der Rhede, auf denen man künstliche Inseln geschaffen hat, erheben sich starke mit mächtigen Feuerschlünden armirte Forts, und auf den Landseiten umgibt ein Gürtel festester Werke den wichtigen Seeplatz. Außerdem findet man hier die größten Docks, schwimmende Bassins, welche einen Flächenraum von nicht weniger als 117 Hectaren decken, die best ausgestatteten größten Werften, ein Arsenal, das 96 Hectaren groß ist u. s. w., mit einem Worte Alles, was zum Bau, zur Ausrüstung oder Reparatur von Kriegsschiffen und Kauffahrern erforderlich.

Wenn man von hier aus auf der Weltkarte den Blick über die carminrothen Punkte und Flächen schweifen läßt, welche britische Besitzungen an oder über dem Untergrunde des blauwogenden Salzwassers im Mittel- und Rothen Meere wie im indischen Ocean bezeichnen, so entsteht fast plastisch vor unserem Auge die große Etappenstraße, welche in Bombay endet.

Das 1661 durch Schenkung in englische Hand übergegangene Bombay, auf der gleichnamigen Insel, an der nordwestlichen Küste Vorderindiens gelegen, hebt sich scharf vom Horizonte ab und badet sich unter strahlender Sonne in der Farbengluth des Südens. Früher bildlich das Eingangsthor zum Osten Asiens genannt, verdankt die Stadt ihren Werth und Ruhm für den Handel, ihre Bedeutung für die Seestrategie, nächst der geographischen Lage, der Weite und Vorzüglichkeit des Hafens, welcher sich nach Süden öffnet, nordöstlich vom Festlande und westlich von der Insel Bombay begrenzt wird, während im Norden eine Gruppe kleiner, dicht aneinander liegender Eilande vorgelagert ist. In militärischer Beziehung hat man in den letzten Jahren der Wichtigkeit des Hafens Rechnung getragen und die ungemein günstige Configuration des Terrains fachgemäß ausgenützt, um Bombay zu einem starken befestigten Seeplatz zu machen. Ueberdies gewähren ausgedehnte Docks und eine Kohlenstation erster Classe diesem Hauptquartier des indischen Geschwaders jede mögliche Unterstützung. Das an der Hauptmündung des Indus, an der rechten Flanke von Bombay gelegene wichtige Kurachee ist neuerdings zweckentsprechend befestigt und armirt worden.

Zwischen diesem Anfangspunkte — Portsmouth — und dem Endpunkte — Bombay — erstreckt sich in einer Länge von etwa 11 600 Kilometern die Seestraße, welche wie eine Kette das Mutterland mit dem reichsten colonialen Besitz der Erde verbindet. Bei der Besichtigung dieser Route lenkt zuerst ein Punkt an der Stelle die Aufmerksamkeit auf sich, wo in der Urzeit großartige Naturumwälzungen die Europa' und Afrika verbindende Felsenkette in den Abgrund versenkten und die Atlantis mit dem Mittelmeere in Verbindung brachten. Während hier die afrikanische Wand ungegliedert sich dahinstreckt, ist die europäische Seite durch die Bai von Algesiras aufgerissen, an deren östlicher Seite, auf einer nach Süden auslaufenden schmalen Halbinsel, Gibraltar liegt. Hier ist der Eingang zum größten Busen des Oceans, welcher sich zwischen die drei Landfesten der alten Welt einbettet und ein wahres Meer der Mitte bildet; ein

Meer, das einst ein Weltmeer war, aber durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Indien um Afrika zum Binnensee herabsank, bis die Eröffnung des Suezcanals das alte Culturbecken mit einem neuen, bewegten Leben erfüllte.

Gibraltar breitet sich an dem westlichen Hange eines 4½ Kilometer langen, im Mittel 1000 Meter breiten, dreiseitig vom Meere umspülten Felsenrückens aus, dessen Wände gegen Norden und Osten fast senkrecht abfallen. Dieser Bergrücken steigt als Fortsetzung und Endpunkt der schmalen, sandigen, 1,8 Kilometer breiten und niederen Landzunge — Linea genannt — plötzlich, unvermittelt, unmotivirt an Europa's abendländischer Ferse jäh bis zu einer Höhe von 450 Metern empor. Der fast horizontal hinstreichende Kamm erhebt sich im Norden zu einer Felsenkuppe — die europäische Säule des Herkules genannt.

Es war 712, als des Kalifen Alwalid erprobter Feldherr Tarik den strategisch wichtigen Felsblock besetzte, und noch in demselben Jahre wurde, wie eine in neuerer Zeit in dem Hauptthore der Stadt aufgefundene Inschrift besagt, Gibraltar gegründet, um schon 725 vollendet dazustehen. Sechs Jahrhunderte blieb es in saracenischem Besitz, bis Ferdinand II. von Castilien 1302 die Eroberung glückte. Schon 1333 indeß verdrängte, als der Sohn des Sultans von Fez dem maurischen Könige von Granada zu Hülfe zog, der Halbmond wieder das kaum errichtete Kreuz. Nach mehr als einem Jahrhundert (1462) fiel Gibraltar in die Gewalt Heinrich's IV. von Castilien, und nachdem 1492 der maurischen Herrschaft in Spanien ein Ende gemacht war, konnte dem Platze nur noch von jenseits der Meerenge Gefahr drohen; König Karl I. (als römischer Kaiser Karl V. genannt) ließ daher die alten maurischen Werke durch den berühmten Festungsbaumeister Speckel aus Straßburg nach den Grundsätzen der europäischen Befestigungskunst umgestalten. Seit 1704 im spanischen Erbfolgekriege die Engländer die Felsenburg nahmen, und ihnen im Utrechter Frieden 1714 deren rechtmäßiger Besitz zugesprochen wurde, scheiterten bis heute alle Anstrengungen Spaniens, einen militärisch so bevorzugten Theil ihres Landes wieder in ihre Gewalt zu bringen. Mit zäher Hand haben die Engländer nicht nur den Felsen festgehalten, sondern ein Stück Altenglands aus ihm geformt. Eine Betrachtung der militärischen Momente wird das begreiflich machen.

Den Süd-, West- und Nordfuß des Berges — die Ostseite, wo der Felsen jäh zum Meere abstürzt, ist sturmfrei — umgibt ein Gürtel von Steinbastionen, die, im Westen auf natürlichen oder künstlichen, weit in die Bai vorgetriebenen Landzungen oder auf der Linea gelegen, die untere Umwallung bilden. Wenn wir die Befestigungen näher in Augenschein nehmen, so finden wir die Bastion Orange an der Wurzel der alten Mole etablirt, rechts von ihr die Nord- und in ihrer linken Flanke die Montague-Bastion. Dann folgen in der Richtung nach Süden die Königs-, Süd- und Victoria-Bastion. Die neue Mole beherrscht das englische Fort. Südöstlich von ihm sind die starken Batterien Alexandra, die Linien und Batterien Wellington, Prinz Albert, Ingenieur und Rosia aufgeworfen. Die stark befestigte ausgedehnte Position des Windmühlenberges südwärts vom maurischen Paß beherrscht nicht nur die „Punta von Europa“, auf welcher der Leuchtthurm errichtet ist, sondern auch das Meeresterrain im Westen, Süden

und Osten derselben. In ostwestlicher Richtung ziehen sich auf der Höhe und in der Mitte des Gibraltar-Felsens die ausgedehnten maurischen und die Linien Karl's V. hin. Andere Werke, Batterien u. s. w. krönen zwischenliegende Positionen. Oestlich von der Nordbastion steigen altersgraue Festungsmauern zickzackförmig an dem steilen Felsen hinauf; diese, wie ein massig angelegter Thurm, zeigen tausendfache Kugel- und Bombenspuren als rühmliche Zeugnisse ihres Werthes in Stürmen und Belagerungen alter Tage. Als ein Denkmal längst vergangener Zeit erhebt sich auf der Höhe die Ruine des vor mehr als elf Jahrhunderten durch die Mauren aufgeführten Castells und der O Hares Thurm, den Moltke 1846 besuchte und aus dessen Geschichte er Folgendes berichtet[1]): „Man sagt, daß die Saracenen, als sie nach hartnäckigem Widerstand auch den letzten Fußbreit Landes verloren, als der Thurm O Hares auf dem letzten Gipfel des Felsens von Gibraltar ihnen entrissen wurde, die Schlüssel zu ihren Häusern mitnahmen und an ihre Kinder vererbten, nicht zweifelnd, daß Alla Ekber, der Gerechte, ihnen die Wiederkehr vorbehalten habe." Wir kommen nun zu der Beschreibung der mit ungeheurem Zeit- und Kostenaufwande auf der nordwestlichen Front 122, 213 und 308 Meter hoch parallel über einander liegenden Galerien mit ihren Verzweigungen, welche in das Urgestein gehauen sind. Hierdurch hat man den Steilwänden mit wagehalsiger Kühnheit Unterkunftsräume, sowie Deckung abgerungen. Welches große Kunstwerk diese militärischen Bauten darstellen, kann man ermessen, wenn man hört, daß die Gänge über fünf Kilometer lang sind und in ihnen 600 Geschütze schwersten Kalibers placirt werden können; ihre Verbindung unter einander ist eine vollständig sichere und selbst für Fahrzeuge eingerichtet. Unter dem Schußbereich der Felsengalerien liegt ein Theil der Bai von Algesiras, der landverbindende Isthmus im Norden und die nördliche Stadthälfte. Die Stadt selbst, am Fuße des Felsens hingelagert, und durch die Alameda-Gärten in eine nördliche und südliche getheilt, steht mit dem Hafen durch die Waterport (uralte Thore und Steinschanzen) in Verbindung und beherbergt 18 000 Einwohner, zu denen noch eine Besatzung von 6000 Mann tritt. Gibraltars Werke sind mit der stattlichen Anzahl von 2000 Geschützen bestückt; ihre Qualität läßt freilich sehr zu wünschen übrig.

Die heutige Bedeutung der Festung liegt zuerst darin, daß der Hafen jedem englischen Kriegs- und Kauffahrteischiffe gegen feindliche Angriffe Zuflucht unter den Geschützen des Platzes, sowie gegen Wind und Wogen geschützten Ankerraum auf der Rhede sichert, welche durch Erbauung der neuen südlichen, 1000 Meter langen Mole ungemein gewonnen hat. Nur wenn heftige Süd- und Südweststürme wüthen, bleibt den in der Bai von Algesiras ankernden Fahrzeugen nichts übrig, als sich in den Schlupfhafen in ihrer nordöstlichen Ecke nach Puente Mayorga zu flüchten.

Die andere Wichtigkeit des Platzes aber ist darin zu finden, daß von hier aus der Paß aus dem Ocean in das Mittelmeer unter Controle genommen wird. Von dem hochgelegenen Signalhaus werden bei Tage sämmtliche Kriegsschiffe und

[1]) Siehe Wanderbuch von Graf Moltke. Seite 144 und 145. Berlin, Gebrüder Paetel.

Dampfer gemeldet, welche die fünfzehn Kilometer breite Meerenge passiren oder den Hafen anlaufen.

Das Trinkwasser liefern acht bombensichere Cisternen und eine reiche Süßwasserquelle. Um aber gegen jede Eventualität gesichert zu sein, stehen Destillirapparate zur Trinkbarmachung von Seewasser in Bereitschaft. Ein Kohlendepot erster Ordnung versieht die Fahrzeuge mit dem unentbehrlichen Heizmaterial, während das Arsenal die sonstige Ausrüstung übernimmt; seine Bestände reichen indeß, wie es sich gelegentlich des ägyptischen Feldzuges zeigte, nicht aus, um großen Anforderungen gerecht zu werden. Endlich sei noch erwähnt, daß Gibraltar sich rühmen darf, eine der gesündesten Städte Europa's zu sein; es ist daher ein Lieblingssammelplatz der englischen Aristokratie zu Sommeraufenthalten und um von dort aus große Jagden im südlichen Spanien und gegenüberliegenden Marokko zu veranstalten.

II.

Wie die Enge zwischen den Säulen des Herkules mit dem felsgepanzerten Riegel auf iberischem Boden den Eingang zum Mittelmeer, so stellt die Meerverengung zwischen dem sicilischen Cap Passaro und dem afrikanischen Cap Demas mit dem Widerlager **Malta** den zur orientalischen Welt dar. In Malta berühren sich in augenfälliger Weise das Abend- und Morgenland; das Bild des ersteren aber ist verblaßt.

Das graue, 275 Quadratkilometer große, kahle und nicht quellenreiche, bis 240 Meter aufsteigende, maltesische Kalksteinplateau erscheint neben den Eilanden Gozzo, Comino und Cominotto als Brückenpfeiler zwischen Afrika und Europa. Dem ansteuernden Schiffer leuchtet der massive Felsblock, wenn die afrikanische Sonne im Zenith erglüht, schon von Weitem entgegen, ein Juwel des Mittelmeeres, welcher neben allen Reizen der Natur unendliche Vortheile in sich vereint; denn politisch, militärisch, nautisch, ehedem auch in religiöser Beziehung hoch bevorzugt, war die Insel durch ihre geographische Lage prädestinirt, eine große Rolle in der Geschichte der Menschheit zu spielen. Die Geschehnisse auf dem freilich eng begrenzten Kriegstheater mußten früher, im Alterthum wie im Mittelalter, die geschichtlichen Völker in Mitleidenschaft ziehen, und wenn heute der maltesische Boden auch nicht mehr im alten Licht erscheint, so sind ihm doch nichtsdestoweniger entscheidende Zukunftstage vorbehalten.

Schon um das Jahr 1500 v. Chr. begegnet uns Malta unter dem Namen Ogygia als phönicische Colonie, welche in Melita umgetauft wurde, nachdem das Eiland 736 in die Hand der Griechen gefallen war. Im Jahre 400 nisteten sich die den Phöniciern stammverwandten Carthager in dem Felsen ein, den sie nahezu zwei Jahrhunderte festhielten. Ihre Erbschaft trat 216 das weltunterjochende Rom an; es blieb Gebieterin, bis die Vandalen 454 nach Chr. in ihrem Eifer, Herren des Mittelmeeres zu werden, die Felswände erklommen, um sie nach einem Jahrhundert schon wieder an die Gothen zu verlieren; bei ihrem Untergang gewann 533 der Feldherr Belisar die Insel für Ostrom. Nach mehr als dreihundert Jahren verdrängte 870 der Halbmond das Kreuz; der griechische Name Melita wurde in den arabischen Maltacha — aus dem später Malta

entstand — umgesetzt. Seit dieser Zeit blieb die Insel, geringe Unterbrechungen ausgenommen, bis 1090 in der Hand der Saracenen, um dann in die des tapferen normannischen Grafen Roger, der sich zum Herrn von Sicilien gemacht, überzugehen. Ohne eine Spur zu hinterlassen, verschwanden indessen bald wieder die Nordländer; ihren Erben, den Hohenstaufen Konradin, beraubte der französische Graf Karl von Anjou; doch herrschten die Franzosen nicht lange: die Niederlage zur See gegen den Aragonier Loria im Jahre 1284 hatten sie wie mit Sicilien so auch mit Malta zu bezahlen. 1525 vertraute Kaiser Karl V. dem aus Rhodos durch die Osmanen vertriebenen Johanniterorden die Insel an, und fürder nannten sich die Johanniter „Malteser". Vergebens leckte in den Jahren 1526 und 1565 die Hochfluth der Türken an dem starren Meeresfelsen empor; und bei dem letzten Ringen hauchten nicht weniger als 20000 heldenmüthige Mönchkrieger aus vielerlei Land glaubensfreudig das Leben aus; in langem Schlafe ruhen sie im Ordenspantheon oder unter steinigem Boden. Mit dem Niedergange der osmanischen Macht erlahmte auch die Energie des Glaubenskampfes bei den Rittern: das Jahr 1798 fand sie schwach, uneinig und ohne Verständniß für die natürlichen Vorzüge ihrer Burg, so daß es Bonaparte, auf dem abenteuerlichen ägyptischen Zuge, nicht schwer wurde, in raschem Anlauf sich der Festung zu bemächtigen. Trotzdem nachgewiesener Maßen bei der Besitzergreifung der Insel Verrath eine große Rolle spielte, wurde ihm dennoch ihre Ueberwältigung als Großthat angerechnet. Lange sich des Besitzes zu rühmen, sollte indessen dem Consul nicht vergönnt sein; denn die Briten brachten, nachdem sie zwei Jahre vor La Valetta gelegen hatten, die Feste zu Falle und behielten sie, trotzdem dieselbe in dem Frieden von Amiens 1802 dem Orden wieder zugesprochen wurde, in Besitz, bis es ihnen auf dem Pariser Frieden 1814 endlich gelang, das Eiland auch vertragsmäßig zu erhalten. Dort, wo zuerst Altphönicien eine blühende Colonie gegründet hatte, herrschen heute die Phönicier der Neuzeit.

Viele Völker, viele Sprachen fanden sich in dem unruhigen Wandel der Geschichte auf dem uralten Kreuzpunkte der Seestraßen, dem von dem Malteser stolz „Il fiore del mondo", die Blume der Welt genannten Eiland zusammen, um ein Volksthum zu schaffen, das in Folge des afrikanischen Himmels, des afrikanischen Klimas und einer starken Beimischung nordafrikanischen Blutes einen afrikanischen Typus trägt, ein tapferes, thatkräftiges und wagehalsiges Geschlecht, welchem von dem Urahnen, dem Phönicier und Carthager, Handelsgeist und Seetüchtigkeit überkommen ist. Dem Römer verdankt es die Kernigkeit, dem Spanier seine Ansichten im Punkte der Ehre, welche es heißblütig zur Waffe greifen läßt. Das Pflichtgefühl aber, die Hingebung und der Muth wurden von den Ordensrittern während dreier Jahrhunderte auf den dankbaren Stamm gepfropft.

Fügen wir dem Gesagten noch hinzu, daß einst der Apostel Paulus auf seiner Reise nach Rom an die Insel der Kalypso des klassischen Alterthums verschlagen und hierdurch Malta die erste Etappe des Christenthums auf dem Wege nach Italien wurde, so haben wir für die welthistorische Bedeutung des Eilandes genug Gründe dargelegt, und können nunmehr diesem Mittelpfeiler englischer Macht im Mare nostrum der Römer militärische Würdigung zu Theil werden lassen.

Die Süd- und Westküste Malta's bilden geradlinige, steile und unzugängliche Wände, während wir am östlichen Gestade den geschützten Hafen von Marsa Scirocco und an der an Einschnitten reichen Nordseite, außer der Melleha- und St. Paoli-Bai, eine weite Bucht finden, welche durch eine Landzunge in zwei Haupttheile geschieden wird. Es sind dies die beiden Häfen Marsa Muscietto und der bei einer durchschnittlichen Breite von einem Kilometer 3½ Kilometer lange Porto Grande; beide haben bequeme Zufahrten, tiefes Wasser, guten Ankergrund und sind gegen die Gewalt der Elemente geschützt; zudem schießen vielfach Felsenzungen in sie hinein, um in günstigster Weise die Einrahmung zu gliedern. Auf der, diese beiden Bassins trennenden Landzunge, an deren äußerstem Ende das starke, von den Arabern errichtete Schlüsselfort St. Elmo mit Leuchtthurm sich erhebt, liegt La Valetta. St. Elmo stellt im Verein mit Fort Ricasoli die Mündung des Porto Grande und mit Fort Tigne die Zufahrt in den Marsa Muscietto gegen jede feindliche Unternehmung sicher. Außer St. Elmo und Ricasoli sind es noch andere starke Werke, wie die beiden Batterien Barraccas, das Fort Lascaris, die festen Höhen des Coradino (Gefängniß) und des Cotonera (Lazareth), denen der Schutz des Porto Grande anvertraut ist, während Marsa Muscietto in vollständigster Weise durch das auf einer Felsplatte in seiner Mitte belegene Fort Emanuele beherrscht wird. Die Befestigungen begünstigen in ungewöhnlicher Weise eine abschnittsweise Vertheidigung.

Der Großmeister Viliers de l'Isle Adam baute in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf den in Trümmer liegenden arabischen die ersten neueren Befestigungen an der so vielfach gegliederten Bucht; Jean de la Valette aber legte 1566 auf dem Monte Sceberras den Grundstein zu der Stadt, welche man nach ihm benannte. Zu jahrhundertlangem Trutze erhob der Stein sich auf felsiger Grundlage, während später Galerien in mehreren Etagen in die Felsen getrieben wurden. Alle Befestigungen aber, mit Ausnahme der äußeren Forts, umgibt und faßt zusammen das von Cotoner erbaute bastionäre System, welches sich an den steinernen Hafenberandungen hinzieht.

Damit der hoch auf felsigem Grunde gelegenen Stadt unter der südlichen Sonne das Wasser nicht fehle, legte der Großmeister Alof de Vignacourt eine Leitung an, die, ein wahres Römerwerk, die köstliche Naturgabe von der in der Mitte der Insel gelegenen Stadt Notable nach La Valetta führt.

La Valetta besitzt große Werften, Kohlendepots und ist Centralpunkt des unterseeischen Kabelnetzes im Mittelmeer wie aller mittelländisch-britischen Dampfschiffahrtsgesellschaften, so daß die Schiffsbewegung im Hafen um das große Lagerhaus eine ungeheure ist. Der mit unbezwinglichen Wällen umgebene Platz mit seinem unvergleichlichen, geräumigen Hafen, welcher nur von dem Nordostwinde zu leiden hat, bietet für die englischen Geschwader einen Versammlungs- und Rückzugspunkt, wie er günstiger nicht erfunden werden könnte; dadurch und durch seine Lage zwischen den beiden großen mittelländischen Meeresbecken, zwischen Abendland und Levante, ist Malta, noch bedeutsamer als Gibraltar, das Pivot englischer Seestrategie. Es verwahrt nach Westen die Schlüssel zu der ägäischen Inselwelt, wie zu den syrischen und ägyptischen Häfen, und solange hier die britische Flagge weht, kann von einer Suprematie zur See über das Becken der

Adria hinaus seitens Italiens oder Oesterreichs ebensowenig die Rede sein, wie von der Herrschaft Frankreichs im Osten des mittelländischen Meeres; während Gibraltar Eckpfeiler, ist Malta der mittelste Brückenpfeiler zwischen dem Westen und Osten des Mittelmeeres, und als solcher nach den Gesetzen der Technik zugleich auch der stärkste.

Die Stadt La Valetta zählt, mit den Schwesterstädten Borgo la Seuglia und Burmola, eine meist katholische Bewohnerschaft von 37 000 Seelen; auf der Insel leben im Ganzen, neben der militärischen Besatzung von 10 770 Mann, 142 000 rührige, energische Menschen. Die territoriale Miliz ist jederzeit mobil und denkt englisch; denn Britannien hat klüglicherweise den Maltesern ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten garantirt. Ueber dem Portal des Gouvernements in La Valetta liest man folgende Inschrift:

Magnae et Invictae Britanniae
Europae vox et Melitensium amor
Has Insulas confirmant.
MDCCCXIV.

Im Vertrauen auf diese Gesinnung der Bewohner kann England es wagen, einem Regimente Eingeborener, das Royal Fencibles genannt und 6—700 Mann stark ist, den Polizeidienst und die Küstenwache anzuvertrauen; als ebenso zuverlässig erweist sich die Miliz, welche etwa 6000 Mann zählt und sich besonders durch Wetterhärte und Schießfertigkeit auszeichnet.

III.

In derselben Entfernung wie Gibraltar nach Westen von dieser Hochburg abliegt, erhebt sich östlich davon, fast noch in den Wellen, die der Nil erzeugt, wenn er seine Gewässer in das Meer ergießt, und in der nach Norden verlängerten Axe des Suezcanals, der dritte englische Stützpunkt auf der Reise nach Indien, Cypern. Diese, 5926 Quadratkilometer große Insel, deren Breite 96 und deren Länge 230 Kilometer beträgt, ist von 200 000 Menschen bewohnt, und liegt in dem durch Syrien und die kleinasiatische Küste gebildeten, politisch, commerciell und militärisch wichtigen rechten Winkel.

Die alte, herrliche Kypros, das einst prangende Eiland Aphrodite's, heute aber verwahrlost, blickt auf zehn Geschichtsperioden zurück, auf die phönicische, griechische, persische, ägyptische, römische, byzantinische, arabische, fränkische, venetianische, türkische, und befindet sich heute in britischem Besitz. Als die Griechen die Phönicier auf Cypern verdrängten, traf hellenisches Wesen auf die überlegene, raffinirte Cultur des Morgenlandes, und es vollzog sich hier eine wunderbare Vermischung.

Die militärische und politische Bedeutung dieses phönicisch-hellenischen Eilandes, welches die klug berechnende Politik Disraelis 1878 auf dem Berliner Congreß für England errang, ist namentlich in der geographischen Lage im Ostbecken des Mittelmeeres begründet, durch welche eine neue, gute Basis für alle maritimen Operationen in der Levante gewonnen ist; denn die Insel — ein Seeschlüssel — flankirt als vorgelegenes Werk die Südküste Kleinasiens sowohl wie die syrische Küste und bildet den Brückenkopf für Alexandrette, den End-

punkt jenes, vorerst freilich in englischen Köpfen nur spukenden Ueberlandweges durch Mesopotamien — eines demnächstigen Schwerpunktes asiatischer Politik — nach dem persischen Golfe. So ist Cypern nicht nur der Ausgangspunkt zu strategischen Positionen in Kleinasien, sondern vornehmlich auch in Syrien.

In dem Besitze von Cypern liegen übrigens für England noch andere Factoren verborgen, auf welche aufmerksam zu machen uns obliegt. Als solche erscheinen: schnelle Seeverbindung mit bedeutsamen Punkten und wichtigen Inseln des Mittelmeeres, wie mit Rhodos, Kreta, der bekannten Besika-Bai, den Dardanellen, dem schon genannten Alexandrette, Beyrut, Jaffa u. s. w. Sodann wird durch Cypern das bedrohliche, lang hingestreckte Kreta theilweise wenigstens paralysirt, und endlich die strategische Deckung des Nildeltas sowohl wie der ägyptischen Häfen und der nördlichen Mündung des Suez-Canals bewirkt, letzteres um so sicherer, als die syrischen Küsten mit ihren Hafenplätzen keine militärische Bedeutung beanspruchen können.

Auf Cypern deutend, rief einst der portugiesische Jude Joseph Nassi, der Günstling von Soliman II., welchen er zur Eroberung der Insel veranlassen wollte: „Wenn du Cypern nimmst, bist du Herr von Kleinasien, Syrien und Aegypten." Obschon in diesen Worten einige Uebertreibung liegt, so bleibt es doch nichtsdestoweniger wahr, daß der Besitz Cyperns von entscheidender Wichtigkeit in Bezug auf Syrien, als den Küstenpunkt der geträumten Euphratbahn, werden kann. Aber freilich früher in türkischer, jetzt in britischer Hand, hat die Insel viel von ihrem mystisch strategischen Einfluß auf die Geschicke des Orients eingebüßt: die Türkei war schwach, England ist heeresarm.

Was die Engländer bis heute noch nicht erkannt haben, das erkannten die Venetianer, nämlich die zur Beherrschung der Insel und der benachbarten Meerestheile so bedeutungsvolle Position der Stadt Famagusta. Die Natur hat diesen Ort in wunderbarer Weise ausgestattet und freigebig alle jene Bedingungen erfüllt, welche dem Militär die Handhabe bieten, um aus diesem Platze eine sowohl gegen die Land- wie Meeresseite hin furchtbare Festung zu schaffen. Es würde uns hier zu weit führen und den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollten wir mehr als nur einige günstige orographische und hydrographische Momente andeuten.

Wenn wir mit der Seeseite beginnen, müssen wir zuerst des massiven, durch Felsenriffe gebildeten, nicht durch Menschenhand, sondern durch vulkanische Gewalt aufgebauten, anderthalb Kilometer langen, mit der Küste parallel laufenden Walles gedenken. Dieser liegt zum größten Theil (und zwar bis vier Meter) über dem Meeresspiegel und nur am Südende senkt er sich, freilich nur wenig, unter das Wasserniveau. Wie leicht eine solche, natürlich sich darbietende Basis zu verwenden, und wie vortheilhaft dieselbe als Wellenbrecher für Hafenanlagen nutzbar zu machen ist, leuchtet Jedem ein, dem Gelegenheit geboten war, an der englischen oder atlantisch-französischen Küste Hafenanlagen zu studiren. Selten bietet sich so Vieles vereint dar, wie es hier der Fall, um aus Famagusta einen Seeplatz erster Ordnung mit freilich nicht zu weitem Hafenraum (außer kleineren können etwa elf große Kriegsfahrzeuge hier vor Anker gehen) zu schaffen, zumal der Ingenieur hier nicht auf neuem Boden arbeitet, sondern historisch gemachte

Erfahrungen ausbeuten kann. Der Hafen mit der auch gegen die schwerste See geschützten südlichen, 45 Meter breiten Einfahrt, ist beinahe 1,60 Kilometer lang, einen halben Kilometer breit und tief genug, um auch die stärksten Panzerschiffe aufnehmen zu können.

Wir haben schon daran erinnert, daß Famagusta eine alte Festung ist und eine Kriegsgeschichte zu verzeichnen hat. Noch heutigen Tages imponiren die mächtigen 8—16 Meter starken Wälle, ein wahres Cyclopenwerk, das aus harten Felsblöcken hergestellt und mit einem Cement verbunden ist, an welchem der Zahn der Zeiten vergeblich nagte. Den starken, breiten Steinwällen entsprechend besitzt der nicht unter acht Meter tiefe Graben theilweise ungeheuere Dimensionen, an den breitesten Stellen bis zu vierzig Metern. Die mit fast senkrechter Escarpe und Contreescarpe in den Urfels gehauenen Gräben haben das Material für die Wälle geliefert. Welchen Aufwand von Kraft und Zeit diese Umwallung in Anspruch genommen hat, kann man ermessen, wenn man hört, daß der Mineur in dem Vorterrain von Famagusta nur bis auf einen halben Meter die Sappe auszuheben im Stande ist, darunter liegt das feste Gestein.

Wenige Forts, auf den Famagusta beherrschenden Höhen erbaut, würden neben den schon vorhandenen und auszubessernden Werken genügen, um ein ostmittelländisches Gibraltar entstehen zu lassen, dessen unterirdische Befestigungsbauten und Galerien auf ein höheres Alter zurückblicken, als jene an der Bai von Algesiras.

Dieser Festung stände der gewiß nicht zu unterschätzende Vortheil reicher Hülfsquellen des Hinterlandes für Verproviantirung des Platzes zur Seite, wie ihn Gibraltar nicht hat.

Da aber von England weder für Famagusta bis jetzt etwas geschehen, noch ein anderer Platz der Insel befestigt ist, so scheint man den hohen strategischen Werth Cyperns für die Levante noch nicht völlig erfaßt zu haben. Die aus venetianischer Zeit stammenden Befestigungen, wie das Fort von Cerynia, entsprechen selbstverständlich nicht den Anforderungen der Jetztzeit. Die Sicherheit der Insel ist einer Besatzung von fünf Infanterie-Compagnien und einer Genie-Compagnie anvertraut, neben welcher das aus Cyprioten gebildete, aber von englischen Officieren befehligte Polizeicorps besteht.

IV.[1]

Wie Gibraltar das westliche und Malta das östliche Becken des Mittelmeeres öffnet, so finden wir, von Cypern nordwärts flankirt, im Suez-Canal das Thor zum ferneren Orient, und wenn Malta den Schlüssel zu Aegypten verwahrt, dann liegt im Nilland der Schlüssel zu Indien. Seitdem Lesseps' Hand in den zwei Meere scheidenden Damm Bresche legte, und durch die in eine einzige, schmale Linie zusammengefaßte Fortsetzung des mittelländischen

[1]) Dem freundlichen Leser, welcher uns auch in diesem Abschnitte folgt, empfehlen wir zu schneller Orientirung die soeben im Maßstabe von 1 : 5 000 000 erschienene „Politische Uebersichtskarte der Nilländer“ von Heinrich Kiepert, neu bearbeitet von Richard Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer.

Meeres der regste Verkehr zwischen Abend- und Morgenland fluthet, begann eine neue indische Aera. Dies fühlte Britannien instinctiv und lieferte durch die im richtigen Augenblick erfolgte Besetzung der festen, territorialen Uferposition den Beweis seiner schon oft geübten Fertigkeit im Zugreifen. Bis dahin fehlte England noch ein Glied in der Kette, welche die Mutterinseln der Nordsee mit Indien verbindet; es fehlte der Schlußstein, und es blieb das Vaterland der Sphinxe, das Band zwischen Europa und dem Orient, welches mit jedem Tage mehr aus einem Lande eine Straße wird, innerhalb der Kategorie der Fragen. Seit dem Brande von Alexandria, und dem Tage oder richtiger der Nacht von Tel-el-Kebir im Jahre 1882, sträubt sich England dagegen, am Nil, wo es mit viertausend Mann steht, von anderen Mächten Marschroute, Tour und Retour, zu empfangen. Wenngleich es, sofern ihm die Suezstraße unterbunden werden sollte, nicht lediglich auf den Weg um das Cap angewiesen ist, und ihm, wie wir bereits andeuteten, außer den alten Straßen ein sicherer See- und Landweg durch die Atlantis, durch die nordamerikanische Dominion, über den Stillen und den Indischen Ocean nach der großen südasiatischen Halbinsel zur Verfügung steht, so ist bis heute die Suezlinie aus dem einfachen strategischen Grunde die bevorzugtere, weil sie bei Weitem kürzer ist (gegen die Route um das Cap der guten Hoffnung um achtzehn Tage). Darum muß Großbritannien, wollend oder nichtwollend, in Aegypten seine Stellung festhalten, und darf sich das Wegerecht nach Indien über den Isthmus nicht verkümmern lassen; die Macht der Verhältnisse zwingt es dazu. Auch Bonaparte betrachtete Aegypten als Außenwerk der vorderindischen Halbinsel; er betrat es, um von da aus letzterem zu Leibe zu gehen und schrieb an das Directorium: „Indem ich von Aegypten Besitz ergreife, halte ich die Geschicke der civilisirten Welt in meinen Händen." Bunsen nennt bezeichnend das Nilland den Gradmesser der Weltgeschichte. Weil aber die Wasserstraße längs desselben unzweifelhaft mehr als locale Bedeutung hat, weil es sich bei ihr weniger um Gut und Geld, als um eine Machtfrage ersten Ranges handelt, weil unvereinbare Gegensätze der großen Mächte hier zur Geltung kommen, darum ist die Ordnung des Wegewesens in diesem Winkel des Mittelmeeres eine so schwierige.

Das Wunderwerk des Suez-Canals ist so häufig beschrieben worden, daß wir uns kurz fassen können. Seine ganze Länge beträgt 160 Kilometer, die Breite des Wasserspiegels 80—100 Meter, während die Kanalsohle nur 22 Meter breit ist. Der engste Theil des Canales durchbricht bei El Gisr die höchste Bodenerhebung, welche 15 Meter über dem Wasserspiegel liegt. Mit ungeheuren Kosten und unter den größten Anstrengungen sind die künstlichen Hafenanlagen erstanden, welche zur Sicherung des nördlichen Einganges erforderlich waren. Denn nicht nur mußte das Hafenbecken tief ausgebaggert werden, sondern es waren auch zwei colossale, parallele Steindämme weit in die See hinauszuführen, um den beiden Hauptfeinden der kostbaren Anlage zu begegnen: den Schlammmassen, die von den Nilmündungen durch die Strömung ostwärts geführt werden, und den Sandwolken, welche die hier herrschenden Winde in das Meer werfen. Um sich von der Großartigkeit dieser Bauten einen Begriff zu machen, sei erwähnt, daß die Länge der westlichen Mole 3000 Meter beträgt.

Auch völkerrechtlich hat der Suezcanal seine Eigenart. Wenn früher vom europäischen Concert etwas für neutral erklärt wurde, so sollte es ein „Rühr' mich nicht an" für jede kriegführende Macht sein; hier aber liegt zufolge der im Jahre 1887 geschlossenen englisch-französischen Convention die Neutralität nicht in der Abschließung, sondern gerade in der Eröffnung; es sollen Kriegsfahrzeuge aller Flaggen den Canal stets passiren können, während allerdings Kriegsoperationen in demselben und an seinen Ufern verboten sind. Dem mag nun sein wie ihm wolle, die Neutralität des Canals unter dem Schutze englischer Geschütze ist jedenfalls eine Abnormität.

Wenn der Suez-Canal die nördliche Schleuse des Rothen Meeres bedeutet, dann finden wir die südliche bei der Insel Perim.

Perim, von den Alten die Insel des Diodorus genannt, 1857 von den Engländern annectirt, stellt einen bis 83 Meter hohen Felsenklumpen von 48 Kilometer Umfang dar, welcher mit den drei neben ihm gelegenen Subainseln, die aber, wohl gemerkt, zu Frankreich gehören, vulkanischer Herkunft ist. Von tropischer Gluth umzittert, schließt dieser Felsen in dem Thor der Trauer (Bab-el-Mandeb) das Rothe Meer gen Süden. Außer der schwachen Umhüllung des Leuchtthurms zur Sicherung gegen etwaige Anfälle seitens der Araber, besitzt die Insel keine Befestigungen; ihre Besatzung besteht aus einem Detachement von fünfzig Köpfen, welches von der Garnison von Aden gestellt wird. Eine Süßwasserquelle fehlt auf der Insel. Ihr Werth beruht hauptsächlich in dem zwei Kilometer langen, elf Meter tiefen, mit gutem Ankergrund ausgestatteten, in der Mitte der südlichen Küste gelegenen Hafen; seit dem Jahre 1883 hat Perim eine Privatkohlenstation. Der Meeresarm, welcher Perim von Arabien scheidet, ist 2½ Kilometer breit, während 10 Kilometer Wasserfläche die Insel von Afrika trennen.

Setzen wir von hier aus den Kurs nach Indien fort, so erreichen wir östlich von Perim, an der südwestlichen Küste der arabischen Halbinsel unter dem 45.° östlicher Länge von Greenwich und dem 12.° nördlicher Breite einen, in der Mitte zwischen dem Aequator und dem südlichen Wendekreis gelegenen charakteristischen Ort in dem „glücklichen Arabien", wie das Land seit Alters von den Geographen genannt wird, nämlich Aden. Charakteristisch nennen wir diesen Ort, weil er die absolute Verneinung alles dessen ist, was zu einem selbst nur vorübergehenden Aufenthalt anreizen könnte.

Schon die Römer erkannten die strategische Wichtigkeit Adens und ließen es im Jahre 24 v. Chr. nicht bei der Besetzung bewenden, sondern befestigten auch den Ort, von welcher Thatsache die bis auf den heutigen Tag erhaltenen ehrwürdigen Trümmer (wie die Ueberbleibsel eines die Halbinsel gegen Norden abschließenden Walles) zeugen. Als 950 n. Chr. die Mohammedaner siegreich die Welt durchzogen, war Aden die berühmteste Hafenstadt in Jemen, und 1276, so erzählt Marco Polo, blühte hier eine reiche Handelsstadt mit 80000 Bewohnern und 360 Moscheen. Im sechzehnten Jahrhundert fiel die Stadt zwar dem bekannten päpstlichen Schiedsspruch gemäß den Portugiesen zu, diese aber waren schon 1538 gezwungen, den Osmanen den Platz zu überliefern. 1730 ging Aden in den Besitz des Scheik von Lahadj über, in den Händen seiner Nachfolger verblieb

es, bis am 16. Januar 1839 die Briten es eroberten, welche die Stelle erkannt hatten, von wo aus der südliche, der natürliche Ausgang des Rothen Meeres zu beherrschen wäre.

Unterwerfen wir Aden einer eingehenden Besichtigung, so ist es zunächst geboten, einen Blick auf die wunderbar geformte, bergige, wild zerrissene, aus unterirdischem Feuer für eine Ewigkeit aufgebaute Halbinsel von neun Kilometer Durchmesser zu werfen. Den erbarmungslosen Sonnenstrahlen ausgesetzt, springt sie, ähnlich wie der Felsen von Gibraltar, aus niederem Gestade in die See hinaus, und trägt einen nackten, aus röthlicher Lava bestehenden Berg, — Djebel Schamschan genannt — der sich bis zu 600 Meter erhebt. Dieser massige Felsblock festesten Gefüges ist es, welcher die Unterlage für die wichtige englische Wegeburg Aden an der Welthandels- und seestrategischen Straße trägt. Die Stadt selbst liegt sechs Kilometer landeinwärts an der östlichen Seite des Djebel Schamschan, auf einer Stelle, wo durch Erderschütterungen die Böschung des Kraters zerrissen und eingefallen ist; eine schmale Schlucht und ein 370 Meter langer Tunnel führen von ihr in nordwestlicher Richtung dem Meere, der Bai von Aden zu, an der Steamer Point sich erhebt. Diese von der Natur gebildete, 13 Kilometer breite und 6½ Kilometer tief ins Land dringende Bucht liegt eingebettet zwischen der eigentlichen 34 Quadratkilometer großen Halbinsel Aden im Osten, und derjenigen von Klein-Aden — 24 Geviertkilometer groß — im Westen, welche 1868 Britannien durch Kauf an sich brachte. Eine von Norden nach Süden vorspringende Landzunge theilt den geräumigen Hafen in einen äußeren und inneren. Während die Stadt von einer orientalischen Bevölkerung von 36 000 Seelen bewohnt wird, dient Steamer Point der europäischen Gesellschaft und den reichen Parsis als Residenz. Hier findet man außer den Regierungsgebäuden die Werften, die großen Kohlendepots u. s. w. Nur durch eine schmale Meerenge vom Festlande getrennt, liegt östlich der Stadt eine kleine Insel, Sirah mit Namen, auf welcher, wie die Sage berichtet, der erste Mörder, Kain, begraben liegt. Sie ist befestigt und durch einen Steindamm mit der Halbinsel Aden verbunden. Nach und nach haben die Engländer die ganze Halbinsel in ein einziges, großes, verschanztes Lager umgewandelt; denn die Forts, Batterien u. s. w., mit denen der Djebel Schamschan bespickt ist, gewähren durch ihre Ausdehnung, Profilirung und Armirung vollständige Sicherheit; sie sind nicht nur unter einander und mit der Stadt direct oder auf Umwegen, theils durch natürliche Schluchten, theils durch künstliche in den Fels getriebene Galerien verbunden, sondern es ist auch überdies das Ganze von einer dreifachen Umwallung eingefaßt. Das größte Werk, Gebel Hadid (d. i. Eisenberg), mit nur einer einzigen, zugänglichen Stelle, liegt in der Nähe des guten, bequemen und fortifikatorisch gesicherten Hafens. Die Garnison von Aden ist 2000 Mann stark.

Wir kommen nun zu der wichtigen Frage der Wasserversorgung auf dem nackten, durchglühten, vegetationslosen, nach Feuchtigkeit lechzenden Boden. Dieselbe wird zunächst durch über tausend Jahre alte, in die Felsen gehauene und durch starke Mauern von einander getrennte Cisternen bewirkt. Diese liegen terrassenförmig über einander, so daß der Ueberschuß an Wasser jedesmal der tiefer liegenden zu Gute kommt; ihre Zahl beträgt zehn, einst aber waren vierzig

vorhanden. In diese riesigen Wasserbehälter sammelt man sorgfältig jeden Tropfen Wassers, wenn tropische Regen sich über Aden entladen. Daß die Cisternen, welche als militärische Etablissements betrachtet werden und unter militärischer Controle stehen, zumal in ungünstigen Jahren für 36000 Bewohner und eine Besatzung von 2000 Mann nicht ausreichen, ist einleuchtend; aus diesem Grunde hat die englische Regierung große, kostbare Condensatoren erbaut, welche Seewasser in trinkbares Wasser verwandeln. Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Ankaufe des früher dem Sultan von Lahadj an dem westlichen Theile der Bucht von Aden gehörigen Landes mit reichhaltigen Süßwasserquellen hat sich nach dieser Richtung hin ein großer Wandel vollzogen.

Die Landwüste der Halbinsel Aden, auf der Alles versteint erscheint, liegt unter der höchsten und einzigen Isotherme von 30° Celsius; sie repräsentirt den armseligsten Flecken auf dem bewohnten Erdenrund, und nur die Pflicht vermag den Officier und englischen Beamten an einem Ort zurückzuhalten, welcher im Hochsommer zur leibhaftigen Hölle, und als des „Teufels Punschkessel" bezeichnet wird. Wer Jahre lang in Aden gestanden und vor Hitze und Dürre nicht den Verstand verloren hat, den nimmt in Ostindien jede Lebensversicherung ohne Weiteres an. Hitze am Tage löst sich mit Hitze in der Nacht ab, in welcher man von ungezählten Moskitos überfallen wird.

So ist das „arabische Gibraltar" beschaffen, das mit jenem auf der pyrenäischen Halbinsel manche Aehnlichkeit hat. Beide sind starke Riegel an Meerengen, beide auf mächtige Felsblöcke gesetzt, mit dem hinterliegenden Terrain durch schmale, niedere Landrücken verbunden, und im Besitze von in Stein gehauenen Batterien und Galerien. Welcher Unterschied aber zwischen jener unter hispanischem Himmel und den gesündesten klimatischen Verhältnissen an den Säulen des Herkules gelegenen Festung und diesem unter ehernem Himmelsdach in baum- und schattenloser Einöde aufgebauten Aden, dessen Land- und Wasserhorizont, obwohl ersterer der charakteristischen Contouren nicht entbehrt, dem Auge keinerlei wohlthuenden Ruhepunkt bietet!

Doch nicht nur eine unbezwingbare Feste ist Aden — kein Soldat vermöchte die heißen, steilen Wände zu erklimmen, selbst wenn ihn das tödtliche Blei verschonte — es ist auch ein Stützpunkt für den commerciellen und den politischen Einfluß auf der arabischen Halbinsel und dem nordöstlichen Afrika.

Um aber auch den weiten Golf von Aden strategisch zu beherrschen, hat Britannien noch andere Punkte an demselben unter seine Obhut genommen, so Saila an der Somaliküste und östlich davon das hochwichtige Berbera. Wenn England, wie man sieht, durch diese Maßnahmen nicht nur einen noch festeren Schlagbaum vor das Rothe Meer gelegt, und sich die Zwingherrschaft über den Busen von Aden gesichert hat, so ist es wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß die genannten Positionen ihre Wirkung auch nach der anderen Seite, dem indischen Ocean hin, äußern, zumal nach der am 30. October 1886 erfolgten förmlichen Annectirung der Insel Socotora, auf welcher ein erstes Mal im Jahre 1835 die englische Flagge geheißt wurde. Die Insel gehörte bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Portugiesen und wurde vom Sultan von Keschin englischer Hand überliefert.



Socotora, 1600 Geviertkilometer groß, liegt an der Scheide des Golfes, 804 Kilometer östlich der Feste Aden und 235 Kilometer von dem Kap Guardafui entfernt; es ist im Stande, vier- bis fünftausend Einwohner zu ernähren. Die Insel, welche sich guter Ankerplätze rühmen darf, und auf der seit 1851 ein Kohlendepot errichtet ist, beherrscht nicht nur strategisch den östlichen Eingang zum Golfe von Aden, sondern besitzt auch große Schlagweite in das indische Meer. Vom Golfe von Aden führt dann der Curs der englischen Schiffe in gerader Linie über das persische Meer und den indischen Ocean nach Bombay, dem Endpunkte der 11600 Kilometer langen See- und Etappenstraße.

V.

So ist der Bau dieses wichtigen englischen Heeresweges beschaffen, welcher durch Solidität und strategische Bedeutung sich auszeichnet. England sperrt den natürlichen Eingang zum Mittelmeer durch Gibraltar und den künstlichen im Osten durch seine Stellung in Aegypten, während Malta auf der Berührungslinie der beiden Mittelmeerbecken sich erhebt. Im Rothen Meere aber, für dessen Wichtigkeit der Wettbewerb zur Erlangung von Hafenplätzen seitens der großen seefahrenden Nationen, unter ihnen seit 1887 auch Spanien, deutlich genug spricht, übt Britannien bis heute noch unbestritten die Herrschaft aus.

Die festen englischen Positionen auf der Hochstraße, welche in Portsmouth beginnt, um in Bombay zu enden, und in sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Tagen mittels Dampfer zurückzulegen ist, sichern England unbedingt die Verbindung mit Indien, sofern es im Stande ist, sein Uebergewicht auf dem Meere zu behaupten; denn diese Positionen trotzen jedem Angriffe, ja die Torpedos haben der Vertheidigung von Seeplätzen dem Angriff gegenüber sogar das Uebergewicht verliehen. Einem künstlichen Zitterrochen gleich schmiegt eine solche Zerstörungsmaschine sich an den Panzer, um sich dann zu entladen und ihn in Atome zu sprengen. Die Vorstellung von Torpedos genügt fast, um Panzerflotten von einer Angriffsbewegung abstehen zu lassen. Dieser Umstand kommt England zu Statten, und mit Recht halten die Briten, so lange sie auf dem Meere herrschen und so lange sie in Aegypten stehen, ihre Verbindung mit Indien nicht bedroht.

Aber das Meer ist ein trügerisches Element und das Uebergewicht der Beherrscherin zur See kein unbestrittenes mehr.

Schon in der Atlantis müssen wir constatiren, daß englische südwärts steuernde Geschwader auf ihrer Linken von den wohlausgerüsteten, starken, französischen Kriegshäfen Cherbourg und Brest flankirt werden. Und wenn wir Gibraltar, den ersten Etappenort, an und für sich einer Inspicirung unterwerfen, so finden wir, daß die Festung nur so lange stark, wie Spanien, die neuerstandene Großmacht, schwach ist; denn Letzteres ist in der Lage, durch Errichtung von Batterien, die mit schwersten Geschützen armirt und an der westlichen Besäumung der Bai von Algesiras oder auf der in dieser gelegenen Insel Verte etablirt sind, den Verkehr Gibraltar's zur See zu unterbrechen, d. h. die Burg in einen Käfig zu verwandeln, in welchem der britische Leopard gefangen gehalten

wird. Diese unsere Ansicht stimmt mit der des Vice-Admirals Batsch überein, welche er in dem ersten Hefte des siebzehnten Jahrganges der „Deutschen Rundschau", in dem Artikel: „Helgoland fest oder — sicher?" aussprach. Sehen wir uns Gibraltar aber mit Bezug auf die Meerenge an, so ist es zwar heute noch der fast allen Anforderungen der Neuzeit (Arsenal, Proviantmagazin, Kohlenstation, Zufluchtsort und Ausfallspunkt) entsprechende feste Kriegshafen unweit des Ausganges zur Atlantis, leidet aber daran, daß es keine Docks besitzt, ein Umstand, der bei eventuellen Seekämpfen um die Beherrschung der Meerenge sich als sehr nachtheilig erweisen dürfte. Sodann ist nicht zu vergessen, daß außer ihm einige andere Oertlichkeiten vorhanden sind, die, gleichermaßen günstig gelegen, vielleicht bald nicht nur mit Gibraltar rivalisiren werden, sondern sogar — es ist ein starkes, aber wahres Wort — es seiner Machtfülle zu entkleiden vermögen. Diese maritim strategisch wichtigen Positionen nennen sich: Tarifa an der spanischen Küste, mit vorgelegenem den Hafen flankirenden Eiland, sodann Tanger und Ceuta in Afrika. Tarifa und das gleichfalls unter spanischem Scepter stehende Ceuta würden als neuzeitliche Seefesten die alte Meersperre matt setzen; übertroffen aber werden sie alle von Tanger durch seine geographische Lage und die Configuration von Land und Meer, welche es wunderbar begünstigt. Tanger ist in maroccanischer Hand befindlich. Einst freilich gehörte es England; es fiel diesem 1680 als Mitgift der portugiesischen Gemahlin Karl's I. zu, wurde jedoch schon vier Jahre später als zu kostspielig (!) wieder aufgegeben. Genau so war es mit Greytown[1]), dem östlichen Endpunkte des neuerdings wieder ernstlicher in Angriff genommenen Nicaraguacanals, einem Orte, der bis zum Jahr 1860 unter britischem Schutze stand. Der eine wie der andere Hafenplatz wäre heute für England unbezahlbar.

Wenn wir von Gibraltar den Kurs östlich nehmen, befinden wir uns alsbald im Westbecken des Mittelmeeres, in dem großen Bassin, das mehr und mehr den Traum unserer westlichen Nachbarn wahr macht: „Das Mittelmeer ein französischer See"; denn in der Mitte des nördlichen Beckenrandes liegt das starke Toulon, das reiche, geschäftige Marseille, die südliche Begrenzung aber bildet eine afrikanische Küste, welche französische Farben trägt und auf der Algier, „das kriegerische, die Piratentochter," sich erhebt. Während nun im Westen die ohnmächtige maroccanische Bastion Algerien flankirt, lehnt sich dieses im Osten fest an Tunesien, wo die französische Republik in Biserta einen Kriegshafen geschaffen hat, über dessen Bedeutung wir in dieser Zeitschrift bereits ausführlich gesprochen haben[2]), und der nach dem im Januar d. J. veröffentlichten Bericht des französischen Generalresidenten Massicault in Tunis im Jahre 1894 mit einem Kostenaufwand von zwölf Millionen Francs vollendet sein wird. Wie Toulon das Pivot französischer Seestrategie im Norden des westlichen Mittelmeerbeckens bildet, so wird dann Biserta das Pivot im Südosten bilden. Hiernach ist die Sicherheit englischer Geschwader auf der Strecke Gibraltar-Malta leicht zu er-

[1]) Siehe Näheres hierüber: „Weltstellung Englands", von Otto Wachs. Kassel, Theodor Fischer.

[2]) Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LVIII, S. 218.

messen. Wenngleich letztere Insel auch heute noch Seeschlüssel zwischen den beiden Mittelmeerbecken ist, so hat sich die französische Republik mit Biserta doch einen Nachschlüssel gefertigt. Sobald aber Frankreich den geplanten Canal Narbonne-Bordeaux, welcher schwerste Panzer tragen soll, gebaut haben wird, ist mit dem Tage der Eröffnung dieses Wasserweges das nautische Schwergewicht Westeuropa's verrückt und die Controle über die Suezroute liegt in französischer Hand.

Doch außer Frankreich sind im Mittelmeer noch zwei andere Mächte seegewaltig geworden, zunächst Italien, das in den beiden Mittelmeerbecken Berücksichtigung erheischt, und in dem westlichen auf Maddalena, La Spezia und Messina, in dem östlichen auf Tarent und Venedig sich stützt; sodann aber tritt in der Adria Oesterreich auf mit dem starken Rückhalte in Pola.

Wenn sonach bis vor einem Menschenalter die Kunst englischer Staatsmänner fast mehr noch als die Gunst der Waffen das Mittelmeer mit seinen Ausgängen sich dienstbar gemacht hatte, so hat die Entwicklung fremder Streitkräfte mit starken und nahen Stützpunkten die Operations- und Machtsphären der englischen Hochburgen allgemach fast auf die wirksame Schußweite der Fernwaffen beschränkt, und die einstigen strategischen Positionen haben sich in fast örtliche Riegel verwandelt.

In der zweiten Hälfte der großen Seestraße, von Suez über Aden nach Bombay, befinden sich die meerbeherrschenden und darum strategischen Positionen, unter ihnen Aden, sämmtlich in britischer Hand, und hier vereint sich durch die geographische Gunst der Land- und Wassermassen mit der defensiven die offensive Wehrkraft. Jedoch wird dadurch auch hier die Thatsache nicht beseitigt, daß Italien in Massaua ankert und auf dem abessinischen Hochland Stellung genommen hat. Dies ist die eine Wolke über dem Rothen Meere, eine andere ballt sich am Nil zusammen; denn was Shakespeare von dem Wellenschlag in den menschlichen Dingen sagt, gilt im höchsten Maße für Alles, was Bezug hat auf die Aegypten betreffende Politik. Einerseits steht hier Englands Ehre und fast möchten wir sagen, seine Existenz auf dem Spiel, während andererseits das Nilland enger als irgend ein zweites asiatisches oder afrikanisches Territorium durch Interessen aller Art mit Europa verbunden und von diesem nicht mehr abzulösen ist. Die ägyptische Frage besitzt einen europäischen, wenn nicht einen Weltcharakter, und es wird sich bei ihr über lang oder kurz um eine Frage der Macht, und zwar um eine terrestrische handeln. Machtfragen zu Lande aber, das wissen wir, finden nur durch Armeen ihre Lösung. Und hier, wenn irgendwo, liegt der schwache Punkt Englands.

Eduard Bendemann.

(1811—1889.)

Am 2. November ist im zweiten Corneliussaale der Nationalgalerie eine vorläufig auf sechs Wochen berechnete Ausstellung der Werke des am 27. December des vorigen Jahres verstorbenen Düsseldorfer Meisters eröffnet worden. Für viele Bewohner Berlins wird sie neben wenigem Bekannten überwiegend Neues bieten. Denn dem Künstler ist es nicht beschieden gewesen, in seiner Vaterstadt zu leben und zu wirken, getragen von der Theilnahme der Kreise, für deren ihm nächst verwandte Bildung und Empfindung er seine Werke in erster Linie schuf. Trotz des fast beispiellosen Erfolges, den seine Jugendwerke erreichten, „Die gefangenen Juden", „Die Mädchen am Brunnen", „Der erste Jeremias"; trotz der von Männern wie Wilhelm von Humboldt und Altenstein eifrig unterstützten Anerkennung und Werthschätzung, die König Friedrich Wilhelm III., seine Brüder, der Kronprinz ihm bezeugten; trotz der Bemühungen von Gottfried Schadow, der damals, wir möchten fast sagen leider! sein Schwiegervater wurde, von Schinkel und von Rauch, mußte er in der vollen Jugendkraft des Schaffens die Heimath verlassen, zu der er, voll von Entwürfen und Hoffnungen, nach der Studienzeit in Düsseldorf und Rom heimgekehrt war, um sich den häuslichen Herd zu gründen. Wie einst Wilhelm Schadow, wieder möchte man sagen *weil* er seines Vaters Sohn war, in Berlin keine Stätte des Wirkens fand, sondern mit seinen Schülern an den Rhein zog, um an Cornelius' Stelle die Düsseldorfer Malerschule zu leiten, so waren auch zehn Jahre nachher noch dieselben kleinen und verborgenen, aber mächtigen Einflüsse meist persönlicher Art wirksam, die ungefähr um dieselbe Zeit Berlin um den Ruhm und den Vortheil gebracht haben, den Bendemann geistesverwandten Felix Mendelssohn, einen der besten seiner Söhne, dauernd an sich zu fesseln. Was hätte die Berliner Malerschule werden können, wenn sie neben Meistern der Bau- und Bildkunst wie Schinkel, Schadow und Rauch, auch Bendemann und Hübner, Lessing und Sohn, Deger und Keller, W. Schirmer und die Achenbachs von ihren Anfängen an zu den Ihrigen gezählt hätte! Es ist unnütz, sich dergleichen Aussichten auszumalen, und sie sind scheinbar leicht widerlegt mit der zufriedenen Beruhigung bei der schönen Mannigfaltigkeit, die Düsseldorf und München neben und auf Kosten Berlins zu Mittelpunkten des künstlerischen Lebens gemacht hat. So kam es, daß Bendemann im Jahre 1838 dem Rufe an die Akademie der Künste nach Dresden folgte. Ein erleuchteter Minister, Herr von Lindenau, hatte den Muth, ihn und nach ihm eine Reihe anderer Norddeutscher dorthin zu berufen, trotz der in jenen Jahren in höchster Blüthe stehenden leidenschaftlichen Abneigung gegen alles Preußische. Die eigentlich einzige Bedingung für die Annahme des Rufes, die Bendemann stellte, war die, daß ihm eine große monumentale Aufgabe gegeben werde. Kaulbach's Hunnenschlacht und Cornelius' in München entstehende Werke hatten ihm schon auf seiner Romfahrt den Blick für den großen Stil monumentaler Malerei geöffnet. Es trieb ihn mächtig, die zufällig gewählten vereinzelten Gegenstände zu vertauschen mit

dem festen Zusammenhange einer aus einem einheitlichen Grundgedanken folgerichtig entwickelten Reihe von Darstellungen, die nicht bloß Anmuth und Wechsel in Gestaltung und Farbe, sondern eine Welt tiefer Gedanken zum Ausdruck brächte. Die Geschichte, neben der biblischen und der allgemein verständlichen des Alterthums vor Allem die vaterländische, und die Entwicklungsstufen des menschlichen Lebens in alter und neuer Zeit boten wie von selbst und in engster Anlehnung an die vom Künstler stets bevorzugten und seinem Talent am nächsten liegenden Aufgaben den Stoff zu dem großen Bilderkreis, der im Dresdener Königsschloß in siebzehnjähriger Arbeit leider nur theilweise zur Ausführung gekommen ist. Im Thron- und Ständesaal sind die Gestalten hervorragender Herrscher und Gesetzgeber aus alter und neuer Zeit, in vier großen Bildern die Thaten Heinrich's, des ersten deutschen Königs aus sächsischem Stamme, im Fries das Menschenleben von seinen Anfängen bis zum Ende und in seinen mannigfachen Beschäftigungen dargestellt; im Fest- und Ballsaal die heitere Pracht griechischer Sage und Geschichte mit den Frauengestalten der Künste und den Friesbildern des hellenischen Volkslebens. Die Wandbilder des in der Mitte liegenden Thurmsaales, welche die Verbindung zwischen der alten und der neuen Zeit in der Hingabe der Völker an das Christenthum darstellen sollten, sind in den Zeiten traurigster politischer und finanzieller Verkommenheit in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten um die Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr zur Ausführung gekommen. Wie sehr das zu beklagen ist, zeigen die ausgestellten figurenreichen und schwungvollen Entwürfe dazu.

Seit mehr als dreißig Jahren sind diese Werke vollendet, und doch sind sie den meisten der Mitlebenden völlig unbekannt. Sie sind an Ort und Stelle sehr schwer zugänglich, und die vorhandenen Nachbildungen, kleine aber treffliche Radirungen von Hugo Bürkner, geben keine ausreichende Vorstellung von der Fülle an Gestaltung und Farbe, die sie einschließen. Um so mehr wird man es in weiten Kreisen dankbar begrüßen, daß in einer Auswahl der Cartons und in den fast vollzählig zusammengebrachten kleinen Entwürfen und Farbenskizzen die Ausstellung einen annähernden Begriff von ihnen gibt. Denn sie sind ein Höhepunkt von Bendemann's künstlerischem Schaffen. Sie zeigen die gleiche Anmuth und Feinheit in der Ausführung wie die früheren Oelbilder und übertreffen sie bei Weitem an Mannigfaltigkeit und Leben. Nirgends überschreiten sie die Grenze, die auch seinem Talent, wie natürlich, gezogen war. Das Strenge und Herbe, die fast ausschließliche Betonung des Kraftvollen und Charakteristischen gegenüber dem Anmuthigen und Gefälligen in den Schöpfungen von Cornelius wirkt gerade in der zufälligen Zusammenstellung mit Bendemann's Werken in der Ausstellung um so nachdrücklicher. Es fehlt ihnen das Theatralische und Manierirte, welches Kaulbach's späteren Bildern, z. B. der jetzt im ersten Corneliussaal ausgestellten Schlacht von Salamis, gegenüber seinen früheren und größeren Werken, der Hunnenschlacht und dem babylonischen Thurmbau, nicht zum Vortheil gereicht. Hier ist alles schlichteste Natürlichkeit und zum Herzen sprechende Einfachheit.

Keine Aufgabe von ähnlicher Größe ist dem Meister in seiner provinzialen Abgeschiedenheit wieder zu Theil geworden. Ganz unbekannt geblieben sind die herrlichen Fresken, die er für die Aula der Realschule in Düsseldorf gemalt hat. Nachbildungen davon gibt es nicht. Die wenigen Cartons dazu, die ausgestellt sind, lassen erkennen, wie er mit den Jahren zu Kraft und Größe fortschritt. Als er gegen Ende der sechziger Jahre die Leitung der Düsseldorfer Akademie niedergelegt hatte, um bei zarter Gesundheit den Kampf mit den widerstrebenden Richtungen in der Kunst nicht länger zu führen, hat sich der Minister von Bethmann-Hollweg noch einmal vergeblich bemüht, ihn für Berlin zu gewinnen. Es war zu spät; wer wird es dem Künstler verdenken, daß er es jetzt vorzog, in freier Muße den Rest seiner Kräfte zu verwenden. Und er hat die ihm bei weisester Lebensführung noch vergönnten zwanzig Jahre nicht ungenutzt verstreichen lassen. Zeugniß dafür sind der zweite Jeremias in der Nationalgalerie, die trauernde Penelope in Antwerpen, die Fresken im ersten Corneliussaal, vor Allem die lange Reihe vortrefflicher, lebensvoller Bildnisse, die er in jenen Jahren

geschaffen hat. Sie zeigen alle Vorzüge der virtuosen Technik und der coloristischen Kraft, welche die deutsche Malerei erst nach langem Ringen wieder erlangt hat. In unablässiger Arbeit an sich selbst hat er sich die flotte Malweise und die glänzende Farbe zu eigen gemacht; besonders seine Frauenbildnisse brauchen den Vergleich mit den gepriesensten Werken der neuesten deutschen wie ausländischen Coloristen nicht zu scheuen. Noch kurz vor seinem Tode hat er nach einem kleinen und unvollkommenen Daguerratyp ein lebensvolles Bild des „alten Schadow“ aus der Erinnerung gemalt, welches den Fortschritt der Technik von dem Bilde der Großmutter aus dem Jahre 1828 bis zur Höhe unserer Tage veranschaulicht.

Daß er daneben aber zu zeichnen verstand wie nur Wenige, zeigt außer einer Menge von Illustrationen, wie die zum Nibelungenlied, zur deutschen Geschichte, zu Nathan dem Weisen, die alle wenig bekannt sind, die Fülle rasch hingeworfener lebensgroßer Köpfe in schwarzer Kreide, welche die Ausstellung zum ersten Male in überraschender Zahl vereinigt hat. Neben den Bildnissen aus dem Freundes- und Familienkreis, von schönen Frauen und anmuthigen Kindern, müssen die lebensprühenden, aber immer groß und monumental aufgefaßten Köpfe hervorragender Zeitgenossen aus den mannigfaltigsten Berufs- und Lebenskreisen als ein geschichtliches Denkmal angesehen werden, gleichwerthig in seiner Art den Bildnissen ihrer Zeitgenossen, die Tizian und Velazquez, Rubens und van Dyck, Holbein und Rembrandt hinterlassen haben. Man findet unter ihnen Künstler wie Cornelius und Overbeck, Rietschel und Deger; Gelehrte wie Langenbeck und Du Bois-Reymond, Sybel und Droysen; Officiere wie den Fürsten von Hohenzollern und den Grafen Gröben; und vor Allem die bekannten Lieblinge unseres Volkes, Ludwig, Richter, Robert und Clara Schumann, Joseph Joachim. Sie sollten in öffentlichem Besitz, an allgemein zugänglicher Stelle zu leichter und wiederholter Betrachtung einladen.

Durch die Menge des Vorhandenen, die aber noch lange nicht die ganze Arbeit des von seinem siebzehnten bis zu seinem siebenundsiebzigsten Jahre rastlos Schaffenden erschöpft, ist eine enge und theilweise ungünstige Aufstellung unvermeidlich gewesen. Daß die Werke von Cornelius in unmittelbarer und störender Nähe über und neben Bendemann's Werken dem Auge sich förmlich aufdrängen, haben der Mangel an einem würdigen Ausstellungssaal und die beschränkten Räume eines zu allem Anderen eher als zu einer Gemäldegalerie bestimmten Gebäudes, wie es unsere Nationalgalerie ja nun einmal ist, unvermeidlich gemacht. Aber trotzdem wirkt auf unbefangene Beschauer, die nicht von den Schlagworten der Tageskritik beherrscht sind und sich die reine Freude an der Kunst jeglicher Art bewahrt haben, die reiche Erfindung und die liebevolle Ausführung, die diese Werke zeigen, mit unmittelbarer und zwingender Gewalt, und zahlreiche Gebildete aller Classen werden sich an diesen Schöpfungen von reiner Gesinnung und seltener Gedankentiefe erbauen und an dem Reiz ihrer Linien und Farben eine ebenso reine und edle Freude empfinden.

Daß die Verwaltung der Nationalgalerie in schöner Pietät für den verstorbenen Meister dies möglich gemacht hat, dafür verdient sie den aufrichtigsten Dank.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Die Thronrede, mit welcher die dritte Session der laufenden Legislaturperiode des preußischen Landtages am 12. November vom Kaiser Wilhelm eröffnet wurde, kündigt eine Reihe wichtiger Gesetzentwürfe auf dem Gebiete der Finanz-, Schul- und Gemeindeverwaltung an, die dann auch von der Regierung eingebracht worden sind. Hinsichtlich der Finanzverwaltung soll eine durchgreifende Verbesserung des gegenwärtigen Systems der directen Steuern, insbesondere durch eine Umgestaltung der gesetzlichen Bestimmungen über die Einkommensteuer herbeigeführt werden. Zu diesem Behufe wird beabsichtigt, die bestehende Klassensteuer und die klassificirte Einkommensteuer zu einer einheitlichen Steuer zu vereinigen, die Steuersätze zweckmäßiger zu gestalten und durch Einführung der Declarationspflicht, sowie durch eine andere Organisation der Einschätzungsbehörden und des Verfahrens eine sichere und der Wirklichkeit mehr entsprechende Veranlagung des steuerpflichtigen Einkommens herbeizuführen. Ferner soll die Ausdehnung der Erbschaftssteuer durch eine mäßige Belastung der Erbfälle der Verwandten in auf- und absteigender Linie und der Ehegatten unter Freilassung der kleinen Erbschaften die zutreffende Besteuerung des Einkommens erleichtern, sowie eine verhältnißmäßig stärkere Heranziehung des fundirten Vermögens bewirken. Ein weiterer Gesetzentwurf ist bestimmt, die im Wesentlichen noch auf dem Gesetze vom 30. Mai 1820 beruhende, den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen nicht mehr entsprechende Besteuerung der gewerblichen Betriebe durch Bestimmungen über die Gewerbesteuer, die den Betriebsertrag selbst ohne Rücksicht auf die Betriebsarten und örtlichen Eintheilungen zu erfassen bezwecken, einer völligen Umgestaltung zuzuführen. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist unter den Gesetzentwürfen auch derjenige über die öffentliche Volksschule, der, in Ausführung der Vorschriften der Verfassung, der Volksschule auf dem Boden der Gemeindeverfassungen eine sichere Grundlage gewähren, eine gerechte Vertheilung der Volksschullasten herbeiführen, sowie die durch die Gesetzgebung der letzten Jahre angebahnte Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts zum Abschlusse bringen und dem Lehrerstande den Bezug eines festen, den örtlichen Verhältnissen angemessenen Diensteinkommens gewährleisten soll. Die Verbesserung der materiellen Lage der Volksschullehrer wird jedenfalls mit Genugthuung begrüßt werden; unterliegt doch keinem Zweifel, daß, je freudiger die Lehrer der Volksschulen ihrem schwierigen Berufe nachkommen, desto sicherer der Zweck dieser Anstalten erreicht wird, tüchtige Mitglieder des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft heranzubilden. Zur Erleichterung des Ueberganges in die neuen Verhältnisse wird vorgeschlagen, die Beiträge des Staates zu dem Diensteinkommen, den Alterszulagen und den Pensionen der Volksschullehrer zu erhöhen. Auch sollen besondere Mittel bereit gestellt werden, um die Gemeinden bei der Aufbringung der Schulbaukosten zu unterstützen. Im Anschlusse an den Entwurf über die öffentliche Volksschule ist eine Regelung der Verhältnisse der mittleren Schulen in Aussicht genommen, bei denen namentlich die Pensionsansprüche der Lehrer bisher der festen Grundlage entbehrten.

Der Entwurf einer Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen soll dem Bedürfnisse einer gesetzlichen Regelung der Landgemeindeverfassungen dienen. Dieser Entwurf ist einerseits bestimmt, die zur Zeit geltenden gesetzlichen Vorschriften, die sich in mehrfacher Beziehung als unzureichend erwiesen haben, in angemessener Weise zu ergänzen und übersichtlich zusammenzustellen. Andererseits sollen diejenigen Aenderungen auf dem Gebiete des ländlichen Gemeindeverfassungsrechts, die durch die Entwicklung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse bedingt werden, unter möglicher Schonung des bestehenden Rechtszustandes und unter Aufrechterhaltung bewährter Einrichtungen herbeigeführt werden. Diese bedeutsamen Vorlagen, an die sich noch eine Reihe anderer anschließt, stellen ein so umfangreiches Arbeitspensum dar, daß kaum erwartet werden darf, der Landtag werde sie selbst bei eifrigstem Bemühen in einer Session bewältigen können. Hierzu kommt, daß in Bezug auf manche der in Betracht kommenden Fragen das Urtheil noch der Klärung bedarf; jedenfalls kann aber constatirt werden, daß der durch die Thronrede hervorgerufene Eindruck überwiegend günstig war.

Mit ungetheiltem Beifalle wurde der auf die auswärtige Politik bezügliche Theil der Thronrede aufgenommen, der trotz seiner knappen Fassung doch alles Dasjenige enthielt, was die Freunde der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens von einer derartigen Kundgebung erwarteten. Der charakteristische Passus lautet: „Bei den freundlichen Beziehungen des Reiches zu allen auswärtigen Staaten, welche im Laufe dieses Jahres sich noch mehr gefestigt haben, kann ich mit Vertrauen die fernere Erhaltung des Friedens erwarten." Mit besonderer Genugthuung darf hervorgehoben werden, daß die freundlichen Beziehungen Deutschlands zu allen auswärtigen Staaten constatirt werden. Da dann betont wird, daß diese Beziehungen im Laufe dieses Jahres noch mehr befestigt worden sind, bestätigt sich in erfreulicher Weise, daß der Besuch, welchen Kaiser Wilhelm in diesem Jahre am russischen Hofe abstattete, von Neuem im friedlichen Sinne seine Wirkung nicht verfehlt hat. Diese authentische Feststellung des Ergebnisses der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren ist um so bemerkenswerther, als von französischer Seite unablässige Versuche gemacht werden, die guten Beziehungen Rußlands und Deutschlands in Frage zu stellen.

Als eine Befestigung der guten internationalen Beziehungen Deutschlands darf auch das Resultat der Reise des Generals von Caprivi nach Italien bezeichnet werden. Die jüngste Zusammenkunft des deutschen Reichskanzlers mit dem italienischen Conseilpräsidenten Crispi in Mailand ist jedenfalls ein weiteres erfreuliches Symptom für die Stärkung des durch die Tripelallianz geschaffenen europäischen Friedensbündnisses. Unter den auf die Störung dieses Bündnisses abzielenden Ausstreuungen, die insbesondere dazu bestimmt waren, die Empfindlichkeiten der Italiener wachzurufen oder zu verstärken, figurirte an erster Stelle, daß Italien in dem mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Bündnisse keineswegs einen vollberechtigten Factor, sondern nur eine Art „Anhängsel" darstelle. Stets von Neuem wurde in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß der Kaiser von Oesterreich den ihm vom Könige von Italien abgestatteten Besuch bis jetzt noch nicht erwidert habe. Freilich würden dieselben Organe, die dem bisherigen Unterbleiben dieses Besuches in durchaus verfehlter Weise eine solche Bedeutung beilegten, die ersten gewesen sein, die aus Anlaß eines Besuches des Kaisers Franz Joseph in Rom oder in einer anderen italienischen Stadt an die heftigsten Leidenschaften der Irredentisten appellirt hätten. Man braucht nur an die Kundgebungen für Oberdank zu erinnern, um zu zeigen, wie bedenklich es für die italienische Regierung wäre, im Voraus die volle Bürgschaft und Verantwortlichkeit im Hinblick auf eine Reise des Kaisers von Oesterreich nach Italien zu übernehmen. Hierzu kommen die Schwierigkeiten, die Kaiser Franz Joseph als Monarch eines katholischen Staatswesens mit Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Vatican und Quirinal speciell in Rom zu überwinden hätte, während die italienische Regierung und das italienische Volk mit Recht darauf das größte Gewicht legen, daß gerade bei einer solchen Reise die Thatsache zum Ausdrucke gelange, daß Rom für alle Zeit die

Hauptstadt des geeinten Italiens geworden ist und bleiben soll. Von geringer taktischer Erfahrung der Gegner des europäischen Friedensbündnisses zeugte es auch, als ihre Organe unlängst ohne jeden stichhaltigen Grund behaupteten, die Kaiserin von Oesterreich werde bei ihrer Reise nach Corfu incognito dem Papste Leo XIII. einen Besuch abstatten. Wer die thatsächlichen Verhältnisse auch nur oberflächlich kennt, durfte sich von Anfang an darüber klar sein, daß eine derartige Nichtachtung der Courtoisie, sowie der bestehenden Beziehungen zwischen dem Wiener und dem römischen Hofe völlig ausgeschlossen wäre. Die Urheber des falschen Gerüchtes wurden denn auch sehr bald Lügen gestraft.

Bezeichnend ist, daß alle derartigen Insinuationen in jüngster Zeit zumeist auf das Verhältniß Italiens zu Oesterreich Bezug hatten. Allerdings wäre es ungemein verfehlt gewesen, auch nur den Versuch zu machen, die überaus herzlichen Beziehungen zwischen dem Hause Savoyen und Hohenzollern, sowie zwischen dem italienischen und dem deutschen Volke auch nur im geringsten anzweifeln zu wollen. Ließ doch der Empfang, der dem Kaiser Wilhelm II. in Italien, sowie dem Könige Humbert und dem Prinzen von Neapel in Deutschland zu Theil wurde, selbst die heftigsten Gegner des Bündnisses der beiden Länder deutlich erkennen, wie vergeblich sich jeder Ansturm auf dieses erweisen müßte. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint der Besuch, den der deutsche Reichskanzler dem italienischen Conseilpräsidenten abstattete, in der gehörigen Beleuchtung. Hatte Crispi, der bewährte Leiter der auswärtigen Politik Italiens, bei den Besuchen, die er seiner Zeit dem Fürsten Bismarck abstattete, die unverminderte Fühlung mit der Politik der Bundesgenossen bewahrt, so zeugte es von dem Taktgefühle des Generals von Caprivi, daß er als der jüngere leitende Staatsmann den älteren Collegen in Mailand aufsuchte. Nicht minder verdient es volle Anerkennung, daß der deutsche Reichskanzler, der Einladung der berufenen Vertreter des Municipiums der lombardischen Hauptstadt entsprechend, mit diesen in zwangslosester Weise die Sehenswürdigkeiten Mailands besichtigte. Während Felice Cavalotti, der heftigste Wortführer der republikanischen Franzosenfreunde in Italien, vor dem Eintreffen des deutschen Reichskanzlers mit seinem Versuche, eine radicale Gegendemonstration in Scene zu setzen, kläglich Fiasko gemacht hatte, zeigte die Mailänder Bevölkerung, indem sie den Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands sympathisch begrüßte, daß sie die herzlichen Beziehungen der beiden Länder wohl zu schätzen weiß. Selbst das anerkannte Organ der Mailänder Radicalen, der „Secolo", hebt in seinem am Tage der Ankunft des Generals von Caprivi veröffentlichten Leitartikel: „Al signor Leo di Caprivi, cancelliere dell' impero Germanico" in charakteristischer Weise hervor: „Der gastliche Empfang, den Ihnen, erlauchter Gast, die Mailänder Bürgerschaft heute bereitet, wird wohl geeignet sein, Ihnen zu zeigen, wie sehr die Italiener der deutschen Nation für die freundschaftlichen Demonstrationen dankbar sind, die sie uns bereiten will, indem sie bei feierlichen Gelegenheiten die Einheit dieses Italiens betont, das Sie heute willkommen heißt. Und Sie werden in der That in unserer Mitte willkommen sein als Vertreter eines jungen Monarchen, der, besorgt für die Bedürfnisse der Völker, mit bewundernswerthem Muthe zeigt, daß er den schwierigsten socialen Problemen, die nur eine neue Staatswissenschaft zu lösen vermag, die Stirn zu bieten entschlossen ist." Allerdings verirrt sich der „Secolo" dann in allerlei Phantasien, indem er unter Anderem den Vorschlag wiederholt, Deutschland möchte einer Föderation zu neutralisirender Staaten zustimmen, welche die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Elsaß-Lothringen neben der Schweiz umfassen soll. Die Absurdität dieses Vorschlages kann jedenfalls als Beweis gelten, wie wenig die italienischen Republikaner auf dem Boden der realen Politik stehen.

Für diesen Mangel an Erkenntniß der Bedürfnisse der praktischen Politik legen auch die Manifeste vollgültiges Zeugniß ab, mit denen die italienischen Republikaner vom Schlage Cavallotti's und Imbriani's in den am 23. und 30. November auszufechtenden Wahlkampf eingetreten sind. Machen doch die Ultraradicalen allen Ernstes das europäische Friedensbündniß für den angeblichen Niedergang der finanziellen und

wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens verantwortlich. Hatte der Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen, Crispi, in seiner Florentiner Bankettrede insbesondere den Nachweis geführt, daß das Bündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn einem Lebensinteresse des Landes entspreche, während der Irredentismus eine wirkliche Gefahr darstelle, die, falls ihr nicht rechtzeitig und energisch begegnet würde, in ihren Consequenzen nicht bloß zu einem Kriege mit Oesterreich, sondern auch im Hinblick auf Nizza, Savoyen und Corsika zu einem blutigen Zusammenpralle mit Frankreich führen müßte, so glaubten die Widersacher Crispi's eine Lücke in dessen Beweisführung für ihre Zwecke ausbeuten zu können, indem sie betonten, daß der Conseilpräsident die finanzielle und wirthschaftliche Seite der Frage in vollem Maße zu würdigen unterlassen habe. Wiederum sollte sich jedoch das Wahlmanöver der italienischen Republikaner, deren Blicke stets nach Frankreich gerichtet sind, als verfehlt erweisen, da Crispi, die Taktik der Gegner durchschauend, die Erörterung des finanziellen und wirthschaftlichen Theiles sich für die unmittelbar vor den Wahlen stattfindende Turiner Bankettrede vorbehalten hatte. So machte es die Parteigänger Cavallotti's und Imbriani's wohl überraschen, als ihnen angekündigt wurde, sie müßten sich durch statistische Daten belehren lassen, daß, wenn eine Parallele zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart gezogen wird, Italien nunmehr ebenso auf finanziellem wie auf wirthschaftlichem Gebiete beträchtliche Fortschritte gemacht, daß also das europäische Friedensbündniß, weit entfernt, die Lage des Landes zu verschlimmern, vielmehr unzweifelhafte Fortschritte herbeigeführt hat, so daß die entgegengesetzten Anschuldigungen der Radicalen, wonach der Mißerfolg der handelspolitischen Verhandlungen mit Frankreich den angeblichen wirthschaftlichen Ruin Italiens verschuldet haben soll, nicht bloß unpatriotisch, sondern auch lügenhaft sind. Crispi ist zugleich in der Lage, gegenüber den Wahlintriguen der mit Frankreich collettirenden italienischen Republikaner anzukündigen, daß die Regierung keineswegs neue Steuern fordern will. Dieser Hinweis muß im Lande den besten Eindruck hervorrufen, zumal die italienische Regierung auch der gegenwärtig in allen Ländern Europa's im Vordergrunde stehenden Arbeiterfrage ihr volles Interesse widmen will, indem sie an die Ergebnisse der Berliner Arbeiterschutzconferenz anknüpft.

Der Versuch der Franzosenfreunde in Italien, für ihre dem italienischen Conseilpräsidenten feindliche Politik Stimmung zu machen, stützte sich hauptsächlich darauf, daß der Ausfuhrhandel in Folge der Umgestaltung der handelspolitischen Beziehungen der beiden Nachbarländer ungemein gelitten habe. Sehr zur Unzeit für die italienischen Republikaner ist daher jetzt gerade ein auf authentischen statistischen Angaben beruhender Bericht über den Handelsverkehr zwischen Frankreich und Italien erschienen. Dieser Bericht, der sich auf die Periode vor und nach der Aufhebung des französisch-italienischen Handelsvertrages bezieht, kann aber von den Gesinnungsgenossen Cavallotti's um so weniger angefochten werden, als er von französischer Seite ausgeht und den Präsidenten der in Mailand existirenden französischen Handelskammer zum Urheber hat. Da gerade in der lombardischen Hauptstadt der Verkehr zwischen dem französischen und dem italienischen Handel besonders rege ist, entstand daselbst auch das Bedürfniß, in einer französischen Handelskammer ein besonderes Organ zu schaffen. Aus dem erwähnten Berichte, der sich auf die amtlichen Veröffentlichungen der französischen und der italienischen Regierung stützt, geht nun hervor, daß die französische Ausfuhr in den beiden Jahren, welche der Aufhebung des Handelsvertrages gefolgt sind, nur etwa 323 Millionen Francs betragen hat, während sie in den beiden Jahren, welche dieser Aufhebung vorangingen, etwa die Höhe von 637 Millionen erreichte. Der französische Export hat also in jedem der beiden späteren Jahre im Durchschnitte etwa 157 Millionen Francs eingebüßt, wodurch aufs deutlichste bewiesen wird, daß es nur Großsprecherei ist, wenn die Franzosen Gleichgültigkeit im Hinblick auf den Mißerfolg der handelspolitischen Verhandlungen mit Italien zur Schau tragen, da ziffernmäßig festgestellt ist, welchen Schaden ihre eigene Ausfuhr nach dem Nachbarlande erlitten hat. Der französische Handelskammerpräsident, der sicherlich in dieser Frage als classischer

Zeuge gelten kann, fügt denn auch in dem jetzt gerade besonders wichtigen Documente hinzu: „Alltäglich wird in der Presse, in besonderen Publicationen, in den Syndicat- und Handelskammern, in allen Versammlungen, in denen geschäftliche Erörterungen stattfinden, mit Nachdruck und in allen Tonarten darauf hingewiesen, daß wir die Entwicklung unseres Ausfuhrhandels anstreben müssen, daß unsere Beziehungen mit dem Auslande, unsere Organisation des Waarenaustausches schlecht sind, daß unsere Producenten nicht wie die deutschen und die englischen Absatzwege für ihre Waaren suchen, daß man Gesellschaften, Syndicate für den Ausfuhrhandel bilden, daß man junge Leute, die aus unseren Handelsschulen hervorgegangen sind, nach allen Punkten der Erdkugel schicken muß, daß unsere Consuln der Industrie und dem Handel des Mutterlandes keine Unterstützung gewähren, daß es nothwendig ist, die Gründung französischer Handelskammern im Auslande zu ermuthigen, sowie den Eifer unserer Landsleute zu erhöhen und an den hauptsächlichen Plätzen Handelsagenten zu ernennen." Diese Klagen des berufenen Vertreters der französischen Interessen beweist sicherlich, daß die Franzosen sich in ihr eigenes Fleisch schneiden, wenn sie den Italienern zumuthen, zunächst sich von dem europäischen Friedensbündnisse loszusagen, ehe neue handelspolitische Verhandlungen zwischen Frankreich und Italien stattfinden können. Der Präsident der französischen Handelskammer in Mailand zieht denn auch völlig richtige Consequenzen, wenn er hervorhebt: „Indem wir unsere Grenzen gegen Italien verschlossen, haben wir nicht bloß unseren eigenen Fabriken Schaden zugefügt, da wir sie in Bezug auf die Rohstoffe, deren sie stets bedürfen, in einen Zustand der Inferiorität versetzten, sondern wir haben uns auch selbst gezüchtigt, während wir unsere Nachbarn züchtigen wollten. Können wir doch nicht leugnen, daß wir heute eine große Anzahl von Producten, die wir in einem bestimmten Maße von Italien beziehen, zu weit höheren Preisen kaufen müssen."

Dieses Zugeständniß des französischen Handelskammerpräsidenten ist um so werthvoller, als gerade in Mailand die Angriffe der Radicalen auf den italienischen Conseilpräsidenten sich zumeist dahin zuspitzen, daß er dem italienischen Handel schweren Schaden zufüge, obgleich Crispi nicht die geringste Schuld daran trägt, wenn ein handelspolitischer modus vivendi zwischen den beiden Nachbarstaaten nicht zu Stande gekommen ist, weil einerseits die Schutzzöllner in den französischen Kammern das Uebergewicht behaupten, andererseits die commerciellen Beziehungen zu Italien den allgemein politischen untergeordnet werden. Es empfiehlt sich daher, für das mit Italien engverbündete Deutschland, die handelspolitischen Beziehungen mit dem an Naturerzeugnissen wie Wein, Olivenöl, Orangen, Citronen, Feigen, sowie Früchten aller Art reichen Lande aufs sorgfältigste zu pflegen und im Wechselverkehre um so mehr alle möglichen Erleichterungen zu gewähren, als der deutsche Handel und die deutsche Industrie jenseits der Alpen gleichfalls ein fruchtbares Absatzgebiet finden. So darf denn der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß die Zusammenkunft des deutschen Reichskanzlers mit dem italienischen Conseilpräsidenten sich auch in dieser Hinsicht ersprießlich und für beide Länder segensreich erweisen wird.

Nicht ohne eine gewisse Komik versicherten die chauvinistischen Organe in Frankreich, daß die Reise des Generals von Caprivi lediglich bezweckt habe, dem leitenden italienischen Staatsmanne bei den allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer moralische Unterstützung zu gewähren. Die Naivetät dieser geflissentlich zur Schau getragenen Auffassung leuchtet ohne Weiteres ein, zumal da der deutsche Reichskanzler sich vorher bereits dem Zaren vorgestellt hatte, ein Vorgang, der doch unzweifelhaft nicht als Einmischung in die innere Politik Rußlands gedeutet werden konnte. In Italien selbst glaubt Niemand daran, daß General von Caprivi auf die innere Politik des verbündeten Landes einwirken wollte, während alle Welt davon überzeugt ist, daß die soeben in Frankreich inscenirte Bewegung zu Gunsten der Errichtung eines Denkmals für Garibaldi in Dijon lediglich bezweckte, bei den Wahlen für die franzosenfreundlichen Candidaten Propaganda zu machen. Hätten die französischen Republikaner in Wahrheit den italienischen Nationalheros ehren wollen, so boten sich früher weit

geeignetere Anlässe dar. Statt dessen erkannten die Franzosen die Verdienste Garibaldi's so wenig an, daß sie ihn bei jeder Gelegenheit beschimpften und verhöhnten, wie aus den Acten der Nationalversammlung von Bordeaux in unwiderlegbarer Weise hervorgeht. Wie verfehlt aber die ganze Taktik der französischen Republikaner ist, die im Bunde mit den italienischen Gesinnungsgenossen Crispi stürzen wollen, erhellt unter Anderem auch daraus, daß sie wähnen, der Fortbestand des europäischen Friedensbündnisses sei an die Person des gegenwärtigen italienischen Conseilpräsidenten geknüpft. Die Tripelallianz entspricht jedoch so sehr den Lebensinteressen der verbündeten Länder, daß auch jeder andere Staatsmann, der sich als Leiter der auswärtigen Politik Italiens seiner vollen Verantwortlichkeit bewußt wäre, lediglich in den Spuren Crispi's wandeln und den „alten Kurs" fortsetzen müßte.

Wie sehr eine friedliche auswärtige Politik, die im vollen Einklange mit dem Zwecke der Tripelallianz steht, gegenwärtig angezeigt ist, erhellt auch aus der jüngsten Rede, die der englische Premierminister Lord Salisbury beim Lord-Mayors-Bankette gehalten hat. In erfreulichster Weise hob der leitende englische Staatsmann hervor, daß alle Anzeichen auf Erhaltung des europäischen Friedens jedenfalls noch auf ein Jahr hindeuteten. In dieser Zeitbeschränkung darf aber keinesfalls ein minder friedliches Symptom erblickt werden; vielmehr würde die Bedeutung der beruhigenden Versicherungen Lord Salisbury's nur abgeschwächt worden sein, falls er für angemessen erachtet hätte, weitgehende Prophezeiungen zu machen, während doch die gesammte Lage ein derartiges Urtheil über die zukünftige Gestaltung der internationalen Verhältnisse nicht gestattet. Dagegen erblickte Lord Salisbury mit Recht in der Reise des russischen Thronfolgers nach Indien, wo er der Gast der Königin von England und der indischen Regierung sein würde, eine der guten Vorbedeutungen für die Aufrechterhaltung des Friedens, an der alle Freunde einer fortschreitenden Cultur und einer Weiterentwicklung der Civilisation das größte Interesse nehmen müssen.

Als eine hochbedeutsame Errungenschaft auf dem Gebiete der Cultur darf auch die epochemachende Entdeckung bezeichnet werden, die Professor R. Koch gemacht und über die er mit echter Bescheidenheit unter dem Titel: „Weitere Mittheilungen über ein Heilmittel gegen Tuberkulose" einen authentischen Bericht veröffentlicht hat. Das Bewußtsein, daß die deutsche Wissenschaft einen neuen Triumph verzeichnen darf, muß jedoch im Hinblicke auf den Segen, der hoffentlich der gesammten Menschheit erwachsen wird, hinter der Ueberzeugung zurückstehen, daß die bahnbrechenden Fortschritte der Cultur und Civilisation nicht einer bestimmten Nation ausschließlich angehören dürfen. Deshalb verdient auch die Uneigennützigkeit in vollem Maße anerkannt zu werden, mit welcher der Vertreter der deutschen Wissenschaft die Ergebnisse seiner Forschungen allgemein zugänglich macht. Der Name Robert Koch's wird neben denjenigen der Männer, deren Wirken und Schaffen der gesammten Menschheit zum Segen gereicht, in den Annalen der Culturgeschichte für alle Zeiten verzeichnet stehen.

Literarische Rundschau.

Koser's Friedrich der Große.

König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Erste Abtheilung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1890. (Auch unter dem Titel: „Bibliothek deutscher Geschichte". Herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Lieferung 45—48.)

Trotz des glänzenden Aufschwungs, den die deutsche Geschichtschreibung in den letzten vier Jahrzehnten genommen hat, haben die zwei größten preußischen Staatsmänner der Vergangenheit einen congenialen Biographen in Deutschland nicht gefunden: die Geschichte König Friedrich's II. und des Freiherrn vom Stein zu schreiben, blieb englischen Historikern, Carlyle und Seeley, vorbehalten. Es ist Carlyle's Verdienst, daß er für eine höhere Auffassung und für eine gerechte Würdigung Friedrich's zuerst die Wege gewiesen hat, indem er als den springenden Punkt in Friedrich's Charakter die Wahrhaftigkeit nachwies, indem er den König als den einzig wahrhaftigen und großartigen Charakter unter den Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts schilderte. Aber das Quellenmaterial, mit dem Carlyle vor dreißig Jahren sich begnügte, war ein völlig lückenhaftes und unzureichendes; seine Darstellung ist vielfach durchsetzt von störenden unorganischen Bestandtheilen. Der neue Biograph des Königs, Professor Koser in Berlin, hat sich bereits als gründlicher Forscher auf dem Gebiete der Friedericianischen Geschichte bekannt gemacht; groß angelegte Publicationen, zahlreiche Einzelaufsätze, sowie eine höchst ansprechende, zusammenfassende Arbeit über die Jugendzeit des Königs, „Friedrich der Große als Kronprinz" (Cotta, 1886) haben allgemein anerkennen lassen, daß Koser der berufenste sei, um die alte Ehrenschuld der deutschen Geschichtschreibung gegen den großen Preußenkönig endlich abzutragen. Koser verfügt nicht bloß über das tiefe Wissen und über das gelehrte Rüstzeug, das zur rechten Lösung der Aufgabe erforderlich ist: es kommt hinzu, daß er seine Forschungen in einer gewählten, bis in jedes einzelne fein durchdachten Sprache mitzutheilen weiß. So sehr man herausfühlt, daß der Verfasser mit Lust und Liebe arbeitet, mit vollem Verständniß für die Größe seines Helden, so hat er doch von dem Erbfehler des Biographen, der Ueberschätzung seines Gegenstandes, sich taktvoll freigehalten.

Das Koser'sche Werk ist auf vier „Abtheilungen", vier Halbbände, berechnet; die erste vorliegende Abtheilung umfaßt die Geschichte der Jahre 1740—1745, bis zum Schluß des zweiten schlesischen Krieges. Für diese Periode, die schon Historiker ersten Ranges, wie Ranke und Droysen, eingehend behandelt hatten, war es dem Verfasser nicht leicht gemacht, wenn er seine Darstellung auf neue noch unbekannte Quellen, auf neue Forschungen stützen, wenn er eigenartige Auffassungen und Gesichtspunkte beibringen wollte. Dennoch ist ihm dies, meines Erachtens, in sehr vielen einzelnen Theilen gut gelungen: so unter Anderem bei den Schlachtschilderungen, bei

der Darlegung der preußischen Ansprüche auf Schlesien, bei der Besprechung der deutschen Politik Friedrich's, bei der Würdigung des zweiten schlesischen Krieges für die gesammte deutsche Entwicklung. Vor Allem aber, das Entscheidende und zugleich das Schwierigste, die Auffassung der Persönlichkeit des Königs, die Zeichnung seines Charakters, die Schilderung seiner so oft und so stark wechselnden Stimmungen bietet des Neuen, des Eigenartigen, des psychologisch fein Erfaßten eine reiche Fülle. Als Friedrich mit achtundzwanzig Jahren den Thron bestieg, war er noch mitten in der Arbeit an sich selbst, ein noch nach keiner Seite fest abgeschlossener Charakter. Die fünf hier vorgeführten Jahre bilden die große praktische Lehrzeit des Königs; als ein gereifter, fertiger Mann kehrt er aus den Bedrängnissen des zweiten schlesischen Krieges heim. Eben darin liegt das so Anziehende dieser Zeit, daß wir hier einen werdenden Mann vor uns haben, der mit den steigenden Aufgaben und Schwierigkeiten wächst und sich vervollkommnet, einen überreich begabten, für jeden Eindruck empfänglichen jungen Fürsten, der wohl auch irrt und fehlgeht, der in trügerischen Illusionen sich bewegt, von jugendlichem Feuer, von angeborener Lebhaftigkeit sich fortreißen läßt, und der dennoch, als schwere Schicksalsschläge ihn treffen, nicht erliegt und nicht verzweifelt, sondern in hartem Ringen gegen die Außenwelt und gegen seine eigenen stürmischen Neigungen, in schweren inneren Seelenkämpfen sich durcharbeitet, der im Unglück sich selbst, seine Umgebung, sein Heer aufrecht zu erhalten, mit neuem Vertrauen zu erfüllen weiß, und durch die Kraft seines Gemüthes, durch die Kraft seines Charakters schließlich über alle Fährnisse obsiegt, als ein im Unglück gestählter Mann aus der Krisis hervorgeht.

Der ersten, jetzt erschienenen Abtheilung soll schon im Lauf des nächsten Jahres eine zweite Abtheilung nachfolgen, die den König in der friedlichen Arbeit, bei der Staatsverwaltung, bei der Justizreform und beim literarischen und künstlerischen Schaffen vorführen wird. Koser's Werk, als eine der besten Erscheinungen der heutigen deutschen Geschichtschreibung, darf allseitig, nicht den Gelehrten nur, vielmehr allen Gebildeten warm empfohlen werden. — Eine Verwechslung zwischen dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Markgrafen Ludwig von Baden auf S. 23 könnte bei einer neuen Auflage ausgemerzt werden.

A. Naudé.

Weihnachtliche Rundschau.

Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890. Von Paul Güßfeldt. Mit einem Portrait des Kaisers nebst eigenhändiger Unterschrift, 21 Heliogravuren und 125 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Carl Saltzmann's, sowie einer Routenkarte nach officiellem Material von L. van der Vecht. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Dieses Buch dürfte nicht nur eins der willkommensten Festgeschenke des Jahres werden, es wird über den Rang eines solchen hinaus sich Geltung und Anerkennung verschaffen und einen dauernden Platz in unserer Literatur einnehmen. Schon seine Entstehung ist von eigenartigem Interesse, da dieselbe auf directe Anregung Kaiser Wilhelm's II. zurückzuführen ist; derselbe betraute persönlich den Verfasser mit der ehrenvollen Aufgabe, die in den Sommern 1889 und 1890 unternommenen kaiserlichen Nordlandsreisen, an denen Autor wie Maler theilnehmen durften, eingehend zu schildern, zugleich wünschte der Kaiser, daß eine Beschreibung seiner Reisen den deutschen Leser auch über das norwegische Land im Allgemeinen unterrichtete. Das Buch sollte anregend und belehrend wirken. — Diesen Zweck erfüllt es in vollem Maaße, denn mit inniger Liebe zur Natur, mit tiefem Verständniß für Land und Leute, mit genauer Kenntniß aller in Betracht kommenden Dinge hat Paul Güßfeldt sein Werk verfaßt, und wie er zu schreiben versteht, das wissen unsere Leser. Inmitten der Schilderung der großartigen Natureindrücke zeichnet uns Güßfeldt ein menschlich-schönes Bild der Persönlichkeit und des Wesens unseres Kaisers, denn viele der hier mitgetheilten Beobachtungen und Züge verleihen der Gestalt des kaiserlichen Herrn, wie wir sie kennen und wie sie in unseren Herzen lebt, ein neues, wohlthuendes Relief. Der künstlerische Schmuck des Werkes ist ein prächtiger, nicht weniger als 21 Heliogravuren und 125 Holzschnitte nach Originalzeichnungen Carl Saltzmann's dienen zur Veranschaulichung des Textes; wie in letzterem, so steht auch in den Illustrationen Kaiser Wilhelm II. häufig im Mittelpunkt des künstlerisch fein Beobachteten. Die ganze Ausstattung des Buches, dessen Herstellung die Reichsdruckerei übernommen, ist, nach den uns zur Verfügung gestellten Probebogen zu schließen, eine seiner hohen Bedeutung angemessene und harmonische, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieses Werk, auf welches wir in einem der nächsten Hefte eingehender zurückkommen, eine Zierde jeder Bibliothek und jedes Büchertisches sein und daneben, was von diesen „Zierden“ nicht immer gesagt werden kann, auch fleißig und mit Erfolg gelesen werden wird.

Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl d. Gr. bis Maximilian I. von Dr. Hans Herrig. Mit farbigen Initialen, Randleisten, Tafeln und vielen Abbildungen im Text von Th. Kutschmann. I. Bd. Berlin, Rudolf Mückenberger.

Die Glanzzeit des alten deutschen Kaiserthums in großen Zügen zu schildern, hat sich Hans Herrig in diesem Buch, von welchem bisher der erste Band in stattlichem Quartformat vorliegt, zur Aufgabe gesetzt: es handelt sich dabei nicht um neue historische Forschungen, sondern um eine allgemein interessirende Darstellung, welche sich dem politischen Verständnisse unserer Jetztzeit anpaßt und neben den fürstlichen Eigenschaften der hier in Betracht kommenden Herrscher auch deren menschliche Seiten uns nahe führt. Hans Herrig, mit den geschichtlichen Entwicklungen der Völker und mit dem Seelenleben ihrer hervorragenden Regenten intim vertraut, hat sich der Erreichung seines Zieles mit aufrichtiger Begeisterung gewidmet, in künstlerischer Beziehung unterstützt von Th. Kutschmann, von dem die prächtigen Randverzierungen und Initialen in Gold und reichem Farbendruck, dem Stil der jedesmal im Text behandelten Zeit entsprechend, sowie ein großer Theil des übrigen illustrativen Schmuckes — Heliogravuren und Holzschnitte von historischen Denkmälern in ihrem jetzigen Zustande, von geschichtlichen Bildnissen, Münzen, Siegeln ꝛc. — herrühren. Ohne Uebertreibung darf die Verlagshandlung in der Ankündigung des „Kaiserbuches“ sagen, daß „bisher ein ähnliches Werk zu ähnlichem Zwecke in gleich vollendeter innerer wie äußerer Ausstattung nicht herausgegeben worden ist.

Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

In neuer Auflage ist soeben das verdienstvolle Geschichtswerk erschienen, zugleich auch in neuem modernen Gewande; die veralteten Holzschnitte sind fortgefallen, Druck, Papier und Einband dafür desto splendider geworden: ferner wurde dem ersten Bande ein vorzügliches Stahlstich-Portrait Kaiser Wilhelm's I., dem zweiten ein ausführliches Namen- und Sachregister hinzugefügt. Die unparteiische, volksthümliche Darstellungsweise Duller's, welcher hauptsächlich diese „Deutsche Geschichte“ ihre Beliebtheit verdankt, fand kaum hier und da Veränderungen; letztere, mit großer Sachkenntniß von William Pierson, dem Verfasser der in gleichem Verlage erschienenen „Preußischen Geschichte“, vorgenommen, erstrecken sich mehr auf die neuere Zeit und lassen überall die gründliche Beherrschung des verschiedentlichen, während der letzten Jahre veröffentlichten Quellenmaterials erkennen. Der Preis für die beiden stattlichen Bände ist ein sehr mäßiger.

Geschichte des Preußischen Staates von Dr. Ernst Berner. I. Abtheilung. München und Berlin, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. 1890.

Die erste Abtheilung eines seit Jahren sorgsam vorbereiteten Werkes, welches einen sehr stattlichen Band füllen wird und, wenn die übrigen sieben Abtheilungen halten, was diese erste verspricht, an reicher Ausstattung, Zahl und Schönheit der bildlichen Zugaben und historischen Facsimile-Beilagen kaum von einem ähnlichen Geschichtswerk übertroffen werden dürfte. Dem Verfasser standen als Königl. Preuß. Hausarchivar die besten Quellen zur Verfügung und er wußte die für diesen Zweck in Betracht kommenden wichtigen Urkunden, Handschriften, Miniaturen, Münzen, Portraits 2c. 2c. mit Umsicht auszuwählen, so daß sie nicht nur als illustrativer Zierrath wirken, sondern, theilweise zum ersten Male überhaupt veröffentlicht, eine wesentliche Ergänzung der Darstellung bilden. Auf letztere kommen wir nach Vollendung des Werkes näher zurück.

Das Buch vom Deutschen Heere, dem deutschen Volke gewidmet von Herrmann Vogt. Zweite vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage, bearbeitet durch Hanns von Zobeltitz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1890.

Rechtzeitig zum Weihnachtsfest fand das in einzelnen Lieferungen herausgekommene Werk seinen Abschluß und wird in seiner Neubearbeitung die gleich günstige Aufnahme finden wie bei seinem ersten Erscheinen. Genau auf die vielverzweigte Organisation des deutschen Heeres und seiner einzelnen Theile eingehend, leicht und unterhaltend geschrieben, interessirt das Buch in gleicher Weise Jeden, der des Königs Rock trägt oder getragen und auch den, der nicht aus eigener Anschauung die straffe Disciplin unseres Heerwesens kennen gelernt hat: ebenso dürfte die heranwachsende Jugend eifrig zu diesem Bande greifen, der, stets unterrichtend und fesselnd, die ernsten und heiteren Seiten des Soldatenlebens im Krieg und Frieden zeichnet. Hanns von Zobeltitz, als militairischer Schriftsteller hinlänglich bekannt, hat pietätvoll den Text des verstorbenen Verfassers überarbeitet und die vielen Veränderungen und Umgestaltungen, welche der deutsche Heereskörper im Lauf der letzten Jahre durchgemacht, sorgfältig berücksichtigt. Die dem Werke beigegebenen 150 Illustrationen von R. Knötel beleben die Darstellung und erhöhen ihre Anschaulichkeit.

Allgemeine Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Gustav Karpeles. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Sechs Abtheilungen, den ersten Band des groß angelegten Unternehmens bildend, liegen bisher vor und lassen erkennen, daß Verfasser wie Verleger mit der größten Hingebung sich der Erreichung ihres hochgesteckten Zieles widmen, ersterer durch sorgsame Bearbeitung seines umfangreichen Gegenstandes, letzterer durch Hinzufügung des werthvollsten und reichsten Anschauungsmaterials in bildlicher Hinsicht. Der Ton dieser, alle Völker und alle Zeiten umfassenden Literaturgeschichte ist ein leichtverständlicher und wendet sich an die Gebildeten weiter Kreise: jedes Volkes Literatur wird übersichtlich und knapp behandelt, die wichtigeren Perioden und Hauptströmungen werden hervorgehoben und die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller treffend charakterisirt. Den weiteren Abtheilungen sehen wir mit unseren besten Wünschen entgegen und behalten uns eine eingehendere Besprechung derselben vor.

Oberon. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen von C. M. Wieland. Illustriert von Gabriel Max und Gustav Closs. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Den von derselben Verlaghandlung herausgegebenen handlichen Einzelausgaben unserer Classiker schließt sich Wieland's „Oberon" an. Die hübsche Form und der billige Preis, vor allem aber die von Gabriel Max und Gustav Closs herstammenden Illustrationen, die sich verständnißvoll den klangreichen Versen anschmiegen, werden auch fernerhin der Dichtung neue Freunde gewinnen, und diese werden an sich erfahren, was schon Goethe von ihr gegen Eckermann rühmte, daß die „anmuthige sinnliche und geistreiche Ausführung des ‚Oberon' die Leser auf das Angenehmste fesselt."

Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich von Kleist. Illustriert von Alexander Zick. Berlin, Albert Goldschmidt.

Eins jener Prachtwerke, wie sie sich seit Jahren regelmäßig zur Weihnachtszeit einstellen und regelmäßig dieselbe Verwendung als sehr willkommene Geschenke finden. Durch die musterhafte Aufführung des Stückes in Berlin hat sich auf letzteres wieder das Interesse weiter Kreise gelenkt, und eine solche Ausgabe des „Käthchens" konnte daher kaum zu geeigneterer Zeit erscheinen. A. Zick hat sich liebevoll in die Dichtung vertieft und seine Zeichnungen geben deren Stimmungen — wenige Ausnahmen abgerechnet — anmuthig wieder.

Die Meininger. Von C. W. Allers. Leipzig, Friedrich Conrad.

Ein höchst originelles und ansprechendes künstlerisches Denkmal hat C. W. Allers den „Meiningern" mit vorliegender, über dreißig Zeichnungen enthaltenden Mappe geschaffen und hiermit noch einmal, kurz vor ihrem Auseinandergehen, die hervorragendsten Schauspieler und Schauspielerinnen des Meiningen'schen Hoftheaters in effigie vereinigt. Allers führt uns theils auf, theils hinter die Bühne, und wir möchten letzteren Scenen, die uns das buntfarbige, fröhliche Treiben des Bühnenvölkchens hinter den Coulissen bei den Proben und während der Vorstellungen schildern, den Vorzug vor den ernsthafteren Costüm- und Charakterbildern einräumen. Jedenfalls zeigt sich zu unserer großen Freude Allers auch in seiner neuen Mappe wieder als der reich begabte, scharf

beobachtende Zeichner, der Lebenswahrheit mit Frische und Humor verbindet und dessen Porträtskizzen von überraschender Treue sind. Ein kurzer Begleittext von Aloys Praisch wird Vielen, welche die Meininger selten oder überhaupt nicht gesehen, erwünscht sein.

Aus Studienmappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studienblätter in Lichtdruck von Paul Meyerheim. Breslau, C. T. Wiskott.

Den in diesen Studienmappen veröffentlichten Handskizzen von A. Menzel, L. Knaus, L. Defregger, Fr. Geselschapp, Ed. Grützner und W. Schuch schließen sich nun diejenigen Paul Meyerheim's an, welche dem großen Kreise von Verehrern dieses reich- und vielbegabten Künstlers sehr erwünscht kommen werden. Reich- und vielbegabt — das zeigen deutlich von neuem, wenn es überhaupt dazu noch eines Beweises bedurfte, diese zehn Originalstudien des Künstlers, von denen fast jede ein anderes Gebiet der Kunst berührt, jede die liebevollste Vertiefung in den gewählten Vorwurf darthut und jede von originellem Reiz ist. Neben Figurenskizzen, Thier- und Landschaftsstudien und Genrescenen finden wir zu unserer aufrichtigen Freude auch drei der oft erwähnten, aber noch nie reproducirten Loggienbilder aus der Borsig'schen Gartenhalle in Berlin, welche in markiger, naturgetreuer Weise die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in einem Bergwerk, den Betrieb eines Hammerwerks und die Fertigstellung einer Lokomotive vorführen. Aeußerlich schließt sich die Mappe durchaus ihren bekannten und von uns mehrfach lobend erwähnten Vorgängerinnen an.

Allerlei aus A. Hendschel's Skizzenmappen. Frankfurt a. M., M. Hendschel.

„Nulla dies sine linea" — diesen Wahrspruch, den A. Hendschel einst unter sein Portrait gesetzt, scheint er thatsächlich erfüllt zu haben; noch geraume Frist nach seinem Tode erscheint eine Sammlung nach der anderen aus seinen bis dahin noch nicht veröffentlichten Skizzenbüchern. Auch die neue Zusammenstellung dürfte sich der gleichen Gunst erfreuen, wie es bei den übrigen der Fall gewesen, denn diese in vorzüglichem Lichtdruck wiedergegebenen, genau wie Originale wirkenden hundert und mehr Zeichnungen weisen dieselbe köstliche Beobachtungsgabe und Frische, denselben Humor auf, den wir aus den bisher publicirten Arbeiten Hendschel's kennen. Wir haben so häufig an dieser Stelle die Vorzüge der Hendschel'schen Zeichenkunst hervorgehoben, daß es wohl nur eines kurzen Hinweises auf die neue Gabe bedarf, um das Interesse unserer Leser für dieselbe zu erwecken.

Moderne Kunst. Berlin, Richard Bong.

Der abgelaufene Jahrgang dieser in Monatsheften erscheinenden Zeitschrift, welche es sich zu ihrer vornehmsten Aufgabe gestellt, den Meisterholzschnitt zu pflegen, zeigt in überraschender Weise die große Vielseitigkeit des Inhalts und den Reichthum des Bilderschmucks. Letzterer ist fast stets von auserlesener Schönheit und beweist glänzend, daß einzelne unserer xylographischen Anstalten sehr gut den Vergleich mit den vielgerühmten englischen und französischen Holzschnittateliers aushalten können, wobei noch hervorgehoben werden muß, daß bei uns die Preise für dergleichen illustrirte periodische Erscheinungen bedeutend billiger sind, als in den genannten Ländern. Beispielsweise kostet jedes der Hefte obiger „Moderner Kunst" eine Mark, ein für das Gebotene derartig niedrig angesetzter Betrag, daß er sich nur durch eine enorme Höhe des Absatzes erklären läßt. In ihrem vor kurzem begonnenen dritten Jahrgange widmet die „Moderne Kunst" der zeitgenössischen belletristischen Literatur größere Aufmerksamkeit, als es anfänglich in ihrem Programme vorgesehen war.

Die Kunst unserer Zeit. Herausgegeben unter Redaction von H. E. von Berlepsch. München, Franz Hanfstaengl's Kunstverlag.

Auch eine Kunstzeitschrift, die sich jedoch ausschließlich der modernen Kunst widmet. Entstanden aus den bekannten Hanfstaengl'schen Prachtwerken über die einzelnen, während der verflossenen Jahre in München abgehaltenen Internationalen Kunstausstellungen, erscheint das obige Unternehmen jetzt in regelmäßigen monatlichen Lieferungen. „Die Kunst unserer Zeit" geht von dem Standpunkte aus, jeder Anschauung auf dem Gebiete der Kunst, wo sie sich als feste Ueberzeugung äußert, gerecht zu werden, und nimmt demgemäß unter sachkundiger Leitung auf alle wichtigen künstlerischen Vorkommnisse, welche der Tag bringt, Rücksicht. Die in den Text eingestreuten Bilder haben ebenso wie die ganzseitigen Kunstblätter eine mustergültige Vervielfältigung gefunden, würdig des Hanfstaengl'schen Rufes.

Vom Erdenthal in's Himmelreich. Ein Menschenleben dargestellt in Wort und Bild von Wilhelm Kray, Alexander Zick und Martin Greif. München, Verlogsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Einem sinnigen Gedanken entsprungen, hat dieses Werk auch eine sinnige Ausführung gefunden, die ihm warme Anerkennung sichert. Die kurzen, von Martin Greif gedichteten Strophen voll reicher Empfindung und vollendet im Ausdruck dienen zur Erläuterung der Zeichnungen Alexander Zick's und Wilhelm Kray's, welche in idealer Weise ein Menschenleben schildern, vom Eintritt in's Dasein bis zur Sterbestunde und der Heimkehr. Wendet sich das Buch hauptsächlich an religiöse Gemüther, so wird es doch auch bei den weniger Strenggläubigen sympathische Aufnahme finden, die es seiner ganzen Anlage und Durchführung wegen vollauf verdient.

Prinzenmärchen von Agnes Schöbel. Illustrirt von Georg Schöbel. Leipzig, Adolf Titze.

Ein merkwürdiges Buch in unserer mehr und mehr dem Realismus zuneigenden Zeit, idealistisch von der ersten bis zur letzten Zeile und den Leser — den erwachsenen, denn an

diesen wendet es sich — in eine märchenhafte Traumwelt führend, in der Art der Petersen'schen „Irrlichter" und an diese zuweilen, so in der „Storchreise", lebhaft erinnernd. Jedes der vier Märchen hat mehr oder minder einen patriotischen Hintergrund und sucht eine diskrete Verbindung zu dem deutschen Kaiserhause herzustellen, am glücklichsten in den „Lustigen Prinzen", wo wiederholt ein schelmischer Humor zum Durchbruch gelangt. Die Illustrationen werden zum großen Theil den naiv-poetischen Empfindungen der Verfasserin gerecht, einzelne aber — wir denken an die mit modernem Waffenschmuck bekleideten Amoretten — wirken manierirt, ebenso ermüdet ein wenig die gar zu regelmäßige Einfügung der kleineren Bilder. Sonst ist das Werk so vornehm ausgestattet, wie man es von allen Erscheinungen des A. Titze'schen Verlages gewöhnt ist.

Frei-Concert. — Blumen-Grüße. — Jahreszeiten. — Glückwunsch-Büchlein. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Vier zu Geschenkzwecken sehr geeignete Büchlein in gefälligem Format und von sauberster Herstellung, bei welcher namentlich der treffliche Farbendruck hervorzuheben ist. Die von Rudolf Rößler besorgte Auswahl der Gedichte ist eine sinnige, von den bekannteren neueren Poeten ist wohl ein jeder vertreten. Durch die Illustrationen, wiewohl sie von verschiedenen Künstlern stammen, geht dennoch in den einzelnen Heften ein einheitlicher Zug. In dem „Frei-Concert" finden wir wieder H. Giacomelli mit ganz wunderhübschen Scenen aus dem Leben der gefiederten Sänger vertreten.

Gleichen Geschenkzwecken dienen die:

Blumen und Lieder von Johannes Stauffacher. Breslau, C. T. Wiskott, die sich auch äußerlich, wenn schon in etwas größerem Rahmen, den oben erwähnten Werkchen anschließen. Die Gedichte passen gut zu den an den Seiten der Blätter sich hinziehenden gefälligen und graziösen Blumenranken, die wiederum den Eindruck der fern von der Heimath gedichteten Verse verstärken.

Lieder-Symphonieen von Schulte vom Brühl. Wiesbaden, L. Schellenberg'sche Hofbuchdruckerei.

Ein sehr ansprechendes Werkchen, eigenartig auch in der Ausstattung, geschmückt mit zierlichen Bildern und Randleisten von der Hand des Dichters, der sich nicht nur als formvollendeter, liebenswürdiger Poet, sondern auch als begabter Künstler zeigt. Mit Vorliebe behandeln diese Dichtungen die Natur und schildern deren Schönheiten in warm empfundenen Klängen; daneben muthen uns sympathisch eine harmonische Lebensfreudigkeit und ein tiefes Empfinden an, für welche stets ein reiner und melodischer Ausdruck gefunden wird. Mit den wildgährenden, leidenschaftlichen Strophen unserer „Jüngsten" in der Literatur haben diese „Lieder-Symphonieen" nichts gemein, aber vielleicht finden sie gerade deshalb einen verständnißvollen Leserkreis.

Von unserem Jugendbüchertisch.

In hinreichender Zahl haben sich auch diesmal wieder die verschiedenartigsten Jugendschriften für unsere Jüngsten, Jungen und Heranwachsenden eingestellt und erfreuen durch ihre gediegene Herstellung und ihren fast ausnahmslos vorzüglichen bildlichen Schmuck selbst die Augen der Großen. Aber auch in textlicher Hinsicht ist Vieles gegen früher besser geworden, und wenn man noch vor einer kurzen Reihe von Jahren mit Hinblick auf mehrere merkwürdige Erscheinungen der Jugendliteratur sagen durfte: „Für unsere Jugend scheint das Schlechteste gut genug zu sein", so darf man jetzt mit Fug und Recht durchschnittlich das Gegentheil behaupten, denn eine ganze Zahl bekannter Verlagsbuchhandlungen sucht eine Ehre darin, auf diesem Gebiete nur das Beste herauszugeben und findet in diesem Bestreben thatkräftige Unterstützung von hervorragenden Schriftstellern und Künstlern. Lassen wir zunächst den Vortritt den sich an junge Leser wendenden Zeitschriften und Sammelbüchern; hier hat besonders die Deutsche Verlagsgesellschaft „Union" in Stuttgart Mustergültiges geleistet und für Mädchen wie Knaben gleich gut gesorgt. Für erstere ist der abgeschlossene Jahrgang des „Kränzchens", für letztere der des „Guten Kameraden" bestimmt, beides Wochenzeitschriften, von denen jede einzelne Nummer das sorgfältige Bemühen verräth, Alles auszuschließen, was dem Kindergemüth schädlich sein könnte; ebenso erfreulich ist die gute Auswahl der zahlreichen Illustrationen. Dieselbe Anerkennung verdienen die neuen Bände der von Julius Lohmeyer herausgegebenen „Deutschen Jugend" und des „Jugendgartens", dieser einst von Ottilie Wildermuth begründet und von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth mit derselben Hingebung fortgeführt. Haben diese Werke mehr die Unterhaltung zum Zweck, so will „Das neue Universum" belehrend wirken, indem es anregende Aufsätze über die neuesten Errungenschaften auf dem Felde der Technik und Industrie, überhaupt der in die Praxis tretenden naturwissenschaftlichen Forschungen bringt und auch die jüngsten Entdeckungen in fernen Ländern eingehend verfolgt, wesentlich unterstützt von sehr anschaulichen Bildern. —

Unserer Kleinsten hat sich C. T. Wiskott's Verlag in Breslau brav angenommen durch Herausgabe dreier Bilderbücher, eins immer hübscher und origineller als das andere „Der Thierstruwwelpeter", „König Nobel" und „Des Kindes Wunderhorn", zu denen Julius Lohmeyer amüsante Verse und Feodor Flinzer allerliebste Zeichnungen beigesteuert haben. Gustav Weise's „Naturgeschichte in Bildern" (Stuttgart, Gust'av Weise) macht die jungen Wißbegierigen durch 250 Abbildungen mit Allem, „was da kreucht und fleugt" unter dem Himmel, bekannt, und „Der Kleinen Lieblingsbuch" von Johanna von Sydow (Stuttgart, Union) dürfte sich in Folge seines reichen, bunten Inhalts bald in Wahrheit seinen Namen ver-

dienen. Eine hübsche und manches Neue enthaltende Sammlung von Kinderliedern nebst begleitenden Melodien gab Klara Reichner, und zwar schon in zweiter Auflage, unter dem Titel: „Unser Singvögelchen“ bei Gustav Weise in Stuttgart heraus, gewissermaßen ein Seitenstück zu derselben Herausgeberin Märchenbuch: „Aus der goldnen Märchenwelt“, in theilweise neuer Wiedergabe fünfzig der schönsten Märchen enthaltend. In dem gleichen Verlage erschienen vier andere für kleinere Mädchen und Knaben, im Alter von sechs bis neun Jahren, bestimmte Bücher mit kürzeren Erzählungen: „Blumen und Früchte“ und „In der Feierstunde“, beide von Frida Schanz, „Schloß Ratensee“ von Pauline Schanz, und „Schwalben“ von Otto Leitenberger, jeder Band mit zweckmäßigen Farbendruckbildern.

Nun kommt die Lectüre für die heranwachsenden jungen Damen oder vielmehr für die „erwachsenen Mädchen“, wie sie häufig auf den Titelblättern bezeichnet werden, für welche ganz besonders reichlich diesmal der Büchertisch gedeckt worden ist. Wohlbekannt sind Ottilie Wildermuth's Erzählungen: „Lebensräthsel, gelöste und ungelöste“ (Stuttgart, Union), von denen die dritte Auflage vorliegt, während sich zum ersten Male die „Mädchenjahre in Lust und Leid“ von Marie Beeg (ders. Verlag) einführen, aber wahrscheinlich nicht damit zum letzten Male, denn die formvollendete und spannende Erzählungsweise der Autorin wird schnell Anklang finden. Eine wohlbekannte Freundin ist unseren Backfischchen Emmy von Rhoden's „Trotzkopf“ (Stuttgart, Gustav Weise), der in nicht weniger als acht Auflagen bereits seine wohlverdiente Verbreitung erhalten hat und die im gleichen Verlage veröffentlichte „Eva“ von T. von Heinz, welch' fesselnde Erzählung hinter dem großen Erfolge des ersteren Buches nicht zurückbleiben zu wollen scheint. Auch Eva Hartner hat sich bei ihren jugendlichen Leserinnen große Beliebtheit erworben und ihre neuen Erzählungen: „Als Stütze der Hausfrau“ und „Der Gesangverein“ (beide bei F. Fontane, Berlin), werden den Kreis ihrer Freundinnen noch bedeutend vermehren. In frühere Zeiten versetzt uns Henriette Schmidt's Erzählung: „Wendelgard“ (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut) mit gut getroffenem culturhistorischen Hintergrund, während H. Waldemar's „Musikalische Lebensbilder“ (ders. Verlag) anmuthige Scenen aus dem Leben berühmter Tondichter und Virtuosen in liebenswürdiger Fassung erzählen. Von Brigitte Augusti's „Am fremden Herd“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) ist in diesem Jahr der zweite Band erschienen, welcher, „Zwillingsschwestern“ benannt, uns noch mehr als der erste das Ziel der Verfasserin erkennen läßt: im Rahmen größerer Erzählungen das häusliche Leben in verschiedenen Ländern zu schildern, in diesem neuen Bande mit großer Sachkenntniß das Skandinaviens und Englands. Wie gut der Gedanke war, E. Marlitt's beliebtesten Roman „Goldelse“ in einer Jugendbearbeitung für Mädchen von 12 bis 15 Jahren herauszugeben, beweist das Erscheinen der sechsten Auflage von Auguste Wachler's „Goldelschen“ (Berlin, Herm. J. Meidinger), und auch Emma Laddey's für Mütter und Töchter bestimmter Roman „Flitter und Gold“ (Stuttgart, Union) sieht bereits auf vier Auflagen zurück: neu dagegen ist derselben Schriftstellerin und an den gleichen Leserkreis sich wendender Roman „Die Priesterin des Glücks“ (ders. Verlag) mit geschickt geknüpften Verwickelungen und harmonischer Lösung.

Denjenigen Schriftstellern, die für das Lesebedürfniß der Knaben sorgen, hat sich ein neues Gebiet durch die deutsche Kolonialbewegung erschlossen und sie nützen dasselbe schon fruchtbar aus. C. Falkenhorst hat sich hier speziell einen guten Namen erworben, seine in Deutsch-Ostafrika spielenden Erzählungen gehen nie über den Rahmen der Wirklichkeit hinaus und erwecken in den so wie so schon größtentheils abenteuerlustig angelegten jugendlichen Lesern nie falsche Vorstellungen von Land und Leuten des dunklen Welttheils. Diese gerühmten Vorzüge finden wir auch in seinen neuen Büchern: „Der Ostafrikaner“ und „Abenteurer“, ferner in seiner „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen“ (sämmtlich im Verlag der Union, Stuttgart), die in mehreren kleineren Bänden die letzten großen Entdeckungsreisen, zunächst in Afrika, skizzirt, und auch Erwachsene wohl interessiren dürfte. Ostafrika giebt ferner den Hintergrund für Paul Moritz' „Sturmvogel“ (Berlin, Herm. J. Meidinger), in welchem Buche die Kämpfe und Abenteuer einer Kriegsbrigg lebhafte und charakteristische Wiedergabe finden; das alte Abenteurerland sucht dagegen S. Wörishöffer, der neben O. Höcker unter den neueren Jugendschriftstellern vielleicht die größte Popularität besitzt, in seiner die Fahrten und Schicksale goldsuchender Auswanderer berichtenden umfangreichen Erzählung: „Im Goldlande Kalifornien“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) auf. Die denkwürdigen Zeiten des letzten deutsch-französischen Krieges behandelt C. Tanera, indem er die Feldzugs-Erlebnisse eines Kadetten unter dem Titel: „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“, (ders. Verlag) erzählt. Als Indianergeschichte, „wie sie sein soll“, zeigt sich Carl May's „Sohn des Bärenjägers“, (Stuttgart, Union), eine abermalige geschickte Bearbeitung des Robinson Crusoe rührt sodann noch von Oscar Höcker (Berlin, Herm. J. Meidinger) her, von dem ferner eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im vierzehnten Jahrhundert: „Auf der Wacht im Osten“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) vorliegt. Zum Schluß führen wir noch die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ (Stuttgart, Union) an, die in einzelnen Bändchen zu billigsten Preisen volksthümliche Erzählungen der besten Autoren bringt und nur eine sorgfältig geprüfte und durchgesehene Auswahl des Besten enthält; selbst die weniger Bemittelten können diese hübsch gebundenen Büchlein ihren Kindern unter den Christbaum legen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albertl. — Federspiel. Harmlose Geschichten von Conrad Alberti. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Amyntor. — Eine Mutter. Roman von Gerhard von Amyntor. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1891.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. 6. u. 7. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1890.

Arnold. — Lustige Geschichten von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Baenitz. — Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium. Ein Wort an alle Freunde höherer Bildung von M. Baenitz. Berlin, Richard Wilhelmi. 1890.

Bauer. — Eine arme Seele. Von Marie Bauer. Frankfurt a. M., Johannes Alt. 1891.

Beiträge zur Aesthetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. I.: Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung von Prof. Dr. R. M. Werner. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1890.

Beniczky-Bajza. — Martha. Roman aus dem ungarischen high life von Helene von Beniczky-Bajza. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bleibtreu. — Rache. Auferstanden. Zwei Dramen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Boileau's Satiren in freier Nachbildung von Dr. E. Weabe. Mit einem Briefe von Julius Wolff als Vorwort. Leipzig, Alfred Oehmigke's Verlag. 1890.

Bolognesi. — Il mio poema. „Brani d'un diario" di Pietro Ridolfi Bolognesi. Firenze, Le Monnier. 1890.

Breton. — Le roman au dix-septième siècle. Par André le Breton. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Bußler. — Preußische Feldherren und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämmtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Wilhelm Bußler. I. Bd. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1890.

du Camp. — Théophile Gautier par Maxime du Camp. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Charpentier. — Russische Wanderbilder. Von Dr. Alfred Charpentier. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. (A. Schwartz.) 1890.

Chélard. — La Hongrie contemporaine. Par Raoul Chelard. Paris, H. Le Soudier. 1891.

Coppée. — Henriette. Pariser Roman von François Coppée. Einzig autorisirte Uebersetzung von Rich. Pen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Corvus. — Doctor Lomnitz. Das Geheimniß der Rupertsburg. Zwei Novellen. Von M. Corvus. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1891.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. 1. Lfg. Breslau u. Leipzig, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Gesellschafter. Volkskalender für Norddeutschland 1891. 51. Jahrgang. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Die Günderode. — Ausgabe von 1840. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments in Verbindung mit mehreren Gelehrten übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. 1./2. Lfg. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.

Doehler. — Die Pflicht. Sociales Drama in 5 Acten. Berlin, F. Fontane. 1890.

Donop. — Friedrich Geselschap und seine Wandgemälde in der Ruhmeshalle. Von Lionel von Donop. Berlin, R. Wagner's Kunst- und Verlagshandlung. 1890.

Dorfbarbier. Ein humoristischer Volkskalender für das Jahr 1891. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr).

Drach. — Der hessische Willkomm. Ein Prachtpokal von 1571 im Schloss zu Dessau. Beitrag zur Kunst- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. E. Alhard von Drach. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Drummond. — Das Beste in der Welt. Von Henry Drummond. Deutsche autorisirte Auflage. Vierzehnte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1890.

Ebner-Eschenbach. — Neue Dorf- u. Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Ebner-Eschenbach. — Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Egestorff. — Von der Lebensstraße und andere Gedichte. Von Georg Egestorff. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

„Est Est Est." Randbemerkungen zu „Rembrandt als Erzieher" von einem niederdeutschen Bauern. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Fechner-Preyer. — Wissenschaftliche Briefe von Gustav Theodor Fechner und W. Preyer. Nebst einem Briefwechsel zwischen K. von Vierordt und Fechner sowie neun Beilagen. Herausgegeben von W. Preyer. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1890.

Fester. — Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Fließ. — Zal Mawet. (Schatten des Todes.) Zwei Geschichten aus dem Osten des Deutschen Reiches von Erich Fließ. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Frapan. — Gedichte. Von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Friedmann. — „Mißheirath." Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolph Friedmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gelber. — Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Von Adolph Gelber. Wien, Carl Konegen. 1891.

Gießler. — Aus den Tiefen des Traumlebens. Eine psychologische Forschung auf Grund eingehender Beobachtungen. Von Dr. Max Gießler. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (Robert Stricker).

Glaser. — Gesammelte Schriften von Adolf Glaser. VI. Band: Weibliche Dämonen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Goethe's Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1890.

Grimm. — Zur Geschichte des Erkenntnißproblems. Von Bacon zu Hume. Von Eduard Grimm. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Hasesma. — Der Tabakebau in Deli. Von G. E. Hasesma. Amsterdam, J. H. de Bussy. 1890.

Hamerling. — Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. Von Robert Hamerling. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A. G. (vorm. J. F. Richter). 1891.

Hango. — Zum Licht. Gedichte von Hermann Hango. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Harmening. — Osterburg. Tagebuchblätter von Ernst Harmening. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1891.

Hebbel. — Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Hellwald. — Die Welt der Slawen. Von Fr. von Hellwald. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1890.

Heusler. — Goethe und die italienische Kunst. Von Andreas Heusler. Basel, R. Reich. 1891.

Hoya. — Gedichte von L. von Hoya. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Hülsen. — Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aeltervaters. Herausgegeben von Helene von Hülsen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Jastrow. — Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1890.

Kaden. — Italienische Gyps-Figuren. Von Woldemar Kaden. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Kastropp. — Phantasien und Märchen von Gustav Kastropp. Hannover, Hans Wasserkampf & Comp. 1891.

Keller. — Gottfried Keller. A Selection of his tales. Translated, with a Memoir by Kate Freiligrath Kroeker. Portrait. London, T. Fisher Unwin. MDCCCXCI.

Kennan. — Sibirien! Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Elfte Auflage.

— **Dasselbe.** Neue Folge. Achte Auflage. Berlin, S. Cronbach. 1890.

Kennan. — Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Vierte Auflage. Berlin, S. Cronbach. 1890.

Köster. — Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Albert Köster. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Kruse. — Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1890.

Kurt. — Willensfreiheit? Eine kritische Untersuchung für Gebildete aller Kreise. Von Dr. N. Kurt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Kurz. — Phantasien und Märchen von Isolde Kurz. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Lauterburg's illustrirter schweizerischer Abreißkalender für 1891. Bern, E. Lauterburg.

Lewalter. — Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Herausgegeben von Johann Lewalter. 1. Heft. Hamburg, Gustav Fritzsche. 1890.

Linke. — Triumph der Liebe. Brüderlichkeit! Gleichheit! Freiheit! Dramatische Trilogie von Oscar Linke. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Litzmann. — Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. T. Litzmann. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1890.

Malot. — Seine Mutter. Von Hector Malot. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Wechsler. Grünberg i. Schl., Friedr. Weiß' Nachfolger. 1891.

Maspéro. — Lectures Historiques. Pour la classe de sixième. Par G. Maspero. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Mauthner. — Einsame Fahrten. Plaudereien und Skizzen von Fritz Mauthner. Dritte Auflage. Leipzig, Feodor Reinboth.

Megede. — Graue Geschichten. Novellen von M. zur Megede. Berlin, F. Fontane. 1891.

Mistral. — Nerto. Provençalische Erzählung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch. Straßburg, Karl J. Trübner. 1891.

Mörike. — Gedichte von Eduard Mörike. Neunte, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Najmajer. — Neue Gedichte von Marie von Najmajer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Nievenstern. — Aphorismen von Maria von Nievenstern. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Nowack. — Buntes Laub. Gedichte von Maria Nowack. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1891.

Odorn. — Die Hexe von Szegedin und Anderes. Novellen (dritte Folge) von Anton Odorn. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (vorm. S. Schottlaender). 1891.

Ouroussow. — Ueber erste Erziehung von der Fürstin M. Ouroussow. Straßburg, Karl J. Trübner. 1891.

Perfall. — Gift und Gegengift. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.

Philipp. — Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges von Peter Philipp. Wien, Carl Konegen. 1891.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. — Achtzehnter Band. 1. Hälfte (Januar — Juni 1759). Berlin, Alexander Duncker. 1890.

Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Herausgegeben von Dr. Carl Hilty. V. Jahrgang. 1890. Bern, K. J. Wyss. 1890.

Prielmayer. — Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer, Freiherrn von Priel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1891.

Proelß. — Weinphantasien aus Auerbach's Keller. Ein Stammbuch fröhlicher Zecher, herausgegeben von Johannes Proelß. Zweite Auflage. Leipzig, Feodor Reinboth.

Rademann. — Wie nährt sich der Arbeiter? Eine kritische Betrachtung der Lebensweise der Arbeiterfamilien auf Grund der Angaben der Broschüre der volkswirthschaftlichen Section des Freien Deutschen Hochstiftes: „Frankfurter Arbeiterbudgets“ von Otto Rademann. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Regenspursky. — Berittene Infanterie-Patrouillen. Ein Vorschlag von Major Carl Regenspursky. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Reichard. — Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Cultur im Innern Afrika's. Von Paul Reichard. Mit Original-Abbildungen von R. Hellgrewe. Leipzig, Otto Spamer. 1891.

Riegl. — Altorientalische Teppiche. Von Alois Riegl. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1891.

Rives. — Der Lebende oder der Todte? Von Amelie Rives. In's Deutsche übertragen von Henny Koch. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag. 1890.

Rodenberg. — Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Dritte wohlfeile Gesammt-Ausgabe. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Röseler. — Die Bardorina. Von Wilhelm Röseler. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund). 1890.

Sales. — Der Brandstifter. Roman aus dem Pariser Leben von Pierre Sales. Deutsch von E. Neumann. 2 Bde. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (vorm. S. Schottlaender). 1891.

Sammlung Göschen: Pädagogik im Grundriß von Professor Dr. W. Rein. Deutsche Mythologie von Friedrich Kauffmann. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Sander. — Dr. Friedrich Lücke. (1791—1855.) Lebens- und Zeitbilder aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander. Hannover-Linden, Carl Manz. 1891.

Sangiorgio. — Sul Pietro Verri del signor Bouvy. Nota del dottor Gaetano Sangiorgio. Torino, Fratelli Bocca. 1890.

Sat. — Bilder aus der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten, zusammengestellt von S. Sat. 1. Theil: D. M. Samuelis de Pufendorf. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Schaper. — Die Auferstehung des Deutschen Reiches dargestellt von J. L. J. Schaper. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1891.

Schmidt. — Die Hochzeitsreise auf dem Gardasee. Eine Novelle von Marie Schmidt. Wiesbaden, G. Stark.

Schmitthenner. — Psyche. Von Adolf Schmitthenner. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1890.

Schreibershofen. — Italienisches. Sechs Novellen von B. von Schreibershofen. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1891.

Schultz. — Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Alwin Schultz. Leipzig, S. Hirzel. 1890.

Sermonen des Qu. Horatius Flaccus. Deutsch von C. Bardt. I. Theil. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1891.

Spättgen. — Aus der Bahn. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Stern. — Bauernfeld. Ein Dichterporträt. Mit persönlichen Erinnerungen. Von Bernhard Stern. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1890.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. 3. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Storm. — Gedichte. Von Theodor Storm. 9. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Sybel. — Nachrichten über die Soester Familie Sybel, 1423 bis 1890. Von Friedrich Ludwig Karl von Sybel, Regierungsrath, kgl. preuß. Rittmeister a. D. München, R. Oldenbourg. 1890.

Tillier. — Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1891.

Torresani. — Mit tausend Masten. Roman von Carl Baron Torresani. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Vogt. — Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von Hermann Vogt. Nach dem Tode desselben fortgesetzt von Hans von Trützschler. Heft I–IV. Rathenow, Max Babenzien.

Wachler. — Aus gährender Zeit. Alte und neue Gedichte von Heinrich Ernst Wachler. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Wartenegg. — Schloß Winikstein. Roman von Wilhelm v. Wartenegg. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Weddigen. — Fabeln und Parabeln. Sprüche. Von Otto Weddigen. 4. vermehrte Auflage. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Comp. 1891.

Wichert. — Tilemann vom Wege. Historischer Roman von Ernst Wichert. 3 Bde. Leipzig, Karl Reißner. 1890.

Wildenradt. — Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann von Wildenradt. Dritte Auflage. Hamburg, Otto Meißner. 1890.

Wimpffen. — Kritische Worte über den Buddhismus. Von Dr. Max Freiherr von Wimpffen. Wien, Carl Konegen. 1891.

Witte. — Dr. Dittes und sein Ideal: Die confessionslose Volksschule. Ein Vortrag von Dr. J. H. Witte. Ruhrort, Andreae & Co. 1890.

Wolff. — Handbuch der Ethik von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.

VERLAG VON GEBR. PAETEL, BERLIN

Anzeiger

der

Deutschen Rundschau

für

Weihnachten

1890.

VERLAG VON GEBR. PAETEL, BERLIN

Unseren Lesern

empfehlen wir zu freundlicher Beachtung die Anzeigen folgender Verlags-Firmen in dem vorliegenden

Weihnachts-Anzeiger:

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.
Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Hermann Costenoble in Jena.
Ferdinand Enke in Stuttgart.
Albert Goldschmidt in Berlin.
G. J. Göschen'scher Verlag in Stuttgart.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.
Carl Habel in Berlin.
M. Hendschel in Frankfurt a. M.
Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau.
Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin.
J. C. Hinrichs'scher Verlag in Leipzig.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto in Wismar i. Meckl.
S. Hirzel in Leipzig.
A. Hofmann & Comp. in Berlin.
Wilh. Jordan's Selbstverlag in Frankfurt a. M.
Franz Kirchheim in Mainz.
Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus.
Carl Konegen in Wien.
Franz Lipperheide in Berlin.
Friedrich Mauke's Verlag in Jena.
Heinrich Minden in Dresden.
Raimund Mitscher in Berlin.
Rudolf Mückenberger in Berlin.
Gebrüder Paetel in Berlin.
O. R. Reisland in Leipzig.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung (H. Reuther & O. Reichard) in Berlin.
B. Richter's Verlag in Chemnitz.
Richard Richter in Leipzig.
F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten in Rudolstadt.
Otto Spamer in Leipzig.
L. Staackmann in Leipzig.
Adolf Titze in Leipzig.
Franz Vahlen in Leipzig.
Velhagen & Klasing in Bielefeld.
Verlag des Litterarischen Jahresberichts (Arthur Seemann) in Leipzig.
Leopold Voss in Hamburg.
Hans Wasserkampf & Comp., Commandit-Gesellschaft in Hannover.
George Westermann in Braunschweig.
Georg Wigand in Leipzig.
Richard Wilhelmi in Berlin.



H. Reuther's Verlagsbuchhandlung (H. Reuther & O. Reichard) in Berlin SW., Charlottenstraße 2.

rräthig
n jeder
andlung.



[85]

Der Schwarzwald

von **Wilhelm Jensen**

mit prachtvollen Original-Illustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman, W. Volz, R. Eyth u. a.

Gr. Lex.-Okt., 396 Textseiten, sowie 21 Voll-, 10 Abschnitts- und 175 Textbilder. — In eleg. Prachtband M. 25.—.

Wilhelm Lübke schreibt darüber in der Münch. Allg. Zeitg. (1889 Nr. 341): „Das kürzlich vollendete reich illustrierte und glänzend ausgestattete Werk W. Jensens über den Schwarzwald schließt sich jener Reihe „Prachtwerken“ an, mit welchem vor einem Decennium die Welt förmlich überschüttet wurde. **Und doch herrscht zwischen dieser Erscheinung und jenen früheren ein tiefgreifender Unterschied.** Die Mehrzahl der älteren landschaftlich-ethnographischen Prachtwerke waren eigentlich zumeist nur Bilderbücher, deren Text wenig in Betracht kam, da er kaum ein individuelles litterarisches Gepräge trug. Mit dem jetzt vorliegenden Werke verhält es sich ganz anders. Um sogleich den Kern der Sache zu bezeichnen: diesmal ist es ein Dichter, ein echter und rechter Poet, der den Text geschrieben hat. Damit tritt die schriftstellerische Leistung in erste Linie und die übrigens auch für sich schon wertvolle und reizende künstlerische Ausstattung schließt sich ergänzend und belebend an. **Und man darf mit Bestimmtheit behaupten, daß das Ganze zu den anziehendsten und fesselndsten Werken dieser Art gehört. Die Wiedergabe der meisten Bilder ist durch den Holzschnitt erfolgt und zwar mit einer Feinheit der Tonwirkungen und einer Treue, welche die Stileigenart der Zeichner überall deutlich erkennen läßt und vor allem den malerischen Reiz zu einer Vollendung bringt, an die unsere Illustratoren vor zehn Jahren noch nicht dachten.** Anderes ist mit gleicher Sorgfalt in Photogravüre und Autotypien hergestellt. **Die Schönheit und Gediegenheit der typographischen Ausführung und der elegante Einband stempeln das Buch zu einem Prachtwerk in des Wortes erster Bedeutung.**

—•— **Hervorragendes Prachtwerk! Gediegene Festgaben!** —•—

Geschichte der Musik im Umriß

von Prof. Dr. H. A. Köstlin.

Dritte Auflage.
Neue berichtigte Ausgabe.

M. 8.—, in eleg. Halbfranzband M. 9,50.

„Ein überaus brauchbares und empfehlenswerthes Buch. Klar, übersichtlich, objektiv im Urtheil, zeigt das Buch trotz compendiöser Kürze überall Gründlichkeit des Wissens und Genauigkeit des Studiums.

Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres.

Herausgegeben von Frauenhand.
(Frau Professor L. Nickles.)

Mit einem Titelbild in f. Photogravüre, sowie vier prächtigen Heliotypien.

Min.-Form. In eleg. Calicoband mit Goldschnitt M. 5.—.

Sechste verbesserte Auflage.

Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen

in den Jahren 1889 und 1890.

Von

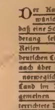
Paul Güßfeldt.

Mit einem Porträt des Kaisers nebst eigenhändiger Unterschrift, 21 Heliogravüren und 124 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Carl Saltzmann's, sowie einer Orientirungskarte von C. van der Decht.

Elegant geheftet 24 Mark, elegant in Halbfranzband gebunden 28 Mark.

Obiges Werk dürfte nicht nur das willkommenste Weihnachtsgeschenk dieses Jahres sein, sondern für immer seinen bleibenden Platz in der deutschen Literatur einnehmen. Hervorgegangen a. directer Anregung Kaiser Wilhelm's II., der den Verfasser mit der ehrenvollen Aufgabe betraute, die bisher in den Jahren 1889 und 1890 unternommenen kaiserlichen Nordlandsreisen eingehend zu schildern, wird dieses durch und durch eigenartige und anziehende Werk das lebhafteste Interesse der weitesten Kreise des In- wie Auslandes erwecken.

Der Inhalt des Werkes wurde hauptsächlich durch die Erlebnisse bestimmt, in deren Mittelpunkt Kaiser Wilhelm II. stand; daneben verfolgt aber auch das Buch, wie in der Einleitung hervorgehoben, noch einen anderen Zweck:



Der Kaiser wünschte, daß eine Schilderung seiner Reisen den deutschen Leser auch über das norwegische Land im Allgemeinen unterrichtete. Das Buch sollte anregend und belehrend wirken!

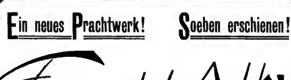
In meisterhafter Weise ist Paul Güßfeldt dieser kaiserlichen Vorschrift gerecht geworden, er hat, gleich dem Künstler Carl Saltzmann, an beiden Nordlandsfahrten theilgenommen. Schriftsteller wie Maler waren bestrebt, ihr Bestes zu liefern, und daß ihnen dies gelungen, dafür legt obiges Werk ein glänzendes Zeugniß ab, in seinem textlichen wie illustrativen Inhalt, welch' letzterer eine große Zahl origineller Zeichnungen, theils das Leben an Bord, theils einzelne Reiseepisoden oder die norwegischen Naturschönheiten wiedergebend, enthält.

Die Herstellung ist, wie dies nicht anders von der Reichsdruckerei zu erwarten, eine mustergültige, und dürfte auch in dieser Hinsicht das Werk eine Zierde des deutschen Büchermarktes sein.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

(Arthur Seemann), Leipzig.



Fröschl Album

Sechzehn Zeichnungen

von CARL FRÖSCHL.

Heliogravüren, Druck auf chines. Papier. Folio, in sehr eleg. Mappe mit Fröschls Bildnis Mark 20.

Inhalt: 1) Es war einmal. 2) Für Mama. 3) Komm naschen! 4) Frisch gewagt! 5) Schmeckt's? 6) Au weh! 7) Seht einmal, da steht er. 8) Nun, wird's? 9) Na, so tummle dich! 10) Die wird aber schön! 11) Nur noch einen Löffel! 12) Schau', so macht man das! 13) Nichts für dich! 14) Darf ich um Feuer bitten? 15) Ja, so ist's recht! 16) Entschuldige die schlechte Schrift . . .

Es sind reizende Kinderscenen, die der wohlbekannte, durch seine anmutigen Bilder berühmte Meister hier der Welt darbietet; sie werden allgemeinen, ungeteilten Beifall erwecken.

Spaziergänge eines Naturforschers.

Fesselnd geschrieben!

Elegant ausgestattet!

Von Professor Dr. WILLIAM MARSHALL.

Zweite Aufl. 23 Bogen gr. 8° mit farbigen Illustrationen von A. Wagen. Elegant kartoniert 8 Mark, fein geb. 10 Mark.

Stimmen der Presse: Ein wahres Prachtbuch, das wir auf recht vielen Geschenktischen wissen möchten. Des Verfassers umfassende Sachkenntnis und seine Belesenheit sind nicht weniger erstaunlich, als seine geistig anregende Form, der jede Pedanterie und Trockenheit fehlt. Dabei sitzt ihm noch der Schalk im Nacken und die zum Teil humorvollen und immer anmutigen Zeichnungen von Albert Wagen erhöhen den unterhaltenden und gefälligen Reiz des glänzend ausgestatteten Buches. (Gegenwart.)

Ein liebenswürdiges Buch! Ein sein Fach völlig beherrschender Gelehrter bespricht in gefälliger, feuilletonistischer Form mit gelegentlicher humoristischer Beigabe eine Reihe allgemeiner biologischer Probleme aus dem Gebiete der Zoologie. Die Darstellung knüpft in geistreicher Weise meist an Beobachtungen an, die jeder bei einem Gang ins Freie machen kann u. s. w. (Literar. Centralblatt.)

Werke von Gustav zu Putlitz.

Putlitz. **Die Alpenbraut.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Putlitz. **Rolf Berndt.** Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz. Geheftet 3 M.

Putlitz. **Brandenburg. Geschichten** von Gustav zu Putlitz. Geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Putlitz. **Croquet.** Roman von Gustav zu Putlitz. 2 Bände. Geheftet 9 M. Elegant in einen Band gebunden 10 M. 50 Pf.

Putlitz. **Don Juan d'Austria.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Geheftet 2 M.

Putlitz. **Eisen.** Novelle von Gustav zu Putlitz. 2 Bände. Geheftet 6 M. Elegant in einen Band gebunden 7 M. 50 Pf.

Putlitz. **Das Frölenhaus.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 50 Pf.

Putlitz. **Funken unter der Asche.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 50 Pf.

Putlitz. **Die Halben.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 50 Pf.

Putlitz. **Mein Heim.** Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. 2. Auflage. Geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Putlitz. **Luana.** Von Gustav zu Putlitz. 3. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Putlitz. **Das Maler-Majorle.** Novelle von Gustav zu Putlitz. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 50 Pf.

Putlitz. **Die Nachtigall.** Roman von Gustav zu Putlitz. 2 Bände. Geheftet 11 M. Elegant in einen Band gebunden 13 M.

Putlitz. **Novellen** von Gustav zu Putlitz. Geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Putlitz. **Vier Novellen** von Gustav zu Putlitz. Geheftet 6 M. Elegant gebunden 7 M. 50 Pf.

Putlitz. **Das Testament des großen Kurfürsten.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. 2. Auflage. Geheftet 3 M.

Putlitz. **Theater-Erinnerungen** von Gust. zu Putlitz. 2., mit Register versehene Auflage. 2 Bände. Geheftet 9 M. Elegant in einen Band gebunden 10 M. 50 Pf.

Putlitz. **Vergißmeinnicht.** Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. 18. Aufl. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt.

Putlitz. **Waldemar.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Geheftet 2 M.

Putlitz. **Walpurgis.** Von Gustav zu Putlitz. Siebente Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Putlitz. **Was sich der Wald erzählt.** Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. Siebenundvierzigste Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Putlitz. **Ausgewählte Werke** von Gustav zu Putlitz. Zweite (wohlfeile) Ausgabe. Sechs Bände. Elegant in drei Bände gebunden 28 M. 50 Pf.

Inhalt: I. Der Stein vom Herzen. Novelle. — Die Alpenbraut. Novelle. — Cäcilie. Novelle. — Die Töchter der Luft. Novelle. — Das rothe Pulver. Erzählung — II. Die Halben. Novelle. — Vergißmeinnicht. Eine Arabeske. — Wenn die Binde fällt. Novelle. — III. Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in 5 Aufzügen. — Don Juan d'Austria. Trauerspiel in 5 Aufzügen. — Waldemar. Schauspiel in 5 Aufzügen. — Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in 5 Aufzügen. — IV. Funken unter der Asche. Novelle. — Was sich der Wald erzählt. Märchenstrauß. — Die Bernauer Bierflasche. Historische Skizze. — Der Stellvertreter. Novelle. — Aus dem Schwarzen und in das Schwarze. Erzählung — V. Theater-Erinnerungen. — VI. Die Nachtigall. Roman in zwei Bänden.

Putlitz. **Ausgewählte Werke.** Von Gustav zu Putlitz. Ergänzungsband. Geheftet 6 M.

Inhalt: I. Ricordo. — II. Die Frau Meisterin. — III. Die Dame mit den Hirschzähnen. — IV. Das Frölenhaus.

Putlitz. **Wilhelm von Oranien in Whitehall.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Geheftet 2 M.

☞ **Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen.** ☜

Berlin W., Lützowstraße 7. **Gebrüder Paetel.**

Als vornehmes und gediegenes Weihnachtsgeschenk empfohlen:

Das Kaiserbuch

Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte

von Karl d. Gr. bis Maximilian I

von

Dr. Hans Herrig

Mit farbigen Initialen, Randleisten, Tafeln und vielen Textabbildungen

von

Th. Kutschmann.

Erster Halbband. Preis 30 Mark.

Auch zu beziehen in Lieferungen à 6 Mark.

Dieses hochbedeutsame Werk behandelt die Geschichte der deutschen Könige und römischen Kaiser deutscher Nation von Karl dem Großen bis Maximilian I., also von der Gründung des Reichs bis zum Ausgange des Mittelalters. Der Verfasser hat es verstanden, den volksthümlichen Ton glücklich zu treffen, ohne in alterthümelnde Einfalt zu gerathen, wie er auch der schweren Kunst Meister ist, aus einem umfangreichen Stoff, aus einer Fülle verwirrender Einzelheiten die großen charakteristischen Züge hervorzuheben, die treibenden Kräfte klarzulegen und die Vergangenheit in einen lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart zu bringen.

Von demselben Geiste ist der Schöpfer des illustrativen Schmuckes geleitet worden. Als einer der besten Kenner der bildenden Kunst des Mittelalters läßt er jede Zeitepoche durch ihre uns erhalten gebliebenen eigenen Denkmäler vor den Augen des Lesers neu erstehen: Münzen, Siegel, Denksteine, Grabmäler, die Stätten, wo die Kaiser geweilt, die alten Pfalzen und Kirchen sind theils in Holzschnitt, theils in künstlerisch vollendeten Photogravüren dargestellt, während die nicht minder getreu in äußerst wirksamem farbenprächtigen Kunstdruck ausgeführten Nachbildungen der in gleichzeitigen Handschriften uns aufbewahrten Miniaturen, wie Initiale, Zierleisten, Textumrahmungen und ganze Blätter dieser kostbaren Erzeugnisse der Schreibmalerei den Inhalt des „Kaiserbuches" zieren.

Wie der Gedanke dieses in gleich vollendeter Ausstattung einzig dastehenden Werkes aus der Begeisterung für unser Vaterland und seine neue Größe entstanden, so hoffen Herausgeber und Verleger auch vom deutschen Volke, daß es dem „Kaiserbuch" diejenige Theilnahme entgegenbringen wird, die es durch inneren Gehalt und äußere Erscheinung verdient. Hat doch die Kenntniß der Geschichte seines Volkes für jeden Deutschen einen hohen idealen Werth.

Das „Kaiserbuch" erscheint in 10 Lieferungen à 6 Mark.

Bisher sind davon fünf Lieferungen ausgegeben, welche auch zusammen, in einem elegant broschierten Halbbande zu 30 Mark bezogen werden können. Derselbe eignet sich besonders als vornehmes und nach Ausstattung und Inhalt durchaus gediegenes Weihnachtsgeschenk. Der zweite Halbband resp. die Lieferungen 6—10 werden bis zum 1. April des Jahres 1891 erscheinen.

Berlin S.W. 46,
Dessauer Straße 13.

Rudolf Mückenberger
Verlagsbuchhandlung.

[1C2]



Brüder Grimm, Kinder- und Haus-Märchen.

Herausgegeben von Herman Grimm.

Neue wohlfeile vollständige Ausgabe.

33 Bogen Gross-Octav. In mit sechsfachem Farbendruck hergestellten Leinwandband gebunden 4 Mark.

Die altberühmten und wohl durch kein anderes Märchenbuch je zu ersetzenden Grimmschen Märchen werden hier in einer neuen stattlich hergestellten vollständigen Ausgabe zu einem ausserordentlich wohlfeilen Preise dargeboten.

Herman Grimm, Homer. Ilias.

Erster bis neunter Gesang.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Die Frage nach dem historisch nachweisbaren Dichter (oder mehreren) der Ilias und Odyssee wird von Herman Grimm nicht angerührt. Er versucht Homer's Schöpfungen als geistige Einheit zu fassen und die Art der Arbeit nachzuweisen, der sie ihren Ursprung verdanken. Von philologischen und geschichtlichen Dingen ist in dem Buche nicht die Rede. Von Gesang zu Gesang in eingehender Analyse ihres poetischen Inhaltes fortschreitend zeigt Grimm, wie alle Theile der Ilias und Odyssee zum Ganzen in organischer Beziehung stehen. Zugleich wird eine Charakteristik der auftretenden Persönlichkeiten gegeben und auch von dieser Seite her die Einheit der Composition wahrscheinlich zu machen gesucht. Das Buch enthält kein polemisches Wort und ist für Jedermann geschrieben.

Herman Grimm, Leben Michelangelo's.

Zwei Bände. Sechste Auflage 1890.

Eleg. geh. 9 Mark, gebunden in Leinwand 11 Mark. Gebunden in Halbkalblederband 13 Mark.

Herman Grimm versteht unter Kunstgeschichte die Geschichte der schaffenden Phantasie der Völker. Sein nun in über 10 000 Exemplaren verbreiteter, in's Englische und Italienische übersetzter Michelangelo umfasst, was die Epoche des allbekannten Malers und Bildhauers an Denkmälern geistigen Lebens in sich schliesst. Das Buch führt die neben dem grossen Michelangelo Buonarotti arbeitenden anderen grossen Meister (Leonardo, Raphael und Tizian) ebenso lebendig vor als ihn selbst. Es erzählt in den politischen Schicksalen des Mannes zugleich die seiner Vaterstadt Florenz und Italiens. Herman Grimm's Werk ist überall bekannt und anerkannt. Jüngere und ältere Leser finden das Ihrige darin. Es gehört zu den Büchern, die immer wieder gern aufgeschlagen und von Neuem gelesen werden. Die vorliegende sechste Auflage ist um die Hälfte billiger als die frühere und macht die Anschaffung Vielen möglich, die vorher auf den Besitz verzichten mussten.

[67]



Paul Heyse.

Neu!

Weihnachtsgeschichten. 1890. Elegant geheftet 5 M. In reizenden Originalleinwandband gebunden 6 M.

Ein rechtes Festgeschenk bietet Heyse in seinen Weihnachtsgeschichten dar. Alle vier Erzählungen knüpfen an Begebenheiten an, die mit dem Weihnachtsfeste zusammenhangen oder sich unter dem Weihnachtsbaum abspielen. Der Stoff dieser Erzählungen macht das Buch zu einem passenden Geschenk, auch für jüngere Leute.

Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände. 1890. Sehr zierlich ausgestattet und in drei Originalleinwandbände gebunden. In feinem Futteral Preis 10 M.

Der »Heyse fürs Haus« ist so zusammengestellt, dass aus dem reichen Schatz der Heyse'schen Novellen die schönsten ausgewählt sind, und aus diesen solche in die Sammlung aufgenommen sind, die den Titel rechtfertigen. Ein anziehendstes Geschenk für Frauen und junge Mädchen.

Theodor Fontane.



Neu!

Quitt. Ein Roman. 1890. Geheftet 5 M. In Originalband gebunden 6 M.

Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Bildniss. Geheftet. In Originalband hübsch gebunden 6 M. [37]

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vier Theile. Geheftet jeder Theil 7 M., in Leinwand geb. 8.20 M.

I. Theil: **Die Grafschaft Ruppin.** Vierte vermehrte Auflage. Geheftet 7 M., gebunden 8.20 M.

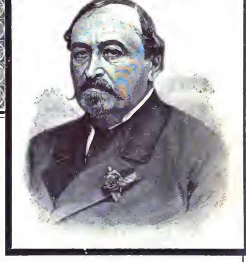
II. Theil: **Das Oderland, Barnim, Lebus.** Vierte Auflage. Geheftet 7 M., gebunden 8.20 M.

III. Theil: **Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg.** Dritte verbesserte Auflage. Geheftet 7 M., gebunden 8.20 M.

IV. Theil: **Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow.** Zweite Auflage. Geheftet 7 M., geb. 8.20 M.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Geheftet 7 M., gebunden 8.20 M.
Inhalt: Quitzowel. Plaue a. H. Hoppenrade. Liebenberg. Dreilinden.

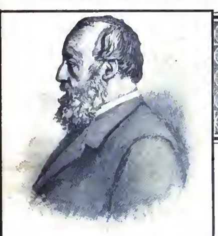
Ernst II.,
Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha.



Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 3 Bände geh. 44 M., in Leinwand gebunden 48.50 M., in Halbjuchten 53 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Das mit dem dritten Bande vollendet vorliegende Werk ist keine einseitig abgefasste Selbstbiographie, sondern erzählt in Form von selbst Erlebtem und Erfahrenem die geschichtlichen Ereignisse seit 1820 und gewährt einen noch durch kein Werk in dem Maasse erreichten Einblick in die bewegenden Ursachen dieser, für das ganze deutsche Volk so bedeutungsvollen Zeit.

Das bei seinem Erscheinen mit bedeutender Theilnahme begrüsste Werk empfiehlt sich daher jedem deutschen Manne, welcher den Bewegungen der letzten Jahre nahe stand oder überhaupt Interesse hat, das complicirte Gewebe einer bedeutenden Epoche seiner Wirklichkeit nach zu durchschauen.



Gottfried Keller.

Gesammelte Werke. 10 Bände geheftet 30 M., gebunden in hübschen Originalleinwandband 38 M., gebunden in feinen Halbkalblederband 50 M.

Die Schriften Keller's seien bei dem billigen Preise dieser neuen Gesammtausgabe (die Hälfte des Preises der bisherigen Ausgaben) allen denen empfohlen, die bisher noch nicht aus den Werken des Dichters Erfreuung und Erquickung für sich gewonnen haben. Ihnen sei die Erwerbung der Gesammelten Werke als eines wahren Hausschatzes empfohlen.

[36]

Inhalt der Gottfried Keller'schen Gesammelten Werke:

- Band I/III: **Der grüne Heinrich**; Roman.
- Band IV/V: **Die Leute von Seldwyla**; Erzählungen.
- Band VI: **Züricher Novellen.**
- Band VII: **Das Sinngedicht**; Novellen.
- Band VIII: **Martin Salander**; Roman.
- Band IX/X: **Gesammelte Gedichte.**

Neuere und ältere Werke
aus verschiedenen Gebieten, welche sich zum großen Teil zu Festgeschenken vorzüglich eignen.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von **Berthold Litzmann**, Professor a. d. Universität Jena. Erster Teil 1890. M. 8.—.

Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Briefe Friedrich Ludwig Schröders an Friedrich Wilhelm Gotter 1777—1778. Eingeleitet und herausgegeben von Professor Dr. **Berthold Litzmann**. M. 3.—.

Theatergeschichtl. Forschungen. Herausgegeben von Professor **B. Litzmann**, Jena. Erscheinen in zwanglosen Heften und bringen Beiträge aus dem Gesamtgebiet der deutschen Theatergeschichte. — Preis der Hefte nach Umfang verschieden. (Ausführlicher Prospekt gratis.)
Heft 1: Das Repertoir des Weimarschen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt, Archivrat und Archivdirektor in Weimar. 1890. M. 3.—.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—1732. Herausgegeben von Dr. **Berthold Litzmann**. M. 2.50

Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn. Von **Berthold Litzmann**. M. 4.50.

Georg Kerner. Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von **Adolf Wohlwill**. Mit Kerners Bildnis in Stahlstich. M. 3.—.

Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. **Werner von Melle**. Mit Bildnis Kirchenpauers. M. 8.—.

Studien und Charakteristiken. Von **Joseph Sittard**. 3 Bände. Gebunden in Leinwand. Preis eines jeden Bandes M. 4.—. *Bunte Blätter. — **Künstler Charakteristiken. Aus dem Konzertsaal. — ***Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen.

Seifenblasen. Moderne Märchen von **Kurt Laßwitz**. 1890. M. 3.—.

Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung von Prof. Dr. **R. M. Werner**. 1890. M. 12.—. (Bildet Band I der Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Prof. Dr. Th. Lipps in Breslau und Prof. Dr. R. M. Werner in Lemberg.)

Wissenschaftl. Briefe von Gustav Theodor Fechner u. W. Preyer. Nebst einem Briefwechsel zwischen K. von Vierordt und Fechner, sowie neun Beilagen. Mit dem Bildnis Fechners in Photogravüre. Herausgegeben von W. Preyer (Berlin). 1890. M. 7.—.

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von **Gustav Theodor Fechner**. Dritte Auflage. M. 1.50.

Immanuel Kant's Sämmtl. Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von **G. Hartenstein**. 8 Bde. M. 36.—.

Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von **Benno Erdmann**. Vierte Stereotyp-Ausgabe. Mit Kant's Bildnis. M. 2.—.

Herbarts Ästhetik, in ihren grundlegenden Teilen quellenförmig dargestellt und erläutert von **A. Hostinsky**, a. o. Professor der Ästhetik a. d. böhm. Universität in Prag. ca. M. 3.—.

Johann Friedrich Herbart's Sämmtl. Werke. Herausgegeben von **G. Hartenstein**. Zweiter Abdruck. In 12 Bdn. Mit Herbart's Bildnis. Preis jedes Bandes M. 4.50.
Unter dem Titel „Nachträge und Ergänzungen" wird noch 1890 ein 13. Band erscheinen, auf den besonders auch die Besitzer der ersten Ausgabe aufmerksam gemacht werden.

Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton. Von **Kurd Lasswitz**. Band I. Die Erneuerung der Korpuskulartheorie. Band II. Höhepunkt und Verfall der Korpuskulartheorie des siebzehnten Jahrhunderts. 1890. Jeder Band M. 20.—.

Gesundheitspflege im Mittelalter. Kulturgeschichtliche Studien nach Predigten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Von Dr. med. et phil. **L. Kotelmann** in Hamburg. 1890. M. 6.—.

Axel Key's schulhygienische Untersuchungen. In deutscher Bearbeitung von Dr. **Leo Burgerstein**. Mit 12 Tafeln Tabellen M. 12.—.

Grundriß der Schulhygiene. Für Lehrer und Schulaufsichtsbeamte zusammengestellt von **Otto Janke**. 1890. M. 1.50

Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen. Von **Luigi Luciani**, o. ö. Professor der Physiologie in Florenz. Mit einem Vorwort von Professor **Jac. Moleschott** in Rom. Autoris. Übersetzung von Sanitätsrat Dr. **M. O. Fraenkel**. Mit 8 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 1890. M. 6.—.

Die Praxis des Chemikers bei Untersuchung von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen, Handelsprodukten, Luft, Boden, Wasser, bei bakteriolog. Untersuchungen, sowie in der gerichtlichen und Harn-Analyse. Ein Hilfsbuch für Chemiker, Apotheker und Gesundheitsbeamte von Dr. **Fritz Elsner**. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 139 Abbildungen im Text. M. 9.—.

Methoden der Kolorimetrie und quantitativen Spektralanalyse. Von Prof. Dr. **G. Krüss** in München und Dr. **Hugo Krüss** in Hamburg. Mit Abbildungen im Text und Tafeln. 1890. M. 8.—.

Arbeitsmethoden für organisch-chemische Laboratorien. Ein Handbuch für Chemiker, Mediziner und Pharmazeuten. Von Dr. **Lassar-Cohn**, Privatdocent an der Universität Königsberg. Mit Abbildungen im Text. 1890. M. 5.—.

Hauswirtschaftliche Chemie. Die Lehren und Fortschritte der Chemie in ihrer Anwendung auf das Hauswesen. Leichtfaßlich dargestellt für gebildete Leser von Dr. **G. Heppe**. Dritte verbesserte Auflage. 1890. M. 2.—.

Untersuchungen üb. Dämmerungs-Erscheinungen zur Erklärung der nach dem Krakatau-Ausbruch beobachteten atmosphärisch-optischen Störung von **J. Kiessling**, Professor am Johanneum zu Hamburg. Mit 9 Farbendrucktafeln nach Aquarellen von Prof. Pechuel-Loesche, 4 Karten und 8 Holzschnitten. Mit Unterstützung der Kgl. Akademie der Wissenschaft zu Berlin. Gr. 4. In Halbfranz M. 36.—.

Alt-Mexiko. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner von **Hermann Strebel**. 2 Teile. Mit 30 Lichtdruck- und 3 chromolithographischen Tafeln und 27 Abbildungen im Text. Royal 4. In Mappe M. 150.—.

Zu Festgeschenken allen Familienkreisen empfohlen!



Inhalt.

In Theodor Storm hat die deutsche [illegible] einen [illegible] und feinsinnigsten Poeten besessen. Wie [illegible] Tiefen des Seelenlebens eingedrungen [illegible] alle [illegible] und schlimmen Geheimnisse der Menschenbrust [illegible] Erzählung [illegible] charaktervoll und stets [illegible] bei seinem Hinscheiden [illegible] Dichtung zu [illegible]chen. Und so mag denn die vorliegende, nunmehr auf 19 Bände gebrachte Sammlung seiner Schriften [illegible] vorzugsweise als sinnige Festgabe — warm empfohlen sein.

Eleg. gebunden in 10 Bänden Mk. 55,60.

[illegible]

Band 1 bis 6 gebdn. in 3 Bänden Mk. 16,50.
Band 7 bis 10 gebdn. in 2 Bänden Mk. 11,—.
Band 11 bis 14 gebdn. in 2 Bänden Mk. 11,—.
Band 15 bis 18 gebdn. in 2 Bänden Mk. 12,50.
Band 19 gebdn. in 1 Bande Mk. 4,60.

Neuigkeiten 1890.

Die Heroen der deutschen Tonkunst.

Für die musikstudirende Jugend, sowie für alle Freunde der Tonkunst

dargestellt von

Professor Martin Rabe, [31]

Direktor der ersten Berliner Akademie für Harmonium- und Orgelspiel.

Mit 7 Portraits in Holzschnitt. — Broschirt 5 Mark. — Gebunden 6 Mark.

Zur Einführung dieses Buches diene Folgendes, das eine Autorität nach Kenntnißnahme des Manuscripts schrieb: „Der Autor dieses ausgezeichneten Werkes, dessen hohe Verdienste um die musikalische Bildung des Volkes, insbesondere der Jugend wiederholt öffentlich ausgesprochen worden ist, hat auf Grund fleißiger Studien in den Musikarchiven zu Wien, Prag, Bonn a. a. O. mit diesem Buche für die musikstudirende Jugend besonders ein Werk geschaffen, das unstreitig zu dem Besten der musikal.-biographischen Literatur der Neuzeit gehört. Solche, glühende Begeisterung für das Klassische athmende Worte gehen tief zu Herzen und werden gewiß in der Jugend die Gefühle, zugleich aber die Liebe und das Verständniß für die großen Tonheroen wachrufen, u. s. w.“

Zeitliches und Zeitloses.

Acht Vorträge von Professor Dr. Adolf Lasson.

Inhalt: Geist und Buchstabe. — Symbol und Zeichen. — Auserwählte Rüstzeuge. — Kultur und Technik. — Werkzeug und Maschine. — Sittliche Verantwortlichkeit. — Kaiser Wilhelm I. — Hundert Jahre philosophischer Gedankenbewegung.

In eleganter Ausstattung broschiert 3 M. — Gebunden 4 M.

Der als philosophischer Schriftsteller bekannte Verfasser wendet sich mit dieser Sammlung von Vorträgen an ein weiteres Publikum; nach Haltung und Gesinnung ist das Buch bestimmt für die „Gebildeten in der christlichen Gemeinde“, die ein tieferes religiöses Interesse hegen und zugleich das Bedürfniß empfinden, sich über ihren Glauben und sein Verhältniß zu dem, was draußen die Welt bewegt, Rechenschaft abzulegen. Es ist eine Reihe von viel verhandelten Fragen, die hier im Lichte christlicher Lebensanschauung und Lebenserfahrung erörtert werden, gemeinverständlich, aber mit dem Streben, die Höhen und Tiefen christlicher Denkweise zu bezeichnen. So ist das Buch vorzüglich geeignet, im häuslichen Kreise gelesen zu werden, zugleich zur Erbauung des inneren Menschen und zur Bereicherung der Einsicht in manche Gegenstände, die die Zeitgenossen lebhaft beschäftigen und die für das religiöse Leben von entscheidender Bedeutung sind. Den Grundideen, die die christliche Weltanschauung bedingen, giebt der Verfasser einen klaren und kräftigen Ausdruck und vertheidigt so ohne ausdrückliche Polemik die christlichen Glaubensgrundlagen gegen die in der Gegenwart mächtigen Strömungen, die das Christenthum und die Religion überhaupt bekämpfen. Die hier gesammelten Vorträge haben in dem engeren und erlesenen Kreise, in dem sie gehalten worden sind, großen Beifall gefunden. So dürfen wir hoffen, daß sie nun, wo sie in Buchform vor dem weitesten Publikum erscheinen, vielen ernstgerichteten Gemütern eine willkommene Gabe sein werden.

Zithaschlag'n!

Allahand Gsangaln und Gschicht'n aus Tirol

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Ein geschmackvoll ausgestattetes Bändchen fein kartonnirt 2 Mark.

Aus diesen tief empfundenen reizenden Gesängen weht echte, kräftige Alpenluft; wer je in Tirol oder in den Alpen gewesen ist, dem wird das Büchlein viel Vergnügen machen, manche Erinnerung wird wieder wach gerufen und die Reiselust für's nächste Jahr wieder rege werden.

Morituri te salutant!

Roman von Heinrich Jacobsen.

Schön ausgestattet broschirt 2 M.

Das schönste deutsche Nationalwerk, welches in keinem Hause fehlen sollte:



(Bedeutend verkleinertes Bild.)

[32]

Die Bibel in Bildern von Julius Schnorr von Carolsfeld.

240 Blatt in Holzschnitt. Größe der Bilder 22:26 cm.

In Karton (die Blätter einzeln) M. 30.— In schwarzem Leinwandband mit Goldschnitt M. 42.—
In schwarzem Lederband mit Goldschnitt M. 48.—

Das Werk ist auch in Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.

Zu Konfirmations-, Hochzeits-, Jubiläums-, Weihnachts-Geschenken vorzüglich geeignet.

Schnorr von Carolsfeld, Bibel in Bildern.

Zweite Prachtausgabe. 1879/80 von den Originalholzplatten in nur 500 Expl. sorgfältigst gedruckt, auf starkem Kupferdruck-Papier, jedes Bild mit Randeinfassung. In Leinenmappe (die Blätter lose) **80 M.** In Ganzlederband mit Goldschnitt **105 M.**

Vier Weihnachtsbilder:

1) Den Hirten wird die Geburt Christi verkündigt.
2) Christi Geburt.
3) Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande.
4) Christi Darstellung im Tempel und Simeons Weissagung

Farbendruck nach Aquarellen von Professor A. Diethe,
unter Benutzung der Bibelbilder von Julius Schnorr von Carolsfeld.

In 16 Farben gedruckt. Größe der Bilder 22:26 cm. Auf feinstem Karton, Größe 36:41 cm.

Ausgabe A (nur die Bilder): In starkem Umschlag, stilvolle Decke. Preis 3 Mark

Ausgabe B: In eleganter Mappe, dreifarbiger Druck, mit Titelblatt und begleitendem Text von Dr. theol. Rud. Kögel, Oberhofprediger in Berlin und Generalsuperintendent der Kurmark. Preis 4 Mark.

Ausgabe C (ohne Text): Ohne weißen Rand auf ganz steifem Karton, mit Schräggoldschnitt und Steller zum Aufstellen. Preis lackiert 4 Mark.



[33]

Deutsches Balladenbuch. Mit Holzschnitten nach **Ehrhardt, Richter, Oer** u. A. 6. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 10 M.

Bechstein, Märchenbuch. Taschenausgabe mit 84 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **L. Richter.** 38. Auflage. Kartonirt 1 M. 20 Pf.

Dasselbe. 4. illustrirte Prachtausgabe mit 187 Holzschnitten. Gebunden mit Goldschnitt 8 M.

Goethe, Hermann und Dorothea. Mit 12 Holzschnitten nach Zeichnungen von **L. Richter.** 2. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 5 M.

Hebel, Allemannische Gedichte. Im Originaltext. Mit Bildern nach Zeichnungen von **Ludwig Richter.** 2. Auflage. Kartonirt 3 M. 50 Pf., gebunden mit Goldschnitt 4 M.

Dasselbe in's Hochdeutsche übersetzt von **R. Reinick.** 6. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 4 M.

Richter-Bilder. Zwölf große Holzschnitte nach älteren Zeichnungen von **Ludwig Richter.** Herausgegeben von **Georg Scherer.** Kartonirt (6 M.), herabgesetzt auf 3 M.

Der Familien-Schatz. Fünfzig schöne Holzschnitte nach Originalzeichnungen von **Ludw. Richter.** 2. veränderte Auflage. Gebunden 3 M.

Richter, Ludw., Beschauliches und Erbauliches. Ein Familienbilderbuch. 6. Aufl. Gebunden 8 M.

Richter, Ludwig, Goethe-Album (Illustrationen zu Goethe's Werken). 40 Blatt. 2. Aufl. Gebunden 8 M.

Richter-Album. Eine Auswahl von Holzschnitten nach Zeichnungen von **L. Richter.** 6. Ausgabe in 2 Bänden. In Leinen gebunden mit Goldschnitt 20 M.

Groth, Klaus, Vaer de Gaern (Plattdeutsch mit Uebersetzung in's Hochdeutsche). Kinderreime mit 52 Holzschnitten nach Zeichnungen von **L. Richter.** Kartonirt 6 M.

Zwölf Kinderreime aus Klaus Groth's „Vaer de Gaern". In Musik gesetzt von **Ingeborg von Bronsart.** Mit hochdeutschem, plattdeutschem und englischem Text und 10 Holzschnitten von **Ludw. Richter.** Kartonirt 2 M. 50 Pf.

Tagebuch. Ein Bedenk- und Gedenkbüchlein für alle Tage des Jahres mit Sinnsprüchen und Vignetten von **L. Richter.** 5. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M. 50 Pf.



Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen).

Hervorragendstes neues Nationalwerk.

[30]

Dreihundert Bildnisse und Lebensabrisse

berühmter deutscher Männer.

Begonnen von **Ludwig Bechstein.** Neu bearbeitet und fortgeführt von **Karl Theodor Gaedertz.**
Die Portraits gezeichnet und geschnitten von **Hugo Bürkner.**

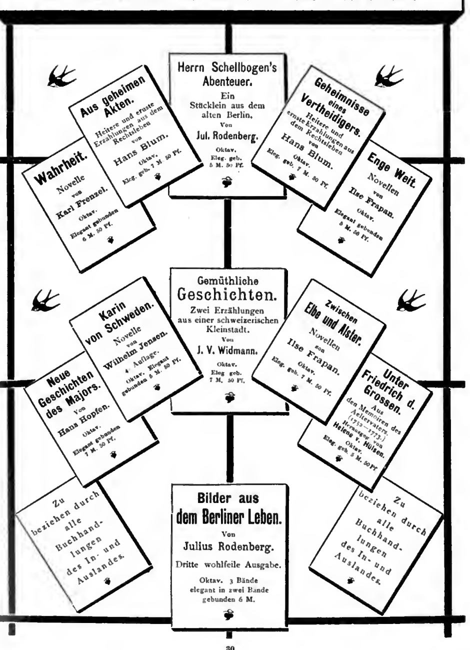
Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

In gediegenster Ausstattung broschiert 8 Mark, in Originalhalblederband 10 Mark.

Mehr als in seiner früheren, vielleicht Manchem unserer Leser bekannten Form erfüllt heute dieses Unternehmen seinen aus echt deutschem Denken und Empfinden resultirenden Zweck: Durch eine lange, möglichst lückenlose Reihe von Portraits alle diejenigen Männer unserem Volke in's Gedächtniß zu rufen, deren Geist oder That die Geschichte der deutschen Nation in politischer wie kultureller Beziehung beeinflußt oder verherrlicht hat. An dem alten Grundsatze, nur Verstorbene in diese Sammlung aufzunehmen, ist auch in der neuen Ausgabe wieder festgehalten worden, und so umfaßt das Werk von Gutenberg an bis au[illegible]ie neueste Zeit alle unsere großen Männer, die sich irgendwie ausgezeichnet haben, oder deren Namen die G[illegible]te in ihre Tafeln zum Gedächtniß eingegraben hat. Es ist daher ein Volksbuch im besten Sinne und zugleich [illegible]hrenbuch, an welchem jeder gebildete Deutsche sich freuen muß, und welches sich nach dem Urtheil des pädago[illegible]en Jahresberichts als Anschauungsmaterie für den Geschichtsunterricht, wie als Jugendschrift bereits in seiner frü[illegible]n, weniger umfangreichen Form trefflich bewährt hat. Die nach bekannten alten Kupfern oder neueren Gemälden gezeichneten und sorgfältig geschnittenen Portraits, welche von einem nur zehn bis zwölf Zeilen langen, aber trotz dieser Kürze scharf charakterisirenden Lebensabriß begleitet sind, wurden nach den Geburtstagen der im Bild vorgeführten Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker geordnet und bilden somit eine goldene Kette, die uns von Glied zu Glied die Ideen und Thaten vergegenwärtigt, durch welche die Geschichte des deutschen Volkes von Anbeginn der Neuzeit bis auf die Gegenwart beeinflußt wurde. Das ganze Werk wird aus vier Halbbänden bestehen, deren erster uns bereits vorliegt, und deren letzter im September d. J. erscheinen wird. Das dann vollendete Buch wird ein Prachtwerk repräsentiren, dessen innerer ideeller Werth den pekuniär dafür geleisteten Kostenaufwand von 2 Mark pro Halbband weitaus rechtfertigt. Es dürfte als Geschenke für unsere deutsche Jugend und für das deutsche Volk überhaupt nur wenige Produkte unseres Büchermarktes geben, welche bei aller Einfachheit an Würde dem vorliegenden Werke gleichkommen. (Kieler Zeitung.)

NEUE BELLETRISTIK

AUS DEM VERLAGE VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.



Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen: [74]

Ausgewählte Romane.

Erste Serie.

9 Bände. Brosch. M. 18.—, eleg. geb. M. 25.

Inhalt.

Problematische Naturen. 2 Bände.
Die von Hohenstein.
Hammer und Amboss. 2 Bände.
In Reih' und Glied. 2 Bände.
Sturmflut. 2 Bände.

Zweite Serie.

8 Bände. Brosch. M. 16.—, eleg. geb. M. 22.40.

Inhalt.

Kleine Romane. 2 Bände.
Allzeit voran.
Was die Schwalbe sang. — *Ultimo.*
Platt Land. — *Angela.*
Uhlenhans.
Quisisana. — *Erzählungen.*

Auch in 63 resp. 51 Lieferungen à M. —.30 ord. zu beziehen.
Einzelne Bände kosten brosch. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben.
2 Bände. Brosch. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.

In einer wohlfeilen Ausgabe erschien soeben:

Was will das werden?

Vierte Auflage.
3 Bände. Brosch. M. 7.—, eleg. geb. M. 10.—.

Dieser berühmte Roman hat durch die neue Phase, in welche die socialdemokratische Bewegung getreten, erhöhte actuelle Bedeutung erlangt.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die

hieroglyphischen Schriftzeichen der Aegypter

von Georg Ebers. [73]

55 Seiten gr. 8⁰. Titel und Umschlag mit fünffarbiger Einfassung. Titel doppelseitig mit bunten Hieroglyphen. Der Text mit dreifarbiger Einfassung, mehrfarbigen Kopfleisten und bunten Initialen.

Geheftet 2 M. 50 Pf. In verziertem Pappband 3 M.

Der Meister der deutschen Aegyptiologie hat auf unsere Bitte eine kurze Geschichte der Bilderschrift der Aegypter und ihrer Entzifferung niedergeschrieben, welche nebst der knapp gezeichneten Skizze der Grundelemente, aus denen sich das hieroglyphische Schriftsystem zusammensetzt, weiteren Kreisen willkommen sein und das Verständnis für die Gruppierung der Zeichen eröffnen wird. Den Schluss der vornehm ausgestatteten Schrift bildet ein Verzeichnis der nach dem Inhalte in Gruppen geordneten Hieroglyphen.



[60]

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Garlieb Merkel

über

Deutschland
zur Schiller-Goethe-Zeit

(1797 bis 1806).

Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von

Julius Eckardt.

Gross-Octav. 13 Bogen. Geb. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.50.

Berlin W., Lützowstr. 7.

Gebrüder Paetel.



[84]

In meinem Verlage erscheinen:

Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe [98]

von

Raphael Löwenfeld.

In ca. 95 Lieferungen zu 4 Bagen 8° geheftet à 60 Pf. Oder in 13 Bänden zum Ladenpreis von ca. 4 Mark.

Original-Einbanddecken

mit galdener Pressung, dem Portrait des Dichters und einer in slavisch-russischem Charakter gehaltenen Zeichnung für jeden Band werden den Abonnenten mit 75 Pf. abgegeben.

Wir legen dem verehrlichen Publikum eine Gesamtausgabe der Werke Leo Tolstoj's vor, gewissermaßen ein Seitenstück zu der in ganz Deutschland verbreiteten Gesamtausgabe Iwan Turgenjews.

Kein Dichter beschäftigt heute die Gemüter mehr, als der Einsiedler von Jasnaja Poljana.

Der merkwürdige Entwickelungsgang dieses Mannes, der mit rein poetischen Schöpfungen von dem Duft der „Kosaken" und des „Eheglückes" und der charakteristischen Schärfe „der Bilder von Sewastopol" begonnen hat, der in der Zeit der höchsten Entfaltung seines Talents die gewaltige Epopöe „Krieg und Frieden" und das wunderbare Gesellschaftsbild „Anna Karenina" geschrieben hat, und der heute in asketischer Weltanschauung ein Werk wie die „Kreutzersonate" hervorbringt, wird in dieser Gesamtausgabe zum erstenmal ganz zum Ausdruck kommen.

Es giebt unzählige deutsche Ausgaben einzelner Werke Leo Tolstoj's, aber nur wenige verdienen wirklich den Namen einer Übertragung. Zum Teil nach französischen Übersetzungen hergestellt und meist ohne Kenntnis des russischen Lebens gemacht, zum Teil sogar mit gänzlich unberechtigten willkürlichen Auslassungen, bieten sie kaum einen blassen Abklatsch des lebenstrotzenden Originals. Diese Ausgaben haben mit der Litteratur nichts zu schaffen, sie sind lediglich Erzeugnisse geschäftlicher Spekulation.

Die Ausgabe, deren erste Lieferungen dem verehrlichen Publikum hiermit vorgelegt werden, wird die Gesamtwerke Leo Tolstoj's in folgender Ordnung umfassen:

Band I. **Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre (Lebensstufen).**

Band II, III, IV. **Kleine Novellen und Romane:**

Margen eines Gutsbesitzers. — Tagebuch eines Marqueurs. — Luzern. — Zwei Husaren. — Drei Tode. — Die Kasaken. — Der Überfall. — Der Holzschlag. — Sewastapal im Dezember. — Sewastopol im Mai. — Sewastopal im August. — Zusammentreffen in der Armee. — Der Schneesturm. — Eheglück. — Pollkuschka. — Der Leinwandmesser. — Der Tod des Iwan Ilitsch. — Die Kreutzersonate nebst Nachwort. (Für die Abonnenten in Rußland bleibt die Kreutzersanate fort.)

Band V, VI, VII, VIII. **Krieg und Frieden.**

Band IX, X, XI. **Anna Karenina.**

Band XII, XIII. **Volks- und Erziehungsschriften und Dramen.**

Die Ausgabe steht unter Redaktion von Dr. Raphael Löwenfeld, dem bewährten Kenner der russischen Litteratur. Seit einem Jahre hat er in steter Verbindung mit dem Dichter selbst die deutsche Ausgabe vorbereitet. Sein Name giebt dem Leser eine Gewähr für die Zuverlässigkeit und den litterarischen Wert dieser Gesamtausgabe.

Berlin NW., Dorotheenstr. 55. Richard Wilhelmi.



G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Weihnachts-Neuigkeit 1890:

Allgemeine Geschichte der Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart

von **Gustav Karpeles.** [36]

2 Bände. Gr.-Octavformat. Mit zahlreichen Tafeln, Farbendrucken und Illustrationen im Text.

I Band; in Prachtband gebunden 15 Mark. Band II erscheint im Laufe des Jahres 1891.

Inhalt des I. Bandes: Orientalische — Griechische — Römische — Christliche — Französische — Italienische Litteratur.

Der Besitz einer den Ansprüchen der Gegenwart angemessen angelegten, alle Völker und alle Zeiten umfassenden „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" ist heutzutage dem Gebildeten geradezu unentbehrlich. Ein reicher Illustrationsschatz verleiht dem Werke einen besonderen Reiz und unterstützt das Verständnis, namentlich der fremdländischen Litteraturgebiete.



Bismarcks Parlamentarische Kämpfe und Siege

von **F. Thudichum,** o. Prof. in Tübingen.

I. Abth. 152 S. M. 3.—. II. Abth. 372 S. M. 8.—.

Die soeben erschienene II. Abtheilung umfaßt vorzugsweise den Zeitraum von 1879 bis 1885 und behandelt zahlreiche staatsrechtliche, politische, finanz- und sozialpolitische Fragen, welche auch noch die Gegenwart lebhaft bewegen.

(Die das Werk abschließende III Abtheilung wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.) [72]



Neues Prachtwerk aus dem Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Prinzen-Märchen.

Von Agnes Schoebel. Illustrirt von Georg Schoebel.

Mit 8 Vollbildern in Photogravüre und 73 Textillustr Quart. Reichster Prachteinband. **20 Mark.**

Inhalt: *1. Vom Land unterm Morgenstern. — 2. Storchreise. — 3. Eine Rose auf Kaiser Wilhelms Grab. — 4. Die lustigen Prinzen.*

Die vorstehend angekündigten Märchen spielen sich im Reich der Phantasie ab, ohne jedoch den Boden der Wirklichkeit gänzlich zu verlassen. Der Humor klingelt darin mit der Schellenkappe, die Ironie theilt ihre Geisselhiebe aus, überall aber ist der Hinweis auf die höchsten Ziele des menschlichen Strebens, das Wahre, Edle, Schöne zu erkennen.

Der Umstand, dass die Erzählungen in discreter Weise zum deutschen Kaiserhaus in Beziehung gebracht sind, giebt dem Werke einen besonders eigenartigen Charakter und einen erhöhten Reiz. [69]

Das Werk ist kein Kinderbuch, sondern ein Buch für erwachsene Leser.

Sämtlich elegant gebunden

NEU: *Episteln und Vorträge.* 4 M.

NEU: *Feli Dora.* Erzählung. 4 M.

Durchs Ohr. 6. Aufl. 3 Mark.

Homers Odyssee. 2. Aufl. 5 Mark. *Ilias.* 5 Mark

Wilhelm Jordans Werke:

NEU: *Die Edda.* 2. Aufl. 6 Mark

Nibelunge: 1. Lied: Sigfrid. 13. Aufl. 7 Mark. 2. Lied: Hildebrandt 8. Aufl. 7 Mark.

Die Sebalds. 2 Bände 12 Mark.

ROMANE:

Zwei Wiegen. 2 Bände 12 Mark [64]

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im J. C. Hinrichs'schen Verlage zu Leipzig erschien soeben:

Die Auferstehung des Deutschen Reiches

dargestellt von

J. T. J. Schaper. [70]

288 Seiten. 3 M., gebunden 4 M. 50 Pf.

Der zwanzigjährige Gedenktag der Auferstehung des deutschen Reiches naht. Möge die Vergegenwärtigung der schwungvollen Erhebung, deren Gesamtdeutschland sich rühmen darf, in weiten Kreisen reichen Segen wirken.

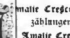
VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG. [82]

Anzengruber's Dorfromane.

I. Der Schandfleck. Geh. M. 3.50. Fein geb. M. 4.
II. Der Sternsteinhof. Geh. M. 3.50. Fein geb. M. 4.

Anzengruber's Dorfromane, die beiden grössten Werke des heimgegangenen Dichters, sind einzeln nur in dieser unserer Originalausgabe verkäuflich.

Verlag von Karl Konegen in Wien.



Amalie Crescenzia, Liebeslegenden. Drei Erzählungen. Preis 4 M., geb. 5 M.

Amalie Crescenzia, Milian. Erzählung. Preis 4 M., gebunden 5 M.

Berger, Alfr., Frhr. v., Dramaturgische Vorträge. Zweite Auflage. Preis 4 M., geb. 5 M.

Feiertag, Andr., Blätter eines Waldkirschbaumes. Drei Erzählungen. Preis 2 M., gebunden 3 M.

Feiertag, Andr., Das Haus Trotzenstein. Erzählung. Preis 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 40 Pf.

Gelber, Adolf, Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Preis 6 M.

Philipp, Peter, Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges. Preis 5 M., gebunden 6 M.

Stona, M., Erzählt und gesungen. Ein Band Novellen, Gedichte, Reisebeschreibungen. Preis 5 M., gebunden 6 M. [57]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Isolde Kurz

→ Neu 1890: ←

Phantasieen und Märchen.

Elegant kartoniert Mk. 3.—.

In dieser neuesten Gabe des „hochbegabten Talentes" von Isolde Kurz wechselt inniges tiefes Gemüt mit [illegible] Geistesfrüchten, dazwischen sprudelt feinster Humor, so daß das vornehm ausgestattete Bändchen [illegible] nicht langweilig ist.

Gedichte.

Soeben erschienen: **2. vermehrte Auflage.**

Elegant gebunden Mark 4.—.

Allg. Zeitung: „Das sind Offenbarungen aus der Tiefe der Menschenseele von einer gewaltigen Unmittelbarkeit, von einer rückhaltlosen Offenheit und Deutlichkeit, die in der deutschen Litteratur ihresgleichen suchen dürften."
Prof. Ziegler, Straßburg.

Florentiner Novellen.

M. 4.—

In stilvollem Originalband M. 5.50.

Frankfurter Journal: „Wie mit ihren Gedichten in die Reihe der ersten deutschen Dichterinnen, so ist Isolde Kurz mit diesen Florentiner Novellen in die Reihe der besten deutschen Novellisten getreten. . ."

G. J. Göschen, Stuttgart.

Neu 1890! 3. Auflage.

Mozart auf der Reise nach Prag.

Novelle von Eduard Mörike.

Vornehmer Leinwandband mit Rotschnitt
Mark 2.50.

Nationalzeitg. (Berlin). . . . Völlig auf realem Boden stehend ist seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag". **Sie ist ein Kleinod** . . die Charakterzeichnung Mozarts ist **meisterhaft** . . diese Erzählung atmet reinstes u. edelstes Leben.
F. Lemmermayer.

G. J. Göschen. Stuttgart.

Mörike ges. Schriften.

4 elegante Leinwandbde., neue Ausstattung
M. 20.—

I Gedichte Idylle v. Bodensee. II Erzählungen (Hutzelmännlein Mozart a. d. Reise n. Prag) III/IV Maler Nolten 2 Bde.

Jeder Band gebd. M. 5.—

Storm u. Th. Mommsen sagen: „Vielleicht ist darin das höchste geleistet was überall der Kunst erreichbar ist." (Storm's Briefw. m. M.)

G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

[71]



Bismarck's Abschied vom Kladderadatsch.

Das

Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Mit 300 Zeichnungen von W. Scholz u. A.

Preis fein geb. 9 Mark. Preis kartonirt 6 Mark.

Es ist ein [illegible] Stück Geschichte, welches durch das vorliegende Album in Bild und Wort, in humoristisch-satirischen Darstellungen wie auch in ernsten dichterischen Worten illustrirt wird und deren Mittelpunkt die gewaltige Gestalt des ersten deutschen Reichskanzlers bildet. Alles, was in einer langen Reihe von Jahrgängen des Kladderadatsch — vom Jahre 1848 an — über den Fürsten Bismarck an bildlichen Darstellungen wie auch im Texte gebracht worden ist, wird in diesem Album — in entsprechender Auswahl — vorgeführt.

In Form eines [illegible] Leitfadens [illegible] kurze Erläuterungen der jeweiligen politischen Situationen die Darstellungen der einzelnen Jahre zu einem einheitlichen Ganzen, sodaß der Inhalt auch denen verständlich wird, die die politische Geschichte der letzten 40 Jahre in ihren Anfängen nicht mit durchlebt haben.

Die hier zum ersten Male veröffentlichte Briefe Bismarck's (in Facsimile) an den Redacteur des Kladderadatsch Ernst Dohm dürften ein ganz besonderes Interesse für [illegible] in Anspruch nehmen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **A. Hofmann & Comp.** in Berlin W.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig.

Novitäten 1890.

J. J. David, Das Höfe-Recht. Eine Erzählung. 1 Bd. [illegible] 11 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 2.—, in Originalband M. [illegible]

— — **Die Wiedergeborenen.** Erzählungen. 1 Bd. [illegible] 14 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 3.—, in Originalband M. 4.—

Hieronymus Lorm, Gedichte. V. Auflage. 1 Bd. [illegible] Bogen. Preis eleg. brosch. M. 4.50, in Originalband M. [illegible]

Fritz Mauthner, Der Villenhof. I.—IV. Auflage. Berliner Roman. 1 Bd. [illegible] Bogen. Preis eleg. brosch. M. 5.—, in Originalband M. [illegible]

Wilhelm von Polenz, Sühne. Roman. 2 Bde. [illegible] Bogen. Preis eleg. brosch. M. 7.50, in Originalbänden M. [illegible]

— — **Die Versuchung.** Eine Studie. 1 Bd. [illegible] 13 Bogen. Preis eleg. brosch. M. 2.—, in Originalband M. 3.—

Mea Reichard, Andrée. [illegible] Roman. 1 Bd. [illegible] Bogen. Preis eleg. brosch. M. [illegible] in Originalband M. 3.—

Wilhelm Wolters, Ein Gastspiel. Roman. 1 Bd. [illegible] Bogen. Preis eleg. brosch. M. [illegible] in Originalband M. [illegible] (63)

Geschenkwerk ersten Ranges für jede Damenbibliothek!

Soeben erschienen: **Suse.** (79)

Roman von Anny Wothe.

Ein starker Band auf gutem holzfreien Papier, geheftet 4 M., fein gebunden 5 M.

„Von der Presse überaus günstig besprochen und den **Marlitt**'schen Romanen nicht nachstehend."

Gegen Einsendung des Betrags portofrei durch die Verlagshandlung und auch durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

B. Richter's Verlag in Chemnitz.

Soeben erschienen:

Fritz Reuters Sämtliche Werke

Volksausg. in 7 Bänden

Neue (5.) Auflage. Preis geh. 20 M. Fei eleg. geb. 29 M. 40 ₰.

Diese Ausgabe kann auch nach und nach in **Lieferungen** à 40 ₰ oder bändeweise bezogen werden.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an. (67)

Hinstorff'sche Hofbuchhandlg.
Verlagsconto **Wismar** i. Meckl.

Hildebrandt's Aquarelle

Erdreise 34 Bl., **Europa** 14 Bl., **Neue Folge** 20 Bl.

Einzeln 12 M., von 6 Bl. an nur 9 M., Mappe 2 M. Verzeichniss gratis.

Neue Radirungen von

B. Mannfeld: (39)

Das Wetterhorn (1890) 20 M.
Heidelberg u. **Köln** à 40 M., zus. 70 M.
Meissen u. **Limburg** à 40 M., zus. 70 M.
Aachen, **Breslau**, **Danzig** u. **Erfurt**, **Loreley** u. **Rheingrafenstein** à 20 M.
Marienburg 30 M. **Merseburg** 12 M.

W. Feldmann:

Burg Hohenzollern (1890) 15 M.
Burg Eltz (1890) u. **Rudelsburg** à 15 M.
Kuhnert-Kolitz, **Vendôme** (1890) 20 M.
Ziegler, **Rembrandt van Ryn** 1890 15 M.
Illustrirtes Verzeichniss gratis.

Julie von Kahle:

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen. Kleine Ausgabe. 9 Farbendrucke m. Text. 2. Auflage 1890. Kl. 4. Prachtband 6 Mark.

Auf märkischer Heide. Eine Flora der Mark Brandenburg in Blättern aus der Neumark. 24 Farbendrucke m. Text. 2. Auflage 1890. Hoch 4. Prachtband 45 M.

Verlag v. Raimund Mitscher in Berlin.





Gediegene Festgeschenke

aus dem Verlage von

Gebrüder Paetel in Berlin.

Novellen von **Hans Arnold.** 2. Auflage. Geheftet 4 Mark. Eleg. gebunden 5 Mark 50 Pf.

Die Geschwister. Roman in vier Büchern von **Karl Frenzel.** Vier Bände. Elegant in zwei Bände gebunden 15 Mark.

Schönheit. Novelle von **Karl Frenzel.** Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Unter blauem Himmel. Novellen von **Hans Hoffmann.** Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Der faule Beppo. — 2. Der schöne Cherro. — 3. Ein käufliches Herz. — 4. Die heilige Barbara.

Der Hexenprediger und andere Novellen von **Hans Hoffmann.** Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Eysbätta. — 2. In den Schären. — 3. Peerke von Helgaland. — 4. Der Hexenprediger.

Im Lande der Phäaken. Novellen von **Hans Hoffmann.** Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Die Nereide. — 2. Der Erzengel Michael. — 3. Phatinissa. — 4. Perikles, der Sohn des Xanthippos.

Neue Korfu-Geschichten. Von **Hans Hoffmann.** Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Inhalt: 1. Die Weinprobe. — 2. Die Gekreuzigten. — 3. Die vier Büßerinnen. — 4. Der blinde Mönch. — 5. Das Antikenkabinet.

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von **Hans Hoffmann.** Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Inhalt: April. Sündflut. — Mai. Himmelfahrt. — Juni. Sonnenwende. — Juli. Heuduft. — August. Irrlicht. — September. Friedensfeier. — October. Spätglück. — November. Sturm. — December. Meeresstimmen. — Januar. Winterfriede. — Februar. Eiskrug. — März. Thauwind.

Der eiserne Rittmeister. Roman von **Hans Hoffmann.** Drei Bände. Elegant gebunden 16 Mark.

Schleier der Maja. Roman von **E. Juncker.** Zweite, neu durchgesehene Auflage. 4 Theile. Elegant in 2 Bände gebunden 18 Mark.

Der Verlobungstag und andere Novellen. Von **E. Juncker.** Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Verlobungstag. — Ein Frühlingstraum. — Eine Stunde im Paradiese. — Valse oubliée.

Das Grafenkind und andere Novellen. Von **Ernst Wichert.** Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Getrennte Herzen. Novelle von **Eugen Zabel.** Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch jede größere Buchhandlung.

Gediegene Weihnachtsgeschenke!

Verlag von Richard Richter, Leipzig. [81]

Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von **Albert Richter.** Brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—. Seitenstück zu Büchmanns „Geflügelten Worten".

Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben **Kaiser Wilhelms I.** Gesammelt, bearbeitet und übersichtlich geordnet von **Ludwig Marquardt.** Brosch. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.

Die vollständigste aller derartigen Samml., 391 Nummern enthaltend.

Soeben erschien:

Amaranth.

Von [68]

Oscar von Redwitz.

37. Auflage. Neue Ausgabe.

In Salon-Einband 5 M. 60 Pf.

Verlag von Franz Kirchheim, Mainz.

Richters Anker-Steinbaukasten

sind bekannt und eingeführt in den Palästen der **Kaiser und Könige;** sie sind das einzige Spiel, mit welchem



[81] **alle Kinder,**

von fürstl. Prinzen und Prinzessinnen an bis zu den Kindern der Arbeiter, sich gleich gern beschäftigen. Sie halten viele Jahre und sind deshalb das

billigste Geschenk.

Jeder echte Anker-Steinbaukasten kann durch einen Ergänzungskasten vergrößert, und verlorene oder beschädigte Steine können leicht ersetzt werden.

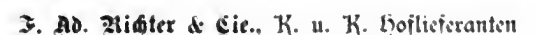
Se. Durchlaucht Fürst **Franz Josef Auersperg,** Erblandmarschall von **Tirol,** k. u. k. Kämmerer u. s. w., schreibt: „Ich spreche Ihnen hiermit meine vollste Zufriedenheit und Anerkennung über den von Ihnen für meine Kinder gelieferten Anker-Steinbaukasten aus."

Herr Ritter **von Scheagl,** Stadtbaumeister in **Leoben,** schreibt: „Soll ich über den von mir anerkannten Wert der Anker-Steinbaukasten noch anerkennende Worte hinzufügen? Dies hieße wohl einen Tropfen Wasser in das Meer tragen!"

Herr Dr. med. **Heinemann-Lange** in **Weimar** schreibt: „. . . Im übrigen bemerke ich, daß ich die Überzeugung habe, daß kein anderer Baukasten den Ihrigen verdrängen kann, denn die Kinder ermüden nie in der Lust zu bauen."

Herr Professor Dr. **Meier** in **Heidelberg** schreibt kurz und bündig: „. . . **Ich unterschreibe die günstigen Kritiken voll und ganz!"**

Weitere Gutachten und ausführliche Beschreibung findet man in dem illustrierten Buch **„Des Kindes liebstes Spiel"**, welches die Unterzeichneten franko übersenden; man schreibe gefälligst **gleich** eine Postkarte und warte nicht zu lange mit der Wahl eines Kastens, da kurz vor Weihnachten oft die gewünschte Sorte in den Geschäften nicht mehr vorrätig ist. — Da viele Geschäfte vorige Weihnachten die angekauften **minderwertigen Nachahmungen nicht los geworden sind, so ist in diesem Jahre doppelte Vorsicht** beim Einkauf nötig, denn jeder Geschäftsmann wird bestrebt sein, zuerst die **Ladenhüter** zu verkaufen. Wer sich und seinen Kindern die Weihnachtsfreude nicht verderben will, der verlange gefälligst ausdrücklich **„Richters Anker-Steinbaukasten"** und weise jeden Kasten ohne die Marke **„roter Anker" scharf als unecht zurück. Nur die Anker-Steinbaukasten können in richtiger Weise ergänzt werden!** Sie sind in allen Preislagen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 Mk. und höher **vorrätig in allen feineren Spielwaren-Geschäften der Welt.**



F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten

Rudolstadt, Thüringen, **Nürnberg, Wien,** I. Nibelungengasse 4, **Olten,** Aarauerstraße 430, **Rotterdam,** Jonkerfransstraat 42, **London E.C.,** 1 und 2 Railway-Place, Fenchurch Street, **New-York,** 310 Broadway.

Werke von
Marie von Ebner-Eschenbach:

Dorf- und Schloßgeschichten

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zweite vermehrte Auflage.

Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: Vorwort. — 1. Der Kreisphysikus. — 2. Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Korrespondenzkarten. — 3. Krambambuli. — 4. Jakob Szela.

Neue Dorf- u. Schloßgeschichten

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2. Auflage.

Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Unverstandene auf dem Dorfe. — Er laßt die Hand küssen. — Der gute Mond.

Das Gemeindekind.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2 Auflage. 2 Bände.

Octav. Eleg. in einen Band geb. 8 Mark 50 Pf.

Miterlebtes.

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Octav. Eleg geb 5 Mark 50 Pf.

2. Auflage.

Inhalt: Wieder die Alte. — Ihr Traum. — Erlebniß eines Malers. — Der Muff. — Die Kapitalistinnen. — Ein Wiener Geschichtchen.

Zwei Comtessen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

3. Auflage.

Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

Ein kleiner Roman

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2. Auflage.

Octav. Eleg. geb. 4 Mark 50 Pf.

Neue Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2. Auflage.

Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

Lotti, die Uhrmacherin

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2. Auflage.

Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

Unsühnbar.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2 Auflage.

Octav Eleg. geb. 6 Mark 50 Pf.

Aphorismen

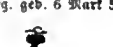
von

Marie von Ebner-Eschenbach.

3. Auflage,

vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen.

Octav, Eleg. geb. 6 Mark 50 Pf.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Ein prächtiges reich illustr. Reisewerk!

Dr. E. Amthor,

Der Alpenfreund.

Blätter zur Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt in populären und unterhaltenden Schilderungen aus dem Gesammtgebiete der Alpenwelt und mit praktischen Winken zur genussreichen Bereisung derselben.

11 Bände à 24 Bogen Lexikon-Oktav mit im Ganzen 103 Kunstbeilagen, brochirt, neu. Ladenpreis 57 M. Orts- und Sachregister 1 M. Brochirt für **16 M.**

In 6 eleg. grünen Einbänden (67 M.) 22,50 M.

Einzelne Bände, soweit vorhanden, à **2 M.**

Richard Andree,

Geograph. Handbuch zum Hand-Atlas.

Mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse etc. etc.

Leipzig. Lex.-8°. Eleg. Halbfrzbd. (12,50 M.) neu **6 M.**

Textband zu Andree's Hand-Atlas 1. und 2. Auflage.

Verkauft wurden von mir in 3 Jahren uber 3oco Exemplare.

Andree u. Peschel,

Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.

25 Karten mit Text.

Bielefeld u Leipzig.

Folio. Orig.-Kartonband.

(30 M.) neu **9 M.**

Richard Andree,

Zur

Volkskunde der Juden.

Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden uber Mitteleuropa.

Bielefeld u. Leipzig 1881.

Broch. Neu.

(5 M.) **1.75 M.**

Dr. R. Andree,

Tschechische Gänge.

Böhmische Wanderungen und Studien.

Mit einer Sprachenkarte Bohmens.

Bielefeld u. Leipzig 1872.

Octav. Brochirt. Neu.

(4 M.) **1 M.**

Anthropologie.

Die Wissenschaft vom Menschen

in ihrer geschichtlichen Entwickelung etc.

von

Prof. Dr. **Carl Schmidt,**

herzogl. sächs. Schulrath.

2. gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologischen Briefe". 2 Theile 970 Seit. Text Oktav. Dresden.

(13,50 M. für nur **2 M.**

Eleg. geb. Exempl **3 M.**

Anthropologische Briefe.

Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten

von

Prof. Dr. **Carl Schmidt.**

330 Seiten Text und 55 lithographische Abbildungen. Dessau. Octav. Broch.

(3 M.) fur nur **1.50 M.**

Barth und Niederley,

Die Schul-Werkstatt.

Ein Leitfaden zur Einführung der technischen Arbeiten in der Schule.

Mit 103 erlauternden Abbildungen im Text.

Bielefeld und Leipzig 1882.

Octav. Brochirt (4,50 M.) für nur **1.60 M.**

Otto Baisch,

Johann Christian Reinhart

und seine Kreise.

Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt.

Leipzig 1882 E.A Seemann

Brochirt.

(5 M) fur nur **1.50 M.**

Oskar Berggruen,

Festspiel in Bayreuth,

mit Kupferstichen u. Illustrationen.

(Separatdruck aus der „Zeitschrift für bildende Kunst".)

Leipzig, Seemann.

Brochirt.

(2 M.) für **60 Pf.**

Kunsthistorische Bilderbogen

mit englischem Text.

246 Tafeln. Folio. Zwei Bände.

(Leipzig, Simon.)

(37,50 Mark) für **15 Mark.**

Illustrirte Berichte

über

Gartenbau, Blumen- u. Gemüsezucht, Obstbau u. Forstkunde.

Redigirt von

v. d. Decken-Ringelheim u **Emil Rodigas**, Gand.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. Berlin 1873.

Quart-Format.

(20 M.) für **4.50 M.**

Kleine naturwissenschaftliche Bibliothek.

Sydow, P., **Die Moose Deutschlands.** (2 M.) für nur 75 Pf.

Sydow, P., **Die Lebermoose Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.** (1,20 M.) fur 80 Pf.

Sydow, P., **Die bisher bekannten europäischen Characeen.** (2 M.) fur 60 Pf

Schlitzberger, S., **Standpunkt und Fortschritt der Wissenschaft der Mykologie.** (2,50 M.) fur 60 Pf.

Braeucker, Th., **292 deutsche, vorzugsweise rheinische Rubus-Arten und Formen.** (1,50 M.) fur 50 Pf.

Braeucker, Th., **Deutschlands wilde Rosen.** 250 Arten und Formen. (1,50 M.) fur 50 Pf.

Morse, Dr., **Anfangsgründe der allgemeinen Zoologie.** (1,20 M.) fur 50 Pf.

Eliza, A., **Anfangsgründe der allgemeinen Botanik.** (1,20 M.) fur 50 Pf.

Alle acht Bande neu statt 12,10 M. **für nur 3 M.**

Auftrage im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

R. D. Blackmore,
Clara Vaughan.
Roman
aus dem Englischen
von
B. Treu.
Autorisirte Ausgabe.
Vier Bände.
Brochirt. Neu (17 M.) **2 M.**
In vier Bänden eleg. geb.
3,50 M.

Bilder für Schule und Haus.
Band II,
in Grossfolio, mit 192 Tafeln Abbildungen u. 48 Seit. Text.
Inhalt:

1. Der Dom zu Köln.
2. Aus Schweizer Bergen.
3. Deutsche Sagen und Märchen.
4. Die deutschen Reichslande.
5. Goethe und Schiller.
6. 7. Der Rhein.
8. 9. Aus dem Königreich Sachsen.
10. Die deutsche Marine.
11. Das Thierleben d. Alpenwelt.
12. Stenographische Bilder.

In Kartoneinband (7 M.) nur **3,50 M.** In engl. Orig.-Einband (8 M.) nur **4,50 M.**
Band I ist gänzlich vergriffen.

Boschen, Bildhauer,
Die Renaissance-Decke
im Schloss zu Jever.
25 Lichtdrucke
in Folio, mit Text von
Friedr. von Alten.
1883.
In Mappe.
(35 M.) für **20 M.**

Boz (Dickens),
Oliver Twist.
In Illustrationen
von
Cruikshank.
Leipzig (Weber).
12°. Broch. (1,50 M.)
35 Pf.

Boz (Dickens),
Barnaby Rudge.
In Illustrationen
von
Cattermole und Brown.
Leipzig.
16°. (3 M.)
35 Pf.

Th. Braeucker,
292 deutsche, vorzugsweise rheinische Rubus-Arten und Formen.
Berlin 1882. (1,50 M.)
50 Pf.

Th. Braeucker,
Deutschlands wilde Rosen.
150 Arten und Formen.
Berlin 1882. (1,50 M.)
50 Pf.

Just. Brinckmann,
Abhandlung
über die
Goldschmiedekunst und die Sculptur
von **Benvenuto Cellini.**
Uebersetzt und verglichen mit den Parallelstellen aus Theophilus' diversarum artium schedula. (1867.)
Leipzig, Seemann.
193 S. gr. 8°. Brochirt (M. 5).
1,50 M.

Bernhard von Cotta,
Geologie der Gegenwart,
dargestellt und beleuchtet.
Fünfte, neueste umgearbeitete Auflage.
Mit 8 Text-Abbildungen und einer Tafel in Farbendruck.
Leipzig (Weber).
Broch. neu (8 M.) für nur **3 M.**
Elegant gebunden für nur **3,75 M.**

Charles Clement,
Michelangelo Leonardo. Raffael.
Deutsch bearbeitet
von **C. Clauss.**
Mit 40 Holzschnitten und 2 lithographischen Tafeln.
338 S. Lex.-8°.
Leipzig (Seemann).
Ladenpreis (9 M.)
broch. **3,50 M.**, eleg. geb.
4.50 M.

Bernhard v. Cotta,
Ungarische und siebenbürgische Bergorte.
Ansichten und Federzeichnungen von
Heinrich von Jossa.
Leipzig.
Hoch-Quart. Elegant brochirt
(2 M.) **60 Pf.**

Bernhard von Cotta,
Geologische Bilder.
Sechste, neueste und verbesserte Aufl.
Mit 228 in den Text gedruckten Abbildungen.
Leipzig (Weber).
Brochirt neu (5 M.) für **1,80 M.**
Elegant gebunden **2,70 M.**

Eduard Devrient,
Das Virtuosenthum.
Leipzig (Weber).
Broch. neu (7,50 M.)
für nur **2 M.**
Elegant gebunden für nur
2,60 M.
(5. Band von dessen Geschichte der deutschen Schauspielkunst!)

E. v. Dinklage,
Emsland-Bilder.
Erzählungen aus dem Emslande.
2. Auflage. Stuttgart.
12°. Leinwandband. 144 Seiten (1 M.) **60 Pf.**
Elegant gebunden mit Goldschnitt (3 M.) **90 Pf.**

W. Doehring, Regierungs-Baumeister,
Handbuch des
Feuerlösch- und Rettungswesen
mit besonderer Berücksichtigung der Brandursachen und der baulichen Verhältnisse, sowie der neuesten Apparate und Erfindungen
Mit Atlas von 103 Tafeln und 981 Seiten Text. Berlin 1882.
Brochirt (20 M.) für nur **6 M.**
Hierzu: **Ergänzungsband:** Das Feuerlöschwesen Berlins.
310 Seiten und 28 Tafeln. Brochirt (10 M.) für **3 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Die biblische Geschichte nach dem Wort der heil. Schrift.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von *Schnorr von Carolsfeld, Diete, Elster, Ritter von Führig* etc.
Leipzig.
Quart. In Orig.-Einbd. (15 M.) **4,50 M.**

Dr. Rob. Dohme,

Kunst und Künstler des XIX. Jahrh.

Biographien und Charakteristiken
unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben.
Mit vielen Abbildungen. 2 Bände
Brochirt (40 M.) für **16 M.**
In 2 eleg. Original-Prachtbdn. (statt 48 M.) für nur **22,50 M.**
Einband in 2 Farben — grün oder roth.

Adolf Duflos,

Chem. Apothekerbuch.

Theorie und Praxis der in pharmaceutischen Laboratorien vorkomm. pharmac. Arbeiten.
6. neueste Bearbeitung. Mit 170 Holzschnitten, Spectraltafel und Portrait. Leipzig 1880. Broch. neu, statt 24 M. für nur **10 M.**, elegant gebunden statt 30 M. für nur **12 M.**

Duflos,

Handbuch der angewandten gerichtl.-chemischen

Analyse der chem. Gifte.

Mit vielen Illustrationen.
Brochirt
(statt 6 M.) nur
2,50 M.

Grosse

Eisenbahn-Hotel-Karte

von

Mittel-Europa.

Schöne grosse Namen der Städte.
2,10 m lang. 1,80 m breit. Statt 20 M. für nur **4,50 M.**

Duflos,

Die Prüfung chem. Gifte,

ihre Erkennung im reinen Zustande und ihre Ermittelung in Gemengen
Mit 40 Holzschnitten.
Brochirt (statt 8 M.) nur
1,25 M.

Rud. Falb,

Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift.

Leipzig. 30 Bogen gr. 8. (Preis in engl. Einband 18 M.) für nur **4 M.**

Inhalts-Uebersicht: **Vorbesprechungen.** Hochlands-indianer und ihre Gottheit. — Eine Unterredung mit dem „Alpenkönig" in Südamerika etc. **Das Hochland von Peru in seinen ältesten Erinnerungen.** Das prähistorische Sonnenthor-Monument von Tiahuanaco am Titicacasee etc. **Stimmen der Schlangen.** Der Wirbelsturm und der Teufel. — **Das heilige Tau als Mitra der Priester.** — Die Kopfbinde der Inca-Könige. **Ein rother Faden verbindet die Völker.** Die Indianer als „Abkömmlinge des Blitzes". — Die Etymologie von „Tiahuanaco". **Der Ausgang der Sprache. Ur-Grammatik. Prähistorische Erinnerungen des klassischen Alterthums.** Die Schlangensymbolik. — Pallas Athene. **Der Ursprung der Schrift.** Die Ur-Zeichen. — Mentareformen der verschiedenen Schriften. **Der Phönix und das Diluvium von Feuer und Wasser.**

Entwickelungs-geschichte der

Farrnkräuter.

Von
Graf Leszczyc-Suminski.
Quart.
Nebst 6 Kupfertafeln.
Geh. (3 M.) nur **1,60 M.**

Louis Figuier,

Der Tag nach dem Tode oder das zukünftige Leben nach den Forschungen der Wissenschaft.

Mit 10 astronomischen Abbildungen. Aus d. Französischen übersetzt von M. Busch. Deutsche autor. Ausgabe. Leipzig 1876. Broch. neu (7,50 M.)
3,50 M.

Dr. Emil Fleischer,

Titrir-Methode

als selbstständige quant. Analyse.
2. vielfach vermehrte, umgearbeitete Auflage. (331 S.)
Leipzig 1876.
(7,50 M.) nur **2 M.**

Ernst Förster,

Geschichte der

neuen deutschen Kunst.

2 Theile. 850 Seiten.
Text mit 16 Stahlstichen.
Leipzig (Weigel).
1863. Brochirt (10 M.) für
2,50 M.

Dr. E. Förster,

Raphael.

Mit einem Bildnisse Raphaels.
2 Bände. 1867—1868.
(Früherer Ladenpreis 17 M.)
für 3 M. broch.
Elegant gebunden **4 M.**

Dr. E. Förster,

Denkmale italienischer Malerei

vom Verfall der Antike bis zum 18. Jahrhundert.
4 Bde. 200 Tafeln in Stahlstich mit Text.
Leipzig.
(**Bd. IV erschien erst 1882.**)
In 4 Folio-Kartonbänden. (Früherer Ldpr. 200 M.) **für 50 M.**

Dr. E. Förster,

Reise durch Belgien nach Paris und Burgund.

Leipzig 1865.
Brochirt (3 M.)
1 M.

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Für Dich!
Lieder
von
Ida v. Düringsfeld.
2. vermehrte Auflage.
Leipzig, Weber.
Eleg. geb. mit Goldschnitt.
(6 M.) **2 M.**

Leopold Gmelin,
Italienisches Skizzenbuch.
Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben.
(Leipzig. Seemann.)
1. Heft: **Die geschnitzten Thüren im Vatikan**, von Leopold Gmelin. (1879.)
2. Heft: **Die Riesentreppe im Dogenpalast von Venedig**, von F. Otto Schulze. (1879.)
3. Heft: **Römische Stuccaturen**, von W. Bubeck. (1879.)
Jedes Heft enthält 8 Tafeln in Folio in Autographie und kostet 2,50 M., zusammen (7,50 M.) für **3 M.**

Gmelin,
Die
St. Michaels-Hofkirche in München.
Statt (12 M.) für nur
5 M.
Aus dem Werke
»Deutsche Renaissance«.

A. Th. von Grimm,
Die Fürstin der 7. Werst.
Roman in vier Büchern.
2. Auflage. 2 Bände.
Leipzig.
Brochirt neu (12 M.) nur **2 M.** In 2 elegante Leinwand-Bände gebunden **3 M.**

A. Th. von Grimm,
Alexandra Feodorowna,
Kaiserin von Russland.
2 Bände. Leipzig.
Gr. 8°. Broch. neu (15 M.) **2 M.**
In 2 elegante Leinwand-Bände gebunden (18 M.) **3 M.**

Hebbel,
Schnock.
Ein
niederländisches Gemälde.
Illustrirt von **Schlick.**
Leipzig.
16°. Eleg. geb. m. Goldschn.
(3 M.) **70 Pf.**

O. Henne am Rhyn,
Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit.
Illustrirt durch 100 grosse Bilder von Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen.
Prachtausgabe: 30 Lieferungen à 1 M.
oder gebunden in prachtvollem Original-Einband
jetzt nur **40 M.**

Herm. Hendess,
Apotheker,
Waaren-Lexikon
für die
Drogen-, Spezereien- und Farbenhandlungen, sowie die chemischen und technischen Präparate für Apotheken.
1881. Gebunden.
Statt 7 M. für **2,50 M.**

Herzog Carl von Württemberg
und
Franziska von Hohenheim.
Biographisch dargestellt
von **E. Vely.**
Mit Portrait Franziskas.
Dritte unveränderte Auflage.
Stuttgart.
8°. Broch. (5 M.) 440 Seiten für **3 M.** Elegant gebunden
(6 M.) **4 M.**

O. Henne am Rhyn,
Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit.
Wohlfeile Ausgabe.
Illustrirt durch 100 grosse Bilder von Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen.
Zweite (wohlf.) Auflage in 15 Lieferungen à 60 Pf. oder gebunden in hocheleg. Original-Prachteinband 12 M.

Heysse's
Fremdwörterbuch,
in
Leinwand-Band gebunden.

Leipzig 1887.

(6 Mark) **3 Mark.**

Dr. Ludwig Hirt,

Gasinhalationskrankheiten. Kranheiten, welche durch Einathmung von Gasen oder Dämpfen begünstigt oder direkt hervorgerufen werden. Breslau 1873. 8. Brochirt **5 M.**

Die gewerblichen Vergiftungen (die infolge der Beschaftigung mit giftigen Stoffen entstandenen Krankheiten) und die von ihnen besonders heimgesuchten Gewerbe- und Fabrikbetriebe. Leipzig 1878. 8. Broch. **8 M.**

Die äusseren (chirurgischen) Krankheiten der Arbeiter. Ebendas. 1875. Broch. **10 M.**

Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen vom hygienischen Standpunkte aus. Breslau 1873. 8. Broch. (1 M.) nur **75 Pf.**

Ueber die Bedeutung und das Studium der öffentlichen Gesundheitspflege. Breslau 1871. 8. Broch. (1 M.) nur **75 Pf.**

Arbeiterschutz. Eine Anweisung für die Erkennung und Verhütung der Krankheiten der Arbeiter. Leipzig 1879. Geb. (3,50 M.) nur **1,50 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Edm. Hoefer,

Von ihr und mir.

Eine Weihnachts-Geschichte.

Stuttgart. 12°. 2. Auflage Leinwandband (1 M.) **60 Pf**

Elegant gebunden mit Goldschnitt (3 M.) **1 M**

Ein allerliebstes Weihnachtsgeschenk.

Edm. Hoefer,

Dunkle Fenster.

Eine Erzählung.

Stuttgart.

12°. Elegant gebunden mit Goldschnitt.

(126 Seiten) (3 M.) **90 Pf.**

J. J. Honegger,

Allgemeine Kulturgeschichte.

(Vorgeschichtliche Zeit.)

Leipzig 1882.

Broch. neu (7,50 M.) für nur

2,25 M.

J. J. Honneger,

Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit.

5 Bde. (40 M.) für **15 M** In 5 eleg. Halbfrzbdn. **20 M.**

1. Bd.: **Die Zeit des ersten Kaiserreiche.** 7,50 M.

2. Bd.: **Die Zeit der Restauration.** 9 M.

3 u. 4. Bd.: **Das Julikönigthum u. d. Bourgeoisie.** 4. Bd. 9 M.

5. Bd.: **Dialektik d. Kulturgangs u. s. Endresultate.** 7,50 M.

Band 2—5 auch in wenigen Exemplaren apart à 2,50 M.

Dieses umfangreiche Werk ist gleichsam die weitere Ausführung des in „Litteratur und Kultur“ in Umrissen behandelten Stoffes. Die Honegger'schen „Grundsteine“ sind das Ergebniss jahrzehntelanger Studien und es bleibt vielleicht ihr höchstes Lob: dass sie beim Leser dennoch den Eindruck glücklicher Inspiration zurücklassen.

Jahrbücher für Kunstwissenschaft,

herausgeg. von **A. von Zahn.**

1868—73.) I.—VI. Jahrgang.

(Seemann in Leipzig.)

Gr. Lex.-Octav. (55,20 M.)

20 M.

Nichts weiter erschienen.

Wilhelm Jensen,

Nymphäa.

Novelle.

2. Auflage.

Stuttgart. 12°.

Eleg. geb. mit Goldschnitt.

128 Seiten (3 M.) für

1 M.

J. J. Honegger,

Russische Litteratur und Kultur!

Ein Beitrag z. Geschichte und Kritik derselben. 1880. Broch. (6 M.) **1,75 M.**

Der weite Blick, der dem Verfasser zu eigen und der sich durch seine vorstehend angezeigten früheren Arbeiten geschärft hatte, ist durch seine Belesenheit in russischer wie deutscher Litteratur zu den interessantesten Resultaten gelangt und legt die Kulturelemente, aus welchen sich die heutige russische Gesellschaft aufbaut, mit der Feinheit des Anatomen bloss, bietet uns aber namentlich eine höchst interessante Darstellung der modernen russischen Litteratur, welche den grösseren Theil des Buches ausmacht. Es sind wirklich neue Gesichtspunkte, die der Verfasser aufstellt, nicht die alten Geleise geht der scharfsinnige originelle Denker, mit dem man sich gern unterhält, auch wo man abweichender Ansicht ist.

Das

biblische Jerusalem,

aus der Vogelschau.

Entworfen und gezeichnet von

Ad. Eltzner.

3. Auflage.

Leipzig. Kartonnirt (1 M.)

40 Pf.

J. H. v. Kirchmann,

Zeitfragen u. Abenteuer.

Leipzig 1881. Broch. (2 M.) nur

75 Pf.

Inhalt: Die moderne Cultur. Sankt Beatenberg. Ueber öffentliches Recht. Sylt im Winter. Natur und Geist. Eine Privataudienz bei Pio Nono. Die Frauen im Alterthum und in der Zukunft. Les grands mulets. Die Sittenlehre des Pessimisten. Die Besteigung des Olymp.

JAHR'S

rationelle Gesundheitslehre

für Jedermann.

Mit einem populären medizinischen Wörterbuche, enthaltend:

Die verschiedenen schädlichen Stoffe, Gifte und Krankheiten etc.

Leipzig 1870.

Leinwandband (5,50 M.) nur **2 M.**

Dr. Herm. Klenke,

Taschenbuch für

Badereisende und Kurgäste.

Leipzig 1875.

Elegant gebunden (7,20 M.) nur

1,50 M.

Illustr. Koch-Notiz-Buch.

Deutschen Frauen und Töchtern empfohlen.

Neunte Auflage.

In hochelegantem Einband nur **5 M**

Der Bazar sagt: Ein vornehmes „Notizbuch“ in der That für Frauenhand, die es mit zierlicher Handschrift zum Nutzen des Haushaltes füllen möge. Bei jedesmaligem Oeffnen des eleganten Bandes wird sich das Auge an den farbenprächtigen Initialen, mit denen die Sinnsprüchlein geschmückt und die ganz in dem Stil der Mönchsmalereien des 13. Jahrhunderts gehalten sind, hoch erfreuen.

Mit 24 farbigen Illustrationen in altdeutschem Geschmack.

Albert Kretschmer,

Deutsche Volkstrachten.

91 Tafeln in Farbendruck

mit erklärendem Text.

In 30 Lieferungen à 3 Tafeln nebst Text zum Subscriptions-Preise von **1 M.**

Complet seit Weihnachten 1889.

In prächtigem Original-Einband (56 M.) für **27 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Fortsetzung auf folgender Seite!

Abtheilung

IX. **Heidelberg,** 30 Tafeln u. Text (7,20 M.) für . . . . . **3,— M.**

X. **Zürich,** 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für. . . . . . **4,— M.**

XIII. **Münden** (Hannover), 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für . . **3,— M.**

XXI. **Landshut,** 60 Tafeln u. Text (14,40 M.) für . . . . . **5,50 M.**

XXII. **Köln,** 100 Tafeln und Text (24 M.) für . . . . . . **10,— M.**

XXIII. **Baden,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für . . . . . **4,— M.**

XXIV. **Hannover,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . . . **3,— M.**

XXV. **Celle,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . **1,50 M.**

XXVI. **Aschaffenburg,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . **2,— M.**

XXVII. **Hämelscheburg,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . **1,50 M.**

XXXII. **Helmstedt,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . **1,50 M.**

XXXVI. **Paris,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . **1,75 M.**

XXXVII. **Stuttgart,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . **1,50 M.**

XXXIX. **Gernsbach,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . **1,50 M.**

XXXX. **Lüneburg,** 30 Tafeln u. Text (7,20 M.) für . . . . . **3,75 M.**

XLI. **Hamburg,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . **2,— M.**

Abtheilung

*XLII. **Trier,** 20 Tafeln und Text (4,80 M.) für . . . . . . **3,— M.**

XLIV. **Colmar,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für . . . . . . **4,20 M.**

*XLV. **Coblenz** u. **Moselthal,** 50 Tafeln und Text (12 M.) für . **4,50 M.**

XLVI. **Magdeburg** und **Halberstadt,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für **2,20 M.**

XLVII. **Plassenburg,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . **1,50 M.**

XLVIII. **Erfurt** und **Heldburg,** 20 Tafeln und Text (4,80 M.) für **1,80 M.**

XLIX. **Schloss Gotteau,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . **1,50 M.**

*L. **Mittelrhein,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . . . . **1,80 M.**

*LII. **Goslar,** 10 Tafeln und Text (4,80 M.) für . . . . . . **2,— M.**

LIII. **Breslau,** 70 Tafeln und Text (16,80 M.) für . . . . . **7,50 M.**

*LIV. **Franken,** 50 Tafeln und Text (12 M.) für . . . . . . **4,50 M.**

LV. **Bern,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . . **1,50 M.**

LVI. **Schloss Leitzkau,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . **1,50 M.**

LVII. **Frankfurt** und **Umgegend,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für **4,— M.**

*LXII. **Werrathal, Lahnthal** u. **Westfalen,** 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für . . . . . . **3,50 M.**

Aus Abtheilung 59 (**Mecklenburg**):
Doberan, 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für **1,50 M.**
Bützow, 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für **1,50 M.**

Die mit einem * bezeichneten Abtheilungen sind auch in Folio-Format (Reiseaufnahmen) vorräthig und kosten das Doppelte der oben aufgeführten Preise.

Separat-Ausgaben gebunden.

Abtheilung	„Köln",	100	Tafeln u. Text cart. (28 M.) für	13 M.
„	„Schlesien",	70	„ „ „ „ (20 M.) für	10 M.
„	„Steiermark", „Böhmen",	130	„ „ „ „ (35 M.) für	13 M.
„	„Mecklenburg",	240	„ „ „ in Calico geb. (60 M.) für	32 M.

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

P. Sydow,
Die Lebermoose
Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
Berlin 1882.
(1,20 M.) für **60 Pf.**

August Töpfer,
Möbel für die bürgerliche Wohnung.
Eine Sammlung von ausgeführten Entwürfen nebst Detail-Zeichnungen in Naturgrösse.
Leipzig 1884. (Seemann.)
In 2 Mappen. (20 M.) **6 M.**

P. Sydow,
Die bisher bekannten
europäisch. Characeen.
Berlin 1882.
(2 M.) für nur **60 Pf.**

Ad. Trube,
Kleine
leichte Uebungsstücke
für
angehende Klavierspieler.
2 Hefte à 1 M., zusammen nur **1,25 M.**

E. Vely,
Assunta.
Novelle.
Stuttgart. 12°.
Elegant gebunden mit Goldschnitt (3 M.) (109 S.)
1 M.

E. Vely,
Leyer und Palette.
Geschichten aus dem
Dichter- und Künstlerleben.
Stuttgart. 12° 2 Auflage.
Elegant gebunden mit Goldschnitt. (222 Seiten.)
(4 M.) (Hübscher Band!)
1,50 M.

E. Vely,
Gratiana.
Eine Harzgeschichte.
Stuttgart. 12°.
Eleg. gebunden mit Goldschnitt (3 M.)
1 M.

E. Vely,
Sonnenstrahlen.
Ein Märchen.
Stuttgart. 12°.
Elegant gebunden (4,50 M.)
1,50 M.

E. Vely,
Meereswellen.
Venetianisches Märchen.
2. Auflage. Stuttgart.
12°. Elegant gebunden mit Goldschnitt (3 M.)
(154 Seiten.) **1,10 M.**

E. Vely,
Beim Schnee.
Lustspiel in einem Akt.
Stuttgart.
Brochirt statt (1 M.) für nur **40 Pf.**

Weber,
Die
Mission der Hausfrau.
Herzberg und Leipzig.
8°. Brochirt (1,50 M.)
(120 Seiten.) **1 M.**
Elegant gebunden **1,50 M.**

Dr. H. von Ritgen,
Der Führer auf der Wartburg.
Ein Wegweiser für Fremde und ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit.
Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen.
Dritte, neueste vermehrte und verbesserte Auflage.
Leipzig (Weber).
Brochirt neu (3 M.) **1 M.**

Weihnachts-Album für die Jugend.
Bilder für Schule und Haus
aus dem
Gebiete der Länder- und Völkerkunde
mit erläuterndem Text.
Folio (Format der Illustrirten Zeitung).
1 M.

Arnold Wellmer,
Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode,
Oberin von Bethanien.
Ein Lebensbild aus unseren Tagen.
Zweite vermehrte Auflage.
Bielefeld 1870.
12°. Cartonband mit Goldschn.
(2,25 M.) **1,20 M.**

Fr. Werder,
Italienisches Arienbuch.
Sammlung von 200 Opern- und Konzert-Arien der berühmtesten deutschen und italienischen Komponisten älterer und neuerer Zeit.
Mit Wörterbuch der poetischen Ausdrücke und Abkürzungen.
Leipzig. 12°. Broch. (2,40 M.)
60 Pf.

Wollheim da Fonseca,
Neue Indiscretionen.
Erinnerungen aus der geheimen Diplomatie der letzten 30 Jahre.
Zwei Theile.
Berlin 1864.
8°. Brochirt (16 M.) **3 M.**

Eliza A. Youmans,
Anfangsgründe
der
allgemeinen Botanik.
Zweite Auflage.
Berlin 1882.
(1,20 M.) **50 Pf.**

Carl von Lützow,
Zeitschrift für bildende Kunst,
mit dem Beiblatt: „Kunstchronik".
Mit Illustrationen in Stich, Radirung, Holzschnitt, Licht- und Farbendruck.
Jahrgang 1874 1875 1876 1877 1878. 1879 1881. 1884 (Von Oktober zu Oktober laufend.)
Hoch-Quart.
Einzelne Bände, soweit vorhanden (Ladenpreis 25 M.) für à **7,50 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

NACHTRAG.

Giovanni Boccaccio,

Troilus und Kressida.

(Il Filostrato.)

Epische Dichtung,
zum ersten Male deutsch von Freiherrn von B. M.
Berlin 1884.
Elegant gebunden (5 M.) für 1,80 M.

Capuana,

Italienische Märchen.

„Es war einmal."

Aus dem Italienischen übertragen in's Deutsche.
Mit vielen Illustrationen von Montalli.
Berlin.
Eleg. geb. (5 M.) für nur 1 M.
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

Kunsthistorische

Bilderbogen

mit englischem Text.

246 Tafeln Folio.
Zwei Bände. (Leipzig, Seemann.)
(37,50 M.) für 15 M.
Geb. 20 M.

Robert Dohme,

Das Königliche Schloss in Berlin.

Eine baugeschichtliche Studie.

(Zugleich Text zu dem von dem Verfasser herausgegebenen Bilderwerke in Lichtdruck.)
Mit Holzschnitten.
Leipzig, Seemann. (1876.) 4.
(8 M.) brochirt 3,80 M. Elegant gebunden 6 M.

Adolf Görling,

Geschichte der Malerei

in ihren Hauptepochen dargestellt.

Mit 192 Holzschnitten.
Leipzig, Seemann. (1867.) Zwei Bände. 787 S. gr. 8°.
Brochirt (9 M.), geb. (10,50 M.) für 4.50 M.
Elegent gebunden 6 M.

Bernhard Ohrenberg,

Bunte Seifenblasen.

Neue Märchen und Dichtungen.

Mit Illustrationen
von Theodor Flinzer und Rappard.
Berlin. 4. Hübscher Cartonband (4 M.) für nur 1 M.
Mit 9 feinen reizenden Bildertafeln.
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

A. W. Becker,

Charakterbilder

aus der Kunstgeschichte,

Zur Einführung in das Studium derselben.

Dritte Auflage,
völlig umgearbeitet von C. Clauss.

Drei Abtheilungen.
(1869.) Leipzig, E. A. Seemann. Mit 355 Holzschnitten.
424 S. gr. 8°.
Brochirt (7,20 M.) für 3 M.
Gebunden für 4 M.

D. Duncker,

Buntes Jahr.

Kinder-Kalender für 1890.

Mit 12 Monatsbildern
und vielen Textillustrationen.
Berlin. Lex.-Octav. Hübscher Cartonband (2 M.)
für nur 50 Pf.
Reicher, vielseitiger, gewählter Inhalt.

Dasselbe. Jahrg. 1887, 1888, 1889.

Ebenso à 50 Pf.
(In nur noch geringer Anzahl vorhanden.)
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Ein prächtiges reich illustr. Reisewerk!

Dr. E. Amthor,

Der Alpenfreund.

Blätter zur Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt in populären und unterhaltenden Schilderungen aus dem Gesammtgebiete der Alpenwelt und mit praktischen Winken zur genussreichen Bereisung derselben.

11 Bände à 24 Bogen Lexikon-Oktav mit im Ganzen 105 Kunstbeilagen, brochirt, neu. Ladenpreis 57 M. Orts- und Sachregister 1 M. Brochirt für **16 M.**

In 6 eleg. grünen Einbänden (67 M.) 22,50 M.

Einzelne Bände, soweit vorhanden, à **2 M.**

Richard Andree,

Geograph. Handbuch zum Hand-Atlas.

Mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse etc. etc.

Leipzig. Lex.-8°. Eleg. Halbfrzbd. (12,50 M.) neu **6 M.**

Textband zu Andree's Hand-Atlas 1. und 2. Auflage.

Verkauft wurden von mir in 3 Jahren über 3000 Exemplare.

Andree u. Peschel,

Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.

25 Karten mit Text.

Bielefeld u. Leipzig.

Folio. Orig.-Kartonband

(30 M.) neu **9 M.**

Richard Andree,

Zur

Volkskunde der Juden.

Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden über Mitteleuropa.

Bielefeld u. Leipzig 1881.

Broch. Neu.

(5 M.) **1,75 M.**

Dr. R. Andree,

Tschechische Gänge.

Böhmische Wanderungen und Studien.

Mit einer Sprachenkarte Böhmens.

Bielefeld u. Leipzig 1872.

Octav. Brochirt. Neu.

(4 M.) **1 M.**

Anthropologie.

Die Wissenschaft vom Menschen

in ihrer geschichtlichen Entwickelung etc.

von

Prof. Dr. **Carl Schmidt,**

herzogl. sächs. Schulrath

2. gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologie in Briefen". 2 Theile. 970 Seit. Text. Oktav. Dresden

(13,50 M.) für nur **2 M.**

Eleg. geb. Exempl. **3 M.**

Anthropologische Briefe.

Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten

von

Prof. Dr. **Carl Schmidt.**

530 Seiten Text und 55 lithographisch. Abbildungen. Dessau. Octav. Broch.

(3 M.) für nur **1.50 M.**

Barth und Niederley,

Die Schul-Werkstatt.

Ein Leitfaden zur Einführung der technischen Arbeiten in der Schule.

Mit 103 erläuternden Abbildungen im Text.

Bielefeld und Leipzig 1882.

Octav. Brochirt (4,50 M.) für nur **1,50 M.**

Otto Baisch,

Johann Christian Reinhart

und seine Kreise.

Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt.

Leipzig 1882 E. A. Seemann

Brochirt

(5 M.) für nur **1,50 M.**

Oskar Berggruen,

Festspiel in Bayreuth,

mit Kupferstichen u. Illustrationen.

(Separatdruck aus der „Zeitschrift für bildende Kunst".)

Leipzig, Seemann.

Brochirt.

(2 M.) für **60 Pf.**

Kunsthistorische Bilderbogen

mit englischem Text.

246 Tafeln. Folio. Zwei Bände.

(Leipzig, Simon.)

(37,50 Mark) für **15 Mark.**

Illustrirte Berichte

über

Gartenbau, Blumen- u. Gemüsezucht, Obstbau u. Forstkunde.

Redigirt von

v. d. Decken-Riegelheim u. **Emil Rodigas**, Gand.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. Berlin 1872.

Quart-Format.

(20 M.) für **4.50 M.**

Kleine naturwissenschaftliche Bibliothek.

Sydow, P., **Die Moose Deutschlands.** (2 M.) für nur 75 Pf.

Sydow, P., **Die Lebermoose Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.** (1,20 M.) für 60 Pf.

Sydow, P., **Die bisher bekannten europäischen Characeen.** (2 M.) für 60 Pf.

Schlitzberger, S., **Standpunkt und Fortschritt der Wissenschaft der Mykologie.** (1,50 M.) für 60 Pf.

Braeucker, Th., **292 deutsche, vorzugsweise rheinische Rubus-Arten und Formen.** (1,50 M.) für 50 Pf.

Braeucker, Th., **Deutschlands wilde Rosen.** 150 Arten und Formen. (1,50 M.) für 50 Pf.

Morse, Dr., **Anfangsgründe der allgemeinen Zoologie.** (1,20 M.) für 50 Pf.

Eliza, A., **Anfangsgründe der allgemeinen Botanik.** (1,20 M.) für 50 Pf.

Alle acht Bände neu statt 12,10 M. **für nur 3 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Die biblische Geschichte
nach dem Wort der heil. Schrift.
Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von *Schnorr von Carolsfeld, Dietz, Elster, Ritter von Führig* etc.
Leipzig.
Quart. In Orig.-Einbd. (15 M.)
4,50 M.

Dr. Rob. Dohme,
Kunst und Künstler des XIX. Jahrh.
Biographien und Charakteristiken
unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben.
Mit vielen Abbildungen. 2 Bände.
Brochirt (40 M.) für **16 M.**
In 2 eleg. Original-Prachtbdn. (statt 48 M.) für nur **22.50 M.**
Einband in 2 Farben — grün oder roth.

Adolf Duflos,
Chem. Apothekerbuch.
Theorie und Praxis der in pharmaceutischen Laboratorien vorkomm. pharmac. Arbeiten.
6. neueste Bearbeitung. Mit 170 Holzschnitten, Spectraltafel und Portrait. Leipzig 1880. Broch. neu, statt 24 M. für nur **10 M.**, elegant gebunden statt 26 M. für nur **12 M.**

Duflos,
Handbuch der angewandten gerichtl.-chemischen
Analyse der chem. Gifte.
Mit vielen Illustrationen.
Brochirt
(statt 8 M.) nur
2,50 M.

Grosse
Eisenbahn-Hotel-Karte
von
Mittel-Europa.
Schöne grosse Namen der Städte.
2,10 m lang. 1,80 m breit. Statt 20 M. für nur **4,50 M.**

Duflos,
Die Prüfung chem. Gifte,
ihre Erkennung im reinen Zustande und ihre Ermittelung in Gemengen
Mit 40 Holzschnitten.
Brochirt (statt 6 M.) nur
1,25 M.

Rud. Falb,
Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift.
Leipzig. 30 Bogen gr. 8. (Preis in engl. Einband 18 M.) für nur **4 M.**

Inhalts-Uebersicht: **Vorbesprechungen.** Hochlands-Indianer und ihre Gottheit. — Eine Unterredung mit dem „Alpenkönig" in Südamerika etc. **Das Hochland von Peru in seinen ältesten Erinnerungen.** Das prähistorische Sonnenthor-Monument von Tiabuanaco am Titicacasee etc. **Stimmen der Schlangen.** Der Wirbelsturm und der Teufel. — Das heilige Ten als Mitra der Priester. — Die Kopfbinde der Inca-Könige. **Ein rother Faden verbindet die Völker.** Die Indianer als „Abkömmlinge des Blitzes". — Die Etymologie von „Tiahuanaco". **Der Ausgang der Sprache. Ur-Grammatik. Prähistorische Erinnerungen des klassischen Alterthums.** Die Schlangensymbolik. — Pallas Athene. **Der Ursprung der Schrift.** Die Ur-Zeichen. — Manteraformen der verschiedenen Schriften. **Der Phönix und das Diluvium von Feuer und Wasser.**

Entwickelungs-geschichte
der
Farrnkräuter.
Von
Graf Leszczyc-Suminski.
Quart.
Nebst 6 Kupfertafeln.
Geb. (3 M.) nur **1,50 M.**

Louis Figuier,
Der Tag nach dem Tode oder das zukünftige Leben nach den Forschungen der Wissenschaft.
Mit 10 astronomischen Abbildungen. Aus d. Französischen übersetzt von M Buech. Deutsche autor. Ausgabe. Leipzig 1878. Broch. neu (7,50 M.)
3,50 M.

Dr. Emil Fleischer,
Titrir-Methode
als selbstständige quant. Analyse.
2. vielfach vermehrte, umgearbeitete Auflage. (361 S.)
Leipzig 1876.
(7,50 M.) nur **2 M.**

Ernst Förster,
Geschichte
der
neuen deutschen Kunst.
2 Theile. 830 Seiten.
Text mit 16 Stahlstichen.
Leipzig (Weigel).
1863. Brochirt (10 M.) für
2,50 M.

Dr. E. Förster,
Raphael.
Mit einem Bildnisse Raphaels.
2 Bände. 1867—1868.
(Früherer Ladenpreis 12 M.)
für 3 M. broch.
Elegant gebunden **4 M.**

Dr. E. Förster,
Denkmale italienischer Malerei
vom Verfall der Antike bis zum 18. Jahrhundert.
4 Bde. 200 Tafeln in Stahlstich mit Text.
Leipzig.
(Bd. IV erschien erst 1882.)
In 4 Folio-Kartonbänden. (Früherer Ldpr. 200 M.) **für 60 M.**

Dr. E. Förster,
Reise durch Belgien nach Paris und Burgund.
Leipzig 1865.
Brochirt (3 M.)
1 M.

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Für Dich!
Lieder
von
Ida v. Düringsfeld.
2. vermehrte Auflage.
Leipzig, Weber.
Eleg. geb. mit Goldschnitt.
(6 M.) **2 M.**

Leopold Gmelin,
Italienisches Skizzenbuch.
Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben.
(Leipzig. Seemann.)
1. Heft: **Die geschnitzten Thüren im Vatikan**, von Leopold Gmelin. (1879.)
2. Heft: **Die Riesentreppe im Dogenpalast von Venedig**, von F. Otto Schulze. (1879.)
3. Heft: **Römische Stuccaturen**, von W. Bubeck. (1879.)
Jedes Heft enthält 8 Tafeln in Folio in Autographie und kostet 2,50 M., zusammen (7,50 M.) für **3 M.**

Gmelin,
Die
St. Michaels-Hofkirche in München.
Statt (12 M.) für nur **5 M.**
Aus dem Werke
»Deutsche Renaissance«.

A. Th. von Grimm,
Die Fürstin der 7. Werst.
Roman in vier Büchern.
2. Auflage. 2 Bände.
Leipzig.
Brochirt neu (12 M.) nur **2 M.** In 2 elegante Leinwand-Bände gebunden **3 M.**

A. Th. von Grimm,
Alexandra Feodorowna,
Kaiserin von Russland.
2 Bände. Leipzig.
Gr. 8°. Broch. neu (15 M.) **2 M.**
In 2 elegante Leinwand-Bände gebunden (18 M.) **3 M.**

Hebbel,
Schnock.
Ein
niederländisches Gemälde.
Illustrirt von Schlick.
Leipzig.
16°. Eleg. geb. m. Goldschn.
(3 M.) **70 Pf.**

O. Henne am Rhyn,
Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit.
Illustrirt durch 100 grosse Bilder von
Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen.
Prachtausgabe: 30 Lieferungen à 1 M.
oder gebunden in prachtvollem Original-Einband
jetzt nur **40 M.**

Herm. Hendess,
Apotheker,
Waaren-Lexikon
für die
Drogen-, Spezereien- und Farbenhandlungen, sowie die chemischen und technischen Präparate für Apotheken.
1881. Gebunden.
Statt 7 M. für **2,50 M.**

Herzog Carl von Württemberg
und
Franziska von Hohenheim.
Biographisch dargestellt
von E. Vely.
Mit Portrait Franziskas.
Dritte unveränderte Auflage.
Stuttgart.
8°. Broch. (6 M.) 440 Seiten für 3 M. Elegant gebunden
(6 M.) **4 M.**

O. Henne am Rhyn,
Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit.
Wohlfeile Ausgabe.
Illustrirt durch 100 grosse Bilder von
Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen.
Zweite (wohlf.) Auflage in 15 Lieferungen à 60 Pf. oder gebunden in hocheleg. Original-Prachteinband 12 M.

Heyse's
Fremdwörterbuch,
in
Leinwand-Band gebunden.
Leipzig 1887.
(6 Mark) **3 Mark.**

Dr. Ludwig Hirt,

Gasinhalationskrankheiten. Krankheiten, welche durch Einathmung von Gasen oder Dämpfen begünstigt oder direkt hervorgerufen werden. Breslau 1873. 8. Brochirt **5 M.**

Die gewerblichen Vergiftungen (die infolge der Beschäftigung mit giftigen Stoffen entstandenen Krankheiten) und die von ihnen besonders heimgesuchten Gewerbe- und Fabrikbetriebe. Leipzig 1878. 8. Broch. **8 M.**

Die äusseren (chirurgischen) Krankheiten der Arbeiter. Ebendas. 1875. Broch. **10 M.**

Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen vom hygienischen Standpunkte aus. Breslau 1873. 8. Broch. (1 M.) nur **75 Pf.**

Ueber die Bedeutung und das Studium der öffentlichen Gesundheitspflege. Breslau 1871. 8. Broch. (1 M.) nur **75 Pf.**

Arbeiterschutz. Eine Anweisung für die Erkennung und Verhütung der Krankheiten der Arbeiter. Leipzig 1879. Geb. (3,50 M.) nur **1,50 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Edm. Hoefer,

Von ihr und mir.

Eine Weihnachts-Geschichte.

Stuttgart. 12°. 2. Auflage Leinwandband (1 M.) **60 Pf.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt (3 M.) **1 M.**

Ein allerliebstes Weihnachtsgeschenk.

Edm. Hoefer,

Dunkle Fenster.

Eine Erzählung.

Stuttgart

12°. Elegant gebunden mit Goldschnitt.

(126 Seiten) (3 M.) **90 Pf.**

J. J. Honegger,

Allgemeine Kulturgeschichte.

(Vorgeschichtliche Zeit.)

Leipzig 1882.

Broch. neu (7,50 M.) für nur **2,25 M.**

J. J. Honneger,

Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit.

5 Bde (42 M.) für 15 M. In 5 eleg. Halbfrzbdn. **20 M.**

1. Bd.: **Die Zeit des ersten Kaiserreichs.** 7,50 M.

2. Bd.: **Die Zeit der Restauration.** 9 M.

3. u. 4. Bd.: **Das Julikönigthum u. d. Bourgeoisie.** 4. Bd. 9 M.

5. Bd.: **Dialektik d. Kulturgangs u. s. Endresultate.** 7,50 M.

Band 2—5 auch in wenigen Exemplaren apart à 2,50 M.

Dieses umfangreiche Werk ist gleichsam die weitere Ausführung des in „Litteratur und Kultur“ in Umrissen behandelten Stoffes. Die Honegger'schen „Grundsteine“ sind das Ergebniss jahrzehntelanger Studien und es bleibt vielleicht ihr höchstes Lob: dass sie beim Leser dennoch den Eindruck glücklicher Inspiration zurücklassen.

Jahrbücher für

Kunstwissenschaft,

herausgeg. von **A. von Zahn.**

1868—73.) I.—VI. Jahrgang

(Seemann in Leipzig.)

Gr. Lex.-Octav. (55,20 M.)

20 M.

Nichts weiter erschienen.

Wilhelm Jensen,

Nymphäa.

Novelle.

2. Auflage.

Stuttgart. 12°.

Eleg. geb. mit Goldschnitt.

126 Seiten (3 M.) für

1 M.

J. J. Honegger,

Russische Litteratur und Kultur!

Ein Beitrag z. Geschichte und Kritik derselben. 1880. Broch. (6 M.) **1,75 M.**

Der weite Blick, der dem Verfasser so eigen und der sich durch seine vorstehend angezeigten früheren Arbeiten geschärft hatte, ist durch seine Belesenheit in russischer wie deutscher Litteratur zu den interessantesten Resultaten gelangt und legt die Kulturelemente, aus welchen sich die heutige russische Gesellschaft aufbaut, mit der Feinheit des Anstonnen bloss, bietet uns aber namentlich eine höchst interessante Darstellung der modernen russischen Litteratur, welche den grösseren Theil des Buches ausmacht. Es sind wirklich neue Gesichtspunkte, die der Verfasser aufstellt, nicht die alten Geleise geht der scharfsinnige originelle Denker, mit dem man sich gern unterhält, auch wo man abweichender Ansicht ist.

Das

biblische Jerusalem,

aus der Vogelschau.

Entworfen und gezeichnet von

Ad. Eltzner.

3. Auflage.

Leipzig. Kartonnirt (1 M.)

40 Pf.

J. H. v. Kirchmann,

Zeitfragen u. Abenteuer.

Leipzig 1881. Broch. (2 M.) nur

75 Pf.

Inhalt: Die moderne Kultur. Sankt Beatenberg. Ueber öffentliches Recht. Sylt im Winter. Natur und Geist. Eine Privataudienz bei Pio Nono. Die Frauen im Alterthum und in der Zukunft. Les grands molets. Die Sittenlehre der Pessimisten. Die Besteigung des Olymp.

JAHR'S

rationelle Gesundheitslehre

für Jedermann.

Mit einem populären medizinischen Wörterbuche, enthaltend:

Die verschiedenen schädlichen Stoffe, Gifte und Krankheiten etc.

Leipzig 1870.

Leinwandband (5,50 M.) nur **2 M.**

Dr. Herm. Klenke,

Taschenbuch für

Badereisende und Kurgäste.

Leipzig 1875.

Elegant gebunden (7,20 M.) nur

1,50 M.

Illustr. Koch-Notiz-Buch.

Deutschen Frauen und Töchtern empfohlen.

Neunte Auflage.

In hocheleganten Einband nur **6 M.**

Der Bazar sagt: Ein vornehmes „Notizbuch“ in der That für Frauenhand, die es mit zierlicher Handschrift zum Nutzen des Haushaltes füllen möge. Bei jedesmaligem Oeffnen des eleganten Bandes wird sich das Auge an den farbenprächtigen Initialen, mit denen die Sinnsprüchlein geschmückt und die ganz in dem Stil der Mönchsmalereien des 12. Jahrhunderts gehalten sind, hoch erfreuen.

Mit 24 farbigen Illustrationen in altdeutschem Geschmack.

Albert Kretschmer,

Deutsche Volkstrachten.

91 Tafeln in Farbendruck

mit erklärendem Text.

In 30 Lieferungen à 3 Tafeln nebst Text zum Subscriptions-Preise von **1 M.**

Complet seit Weihnachten 1889.

In prachtigem Original-Einband (36 M.) für **27 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Preisermässigung von Fr. Eugen Köhler's Buchhandlung in Gera-Untermhaus (Reuss j. L.).

Lützow,

Hans Makart.

Mit Illustrationen und einer Radirung.

Aus der „Zeitschrift für bildende Kunst".

1886. (9 M.) für **75 Pf.**

Das königl. Lustschloss zu Schleissheim.

Mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs Ludwig II. herausgegeben von

C. F. Seidel,

Architekt und königl. Oberingenieur in München.

12 Tafeln in Folio in Kupferstich von **Ed. Obermeyer.** Mit einem historischen Text von Dr. **J. Meyerhofer.**

Ausgabe I auf chinesischem Papier (65 M.) **32 M.**
„ II auf weissem Papier (45 M.) **24 M.**

Flor. Marryat,

Sesam, öffne Dich!

Roman aus dem Englischen von **Jenny Hirsch.**

Autor. Ausg. 4 Bde. Stuttgart.

Broch. neu (14 M.) **2 M.**

In 4 elegante Leinwand-Bände geb. **3 M.**

Brasilianische

Menschenjagd

in Deutschland.

Besonderer Abdruck aus der Illustrirten Zeitung.

Leipzig 1888.

(50 Pf.) für **20 Pf**

Wolfgang Menzel's

Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von dem Sohne **Konrad Menzel.**

3 Bücher in 1 Band. Mit Portrait des Verfassers.

Bielefeld und Leipzig 1877.

Broch. neu (7 M.) **2 M.** Eleg. geb. **2,70 M.**

Ein hochinteressanter Band, welcher sicher die zahllosen Verehrer und Besitzer der Geschichtswerke M.'s zu Käufern hat.

Dr. Morse,

Anfangsgründe der

allgemeinen Zoologie.

Berlin 1881.

Statt 1,20 M. jetzt für **50 Pf.**

John Milton,

Das verlorene Paradies.

50 grosse Illustrationen von **Gustav Doré.**

Deutsch von *Ad. Böttger.*

10 Lieferungen à **2,40 M.** oder hocheleg. in Prachteinband jetzt nur **32 M.**

Diese class. engl. Dichtung, in bester deutscher Uebersetzung, von dem genialen Doré illustrirt, charakterisirt den Werth der Ausgabe.

Dr. Nachtigal,

Sahara und Sudan.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Mit 46 Holzschnitten und über 800 Seiten Text.

Berlin 1881. (Weidmann-P.) (20 M.) Broch. neu nur **7,50 M.**

Inhalt: Reise nach Kanem und Borku. Neuer Reiseplan nach Aulad und Soliman. Das Tsade-Becken. Reise nach Bagirmi. Band I ist vergriffen.

Payen's Handbuch der

technischen Chemie.

Nach A. Payen's Chemie industrielle frei bearbeitet von **F. Stohmann** und **C. Engler.** Band I Anorganische Chemie, Band II Organische Chemie. Mit vielen Holzschnitten und Kupfertafeln. Stuttgart 1872. 2 starke Halbfranzbände, neu (31 M.) **10 M.**

Dr. Franz Reber,

Die Ruinen Roms.

Mit 37 Tafeln in Farbendruck, 7 Plänen und 1 Stadtplane, sowie 72 Holzschnitten im Texte.

Leipzig.

Original-Einband (80 M.) für **30 M.**

Dr. C. Ramshorn,

Weihnachtsbilder.

Leipzig. 16°.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt (3 M.)

1 M.

Dr. Franz Reber,

Album der Ruinen Roms.

In 42 Ansichten und Plänen etc.

In feiner Mappe 30 M., für **10 M.**

Dieses prächtige Album in hocheleganter, reicher Mappe wird den zahllosen Bewunderern der hochinteressanten Ruinen Roms eine sehr gefällige Weihnachts-Offerte sein.

Dr. Franz Reber,

Das alte Rom.

Malerische Bilder der hervorragendsten Ruinen nebst 2 reconstr. Ansichten.

20 Blätter in Farbendruck mit begl. Text.

Quer-Quart. Elegant gebunden (10 M.) für **4,50 M.**

Rasch,

Tiroler Reisebuch.

Touristen-Lust und Leid in Tirol.

Stuttgart.

Brochirt (6 M.) **1 M.**

Elegant gebunden **1,60 M.**

Dr. Franz Reber,

Geschichte der Baukunst im Alterthume.

Nach den Ergebnissen der neueren wissensch. Expeditionen.

Mit 274 Holzschnitten. Leipzig. 473 Seiten Text.

(Früherer Lpr. 15 M.) für **2,50 M.** Elegant geb. **3,25 M.**

In dem vorliegenden Buche behandelt der Verfasser, der sich bereits durch sein grosses Quellenwerk „Die Ruinen Roms" einen Namen erworben hat, in der ersten Abtheilung die Baukunst des Orients, in der zweiten die des Occidents. Die benutzten Quellen sind bei Beginn jedes Abschnittes und im laufenden Text angeführt.

Gottlob Regis,

Das Swift-Büchlein

oder

Auswahl aus Dr. Jonathan Swift's und seiner nächsten Freunde Aeusserungen.

Vademecum.

Berlin. Brochirt (500 Seiten Text) statt (6 M.) für nur **1 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Deutsche Renaissance.

Eine Sammlung von Gegenständen

der

Architektur, Dekoration und Kunstgewerbe

in Original-Aufnahmen

unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben

von

A. Ortwein,

fortgesetzt von A. Scheffers.

Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Grosse Ausgabe in 9 Foliobänden.

Ladenpreis brochirt (600 M.) **ermässigter Preis 350 Mark.**
Ladenpreis in Original-Einband (709 M.) **ermässigter Preis 400 Mark.**

Folgende Bände sind in einigen Exemplaren vorräthig und werden bis auf Weiteres zu den dabei bemerkten Preisen abgegeben.

Band			
Band	I broch.	(Ladenpreis 72 Mark)	**für 40 Mark.**
»	II »	» 72 »	» **32** »
»	III »	» 72 »	» **32** »
»	IV »	» 72 »	» **32** »
»	V »	» 72 »	» **40** »
»	VIII »	» 48 »	» **32** »

Gebunden in Original-Einband (grün oder roth) kostet der Band 8 Mark mehr.

Separat-Ausgaben in Abtheilungen.

Hiervon kann ich nur noch die nebenan aufgeführten abgeben und auch diese dürften bald vergriffen sein, da dieselben öfter in den Gesammtvorräthen von den, ihren Ort betreffenden Handlungen übernommen werden.

Fortsetzung auf folgender Seite!

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Abtheilung

IX. **Heidelberg,** 30 Tafeln u. Text (7,20 M.) für . . . . . 3,— M.

X. **Zürich,** 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für . . . . . . 4,— M.

XIII. **Münden** (Hannover), 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für . . 3,— M.

XXI. **Landshut,** 60 Tafeln u. Text (14,40 M.) für . . . . . 5,50 M.

XXII. **Köln,** 100 Tafeln und Text (24 M.) für . . . . . . 10,— M.

XXIII. **Baden,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für . . . . . 4,— M.

XXIV. **Hannover,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . . . 3,— M.

XXV. **Celle,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . 1,50 M.

XXVI. **Aschaffenburg,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . 2,— M.

XXVII. **Hämelscheburg,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . 1,50 M.

XXXII. **Helmstedt,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . 1,50 M.

XXXVI. **Paris,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . 1,75 M.

XXXVII. **Stuttgart,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . 1,50 M.

XXXIX. **Gernsbach,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . 1,50 M.

XXXX. **Lüneburg,** 30 Tafeln u. Text (7,20 M.) für . . . . . 3,75 M.

XLI. **Hamburg,** 10 Tafeln u. Text (2,40 M.) für . . . . . 2,— M.

Abtheilung

*XLII. **Trier,** 20 Tafeln und Text (4,80 M.) für . . . . . . 3,— M.

XLIV. **Colmar,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für . . . . . . 4,20 M.

*XLV. **Coblenz** u. **Moselthal,** 50 Tafeln und Text (12 M.) für . 4,50 M.

XLVI. **Magdeburg** und **Halberstadt,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für 2,20 M.

XLVII. **Plassenburg,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . 1,50 M.

XLVIII. **Erfurt** und **Heldburg,** 20 Tafeln und Text (4,80 M.) für 1,80 M.

XLIX. **Schloss Gottesau,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . 1,50 M.

*L. **Mittelrhein,** 20 Tafeln u. Text (4,80 M.) für . . . . . . 1,80 M.

*LII. **Goslar,** 10 Tafeln und Text (4,80 M.) für . . . . . . 2,— M.

LIII. **Breslau,** 70 Tafeln und Text (16,80 M.) für . . . . . 7,50 M.

*LIV. **Franken,** 50 Tafeln und Text (12 M.) für . . . . . . 4,50 M.

LV. **Bern,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . . . . . 1,50 M.

LVI. **Schloss Leitzkau,** 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für . . 1,50 M.

LVII. **Frankfurt** und **Umgegend,** 40 Tafeln und Text (9,60 M.) für 4,— M.

*LXII. **Werrathal, Lahnthal** u. **Westfalen,** 30 Tafeln und Text (7,20 M.) für . . . . . . 3,50 M.

Aus Abtheilung 59 (**Mecklenburg**):
Doberan, 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für 1,50 M.
Bützow, 10 Tafeln und Text (2,40 M.) für 1,50 M.

Die mit einem * bezeichneten Abtheilungen sind auch in Folio-Format (Reiseaufnahmen) vorräthig und kosten das Doppelte der oben aufgeführten Preise.

Separat-Ausgaben gebunden.

Abtheilung	„Köln",	100	Tafeln u. Text cart. (28 M.) für	13 M.
„	„Schlesien",	70	„ „ „ „ (20 M.) für	10 M.
„	„Steiermark", „Böhmen",	130	„ „ „ „ (35 M.) für	13 M.
„	„Mecklenburg",	240	„ „ „ in Calico geb. (60 M.) für	32 M.

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Italienische Renaissance.

Original-Aufnahmen architektonischer Details etc.

(Leipzig. Seemann.)

Erste Serie: **Das Chorgestühl der Kirche S. Severino in Neapel**, autographirt und herausg. von A. W. Cordes und E. Giesenberg. (1875.) 5 Hfte. à 10 Blatt Fol. (12,50) M.

Zweite Serie: **Skizzenbuch eines Architekten des 16. Jahrhunderts**, autogr. und herausgeg. von E. v. Berlepsch. (1875.) 2 Hefte à 10 Blatt. Folio. (5) M.

Dritte Serie: **Schloss Stern bei Prag.** Nach Original-Aufnahmen hrsg. von Ph. Baum. Autogr. von demselben u. M. Haas. (1876–77.) 4 Hfte. à 10 Bl. Folio. (10) M.

Vierte Serie: **Das Chorgestühl der Kirche St. Eusebia in Rom.** 5 Hefte.

Zusammen 16 Hefte. Ladenpreis 40 M. für **16 M.**

Heinrich Ritter,

Unsterblichkeit.

2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Leipzig 1881.

Brochirt. 270 Seiten. **1 M.**

Eleg. geb. **1,60 M.**

Peyer im Hof,

Renaissance-Architektur Italiens.

Aufrisse, Durchschnitte und Details in 135 lithograph. Tafeln. Original-Aufnahmen mit erläuterndem Text.

I. Sammlung. 1870. (Leipzig, Seemann.) Gr. 8°. Broch. (6 M.) für **2.50 M.**

E. Aug. Rommel,

Leitfaden der

Heimathskunde von Leipzig.

4. verbesserte Auflage von Ed. Mengner.

Mit 29 Text-Abbildgn., 1 Karte u. 1 Orient.-Plan von Leipzig. Leipzig 1881.

Lex.-8°. cart. (1,20 M.) **75 Pf.**

Dr. Gustav Scheve,

Phrenologische Bilder.

Zur Naturlehre des menschlichen Geistes und deren Anwendung auf das Leben.

Dritte, neueste, vermehrte und verbesserte Aufl.

Mit 112 Abbildgn. und dem Portrait des Verf. in Stahlst.

Leipzig 1874. Broch. neu (7,50 M) für nur **2,50 M.**

Eleganter Leinwandband **3 M.**

Dr. A. Schnitzlein,

Analysen zu den natürlichen Ordnungen der Gewächse und deren sämmtl. Ordnungen in Europa.

Eine Illustration zu jedem botanischen Werke und ein Hilfsmittel zur genauen Erkenntniss der botanischen Pflanzenfamilien.

Phanerogamen auf 70 Tafeln mit 2500 Figuren. Mit erläut. Text. Erlangen. Text und Quart-Tafeln. Gross-Folio.

(Nur noch wenige Exemplare!) (12 M.) **6,50 M.**

☛ NB. Eine Illustration zu jedem botan. Werke. ☚

S. Schlitzberger,

Standpunkt und Fortschritt der Wissenschaft der

Mykologie.

Berlin 1881.

(2,50 M.) **60 Pf.**

C. Schroeder,

Das Buch vom

menschlichen Auge.

Populär geschrieben.

Stendal 1881.

Brochirt (1 M.) nur **50 Pf.**

Ralph Schropp,

Aus

verschiedenen Welten.

Novellen.

Stuttgart.

8°. Broch. (5 M.) **80 Pf.**

Eleg. geb. **1,20 Pf.**

Inhalt: Junge Leute. Eine verfehlte Grösse. Ein Phaetast. Fortunato. Aus Eitelkeit.

C. H. v. Schubert,

Die

Symbolik des Traumes.

Mit einem Anhang: »Die Sprache des Wachens. Ein Fragment.«

4. Aufl. Hrsg. v. F. H. Ranke.

8°. Broch. neu statt 4 M. für nur **1 M.**

Eleg. geb. nur **1,75 M.**

Carl Elze,

Walter Scott.

Dresden. 2 Bände.

8°. 480 Seiten (statt 3 M.) für nur **1,40 M.**

Elegant gebunden nur **2 M.**

Inhalt: Die schottischen Marken und ihre Clans. Clan und Familie Scott. Jugend und Erziehung. Lehrjahre. Eintritt in die Welt. Eintritt in die Literatur. Die Epyllien. Ashestiel. Abbotsford. Waverley Romane. Höhe und Sturz. Der Verfall. Ausgang und Tod. Zur Charakteristik.

Otto Seemann,

Die Götter und Heroen

nebst einer

Uebersicht der Cultusstätten und Religionsgebräuche der Griechen.

Eine Vorschule der Kunstmythologie.

Mit 153 Holzschnitten. Leipzig, Seemann. (1869.)

447 Seiten gr. 8°. Brochirt (6,75 M.) **2 M.**

Elegant gebunden **2.60 M.**

Dr. E. Strasburger,

Ueber

Zellbildung und Zelltheilung.

Mit 7 Tafeln.

Jena 1875.

Broch. (12 M.) **2 M.**

Gesammelte

Studien zur Kunstgeschichte.

Eine Festgabe zum 4. Mai 1885 für **Anton Springer.**

Ein starker Band von 33 Bogen mit Illustrationen und Kunstbeilagen. Cart. (25 M.) **12,50 M.**

Als Mitarbeiter dieses Werkes waren betheiligt: Otto Benndorf, H. Blümner, F. v. Duhn, Joh. Ficker, H. Brockhaus, W. v. Seidlitz, Konr. Lange, Th. Schreiber, M. Rade, J. Lessing, A. Lichtwark, H. Wallau, J. Oeri, R. Muther, R. Rahn, J. Springer, A. Dürr.

P. Sydow,

Die

Moose Deutschlands.

Berlin 1881.

(2 M.) für nur

75 Pf.

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

NACHTRAG.

Giovanni Boccaccio,

Troilus und Kressida.

(Il Filostrato.)

Epische Dichtung,
zum ersten Male deutsch von Freiherrn von B. M.
Berlin 1884.
Elegant gebunden (5 M.) für 1,80 M.

Capuana,

Italienische Märchen.

„Es war einmal."

Aus dem Italienischen übertragen in's Deutsche.
Mit vielen Illustrationen von Montalti.
Berlin.
Eleg. geb. (5 M.) für nur 1 M.
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

Kunsthistorische

Bilderbogen

mit englischem Text.

246 Tafeln Folio.
Zwei Bände. (Leipzig, Seemann.)
(37,50 M.) für 15 M.
Geb. 20 M.

Robert Dohme,

Das Königliche Schloss in Berlin.

Eine baugeschichtliche Studie.

(Zugleich Text zu dem von dem Verfasser herausgegebenen Bilderwerke in Lichtdruck.)
Mit Holzschnitten.
Leipzig, Seemann. (1876.) 4.
(8 M.) brochirt 3,50 M. Elegant gebunden 6 M.

Adolf Görling,

Geschichte der Malerei

in ihren Hauptepochen dargestellt.

Mit 192 Holzschnitten.
Leipzig, Seemann. (1867.) Zwei Bände. 787 S. gr. 8°.
Brochirt (9 M.), geb. (10,50 M.) für 4.50 M.
Elegant gebunden 6 M.

Bernhard Ohrenberg,

Bunte Seifenblasen.

Neue Märchen und Dichtungen.

Mit Illustrationen
von Theodor Flinzer und Rappard.
Berlin. 4. Hübscher Cartonband (4 M.) für nur 1 M.
Mit 9 feinen reizenden Bildertafeln.
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

A. W. Becker,

Charakterbilder

aus der Kunstgeschichte,

Zur Einführung in das Studium derselben.

Dritte Auflage,
völlig umgearbeitet von C. Clauss.

Drei Abtheilungen.
(1869.) Leipzig, E. A. Seemann. Mit 355 Holzschnitten.
424 S. gr. 8°.
Brochirt (7,20 M.) für 3 M.
Gebunden für 4 M.

D. Duncker,

Buntes Jahr.

Kinder-Kalender für 1890.

Mit 12 Monatsbildern
und vielen Textillustrationen.
Berlin. Lex.-Octav. Hübsches Cartonband (2 M.)
für nur 50 Pf.
Reicher, vielseitiger, gewählter Inhalt.

Dasselbe. Jahrg. 1887, 1888, 1889.
Ebenso à 50 Pf.
(In nur noch geringer Anzahl vorhanden.)
Aus dem Verlage des „Kladderadatsch".

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Fortsetzung folgende Seite

Niederlande — Deutschland:

Rembrandt van Rijn v. *C. Lemcke*. 53 S. Text und 12 Illustr.
Gerhard Terborch v. *C. Lemcke*. 19 S. Text und 5 Illustr.
Gabriel Metsu v. *C. Lemcke*. 13 S. Text und 5 Illustr.
Kaspar Netscher v. *C. Lemcke*. 4 S. Text und 2 Illustr.
Gerard Dov v. *C. Lemcke*. 12 S. Text und 3 Illustr.
Frans v. Mieris v. *C. Lemcke*. 8 S. Text und 2 Illustr.
Jan Steen v. *C. Lemcke*. 18 S. Text und 6 Illustr.
Adriaen v. Ostade v. *C. Lemcke*. 18 S. Text und 5 Illustr.
Pieter de Hooch v. *C. Lemcke*. 7 S. Text und 2 Illustr.
Jan Vermeer v. Delft v. *C. Lemcke*. 10 S. Text und 2 Illustr.
Adr. v. d. Werff v. *C. Lemcke*. 11 S. Text und 3 Illustr.
Die Niederländischen Landschafts-, See-, Thier- und Schlachtenmaler (15) des XVII. Jahrhunderts v. *A. v. Würzbach*. 96 S. Text und 30 Illustr.
Veit Stoss v. *R. Bergau*. 18 S. Text und 6 Illustr.
Adam Krafft v. *R. Bergau*. 18 S. Text und 7 Illustr.
Peter Vischer und seine Söhne v. *R. Bergau*. 59 S. Text und 11 Illustr.
Andreas Schlüter v. *R. Dohme*. 17 S. Text und 6 Illustr.
Ant. Raph. Mengs v. *Fr. Reber*. 20 S. Text und 3 Illustr.
Angelica Kaufmann v. *Wessely*. 11 S. Text und 3 Illustr.
Dan. Chodowiecki v. *R. Dohme*. 17 S. Text und 4 Illustr.

Spanien — Frankreich — England:

Bartol. Estéban Murillo v. *H. Lücke*. 37 S. Text und 9 Illustr.
Diego Velasquez v. *H. Lücke*. 25 S. Text und 5 Illustr.
Francisco Goya v. *H. Lücke*. 11 S. Text und 5 Illustr.
Jacqu. Andr. Ducerceau v. *J. Janitsch*. 19 S. Text und 4 Illustr.
Jacqu. Callot v. *G. Kinkel*. 21 S. Text und 7 Illustr.
Jul. Hard. Mansart v. *R. Dohme*. 23 S. Text und 7 Illustr.
Nic. Poussin v. *C. A. Regnet*. 22 S. Text und 5 Illustr.
Charl. Lebrun v. *C. A. Regnet*. 14 S. Text und 4 Illustr.
Pierre Mignard v. *C. A. Regnet*. 15 S. Text und 4 Illustr.
Claude Lorrain v. *C. A. Regnet*. 16 S. Text und 5 Illustr.
Hyac. Rigaud v. *C. A. Regnet*. 8 S. Text und 3 Illustr.
Ant. Watteau v. *R. Dohme*. 23 S. Text und 5 Illustr.
Franc. Boucher v. *R. Dohme*. 13 S. Text und 4 Illustr.
J. B. Sim. Chardin v. *Wessely*. 17 S. Text und 4 Illustr.
Die französischen Illustratoren des 18. Jahrhunderts v. *Wessely*. 20 S. Text und 6 Illustr.
Jean Greuze v. *R. Dohme*. 15 S. Text und 5 Illustr.
Jacqu. Louis David v. *C. A. Regnet*. 20 S. Text und 6 Illustr.
William Hogarth v. *J. Beavingt.-Atkinson*. 19 S. Text und 4 Illustr.
Joshua Reinalds v. *J. Beavingt.-Atkinson*. 15 S. Text und 5 Illustr.
Thom. Gainsborough v. *J. Beavingt.-Atkinson*. 27 S. Text und 4 Illustr.

In 3 stattlichen hocheleganten Originaleinbänden (80 M.) **für nur 25 M.**

Aufträge im Betrage von 10 Mark und mehr in Deutschland franco!

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. — B. Herder, Wien I, Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [76]

Baumgartner, A., S. J., Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien. Zwei reich illustrirte Bände

II. Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Tonbildern. gr. 8°. (XX u. 522 S.) M. 9.—; geb. in Leinwand mit Deckenpressung in Farbendruck M. 12.—. — 1889 wurde ausgegeben.

I. Island und die Faröer. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte. gr. 8°. (XVI u. 462 S.) M. 8.—; geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck M. 11.—.

Aus den Urtheilen der Presse über „Island und die Faröer":

„Das Buch ist lebendig geschrieben, reichhaltig, solid fundamentirt und auch äußerst gut ausgestattet; wir stehen nicht an, es als das beste populäre Werk über Island warm zu empfehlen." (Geograph. Nachrichten. Basel 1889. Nr. 18.)

„Der Reichthum des Inhalts steht mit der Anmuth der Form in harmonischem Zusammenhang. Eine jugendfrische Lebensauffassung wie offenherziger Humor gewähren mit der sichern Belehrung gleichzeitig eine anziehende Unterhaltung." (Deutscher Reichsanzeiger u. Kgl. Preuß. Staatsanzeiger. Berlin 1889. Nr. 2, erste Beil.)

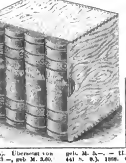
Früher ist erschienen:

— Reisebilder aus Schottland. Mit einem Titelbild, 15 in den Text gedruckten Holzschnitten und 16 Vollbildern. gr. 8°. (XX u. 316 S.) M. 5.—; elegant geb. M. 8.—.

Viersprachiges Taschenwörterbuch

v. **Ign. Eman. Wessely,**
Bearbeiter des Thieme'schen Wörterbuches.

I. Teil: **Deutsch-italienisch-englisch-französisch.** 466 S. — II. Teil: **Italiano-tedesco-francese-inglese.** 530 Seiten. — III. Teil: **English-French-Italian-German.** 676 S. — IV. Teil: **Français-anglais-allemand-italien.** 575 Seiten.
Preis f. alle 4 Teile geb. in eleg. Pappkapsel M. 8.
Preis des einzelnen Teiles geb. M. 2.40.



Deutsch-dänisch-norw.-schwedisches Taschenwörterbuch. [78]

I. Teil: **Deutsch-dänisch-norwegisch-schwedisch.** 383 S. — II. Teil: **Dansk-norsk-svensk-tysk.** 435 S.
Preis für beide Teile in einen Band gebunden M. 4.—.
Preis für beide Teile in zwei Bände geb. in eleganter Pappkapsel M. 4.50.
Preis des einzelnen Teiles geb. M. 2.40.

Goethe's Leben von H. Düntzer. 2. Aufl. Mit authentischen Illustr.: 55 Holzschn. u. 4 Beilagen (facsimilierte Autographieen). 1882. 45 Bog. in Okt. M. 8.—; sehr eleg. geb. M. 10.—

Schiller's Leben v. H. Düntzer. Mit authent. Illustrat.: 46 Holzschn. u. 5 Beilagen (facsimilierte Autographieen). 1881. 36 Bog. in Oktav. Preis M. 7.—; sehr eleg. geb. M. 9.—.

Die ethische Bewegung in der Religion. Von Stanton Coit, Dr. ph. (Berlin). Übersetzt von Georg v. Gizycki. (IV. 227 S. 8.) Preis M. 3.—, geb. M. 3.60.

Sprachgebrauch u. Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. 6. Aufl. 1890. Geh. M. 5.—.

Ueber Deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustaf Andresen. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Geh. M. 5.—.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgeg. v. K. J. Schröer. — I. Teil: 2., revid. Aufl. (XCIX u. 305 S. 8.). 1886. Geh. M. 3.75, geb. M. 5.—. — II. Teil: Zweite, revidierte Auflage (CXIV u. 441 S. 8.). 1888. Geheftet M. 5.25, gebunden M. 6.50.

H. A. Daniel's illustriertes kleineres Handbuch der Geographie.

Zweite Auflage bearb. v. **Dr. W. Wolkenhauer.** Mit 527 Illustr. u. Karten im Texte. 2 Bde. 188½ Bog. Lex.-8°) M. 18.—, eleg. geb. M. 21.40.

VERLAG VON O. R. REISLAND IN LEIPZIG

In keiner Familie sollte fehlen:

Herbert Spencer,

Die Erziehung

in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.

In deutscher Uebersetzung herausgegeben von

Prof. Dr. Fritz Schultze,

Dritte, verbesserte Auflage.

Preis: broch. 3 M.
Elegant gebunden 4 M.

Die Lebensgeschichte der

Gestirne.

In Briefen an eine Freundin.

Eine populäre Astronomie von

M. Wilh. Meyer,
Director der „Urania" in Berlin.

Mit 46 Illustrationen.
2 Tafeln und 1 Titelbild. 2. Aufl.

Geh. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Eine genußreiche Lectüre für Jedermann, selbst wenn man sich für astronomische Dinge zunächst gar nicht interessiert.

Osterburg.

Tagebuchblätter von

Ernst Harmening,
Reichstagsabgeordneter.

Geh. 2 M. 40 Pf.
Elegant gebunden 3 M. 50 Pf.

Diese Tagebuchblätter, während der Festungshaft des Autors auf der Osterburg b. Weida entstanden, werden in allen Kreisen großem Interesse begegnen. [58]

Fr. Mauke's Verlag in Jena.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. — Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Bibal in Berlin.

24

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Siebzehnter Jahrgang. **Heft 3.** December 1890.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Alexander Degenmann. — Sotschek & Co. — **Chicago**, Kolling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel (vorh.: Alb. Cammermeyer). — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Lorenz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & Mc Gee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, U. Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. — Meyer & Zeller. — Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß.

December 1890.

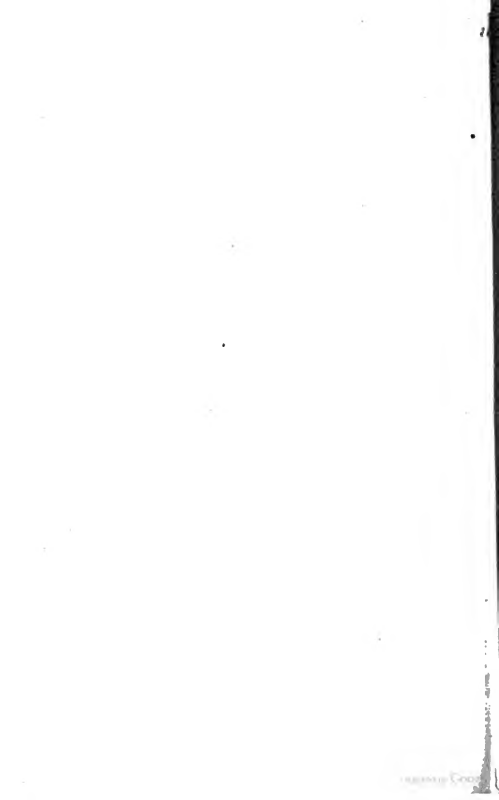
Alle für die „Deutsche Rundschau" bestimmten Briefe, Bücher und sonstigen Sendungen sind ausschließlich zu adressiren:

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau",

Berlin, W., Lützowstraße 7,

Manuscripte aber nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2789




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2789

